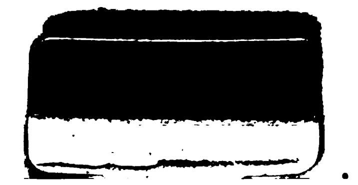

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom

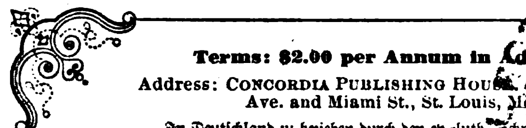
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

Zweiundsechzigster Band.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: Concordia Publishing House, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.

Lehre und Wehre

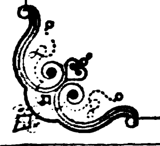
Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

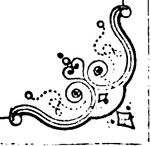
Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — Januar.





St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.

Published monthly.

Inhalt.

Inhalt.

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Juni.

Juli.

August.

September.

Oktober.

November.

Dezember.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. | Januar 1916. | Nr. 1.

Lehrbasis der Generalsynode seit 1913.

Als die Generalsynode 1820 in Hagerstown, Md., gegründet wurde, enthielt ihre Konstitution keinerlei Bekenntnis zu irgendeinem lutherischen Symbol. Worin dies seinen Grund hatte, gibt D. Nebe in seiner „Kurzgefaßten Geschichte der Lutherischen Kirche Amerikas", deren Neuerscheinen diesen Artikel veranlaßt hat, also an: „Schon 1792 hatte die Pennsylvaniasynode eine neue Konstitution angenommen, in welcher jede Erwähnung des Bekenntnisses der lutherischen Kirche vermieden worden war, um sich den Weg für eine Vereinigung mit den Reformierten offen zu halten. 1819 beschlossen sie, mit den Reformierten zusammen ein theologisches Seminar zu gründen, und 1822 gab sie ihrem Verlangen nach einer Union mit der reformierten Kirche Ausdruck. Im New York-Ministerium herrschte der Sozinianismus, und dessen Präsident, D. Quitman, war einer von denen, die die Gründung der Generalsynode betrieben. So läßt sich leicht verstehen, warum die Generalsynode um 1820 in ihrer Konstitution von der Augsburgischen Konfession nicht reden konnte." Damals bestand eben die Generalsynode aus dem New York-Ministerium und den Synoden von Pennsylvania, von North Carolina und von Maryland und Virginia. Im Jahre 1829 nahm die Generalsynode für ihre Distriktssynoden eine Konstitution an, nach welcher der zu ordinierende Pastor zu bekennen hat, daß die Schrift die „unfehlbare Richtschnur des Glaubens und Lebens" sei, und „daß die Grundlehren des göttlichen Wortes im wesentlichen richtig (in a manner substantially correct) gelehrt werden in den Lehrartikeln der Augsb. Konfession". In ihre eigene Konstitution nahm die Generalsynode erst 1835 einen Paragraphen auf, der von den sich anschließenden Synoden verlangte, daß sie „die Grundlehren der Bibel annehmen sollten, wie sie unsere Kirche lehrt". Der reformierten Richtung innerhalb der Generalsynode gegenüber, die später die Augustana durch die "Definite Platform" zu ersetzen suchte, gelang es 1864 der Versammlung in York, Pa., einen Beschluß durchzusetzen, welcher von allen in die Generalsynode neueintretenden Synoden verlangt,

daß sie „die Augsburgische Konfession als eine richtige Darlegung der fundamentalen Lehren des göttlichen Wortes" anerkennen. Zur konstitutionellen Annahme gelangte dieser Beschluß 1869 auf der Versammlung in Washington, D. C.[1]) Von konfessioneller Bedeutung wurde auch die 1856 von Krauth jun. verfaßte und 1864 ebenfalls in York von der Generalsynode angenommene sogenannte "York Resolution", in welcher sich neben andern, zumal im historischen Lichte zweifelhaften Lehren auch der Satz findet: „Die göttliche Autorität des Sabbats, als Tages des HErrn, halten wir fest (and maintains the divine obligations of the Sabbath)." (Proceedings 1911, p. 343.)[2])

Dieser Lehrbasis wurden in den folgenden dreißig Jahren keine weiteren Bestimmungen hinzugefügt. Wie aber „Lehre und Wehre"

1) Dieser Beschluß von 1864, resp. 1869, lautet: "All regularly constituted Lutheran Synods, not now in connection with the General Synod, receiving and holding, with the Evangelical Lutheran Church of our fathers, the Word of God, as contained in the Canonical Scriptures of the Old and New Testaments, as the only infallible rule of faith and practise, and the Augsburg Confession, as a correct exhibition of the fundamental doctrines of the divine Word, and of the faith of our Church founded upon that Word, may at any time become associated with the General Synod by adopting this Constitution and sending delegates to its Convention according to the ratio specified in section first of this Article." (Proceedings 1911, p. 340.)

2) Seite 154 seiner „Geschichte" bringt Neve die "York Resolution" in folgender Übersetzung: „Diese Synode, welche auf dem Worte Gottes als der alleinigen Autorität in Glaubenssachen ruht und dieses für ihre unfehlbare Bürgschaft ansieht, verwirft die römische Irrlehre von der äußerlichen Gegenwart oder die Transsubstantiation und in Verbindung damit auch die Konsubstantiation sowie die römische Messe und alle Zeremonien, welche die Messe mit sich bringt; sie leugnet, daß die Sakramente irgendwelche opus operatum-Kraft besitzen, oder daß die Segnungen der Taufe und des Abendmahls ohne Glauben empfangen werden können; sie verwirft die Ohrenbeichte und priesterliche Absolution und hält, daß es auf Erden keine Priesterschaft außer der aller Gläubigen gebe, und daß nur Gott Sünden vergeben könne; die göttliche Autorität des Sabbats, als Tages des HErrn, halten wir fest; und indem wir nun von ganzem Herzen irgendwelchen Teil unserer Konfession verwerfen würden, welcher Lehren enthielte, die diesem unserm Zeugnis zuwider sind, so erklären wir doch vor Gott und der Kirche, daß nach unserm Urteil die Augsburgische Konfession, rechtmäßig ausgelegt, in vollster Übereinstimmung mit diesem unserm Zeugnis und mit den Lehren der Heiligen Schrift betreffs der angegebenen Irrtümer ist." — „Von der äußerlichen Gegenwart", so übersetzt Neve die Worte des Originals "of the *real* presence" (Proceedings 1909, p. 315). Die lutherische Lehre vom Abendmahl kommt in der "York Resolution" nicht zum Ausdruck. Reformiertgesinnte konnten sie ohne Skrupel unterschreiben, zumal, wenngleich mit Unrecht, unter Englischredenden wohl allgemein das Wort „Konsubstantiation" als Bezeichnung der lutherischen Lehre von der realen, substantiellen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl galt.



seinerzeit ausführlich berichtete, gelang es seit 1895 der konservativen Richtung, eine Anzahl neuer Beschlüsse die Bekenntnisstellung der Generalsynode betreffend durchzusetzen: 1895 in Hagerstown, Md., 1901 in Des Moines, Iowa, und 1909 in Richmond, Ind. Der Beschluß von Hagerstown bezeichnet neben Gottes Wort als gegenwärtige Lehrbasis „die Ungeänderte Augsburgische Konfession als in allen Punkten in vollkommener Übereinstimmung mit demselben" (Worte Gottes) „— nichts mehr, nichts weniger".[3] Der in Des Moines gefaßte Beschluß verwirft es, „wenn man irgendeinen Unterschied macht zwischen fundamentalen und sogenannten nichtfundamentalen Lehren der Augsburgischen Konfession".[4] Die in Richmond gefaßten Beschlüsse betonen, wie D. Neve den Inhalt derselben kurz summiert, „daß die Generalsynode auf der ungeänderten Augsburgischen Konfession stehe, und daß sie von einer Unterscheidung zwischen Fundamentalem und Nichtfundamentalem in der Augustana mit Rücksicht auf konfessionelle Verpflichtung auf dieselbe nichts wissen wolle. Es wird betont, daß in der Augustana alles fundamental sei, daß alles verpflichtend sei. Und mit Bezug auf die übrigen Bekenntnisschriften erklärte die Synode in Richmond, daß sie diese in hohen Ehren halte, sie ansehe als a most valuable body of Lutheran belief, welche die Lehren der Augsburgischen Konfession entwickelten".[5]

---

3) Der Beschluß von Hagerstown 1895 lautet: "Resolved, That, in order to remove all fear and misapprehension, this convention of the General Synod hereby expresses its entire satisfaction with the present form of doctrinal basis and confessional subscription, which is the Word of God, the infallible rule of faith and practise, and the Unaltered Augsburg Confession as throughout in perfect consistence with it, — nothing more, nothing less." (Proceedings 1909, p. 60.)

4) Der 1901 in Des Moines gefaßte Beschluß lautet: "Resolved, That, in these days of doctrinal unrest in many quarters, we rejoice to find ourselves unshaken in our spiritual and historic faith, and therefore reaffirm our unreserved allegiance to the present basis of the General Synod; and we hold that, to make any distinction between fundamental and so-called non-fundamental doctrines in the Augsburg Confession, is contrary to that basis as set forth in our formula of confessional subscription." (Proceedings 1909, p. 60.)

5) Den Ausdruck "unaltered" betreffend, gab die Versammlung in Richmond 1909 folgende Erklärung: "While the General Synod's formula of confessional subscription mentions only the Augsburg Confession, without specifying the terms 'altered' or 'unaltered,' yet it is a historical fact that the General Synod has never subscribed to any edition of the confession save the 'unaltered' form, and does not now subscribe to any other edition. This is known as the *Editio Princeps* of 1530/31, and is precisely the edition from which a translation was prepared by a joint committee of the General Synod, the General Council, the United Synod in the South, and the Joint Synod of Ohio 'as a Common Standard of the Augsburg Confession in English.'" (Proceedings 1909, p. 56 f.) — Den

Die obigen Bestimmungen selber sind jedoch nicht der Konstitution der Generalsynode einverleibt worden durch Annahme derselben seitens ihrer Distriktssynoden. Statt dessen beschloß die Versammlung in Rich-

---

Terminus "fundamental" betreffend, erklärte dieselbe Versammlung: "When the General Synod says, in her formula of confessional subscription, that she accepts 'the Augsburg Confession as a correct exhibition of the fundamental doctrines of the divine Word, and of the faith of our Church founded upon that Word,' she means precisely what she says, namely, that the fundamental doctrines of God's Word are correctly set forth in the Confession. She does not mean that some of the doctrines set forth in the Confession are non-fundamental, and, therefore, may be accepted or rejected; she means that they are all fundamental, and their exhibition in the Confession is to be accepted by those who subscribe to the Confession. Relative to this matter, the General Synod, at Des Moines, Iowa, in 1901, declared that 'to make any distinction between fundamental and so-called non-fundamental doctrines in the Augsburg Confession is contrary to that basis' — the basis of the General Synod — 'as set forth in our formula of confessional subscription.' Likewise, at Hagerstown, Md., in 1895, the General Synod declared the Augsburg Confession to be 'throughout in perfect consistence' with the Word of God. Those official declarations, together with the well-known York Resolution, adopted in 1864, bind the General Synod to the Augsburg Confession in its entirety. The General Synod therefore asserts that the chief or foundation doctrines of God's Word are set forth in the Confession, and that they are correctly set forth therein." (p. 57.) — Der 1909 in Richmond gefaßte Beschluß lautet: "Resolved, That, inasmuch as the Augsburg Confession is the original, generic confession of the Lutheran Church, accepted by Luther and his coadjutors, and subscribed to by all Lutheran bodies the world over, we therefore deem it an adequate and sufficient standard of Lutheran doctrine. In making this statement, however, the General Synod in no wise means to imply that she ignores, rejects, repudiates, or antagonizes the Secondary Symbols of the Book of Concord, nor forbids any of her members from accepting or teaching all of them, in strict accordance with the Lutheran regulating principle of justifying faith. On the contrary, she holds those Symbols in high esteem, regards them as a most valuable body of Lutheran belief, explaining and unfolding the doctrines of the Augsburg Confession, and she hereby recommends that they be diligently and faithfully studied by our ministers and laymen." (p. 60.) — Die in der Form von 1864 enthaltene Phrase "the Word of God, as contained in the canonical Scriptures" betreffend, wurde in Richmond 1909 folgender Beschluß gefaßt: "Whereas the phrase, 'the Word of God, as contained in the canonical Scriptures of the Old and New Testaments,' occurs in our formula of confessional subscription; and, whereas, when our fathers framed this language the theological distinction between the two statements, 'The Bible *is* the Word of God' and, 'The Bible *contains* the Word of God,' had not yet been made, or, at least, was not yet in vogue, and therefore there could have been no intention on their part of committing the General Synod to lax or heretical views of the inspiration of the Sacred

mond 1909, durch ein Komitee alle Bestimmungen der Generalsynode ihre Lehrbasis betreffend in eine kurze Erklärung zusammenzufassen, um sie von der nächsten Versammlung den Distrikten zur Annahme unterbreiten zu lassen. Der Versammlung in Washington, D. C., 1911 wurden demzufolge zwei neue Artikel vorgelegt, welche an die Distriktssynoden zur Abstimmung verwiesen wurden. Nach zwei Jahren wurde der Versammlung in Atchison, Kans., berichtet, daß die neue Lehrbasis von allen Synoden angenommen sei und somit von 1913 an einen Teil der Konstitution der Generalsynode bilde. Diese beiden Artikel, welche Große in seinen „Unterscheidungslehren" vom Jahre 1911 noch nicht mitteilen konnte, lauten nach Neve in deutscher Übersetzung, wie folgt: „Artikel II. Lehrbasis. Die Generalsynode mit der evangelisch-lutherischen Kirche der Väter stellt sich auf die kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments als das Wort Gottes und die unfehlbare Regel für Glauben und Leben; und sie stellt sich auf die Ungeänderte Augsburgische Konfession als eine richtige Darlegung des Glaubens und der Lehre unserer Kirche, als gegründet auf das Wort. Artikel III. The Secondary Symbols. Während die Generalsynode die Augsburgische Konfession als eine genügende und durchaus angemessene Lehrbasis für das Zusammenwirken lutherischer Synoden hält, so erkennt sie doch die Apologie der Augsburgischen Konfession, die Schmalkaldischen Artikel, den Kleinen Katechismus Luthers, den Großen Katechismus Luthers und die Konkordienformel an als Erklärungen lutherischer Lehre von großem geschichtlichen und erklärenden Werte, und besonders empfiehlt sie den Kleinen Katechismus als Wegweiser für den Unterricht." 6)

Scriptures, but, on the contrary, a sincere desire to plant her firmly on the true doctrine of Biblical inspiration; and whereas the General Synod has ever occupied the same position with reference to the true and complete inspiration of the canonical Scriptures; therefore, Resolved, That we herewith declare our adherence to the statement, 'The Bible *is* the Word of God,' and reject the error implied in the statement, 'The Bible *contains* the Word of God.'" (p. 60.)

6) Der englische Wortlaut dieser Beschlüsse ist folgender: "Article II. Doctrinal Basis. With the Evangelical Lutheran Church of the Fathers, the General Synod receives and holds the canonical Scriptures of the Old and New Testaments as the Word of God and the only infallible rule of faith and practise; and it receives and holds the Unaltered Augsburg Confession as a correct exhibition of the faith and doctrine of our Church as founded upon the Word. — Article III. The Secondary Symbols. While the General Synod regards the Augsburg Confession as a sufficient and altogether adequate doctrinal basis for the cooperation of Lutheran synods, it also recognizes the Apology of the Augsburg Confession, the Smalcald Articles, the Small Catechism of Luther, the Large Catechism of Luther, and the Formula of Concord as expositions of Lutheran doctrine of great historical and interpretative value, and especially commends the Small

In seiner „Geschichte der Lutherischen Kirche Amerikas" bemerkt D. Neve die Annahme dieser neuen Lehrbasis betreffend: „Hiermit war in der Generalsynode ein großer Schritt vorwärts, in der Richtung konfessioneller Korrektheit, getan. Das ausdrückliche Nennen der ‚Ungeänderten' Augsburgischen Konfession bedeutete ein ausdrückliches Bekenntnis gegen den Melanchthonismus, das heißt, gegen die Definite Platform-Theologie oder das ‚amerikanische Luthertum'. Und die Beseitigung der alten Redensart von den Fundamentallehren bedeutete das Aufräumen mit einem Ausdruck, der in der Generalsynode viel Schaden angerichtet hat." Gewiß, über den Fortschritt, den die Annahme der obigen Lehrbasis bedeutet, kann sich jeder Lutheraner nur freuen. Und doppelt gilt das von jedem Missourier. Ist es doch nur eine matte Anerkennung des wirklichen Sachverhalts, wenn Neve von dem Einfluß Walthers und unserer Synode schreibt: „Die geschlossene Einheit, verbunden mit der Größe (denn Missouri wurde bald die weitaus größte Synode), übte nach außen hin einen gewaltigen Einfluß aus und stärkte insonderheit in den östlichen Synoden das bereits erwachte konfessionelle Bewußtsein." Und war doch der Missourier Wyneken jedenfalls einer der ersten, der vor der versammelten Generalsynode ein kräftiges und wirklich gesund lutherisches Zeugnis ablegte wider ihre falschen Lehren, und zwar zu einer Zeit, da man ein solches Eintreten für treues Luthertum kaum noch höher als einen schlechten Witz einzuschätzen wußte! Die „Lutherische Hirtenstimme" vom 1. Juli 1845 bemerkt in ihrem Bericht über die Verhandlungen der 13. Versammlung der Generalsynode in Baltimore: „P. Wyneken von Baltimore sprach sich zu verschiedenen Malen gegen die Lehre und Gebräuche, Bücher und Zeitschriften der lutherischen Kirche" [gemeint ist die Generalsynode mit ihren damaligen Lehren, Maßregeln und Schriften; cf. „Lutheraner" I, S. 96] „aus und drohete, gegen dieselben zu zeugen. Die Synode hörte gutmütig dieser spaßhaften Motion zu und legte dieselbe auf den Tisch." Wie sollten wir Missourier uns also nicht freuen über eine Frucht, die mit durch unser Wahrheitszeugnis zustande gekommen ist! Falschen Vorstellungen würde man sich aber hingeben, wenn man aus der formalen neuen Bekenntnisstellung der Generalsynode ohne weiteres folgern wollte, daß auch der reale Tatbestand in der Generalsynode mit ihrer jetzigen offiziellen Erklärung sich wirklich deckte, und somit die General-

Catechism as a book of instruction." (Proceedings 1913, p. 126.) — Auf der Versammlung in Atchison, Kans., 1913 wurde von der Generalsynode auch folgender Abschnitt aus dem Bericht des Common Service Committee angenommen: "The minutes of the District Synods . . . also show that the amendments relating to the doctrinal basis were approved by all of the Synods. 1. Resolved, In view of the fact that the requirements of the Constitution in regard to its amendment have been met, it is hereby declared that the said amendments have been adopted, and are parts of the Constitution of this body."

synode jetzt von allem Unionismus absolviert werden müßte. Wir hoffen jedoch, daß die Generalsynode in der Zukunft weitere Fortschritte machen wird, und zu dem Ende weisen wir im folgenden hin auf etliche Punkte, die bei der Beurteilung der Generalsynode nicht außer acht gelassen werden dürfen. F. B.

(Schluß folgt.)

Bibel und Morallehre in den öffentlichen Schulen.

(Schluß.)

Ohne eine gewisse Sittlichkeit und Ehrbarkeit, die justitia civilis, ist das Zusammenleben der Menschen, also der Bestand des Staates, nicht möglich. Diese Sittlichkeit hat der Staat demnach zu fordern und darf sie deswegen natürlich auch lehren, und zwar in dem Umfange, in dem sie ihn angeht, mit den Lehrmitteln, die er hat, und mit In-Betrieb-Setzen der Motive, die er erzeugen, wecken und kontrollieren kann.

Der Umfang der bürgerlichen Gerechtigkeit. Der Staat kann nur die Tugenden fordern, die zum geordneten, friedlichen Zusammenleben der Menschen nötig sind, und kann nur die Untugenden strafen, die das friedliche, geordnete Zusammenleben der Menschen stören oder unmöglich machen. Ihn gehen deswegen nur die Gebote der zweiten Tafel an und auch diese nur, sofern sie die äußere Tat betreffen zum Nachteil des andern Bürgers, der dieselben Rechte hat. Heßhusius: „Und ist ganz fein von Aristoteles gesagt: Magistratus est custos legis, die Obrigkeit ist eine Schutzherrin des Gesetzes. Es führt aber die Obrigkeit nicht das ganze Gesetz, sondern nur ein Stücklein davon, nämlich soviel die äußerliche Zucht und Gehorsam belanget, den die weltliche Herrschaft richten kann." (Baier, ed. Walther, III, 730.) Luther: „Oberkeit soll nicht wehren, was jedermann lehren und glauben will, es sei Evangelium oder Lügen; ist genug, daß sie Aufruhr und Unfried' zu lehren wehre." (Ebenda, 732.)

Man darf an den Staat ja nicht zu hohe Forderungen stellen in bezug auf die Sittlichkeit, die er zustande bringen und erzwingen soll. Da muß man mit wenigem zufrieden sein. Weil in jedem Volke die große Masse ungläubig und gottlos ist, so ist es nicht möglich, und es ist gar nicht Aufgabe des weltlichen Regiments, im Staate es dahin zu bringen, daß da alles nach der Richtschnur des göttlichen Wortes gehe, daß alle Bürger wandeln, wie sie vor Gott wandeln sollen. Das war selbst in Israel nicht möglich. Von dem, was Moses als Prophet und Mund Gottes bei Androhung göttlichen Zorns und Strafe befahl und ordnete, mußte er als politischer Leiter doch vieles nachlassen um der Leute Herzenshärtigkeit willen. Der HErr Christus selbst konstatiert einfach dieses Faktum, ohne ein Wort des Tadels gegen Moses, der

nachließ, was er nicht durchsetzen konnte, sondern nur gegen die Leute, die die harten Herzen hatten, Matth. 19, 7 f. Wenn man zu unserer Zeit auf die Notwendigkeit eines besseren Moralunterrichts und energischerer Forderung eines höheren Grades der Sittlichkeit dringt, dann weist man gerade auch auf solche Dinge hin wie die Laxheit im Eingehen und im Zerreißen der Ehe. Man weist hin auf die vielen leichtfertigen Ehescheidungen. Das seien doch Zustände, die eines christlichen Volkes unwürdig seien. Aber da muß man vorerst sich der Fabel von dem christlichen Volk entledigen. Die Christen im Volk haben ihre Weisungen in Gottes Wort und richten sich danach. Bei den andern muß der Staat es machen, so gut er kann, sich freuen, wenn er das Ärgste verhüten kann, muß oft geringere Übel und Sünden hingehen lassen, um größere und unleidlichere zu verhüten. Er soll nicht versuchen, die Welt fromm zu machen. Köstlich sind die Worte Luthers, die er anmerkt zu Ps. 45, 7: „Das Zepter deines Reichs ist ein gerades Zepter." Er sagt da unter anderm: „So ist nun das die Summa, daß alle andern Könige etlichermaßen Tyrannen sind und nicht ein gerades Zepter haben; ihre Regierung geht nicht ab ohne Gebrechen und Übeltaten und Tyrannei, wie wir an den besten Königen sehen, an David und andern. Aber allein Christus hat in seinem Reich ein gerades Zepter. Warum das? Weil unser König das Wort Gottes hat, welches rein ist auch bis auf den kleinsten Tüttel (puncto mathematico). Ihr wißt aber, daß Aristoteles in seiner Sittenlehre (ethicis) die sittlichen Dinge mit dem physischen Punkte und nicht mit dem mathematischen vergleicht. Ein Rechtsgelehrter, welcher Recht spricht, trifft nicht den mathematischen Punkt oder das Unsichtbare; es ist genug, daß er den Umkreis getroffen hat, und zwar je näher dem Zentrum, desto besser; den Zweck trifft er nicht, ist genug, daß er nicht gar über das Ziel hinschießt. Denn in den Dingen, die Recht und Unrecht anbetreffen (in materia morali), muß man den Punkt zwei Schritt groß setzen, den Umfang aber so groß als etwa eine Stadt. Wenn man das tut, wird man des Ziels nicht ganz und gar fehlen. Denn es sind nirgends solche Gesetze, welche ohne Mangel wären, und nirgends kann man einen solchen König finden, der ohne Ungerechtigkeit regierte. Es ist aber genug, daß die Gesetze und die Könige sich bemühen, das Ziel zu treffen, damit sie nicht gar überhinschießen . . ., so daß die Gesetze und die bürgerliche Gerechtigkeit in Wahrheit gleichsam wie eines Bettlers Mantel sind, der aus mancherlei Lappen zusammengenäht ist, welche man hernach wegen der Verschiedenheit der Fälle (negotiorum) ändern und bessern muß, hinzu- und davontun." (V, 392 f.)

Die Motive, die der Staat hinter seine Verordnungen setzen kann, sind der willige Gehorsam aus Vernunft und natürlichem Gewissen oder der durch Gewalt erzwungene Gehorsam. Nicht wahre Furcht und Liebe zu Gott. Diese kann keine äußere Dressur, keine gesetzliche Unterweisung, selbst Gottes Gesetz nicht, erzeugen. Die schafft

nur das Evangelium von der Gnade Gottes und der Vergebung der Sünden. Und da tut die Kirche dem Staate den wichtigsten Dienst, daß sie Leute mit diesen Motiven erfüllt, die dann untertan sind der menschlichen Ordnung, nicht allein um der Strafe willen, sondern um des HErrn und um des Gewissens willen.

Gehorsam fordert die Obrigkeit und muß sie fordern. Das sind immer die Ausdrücke: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit“, Röm. 13, 1; „Seid untertan aller menschlichen Ordnung“, 1 Petr. 2, 13; „Erinnere sie, daß sie den Fürsten und der Obrigkeit untertan und gehorsam seien“, Tit. 3, 1; „Ganz Israel war ihm [Salomo] gehorsam“, 1 Chron. 30, 23. Das kann ein williger Gerhorsam sein, und bei den verständigen, guten Bürgern ist es das. Das sind dann die „Frommen“ mit ihren „guten Werken“, die von den Gewaltigen nichts zu fürchten haben, sondern „Lob von derselben haben“, Röm. 13, 3; 1 Petr. 2, 14. Sie bedenken die Notwendigkeit und den Nutzen der bürgerlichen Ordnung, daß sie da ist „dir zu gut“, Röm. 13, 4; „Gottes Diener, die solchen Schutz sollen handhaben“, Röm. 13, 6. Daß dem Bösen gesteuert, über die Übeltäter Rache gebracht wird, 1 Petr. 2, 14, das dient den guten Bürgern dazu, daß sie „ein ruhig und stilles Leben führen mögen“, 1 Tim. 2, 2, ihres Lebens und ihres Besitztums versichert leben können. Solche gute Bürger müssen die Mehrzahl im Volke sein und sind es auch, sonst gäbe es ein ewiges Rädern, Hängen und Köpfen, und der Bestand eines Staates, das Bestehen irgendwelcher Ordnung und das Zusammenleben der Menschen wäre einfach unmöglich. Allermeist muß das der Fall sein in Ländern, wo das die dem ganzen Staatsgebäude zugrunde liegende Doktrin ist, daß die Regierung ihre rechtmäßigen Gewalten von der Einwilligung der Regierten her hat, wo die Konstitutionen anfangen: “We, the people.” Es gibt aber auch immer Böse, die zum äußeren Gehorsam gezwungen und für ihre Vergehen gestraft werden müssen. „Die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfahen“, Röm. 13, 2; denen sind die Gewaltigen zu fürchten, V. 3; die sollen wissen und es erfahren: die Obrigkeit trägt das Schwert, und das trägt sie nicht umsonst; sie ist eine Rächerin zur Strafe über die, die Böses tun, V. 4. Für diese Leute sind den Gesetzen Strafbestimmungen angehängt (penal clauses). Für die ist das Schwert, die Strafgewalt. Mehr kann die Obrigkeit nicht tun, als daß sie die nötigen Gesetze macht, welche das geordnete, friedliche Beisammenleben der Menschen ordnen und möglich machen, und daß sie dann für diese Gesetze Gehorsam fordert und, wenn nötig, erzwingt.

Aber mit beiden wollen die Leute sich nicht begnügen, die auf eine sittliche, religiöse, gar christliche Unterweisung und Erziehung durch den Staat hinarbeiten. Sie stellen einmal die Forderung des zu erzielenden sittlichen Lebens zu hoch, begnügen sich nicht mit dem Sichschicken in bürgerliche Ordnungen, sind nicht zufrieden mit der äußerlichen justitia civilis, sondern der Staat soll die Leute fromm machen, daß sie nach

Gottes Wort wandeln. Er soll „die christliche Ehe“, „den christlichen Sabbat“ usw. erzwingen. Und das andere; und das ist es allermeist. Am Wissen fehlt es nicht. Alles, was zu einem ehrbaren Leben nötig ist, weiß jeder Mensch, so gewiß er Vernunft und natürliches Gewissen hat, und des Gesetzes Werk in seinem Herzen beschrieben ist, Röm. 2, 15. Aber es liegt daran, daß die Menschen das nicht tun, wovon sie ganz gut wissen, daß sie es tun sollten; es fehlt das rechte treibende Motiv, die Furcht Gottes. Da soll die Religion herbeigezogen werden. Da soll moralische, religiöse Belehrung und Erziehung helfen, und diese erwartet man vom Staate. Da vergißt man ganz, wie diese Motive in den Menschen hineinkommen. Nicht durch noch so gute Gesetze, durch keine, auch noch so peinliche, Dressur; das kann höchstens Heuchler zustande bringen. Furcht und Liebe zu Gott und ein wirklich frommes Leben kann nicht einmal Gottes Gesetz in dem gefallenen, sündigen Menschen zustande bringen. „Das Gesetz richtet nur Zorn an“, Röm. 4, 15. Durch das Gesetz erregen sich nur noch mehr im Fleisch die sündlichen Lüste und sind kräftig in den Gliedern, dem Tode Frucht zu bringen, Röm. 7, 5. „Das Gesetz zeigt allein an Gottes Zorn und Ernst; das Gesetz klagt uns an und zeigt uns, wie er so schrecklich die Sünde strafen wolle beide mit zeitlichen und ewigen Strafen.“ (Apol., S. 110.) „Wie können wir denn doch Gott lieben, wenn wir in so hohen, großen Ängsten und unsäglichem Kampf stecken, wenn wir so großen, schrecklichen Gottesernst und -zorn fühlen, welcher sich da stärker fühlt, denn kein Mensch auf Erden nachsagen oder reden kann.“ (S. 172 u. ö.) „Wo der Glaube ist, da folget dann erst die Liebe Gottes, wie wir oben gesagt. Und das heißt also recht gelehrt, was timor filialis sei, nämlich ein solches Fürchten und Erschrecken für Gott, da dennoch der Glaube an Christum uns wiederum tröstet. Servilis timor autem, knechtische Furcht, ist Furcht ohne Glauben; da wird eitel Zorn und Verzweiflung.“ (S. 172.) „Ja, wir können Gott nicht lieben, denn das Herz sei erst gewiß, daß ihm die Sünde vergeben sei.“ (S. 107 u. ö.) Nur das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo bringt wirklich frommen Wandel zustande. Der Sünder, der nach den Schrecken des Gesetzes nun im Evangelium, in Christo, der Gnade Gottes und der Vergebung seiner Sünden froh und gewiß geworden ist, der liebt und fürchtet nun den ihm gnädigen Gott, will dem zu Liebe und zu Danke leben, will Gott und um Gottes willen auch dem Nächsten dienen, will auch um des HErrn willen untertan sein aller menschlichen Ordnung. Solchen — den einzigen zum Ziele führenden — sittlichen Unterricht kann der Staat nicht liefern, solche Motive kann er nicht wecken, weil er das Evangelium nicht hat. Das soll die Kirche tun, und der Staat soll die Kirche das besorgen lassen. Er soll auf seinem Gebiet bleiben, sich nur mit solcher Sittlichkeit befassen, die ihn angeht, und die er kontrollieren kann, und da einfach Gehorsam erwarten und, wenn es nötig ist, erzwingen.

Als Lehrmittel hat der Staat die Vernunft und die natürliche Gotteserkenntnis, sein eigenes corpus juris; das soll er einschärfen. Für ein äußerlich ehrbares Leben reicht das natürliche Gesetz hin. Das Gesetz ist ja dem Christentum nicht eigentümlich. Gute moralische Vorschriften enthalten deswegen die Schriften ehrbarer Philosophen. Apologie: „Wir sagen auch wohl, daß äußerlich ehrbar zu leben etlichermaß' in unserm Vermögen stehe, aber für Gott fromm und heilig zu werden, ist nicht unsers Vermögens." (S. 80.) „Item, daß Lüste und Gedanken inwendig nicht Sünde sind, wenn ich nicht ganz drein verwillige. Dieselbige Rede und Worte in der Philosophen Büchern sind zu verstehen von äußerlicher Ehrbarkeit für der Welt und auch äußerlicher Strafe für der Welt. Denn da ist's wahr, wie die Juristen sagen: Lex cogitationis, Gedanken sind zollfrei und straffrei. Aber Gott erforschet die Herzen; mit Gottes Gericht und Urteil ist's anders. . . . Und dieselbigen Sprüche der Sophisten haben viel unsägliches Schadens getan, durch welche sie die Philosophie und die Lehre, welche äußerlich Leben, für der Welt belangend, vermischen mit dem Evangelio." (S. 85.) „Denn dieweil das natürliche Gesetz, welches mit dem Gesetz Mosis oder zehn Geboten übereinstimmt, in aller Menschen Herzen angeboren und geschrieben ist, und also die Vernunft etlichermaß' die zehn Gebote fassen und verstehen kann" usw. (S. 88.) „Können wir durch solche Werke für Gott fromm und Christen werden, so wollt' ich gerne hören (und versucht alle euer Bestes, hier zu antworten), was doch für Unterschied sein wollt' zwischen der Philosophen und Christi Lehre. . . . Ich habe selbst einen großen Prediger gehört, welcher Christi und des Evangeliums nicht gedacht und Aristotelis Ethicorum predigte. Heißt das nicht kindisch, närrisch unter Christen gepredigt? Aber ist der Widersacher Lehre wahr, so ist das Ethicorum ein köstlich Predigtbuch und eine feine neue Bibel. Denn von äußerlich ehrbarem Leben wird nicht leicht jemand besser schreiben denn Aristoteles. . . . Gleich als sei Christus kommen, daß er gute Gesetze und Gebote gebe, durch welche wir Vergebung der Sünden verdienen sollen, und nicht vielmehr Gnade und Friede Gottes zu verkünden und den Heiligen Geist auszuteilen durch sein Verdienst und Blut. Darum so wir der Widersacher Lehre annehmen, daß wir Vergebung der Sünden verdienen mögen aus Vermögen natürlicher Vernunft und unserer Werke, so sind wir schon aristotelisch und nicht christlich, und ist kein Unterschied zwischen ehrbarem, heidnischem, zwischen pharisäischem und christlichem Leben, zwischen der Philosophie und dem Evangelio." (S. 88 f. Das Evangelium das spezifisch Christliche.) „Denn Gott der HErr will, daß den groben Sünden durch eine äußerliche Zucht gewehrt werde; und dasselbe zu erhalten, gibt er Gesetze, ordnet Oberkeit, gibt gelehrte, weise Leute, die zum Regiment dienen. Und also äußerlich ehrbar Wandel und Leben zu führen, vermag etlichermaßen die Vernunft aus ihren Kräften, wiewohl sie oft durch angeborne Schwachheit

und durch List des Teufels auch daran gehindert wird. Wiewohl ich nun einem solchen äußerlichen Leben und den guten Werken gerne so viel Lobes lasse, als ihm gebührt — denn in diesem Leben und im weltlichen Wesen ist je nichts besser denn Redlichkeit und Tugend, wie denn Aristoteles sagt, daß weder Morgenstern noch Abendstern lieblicher und schöner sei denn Ehrbarkeit und Gerechtigkeit, wie denn Gott solche Tugend auch belohnt mit leiblichen Gaben —, so soll man doch gute Werke und solchen Wandel nicht also hochheben, daß es Christo zu Schmach reiche." (S. 91.) „Von dem Weg und Weis, Einigkeit zu halten, ist auch viel allenthalben geschrieben in den Büchern der Philosophen und Weltweisen." (S. 127.)

Christen sollen nicht denken, daß sie etwas Großes tun für Gott und sein Wort, wenn sie die Bibel in die Staatsschulen bringen als literarisches oder geschichtliches Werk oder auch als Lehrbuch der äußeren „Moral". Damit tun sie der Schrift wenig Ehre. Ihr Zweck ist ein viel höherer. Und ihre Behandlung würde ganz von der Gesinnung des jeweiligen Lehrers abhängen. Die Lehrer der öffentlichen Schulen sind nicht darauf geschult, die Schrift zu lehren. Sie können auch nicht auf ihre Rechtgläubigkeit geprüft werden. Das wäre ganz gewiß ein religious test bei einem vom Staat verliehenen Amt. Daß vorgeschrieben wird: Es soll nur gelesen werden; es dürfen keine Bemerkungen dazu gemacht werden, verschlägt nichts. Der Lehrer wird es nicht lassen können; zudem reden Mienen und Gebärden, die ganze Weise des Lesens und Lesenlassens oft eine deutliche Sprache. Die richtige Behandlung der Sache ist 1872 vor dem Obergericht von Ohio angegeben worden. Da hatte die Schulbehörde von Cincinnati angeordnet, daß die Schulen eröffnet werden sollten durch Verlesen eines Schriftabschnitts und durch passenden Gesang seitens der Kinder. Vor dem Obergericht, vor welches die Sache schließlich kam, wurde dies ausgesprochen: „Wenn es wahr ist, daß unser Gesetz das Lehren der christlichen Religion in den Schulen vorschreibt, dann sollten doch gewiß alle Lehrer Christen sein. Wenn ich einer von den Lehrern wäre, dann würde ich den Kindern erstens sagen, daß die christliche Religion wahr ist, und alle andern falsch sind, und zum andern, daß dieses Gesetz selbst ein unchristliches ist. Das würde eine von meinen ersten Lektionen sein, den Schülern zu zeigen, daß es unchristlich ist. Die Lektion würde lauten: ‚Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten.' Ich könnte dem erbärmlichsten Ungläubigen oder Heiden nicht ins Gesicht schauen und dabei sagen, daß ein solches Gesetz recht sei. Ich würde ihm sagen müssen, daß es ein Erzeugnis verkehrten Christentums wäre und nicht zu dem ‚Licht' gehöre, welches die Christen auf eine ungläubige Welt leuchten lassen sollen. Ich würde ferner gleich dabei sagen müssen, daß es den Geist unserer Konstitution verletzt und eine Staatsreligion in embryo ist; daß, wenn wir kein Recht haben, ihn zu besteuern, einen Gottesdienst zu erhalten, wir auch

kein Recht haben, ihn zu besteuern für religiösen Unterricht; daß einen Mann besteuern, um seine Religion zu bekämpfen, großartige Tyrannei ist; daß, wenn die Steuer auch noch so klein ist, dies der erste Schritt ist zur Staatsreligion; und ich würde noch hinzufügen, daß der erste Schritt in dieser Richtung den letzten Schritt logischerweise einschließt." (Blakely, *American State Papers*, S. 196.)

Die Bibel ist nun einmal ein religiöses Buch. Und die Leute, die mit aller Macht die Bibel in die öffentlichen Schulen bringen wollen, sind gewöhnlich nicht ehrlich, die etwa vorgeben, sie wollten sie in irgendeiner andern Eigenschaft eingeführt sehen. Sie wollen sie gerade als religiöses Buch eingeführt wissen, wollen geflissentlich Kirche und Staat vermengen, den Leuten Gottes Wort mit dem starken Arm des Staates aufzwingen. Ganz richtig sagt Schaff-Herzog: "An effort has been made to conceal the nature of this *religious coercion* by insisting that instruction in the Bible has to do with historical information only. While such an argument might be applied to mere church history, it is inapplicable here. It involves a misunderstanding of the most important part of the subject." Es macht sich hierin der reformierte Geist geltend, der in Zwingli, Calvin und Knox wohnte, und von dem unser Land in der Kolonialzeit auch genügend beglückt worden ist. Daß die Leute entsetzt abwehren: Nein, wir sind für Scheidung von Kirche und Staat, beweist nichts. So können Papisten auch reden. So hieß es in diesem Jahre noch in der bekannten katholischen Zeitschrift „Stimmen der Zeit": das rechte Verhältnis von Kirche und Staat stehe kurz und bündig Matth. 22, 21. Ein Beispiel. Hodge definiert und scheidet in seiner Dogmatik erst ganz richtig Kirche und Staat. Gleich auf der nächsten Seite heißt es aber: "What are the duties of the officers of the State with regard to the Church? The State is a divine institution and the officers thereof are God's ministers, Rom. 13, 1—4. Christ the Mediator is, as a revealed fact, 'Ruler among the nations,' King of kings and Lord of lords, Rev. 19, 16; Matt. 28, 18; Phil. 2, 9—11; Eph. 1, 17—23; and the Sacred Scriptures are an infallible rule of faith and practise to all men under all conditions. It follows, therefore, first, that every nation should explicitly acknowledge the Christ of God to be the Supreme Governor, and His revealed will the supreme fundamental law of the land, to the general principles of which all special legislation should be conformed; secondly, that all civil officers should make the glory of God their end, and His revealed will their guide; thirdly, that, while no distinction should be made between the various Christian denominations, and perfect liberty of conscience and worship be allowed to all men, nevertheless the Christian magistrate should seek to promote piety as well as civil order (*Conf. Faith*, chap. 23, § 2). This they are to do, not by assuming ecclesiastical functions, nor by attempting to patronize or control the Church, but by their personal

example, by giving impartial protection to church-property and facility to church-work, by the enactment and enforcement of *laws conceived in the true spirit of the Gospel,* and especially in maintaining inviolate the *Christian Sabbath* and *Christian marriage,* and in *providing for Christian instruction in the public schools.*" (*Outlines,* p. 434.) Die National Reform Association will in das Preamble der Konstitution diese Worte eingefügt wissen: "humbly acknowledging Almighty God as the Source of all authority and power in civil government, the Lord Jesus Christ as the Ruler among nations, and His revealed will as the supreme law of the land, in order to constitute a Christian government". Daraus würde, wie sie selbst ganz gut wissen und sagen, alles andere, was sie begehren, folgen, z. B. der Sabbat, der Eid, öffentliche Moral, eine christliche Nation, christliche Gesetze und Gebräuche, "the religious element in education" usw. An demselben Strange ziehen die Women's Christian Temperance Union, die Prohibitionspartei und The American Sabbath Union. Die Covenanter Church oder Reformed Presbyterian Church verbietet ihren Gliedern, Bürger zu werden und zu stimmen "under a Christless constitution". Es könne kein Mensch zwei oberste Gesetze über sich haben. "You might as well undertake to fulfil these conditions in a Christless Church as in a Christless State." "Uncle Sam needs conversion, and after conversion will come confession of Christ." Diesen Geist wittern und fürchten wir auch da, wo es sich nur um die Forderung des Bibellesens in den öffentlichen Schulen handelt.

Wenn alle Bürger des Landes lauter Christen wären, dann würde die Sache keine Schwierigkeit machen. Dann wäre die Schule des Orts einfach Schule der christlichen Ortsgemeinde. Nun aber sind im Staate, der von vornherein eine ganz andere Einrichtung ist als die Kirche mit ganz andern Aufgaben usw., auch andere Leute als Christen, und zwar sogar immer in der Majorität; und die Kirche hat weder Auftrag, Macht noch Recht, die Bibel und christliche Religion und christliches Leben jemandem mit Gewalt aufzudrängen; was aber vom Staate geschieht, geschieht schließlich immer im letzten Grunde mit Gewalt. Das wäre wohl türkische, aber nicht christliche Missionspraxis. Der gute Zweck heiligt eben nicht jedes Mittel. Was christliche Missionsordnung und Praxis ist, sehen wir aus solchen Stellen wie Matth. 10, 14 ff.; Luk. 9, 53 ff.; Apost. 13, 46. 51.

Luther schreibt: „Dem Münzer mangelte nichts anderes, denn daß er das Wort nicht recht unterschied. Das Wort gebot dem David zu kriegen; dem Münzer war zu predigen geboten." (IX, 801.) Ganz richtig sagte Roger Williams, als man mit dem Zuruf: „Ist denn der Arbeiter nicht seines Lohnes wert?" meinte, ihn wunder wie in die Enge zu treiben, mit aller Ruhe: "Yes, from them that hire him." Rev. Cotton dagegen scheute sich nicht zu sagen: "Persecution is not wrong in itself. It is wicked for falsehood to persecute truth;

but it is the sacred duty of truth to persecute falsehood." Das ist grob. Aber in dieselbe Kategorie gehört es, wenn Rev. E. B. Graham im *Christian Statesman* vom 21. Mai 1885 sagt: "We might add in all justice, if the opponents of the Bible do not like our Government and its Christian features, let them go to some wild, desolate land, and in the name of the devil, and for the sake of the devil, subdue it, and set up a government of their own on infidel and atheistic ideas; and then, if they can stand it, stay there till they die."

Auch die Christen des Landes sind nicht einig in der Lehre und dem Bekenntnis göttlichen Wortes. So können und dürfen sie nicht zusammenwirken in der Unterweisung der Jugend in der heilsamen Lehre. Das steht überall da, wo die Heilige Schrift Unionisterei verbietet. Und wiederum: die Lehre so zurechtstutzen, daß sie allen recht ist, ein sogenanntes allgemeines, dogmenloses Christentum, ist nicht möglich und ist nicht recht. Es ist nicht recht, weil Gott solches Feilschen mit seinem Wort nicht haben will, alles Abtun und Zutun zu demselben verboten hat. Es ist nicht möglich, weil dadurch doch keine Zufriedenheit gegeben würde. Bekannt sind ja die Schlagwörter, bei denen man sich nicht viel zu denken braucht: "the principles of the Christian religion", "the fundamental and non-sectarian principles of Christianity". In der Blair Bill, die 1888 dem Senat vorlag, war vorgesehen: Jeder Staat in dieser Union soll Schulen einrichten und erhalten, in denen die Kinder unterrichtet werden auch "in virtue, morality, and in the principles of the Christian religion". Aber es soll nicht Unterricht erteilt werden "in the doctrines, tenets, belief, ceremonials, or observances peculiar to any sect, denomination, organization, or society being, or claiming to be, religious in its character". Das non plus ultra von Phrase ist es, wenn Lyman Abbott sagt: "We run up the Puritan [!] flag, and emblazon on it the motto of a modern and modified Puritanism; a State Christian, but not ecclesiastical; with faith, but no creed; reverence, but no ritual; a recognized religion, but no established Church."

Senator Blair hatte 1890 geschrieben, er glaube, es sei ganz gut möglich, ein Textbuch der „Prinzipien der Moral, Tugend und der christlichen Religion" herzustellen, das Protestanten und Katholiken recht sei. Das wurde dann im nächsten Jahre im kleinen versucht, nicht mit einem Textbuch, sondern fürs erste einmal mit einem religiösen Formular, das zum Beginn der Schule gebraucht werden sollte. Der *Christian Statesman* vom 28. Mai 1891 berichtete, wie in New Haven, Conn., Katholiken und Protestanten zusammengehalten und Glieder in den Schulrat gewählt hätten, die für Wiedereinführung religiöser Eröffnungszeremonien seien. Dieser Schulrat habe dann ein Komitee eingesetzt, das aus drei protestantischen Pastoren und Professoren und aus zwei katholischen Priestern bestand, das ein solches Zeremoniell ausarbeiten sollte. Diese „undenominationelle" Liturgie sah so aus: das

Vaterunser und das Apostolische Glaubensbekenntnis, dazwischen dies: Lehrer: „Gegrüßet seiest du, Maria, voll Gnaden! Der HErr ist mit dir; gebenedeit bist du unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, JEsus.“ Kinder antworten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unsers Todes! Amen.“ Sehr neutral! So haben sich “Protestants and Catholics united”! Nach dem *Christian Statesman* vom 1. September 1887 wurde auf einer Konferenz der Brüder der National Reform Association von einem, dem etwas Verstand dämmerte, die Frage getan: Wenn wir da, wo die Protestanten in der Majorität sind, die protestantische Bibel gebrauchen, wie könnten wir dann viel sagen, wenn die Katholiken da, wo sie in der Majorität sind, die Douay-Übersetzung einführten? Darauf wurde ihm der Bescheid: Wir würden nicht protestieren. Hier handelt es sich nicht um Übersetzungen, sondern um die Frage, ob Gottes Wort in den öffentlichen Schulen eine Stätte haben soll. Übrigens sind es doch kaum ein halbes Dutzend Stellen in der Douay-Übersetzung, in denen spezifisch römische Lehre zum Ausdruck gebracht wird. — James Madison schrieb im Jahre 1823, er habe von dem Vorschlag gehört, Gebete aus lauter Bibelsprüchen zusammenzusetzen. Aber, sagt er, selbst solche Gebete würden anstoßen, weil es Sekten gibt, die keine gelesenen Gebete dulden.

Bei diesem ganzen Verfahren kommt einem die Frage: Wenn der Staat eine Religion, die christliche, auswählen kann, warum kann er sich dann nicht auch für eine bestimmte Sekte entscheiden und die einfach zur Staatskirche machen? Wenn das Prinzip der Trennung einmal preisgegeben ist, dann ist es reine Willkür, irgendwo eine Grenze zu setzen. So hat Madison schon argumentiert. Und haben denn die Leute, die einer andern oder gar keiner Religion angehören, im Staate keine Rechte? Darf die Majorität Gewissenstyrannei ausüben? Da kommt einem doch als sehr verständig vor, was das Staatsobergericht von Wisconsin 1890 über diese Frage urteilte: daß das Lesen der Bibel ein Gottesdienst sei, daß das Bibellesen im Sinne der Konstitution “sectarian instruction” sei, und daß das Ganze ungehörig sei. Die Probe könne man bald machen, wenn man Protestanten die Douay-Übersetzung oder gar aus dem Koran oder dem Buch der Mormonen vorlese. Aber das Christentum ist eben doch die wahre Religion. Ja, aber das kann der Staat nicht entscheiden, ebensowenig wie er entscheiden kann, welche von den Sekten unter den Christen recht lehren. Die Konstitution nimmt keine Rücksicht auf Religion, sie kennt nur Bürger. Der Einwand: man zwinge ja niemand, an den Religionsübungen teilzunehmen; Kinder, die nicht daran teilnehmen sollten, könnten ja so lange hinaus gehen, ist selbst der Tatbeweis dafür, daß das Lesen einen “sectarian character” hat. „Das Lesen der Bibel in öffentlichen Schulen ist dem Wesen und der Absicht nach ein Gottesdienst; und da dem so ist, so heißt es, die Leute durch Besteuerung nötigen, öffentliche

Schulen zu bauen und zu erhalten, in denen solches Lesen geübt wird, das heißt, sie durch Gesetz zwingen, Stätten des Gottesdienstes zu bauen und zu erhalten.“ (Blakely, *American State Papers*, S. 226 f.)

Daß der Staat Religion lehrt, ist verderblich für den Staat und für die Religion. Luther schreibt: „Wo die Fürsten solches ineinandermengen wollen, wie sie denn jetzt tun, so helfe uns Gott gnädiglich, daß wir nicht lange leben, auf daß wir solch Unglück nicht sehen. Denn da muß alles in der christlichen Religion zu Trümmern fallen. Wie denn unter dem Papsttum geschehen ist, da die Bischöfe zu weltlichen Fürsten worden sind. Und wenn jetzt die weltlichen Herren zu Päpsten und Bischöfen werden, daß man ihnen predige und sage, was sie gerne hören, so predige zu der Zeit der leidige Teufel! Der wird auch predigen.“ (Baier III, 741.) Des gibt Zeugnis die ganze Geschichte der Welt und der Kirche. Daran haben Washington, Jefferson und Madison in ihrer Zeit immer wieder erinnert und nebst andern Gründen auch damit sich die Leute vom Halse gehalten, die schon von vornherein unbedingt die Konstitution „religiös“ machen wollten. Aus Madisons *Memorial and Remonstrance*, das wir gern ganz hersetzen möchten, nur aus einem Passus, der hierher gehört. Er sagt: Es wird vorausgesetzt, daß das weltliche Regiment ein kompetenter Richter ist über religiöse Wahrheit, oder daß es die Religion als ein Mittel zu staatlichen Zwecken gebrauchen dürfe. Das erste ist eine erbärmliche Anmaßung, die durch die gegenteilige Erfahrung zu allen Zeiten und in der ganzen Welt Lügen gestraft wird; das zweite ist eine unheilige Verkehrung des Mittels, das zu unserer Seligkeit gegeben ist. Die christliche Religion bedarf nicht der Nachhilfe durch den weltlichen Arm. „Die Erfahrung bezeugt, daß Staatskirchentum, statt der Reinheit und der Wirksamkeit der Religion förderlich zu sein, die gegenteilige Wirkung gehabt hat. Seit nahezu 1500 Jahren hat man es mit Verstaatlichung der christlichen Kirche versucht. Was waren die Früchte? Mehr oder weniger an allen Enden Hochmut und Faulheit bei der Geistlichkeit und Unwissenheit und Knechtsinn bei den Laien, bei beiden Aberglaube, Bigotterie und Verfolgungssucht. Was für eine Wirkung hat das Staatskirchentum auf die bürgerliche Gesellschaft gehabt? In manchem Fall sah man es eine geistliche Tyrannei aufrichten auf den Trümmern der Autorität des Staates; in vielen Fällen hat man es die Throne politischer Tyrannei stützen sehen; in keinem Falle hat man beobachtet, daß es der Wächter der Freiheit der Völker gewesen wäre. . . . Wenn es auch aussieht, als ob es in seiner gegenwärtigen Erscheinung ein gut Stück von der Inquisition entfernt wäre, so ist es doch nur ein Gradunterschied. Ströme von Blut sind in der Alten Welt vergossen worden, weil der weltliche Arm vergeblich versuchte, den religiösen Hader dadurch zu ersticken, daß er alle abweichenden Meinungen ahndete.“ Von Jefferson diese Sätze: „Es bedeutet ein Abweichen von dem Plan des heiligen Stifters unserer Religion, der, ob er auch HErr

ist beides über Leib und Seele, doch dieselbe nicht durch Zwang weder auf die eine noch auf die andere Weise ausbreiten wollte, wie er es nach seiner Allmacht wohl hätte tun können. . . . Die weltlichen Herrscher haben eben auf dem Wege zu allen Zeiten über den größten Teil der Erde falsche Religionen aufgerichtet und erhalten. . . . Unsere bürgerlichen Rechte hängen so wenig von unsern religiösen Ansichten ab wie von unsern Ansichten in der Physik und der Geometrie. . . . Der Staat ahndet nur äußere Handlungen, die den Frieden und die gute Ordnung stören."

Daß Christen dem Staate die sittliche und religiöse Unterweisung und Erziehung zuweisen wollen, ist eine Schande für die Christen und eine Bankerotterklärung für die Kirche. Seitenstücke dazu sind: das Arbeiten für Sonntagsgesetze in dem Sinne, daß der Staat für die Heilighaltung des „Sabbats", des „Tages des HErrn", sorgen und die Leute in die Kirchen treiben soll; für Temperänzgesetze usw.; das Schreien gegen Sonntagspost, Sonntagszeitungen usw., daß nämlich die Regierung das alles abstellen soll, damit die Leute zur Kirche kommen. Oder solche Klagen: „Diese Eisenbahn [Chicago and Rock Island] läßt seit einiger Zeit am Sabbat Exkursionszüge laufen von Des Moines nach Colfax Springs, und die Pastoren klagen, daß ihre Kirchenglieder diese Ausflüge mitmachen." „Ihr verweist die sittliche Unterweisung in die Kirche, und dann laßt ihr die Leute am Sonntag hingehen, wo sie wollen, so daß wir nicht an sie herankommen können." Oder wenn eine Mutter, deren Sohn sich das Saufen angewöhnt hat, bei einer Zeitung anfragt, wie man wohl auf dem Wege des Gesetzes dem Saloonwirt oder sonst jemand beikommen könne. Alles soll der Staat tun, durchs Gesetz tun, mit Gewalt tun. Und die Kirche? Daß Gott erbarm'!

Dem Bestreben, Bibel und „christliche Moral" vom Staate lehren zu lassen, schließen wir uns nicht an, sondern arbeiten ihm entgegen.

Leider hat auch das lutherische Generalkonzil bei seiner letzten Versammlung den Beschluß gefaßt: "Resolved, That the General Council heartily favors the reading of the Bible in all schools, public and private, and deplores any efforts to have the practise discontinued; that the General Council recognizes, however, that the mere formal reading of passages of Scripture at school exercises is by no means to be regarded as a substitute for other religious instruction."

Um nicht mißverstanden zu werden, müssen wir immer dabei sagen, aus welchen Beweggründen wir diese Stellung einnehmen, nämlich weder mit den Ungläubigen aus Feindschaft gegen die Religion noch mit den Römischen aus Feindschaft gegen das Lesen der Bibel, sondern gerade aus Liebe zu Gottes Wort und Reich einerseits und zum Staat und seinen Einrichtungen und Freiheiten andererseits; als Christen, die der Weisung ihres HErrn gemäß dem Kaiser geben wollen, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist; und als Amerikaner, die Kirche

und Staat säuberlich geschieden wissen wollen, weil das für beide das Beste ist. Das müssen wir immer wieder sagen, sonst wird bei jeder Gelegenheit in einem Atem berichtet: Man will allgemein Bibel und Religionsunterricht in den Staatsschulen haben, nur die Turner, die Juden, die Katholiken und die Lutheraner sind dagegen.

So verwahrte sich in dem schon erwähnten Falle vor dem Obergericht Wisconsins Oberrichter Lyon gegen den Vorwurf: „Das Lesen der Bibel aus den Distriktsschulen ausschließen heißt die Heilige Schrift herabsetzen, ist ein harter Schlag gegen ihre Beeinflussung des Wandels und der Gewissen und der Sache der Religion verderblich." Er sagte: „Wir verwerfen diese Ansicht entschieden. Die unbezahlbaren Wahrheiten der Bibel werden der Jugend am besten beigebracht in der Kirche, in Sonntags- und Gemeindeschulen, bei geselligen religiösen Zusammenkünften und vor allem von den Eltern im Heim. Da können diese Wahrheiten erklärt und eingeschärft werden, da kann die geistliche Wohlfahrt des Kindes gehegt und gepflegt werden, und sein geistliches Leben geleitet und gefördert werden im Einklang mit den Forderungen des Gewissens der Eltern. Solchem Lehren und solcher Erziehung legt die Konstitution nichts in den Weg. Sie hält nur den Religionshader aus den Distriktsschulen. Sie tut dies, nicht aus Feindschaft gegen Religion, sondern weil die Leute, die sie angenommen haben, glaubten, daß so die öffentliche Wohlfahrt gefördert würde, und das haben sie ausgesprochen in der Vorrede (Preamble)." (Blakely, S. 228 f.) Bancroft sagt von der Konstitution, sie sei so, wie sie ist, "not from indifference, but that the infinite spirit of eternal truth might move in its freedom and purity and power". Und Madison erklärte: "We are teaching the world the great truth . . . that religion flourishes in greater purity without, than with, the aid of government."

Öffentliche Schulen mit religiös begründeter Morallehre und mit verderbtem christlichen Unterricht würden uns nicht etwa willkommener und brauchbarer sein als ganz religionslose, sondern wären schlimmer. Sie würden die Erhaltung und Pflege der christlichen Gemeindeschule nicht etwa überflüssig, sondern um so nötiger machen. E. P.

Die Anglokatholiken und der Weltkrieg.*)

Was sind Anglokatholiken? Der Name ist auch in England erst in neuerer Zeit in Aufnahme gekommen. Die Sache aber, der Anglokatholizismus, hat sich seit etwa achtzig Jahren allmählich entwickelt. Er ist die Frucht der an die Namen Keble, Newman und Pusey ge-

*) In diesem Artikel schildert Albert Guthke die Ritualisten in England und die Hoffnungen, die sie an den Weltkrieg knüpfen. Wir entnehmen denselben der „Reformation" 1915, Nr. 47.



knüpften Oxforder Bewegung. Diese bedeutete anfangs hauptsächlich eine Gegenwehr gegen den Liberalismus in Staat und Kirche, der die Vorrechte und Eigentümlichkeiten der Staatskirche bedrohte. Sie hat ihre Verdienste auf dem Gebiete der Inneren Mission, der sozialen Arbeit und der Seelsorge. Es ist aber aus ihr auch eine Richtung hervorgegangen, die dem evangelischen Charakter der anglikanischen Kirche sehr gefährlich wurde, weil sie, über die ursprünglichen Ziele hinausgehend, die völlige Wiedergewinnung des „katholischen Erbes" erstrebte. Von dem Umfang und der Bedeutung dieses Anglokatholizismus macht man sich selten die rechte Vorstellung. Man glaubt meistens, daß es sich nur um die Vorliebe einiger romanisierender Geistlicher für katholische Gottesdienstformen und Gebräuche handle, wie z. B. die Meßgewänder, den Weihrauch und das Weihwasser, die Heiligenbilder, das Fasten, die Ohrenbeichte usw. Das ist freilich die zunächst in die Augen fallende Seite dieser Richtung, die ihr auch den Namen des Ritualismus eingetragen hat. Aber damit ist das Wesen des Anglokatholizismus bei weitem nicht erschöpft. Sein Ziel ist nichts Geringeres als die Einführung des ganzen katholischen Systems in Lehre, Kirchenverfassung und Gottesdienst, also z. B. auch der sieben Sakramente, der Messe mit allen ihren Anhängseln, wie Verehrung der Hostie, Fronleichnamsprozessionen u. dgl., der Heiligen- und Reliquienverehrung. Und es ist heute keine kleine, unbedeutende Partei mehr, die dieses Ziel verfolgt; nein, anglokatholische Ideen beherrschen weite Kreise der Geistlichen und auch der Laien; selbst Bischöfe vertreten sie, wenn auch meist nicht in der schärfsten Ausprägung.

Ein Lieblingsthema der Anglokatholiken ist die Wiedervereinigung der Kirchen, das heißt, der griechischen, römischen und anglikanischen. Andere Kirchen werden von ihnen überhaupt nicht anerkannt, da ihnen ja das nach katholischer Anschauung wesentliche Merkmal fehlt: das bischöfliche Amt. Wenn die anglikanische Kirche sich entschließen könnte, ihre bischöfliche Verfassung als bloß menschlich-geschichtliche Einrichtung zu werten, würde eine Vereinigung mit den konservativeren Freikirchen, wie z. B. den Wesleyanern, gar nicht so aussichtslos sein. Man ist dort doch vielfach der Zersplitterung müde und würde gewiß zu mancherlei Zugeständnissen bereit sein, wenn die Mutterkirche ihre Tore etwas weiter öffnete. Aber den Anglokatholiken liegt wenig an der Einigung des englischen evangelischen Christentums; jedenfalls ist für sie jedes Entgegenkommen in dem Punkt des bischöflichen Systems ganz ausgeschlossen. Dagegen wenden sie mehr und mehr ihre Blicke in die Ferne, nach Konstantinopel, nach Petersburg und immer wieder auch nach Rom. Rom hat sich bisher sehr kühl verhalten. Als vor einer Reihe von Jahren der Versuch gemacht wurde, von Papst Leo XIII. die Anerkennung der anglikanischen Weihen zu erhalten, erfolgte eine entschiedene Ablehnung. Viel zugänglicher zeigte sich die griechisch-katholische, besonders die russische Kirche. Ein zum Zweck der Verständigung zwischen

der östlichen und der anglikanischen Kirche 1906 gegründeter Verein zählt unter seinen mehr als 1500 Mitgliedern neben 32 englischen auch 8 griechisch-katholische Bischöfe.

Gerade die Gegenwart erfüllt nun die Anglokatholiken mit neuen Hoffnungen. Von dem Weltkrieg erwarten sie nämlich eine Schwächung des Protestantismus und eine Stärkung der katholischen Kirche. Man stellt sich natürlich auch jetzt in England noch so, als ob man von dem schließlichen Zusammenbruch Deutschlands überzeugt sei, obwohl man hin und wieder doch leise Zweifel schon äußert. Mit dem deutschen „Militarismus" aber werde auch der „teutonische" Protestantismus fallen, der mindestens indirekt für die „brutale Angriffslust" und die „barbarische" Kriegführung der Deutschen verantwortlich sei. In einem Leitartikel der weitverbreiteten und einflußreichen *Church Times* vom 16. Juli v. J. über die Zukunft des Protestantismus wird das näher etwa so ausgeführt: „Der preußische Staat ist ein Erzeugnis und ein Vertreter des Protestantismus. Der im Grunde auf Luther zurückgehende Staatsgedanke hat sich die evangelische Kirche völlig dienstbar gemacht. Die Katholiken bedeuten nicht viel, ja, der deutsche Katholizismus hat dem protestantischen Staatsgedanken sich zum Teil unterworfen. Preußen beherrscht das von ihm gewaltsam geeinte Deutschland. Wenn nun dieses protestantisch-preußische System siegen sollte, wird sich doch das Gewissen der ganzen Welt dagegen empören. Wenn es aber unterliegt, so wird das noch mehr als den Ruin des deutschen Protestantismus bedeuten, es wird auch Einfluß haben auf England, Schottland und Amerika. In diesen Ländern stand bisher deutsche Theologie und deutsche Wissenschaft überhaupt in höchstem Ansehen. Nun hat aber in diesem Kriege die deutsche Wissenschaft sich an eine Macht [Preußen natürlich] verkauft, die sich so ungeheuerlich benimmt, daß selbst die eifrigsten Bewunderer dieser Wissenschaft darüber entsetzt sind. Diese Erfahrung wird ihnen also dauernd die deutsche Wissenschaft verleiden. Ohne die Wissenschaft aber ist der Protestantismus tot; also wird auch dieser seinen Kredit in der Welt verlieren."

Noch etwas gröber drückt ein bekannter Anglokatholik, Rev. Mackay in London, denselben Gedankengang aus. Aus seinen Worten ersieht man zugleich den anglokatholischen Gegensatz gegen die protestantische Lehre von der Bibel. Mackay sagt: „Wie auch dieser Krieg enden möge, er wird dem teutonischen Protestantismus als einer religiösen Macht den Todesstoß versetzen. Er bedeutet das Ende einer Bibelreligion, die von der Kirche getrennt ist. Wenn die Bibel von der Auslegung der Kirche getrennt wird, gibt sie einen unterchristlichen Eindruck. Ich meine das so: Wenn sich der Mensch ohne weitere Hilfe anschickt, aus der Bibel eine Religion festzustellen, so legt er instinktmäßig den vorchristlichen Teilen der Bibel eine übertriebene und unwahre Bedeutung bei. Diese Tatsache offenbart sich jetzt. Der Schutzgott Preußens ist die Stammesgottheit, die durch die geistliche Entwicklung

Israels schon überwunden war. Es ist nicht der Gott des Elias, geschweige denn der Gott des Johannes, der in Preußen verehrt wird."

Das also ist nach anglokatholischer Auffassung die Frucht des deutschen Patriotismus: ein neues Heidentum! Hat doch der Bischof von London, der den Anglokatholiken mindestens sehr nahe steht, den Krieg als einen Kampf zwischen Christus und Odin dargestellt! Man mag zugeben, daß manche Reden vom „deutschen Gott" solchen Beschuldigungen eine gewisse Grundlage geben könnten. Aber man weiß doch nicht, ob mehr Unverstand oder mehr böser Wille vorliegt, wenn das deutsche „Hunnentum" aus dem deutschen Protestantismus abgeleitet wird. Und es gehört doch mehr als begreifliche Rücksicht auf derzeitige Bundesbrüder dazu, wenn man nie ein bedenkliches Wort von belgischen und französischen Heckenschützen und russischen Kosaken zu sagen wagt, während man auch die unsinnigsten Anschuldigungen gegen Deutsche beweislos hinnimmt. Wiederholt doch noch z. B. selbst eine anständige Kirchenzeitung wie die *Church Times* am 13. August v. J. die Behauptung, der Kronprinz habe das Schloß einer französischen Gräfin verwüsten, und Prinz Joachim ein Landhaus im Bezirk Suwalki ausplündern lassen. Wenn das deutsche Heer und die deutsche Regierung wirklich alle die Dinge verbrochen hätten, die man ihnen in England nachsagt, wenn das deutsche Volk wirklich in diesem Odinskult, dieser Nietzscheverehrung und dieser heidnischen Barbarei steckte, wie man es sich in England einzureden versucht, und wenn dafür wirklich die protestantische Bibelreligion verantwortlich wäre: dann hätte freilich der Satz seine Berechtigung, daß der Protestantismus durch diesen Krieg gerichtet ist. Das ist nun aber die — man weiß wirklich nicht, ob ehrliche oder nur zu Parteizwecken künstlich konstruierte — Überzeugung der Anglokatholiken.

In dieser Überzeugung sieht man es dann als ein Werk der Vorsehung an, daß England mit lauter katholischen Mächten im Bunde und gegen die Vormacht des Protestantismus in einem „heiligen" Kriege begriffen ist. Für das atheistische Frankreich hat man die Liebe, die alles hofft, und verzeichnet mit Befriedigung jedes Zeichen einer Änderung seiner kirchenfeindlichen Stellung. Für das „fromme" Rußland aber hat man kaum Worte der Bewunderung genug. Und für die Zukunft erwartet man von dem Osten große Dinge. Mackay sagt z. B.: „Wenn Rußland erst dicht bevölkert, und das russische Volk erst besser gebildet ist, wird die russische Christenheit eine gewaltig ins Gewicht fallende Tatsache sein. Zugleich werden die alten Patriarchate in weitem Umfange von der türkischen Tyrannei befreit sein, und die Südslawen werden mächtig werden. Diese so erheblich gestärkte östliche Kirche wird sich dann einer durch Trübsal geläuterten und veredelten lateinischen Christenheit gegenüber sehen. Das kann eine verheißungsvolle Lage geben. Bis jetzt liegt eine große Schwierigkeit in der ent-

seßlichen Verbitterung des Ostens gegen die übertriebenen Ansprüche des Papsttums. 1894 wandte sich Leo XIII. in seiner Enzyklika über die Einheit sehr freundlich an die östliche Kirche. Damals war Anthimos VII. Patriarch von Konstantinopel. Seine und seiner Synode Antwort wurde nach Oxford gesandt, um aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt zu werden. Als die Oxforder Gelehrten an die Arbeit gingen, bekamen sie einen großen Schreck. Papst Leo hatte sein Schreiben eingeleitet mit einer Anerkennung der Würde der alten Kirchen des Ostens, von denen der Glaube in die Welt gekommen wäre. Anthimos dagegen begann: ‚Der Teufel hat die Bischöfe von Rom zu Gefühlen unerträglichen Stolzes verleitet, und daher haben sie eine Anzahl gottloser Neuerungen dem Evangelium entgegen eingeführt.'" Solche Grobheiten, meint Mackay, muß sich der Osten erst abgewöhnen. Es ist die schöne Aufgabe der anglikanischen Kirche zu vermitteln. Zu dem Zweck muß sie daran erinnern, daß es einst auch ein besseres, von den Konzilien und den Vätern der ungeteilten Kirche anerkanntes Papsttum gegeben hat, und daß das Papsttum auch wieder konstitutionelle Regierungsformen annehmen kann. Die Unfehlbarkeit scheint diese Hoffnung abzuschneiden. „Aber", so fährt Mackay fort, „ich glaube, daß sich eine Lösung finden läßt in der Lehre derjenigen lateinischen Theologen, die dieses Dogma abzuschwächen suchen. Schließlich ist es doch auch praktisch, eine höchste entscheidende Stelle in der Kirche zu haben. Wenn wir nun einen Nachfolger Petri, der wieder die Stelle einnimmt, die Petrus unter seinen Mitaposteln hatte, bitten, für uns die Überzeugung der ganzen Kirche in endgültiger Form festzustellen, so haben wir nur getan, was zur Wiedervereinigung notwendig ist. Eine so verstandene Unfehlbarkeit erweist sich dann als die für praktische Zwecke nötige entscheidende Instanz, die wir alle brauchen." Diesem Anglokatholiken bereitet also selbst das Unfehlbarkeitsdogma keine besonderen Skrupel mehr, vor dem seine Gesinnungsgenossen sonst meist noch zurückschrecken. Dabei wünscht er freilich, daß die Kirchen auch nach der Einigung sich einige Zugeständnisse machen; die anglikanische könnte z. B. behalten die Kommunion in beiderlei Gestalt, die Messe in der Landessprache (beides: „wenn es gewünscht wird!") und eine verheiratete Geistlichkeit.

An Entgegenkommen gegen Rom fehlt es hier also keineswegs. Trotz seines Optimismus erwartet Mackay freilich keine schnellen Erfolge und mahnt zur Geduld und zur Arbeit. Klug und betriebsam, wie sie sind, bemühen sich auch die Anglokatholiken, die Zeit auszukaufen. Sie drängen auf Entsendung „katholischgesinnter" Priester an die Front; sie haben schon die Bestellung eines besonderen Bischofs für das Heer in Frankreich durchgesetzt, beides, um den Franzosen und Belgiern den rechten Begriff von der englischen Kirche beizubringen; man tauscht Liebenswürdigkeiten mit französischen Priestern, während man die anglikanischen Geistlichen denunziert, die mit Freikirchlern ge-

meinsame Gottesdienste halten. Auch die kleinste Gelegenheit wird ausgenutzt, um die großen Ziele zu fördern.

Was ist nun von der Erreichbarkeit dieser Ziele zu halten? Ein Sieg der anglokatholischen Bewegung würde natürlich die Einheit der anglikanischen Kirche zerstören, da die evangelischgesinnten Elemente ausscheiden würden. Sehr zu bezweifeln ist natürlich, daß die Kirchen des Ostens in absehbarer Zeit irgendwelche Neigung zur Versöhnung mit Rom empfinden sollten. Immerhin ist die Idee, daß eine katholisierte englische Kirche eine Vermittlerrolle zwischen dem kirchlichen Osten und Westen spielen könnte, nicht so ganz unmöglich wegen der vielfachen Beziehungen, die die englische Kirche in der ganzen Welt hat. Ob gerade der Weltkrieg dieser Idee besonders förderlich sein wird, ist aber wiederum zu bezweifeln, weil der unnatürliche, nur durch gemeinsamen Haß gegen Deutschland zusammengeschmiedete Dreibund: Rußland, Frankreich und England, kaum von langer Dauer sein wird. Jedenfalls ist aber auch für uns das unbestreitbare Wachstum des Anglokatholizismus insofern bedeutsam, als dadurch bei einem nicht geringen und einflußreichen Teil der Engländer eine Verständigung nicht nur aus politischen, sondern auch aus religiösen Gründen erschwert werden muß.

Vermischtes.

Luther hat den Jungbrunnen gefunden. In der „Ref." lesen wir: „Von wundertätigen Quellen erzählen alte Sagen. Wer aus ihnen trank oder sich in ihren Wassern wusch, wurde wieder jung. Leider wußte keiner zu sagen, wo die Wunderborne zu finden seien. Luther hat es gewußt. Nach mühevollem Suchen hatte er den Jungbrunnen gefunden, in dem seine Seele und Gemüt immer wieder sich verjüngten. Er hat das Geheimnis nicht für sich behalten. Tausend und aber Tausend haben, von ihm geführt, die Jugend ihrer Seele wiedergewonnen, haben sich, wie Paulus es nannte, erneuert im Geiste ihres Gemüts. Die wieder jung Gewordenen schlossen sich dann zu heiligem Bunde zusammen. Kirche des Evangeliums heißt der Bund. Seit jenen Tagen liegt der Jungbrunnen für die Menschenseelen frei und offen. Wer will, kann sich ewige Jugend gewinnen, kann alle Krankheit, Runzeln, Flecken der Seele verlieren. Gnade JEsu Christi heißt der Wunderborn, der Weg zu ihm Christenglaube. Nun kannst auch du kommen und wieder jung werden. Es ist so einfach, so leicht. Traue auf deinen HErrn, baue auf deinen Heiland, laß dich von ihm reinigen, tränken, erquicken! Das wonnige Wohlgefühl der Jugend überströmt dann dein Herz, macht dich fröhlich und schaffensfreudig, kraftvoll und mutig, macht dich jung. Und wer wieder jung geworden ist, sieht die Aufgabe Luthers vor sich, die darin bestand, den Weg, den er gegangen, die andern zu führen. Wie treu hat Luther diese Aufgabe erfüllt bis zum letzten Atemzuge

hin! Wir müssen in seine Fußtapfen treten und unermüdliche Wegweiser, rastlose Führer zur Gnade JEsu Christi sein."

Die Bedeutung Walthers betreffend urteilt D. Neve in seiner „Kurzgefaßten Geschichte der Lutherischen Kirche Amerikas", S. 225: In einem Briefe schreibt uns Herr Prof. L. Fürbringer: „Alle drei Faktoren: Sachsen, Löhe (inkl. der Franken) und Wyneken müssen betont werden. Ich bin der letzte, der Wynekens und Löhes Verdienste schmälern möchte. Gewiß, Wyneken kam früher, aber er war isoliert. Seine Stärke lag auch nicht auf organisatorischem Gebiet. Er war Missionar. Der Historiker darf nicht die Gründung des ‚Lutheraner' in ihrer Bedeutung und Tragweite übersehen. Die erste Nummer erschien, als die Löheschen Sendlinge noch in der Ohio- und Michigansynode waren (7. September 1844). Wyneken rief aus, als er die erste Nummer in die Hände bekam: ‚Gott Lob, so gibt es doch noch rechte Lutheraner im Land.' Sihler in seiner Selbstbiographie: ‚Eine große Freude war es für mich im Jahre 1844, als die erste Nummer des „Lutheraner" in St. Louis erschien . . ., und nachdem ich die folgenden Nummern bekommen hatte, säumte ich nicht, das Blatt meinen Gemeinden zu empfehlen und in ihnen auszubreiten. . . . Auch Wyneken war über das Erscheinen des „Lutheraner" in St. Louis hocherfreut, und wir beide hofften besonders von den sächsischen Brüdern die gesunde Belebung und Erstarkung unserer Kirche. . . . Denn das sahen wir beide ein, daß bei ihnen mehr Klarheit und Festigkeit in der Lehre . . . vorhanden sein mußte als bei uns.' Deshalb zogen ja auch Sihler, Lochner und Ernst zu einer Beratung über die Gründung einer Synode nach St. Louis. Daß Löhe durch Gründung der praktischen Anstalt usw. den allergrößten Dienst erwiesen hatte, ist sicher. Aber man übersehe nicht die Bedeutung Walthers. Sihler schreibt über die Zusammenkunft mit den Sachsen: ‚Den bedeutendsten Eindruck auf uns machte unleugbar P. Walther. . . . Er war denn auch in unsern Konferenzen vornehmlich das belebende und gestaltende Prinzip in dem Entwurfe der Grundzüge für einen rechtgläubigen, das ist, lutherischen, Gemeindeverband oder Synode' usw. Von gleicher Bedeutung blieb Walther für die fernere Entwicklung der Missourisynode. D. Späth charakterisiert die Arbeit Walthers völlig zutreffend also: ‚Fortgesetzte Lehrbesprechungen bei Synoden und Konferenzen, ja selbst in den Gemeindeversammlungen, regelmäßige Visitationen der Gemeinden, treuliche Pflege der Gemeindeschulen wirkten zusammen, um die Synode nicht bloß fest in einem Geiste zusammenzuhalten, sondern auch nach außen mächtig auszubreiten. Walthers weise und konsequente Leitung übte eine mächtige Anziehungskraft aus, wodurch widerstrebende Elemente überwunden, gewonnen und assimiliert wurden.'" (Hauck, RE. 14, 198.) Walther verstand es, wie wenige Männer in der Geschichte der Kirche, Schülern seinen Geist aufzuprägen. Die geschlossene Einheit, verbunden mit der Größe (denn Missouri wurde bald

die weitaus größte Synode), übte nach außen hin einen gewaltigen Einfluß aus und stärkte insonderheit in den östlichen Synoden das bereits erwachte konfessionelle Bewußtsein. — So weit Neve. Von einem „bereits erwachten konfessionellen Bewußtsein in den östlichen Synoden" vor Walthers Auftreten kann ohne eine starke Hyperbel kaum die Rede sein. F. B.

Krauth jun. und Walther. In seiner „Geschichte der Lutherischen Kirche Amerikas" (S. 114) schreibt D. Neve: „D. Krauth jun. ist nach dem Urteile D. G. Fritschels der größte allseitig gebildete Theolog der lutherischen Kirche Amerikas im 19. Jahrhundert, wenn ihn auch Walther an Kenntnis Luthers und der Dogmatiker übertrifft." Was uns betrifft, so haben wir weder ein Interesse, D. Krauths Verdienste um die lutherische Kirche zu verkleinern, noch festzustellen, wer der größte lutherische Theolog Amerikas ist. Welch ein schwankend Rohr aber D. Krauth immer noch war, als Walther bereits jahrelang eine feste konfessionelle und treulutherische Stellung eingenommen und mit großem Erfolg vertreten hatte, geht selbst aus den spärlichen Mitteilungen D. Neves selber zur Genüge hervor. Seite 114 schreibt Neve: „Während der Kämpfe über die ‚Plattform' [das 1855 veröffentlichte reformierte Machwerk S. S. Schmuckers, das man in der Generalsynode an die Stelle der Augustana zu setzen suchte — F. B.] stand er [Krauth] noch mitten in seiner theologischen Entwicklung, die erst um 1865 als in den Hauptzügen abgeschlossen betrachtet werden kann." Seite 119 berichtet Neve: „Unter Führung von D. B. Kurtz war 1857 in Maryland die Melanchthonsynode entstanden. . . . Die besondere Anziehung dieses Körpers sollte ihr advanced American Lutheranism sein. Das Bekenntnis dieser Synode war dem der Evangelischen Allianz ziemlich genau nachgebildet. Die Punkte der Evangelischen Allianz fand sie in den Lehrartikeln der Augsburgischen Konfession, die sie annehmen wollte mit Ausnahme folgender Stücke, falls sie darin enthalten wären: 1. die Billigung der Meßzeremonien; 2. Privatbeichte und Absolution; 3. Leugnung des Gebotes, den christlichen Sabbat zu halten; 4. Wiedergeburt durch die Taufe; 5. Realpräsenz des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl. In Pittsburgh, 1857, bat die Melanchthonsynode um Aufnahme in die Generalsynode. Es drohte hierüber zu einem Konflikt zu kommen. Eine numerisch stärkere liberale Partei und eine an Zahl schwächere konservative Partei standen einander scharf gegenüber. Da stellte sich D. Krauth jun. als Vermittler zwischen beide und beantragte die Aufnahme der neuen Synode, indem sie zugleich dringend gebeten wurde, um der Liebe willen jene Ausstellungen an der Augsburgischen Konfession aus ihrem Bekenntnis zu streichen. Für Aufnahme der Melanchthonsynode stimmten 98, dagegen 26." Ferner berichtet Neve S. 133: „D. Charles Porterfield Krauth verteidigte noch 1864 mit viel Nachdruck die in der Generalsynode übliche Unterscheidung zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Lehren in der Augu-

stana, und daß die Verpflichtung sich nur beziehe auf das Fundamentale. Er selbst nahm ausdrücklich Artikel XI von der Verpflichtung aus. Siehe *Lutheran and Missionary* vom 31. März und 21. April 1864; vgl. auch J. L. Neve, Inaugurationsrede, 1911: 'The Formulation of the General Synod's Confessional Basis', S. 19. Erst im Sommer 1865 widerrief D. Krauth in einem Artikel des von ihm herausgegebenen Blattes seine bisherige Anschauung hinsichtlich des Verpflichtenden in der Augustana. Siehe *Lutheran and Missionary* vom 13. Juli 1865; vgl. auch Späth II, 115." Endlich Seite 146: „Erst einige Wochen vor der Versammlung der Generalsynode in York (5. Mai 1864) schrieb D. Krauth im *Lutheran and Missionary:* ,Die Augsburgische Konfession ist das Symbol lutherischer Katholizität; alle andern besonderen Teile des Konkordienbuches sind Symbole lutherischer Partikularität, Glaubensbekenntnisse lutherischer Kirchen, aber nicht in undisputierbarem Sinne der lutherischen Kirche [als solcher].' (*Lutheran and Missionary,* 24. März 1864.) Er verteidigt sogar um diese Zeit noch das 'substantially correct' der alten Lehrbasis der Generalsynode, die diese in wenigen Wochen als veraltet beiseitesetzte. (*Lutheran and Missionary,* 31. März 1864.) Sein Vater, D. C. Phil. Krauth, hatte schon 1850 protestiert gegen die alte Lehrverpflichtung: 'We object to the liberty allowed in that subscription. . . . It is liable to great abuse. . . . It is evident that a creed thus presented is no creed, that it is anything or nothing, that its subscription is a solemn farce.' (*Evang. Review,* II.) Aber noch im *Lutheran and Missionary* vom 7. April 1864 entschuldigt der Sohn den Vater und sagt: 'Let the old formula stand, and let it be defined.' Also in Fort Wayne verlangte die Delegation der Pennsylvaniasynode, wenn diese Frage überhaupt zur Sprache gekommen wäre, gewiß nicht mehr als die Augustana." Auch die theologisch schiefe und unklare "Resolution", welche 1864 in York, Pa., angenommen wurde, hatte D. Krauth 1856 verfaßt. Was darum auch immer die Verdienste D. Krauths um die lutherische Kirche sein mögen (und die wollen wir nicht geschmälert wissen) — in dem Kampf für treues, konfessionelles Luthertum in Amerika kann Krauth, verglichen mit Walther, doch nur als Epigone in Betracht kommen. Ein volles Vierteljahrhundert hatte bereits Walther mit großem Erfolge für konsequentes Luthertum gekämpft, ehe D. Krauth auch nur von dem "substantially correct" der Generalsynode sich völlig loszusagen vermocht hatte. F. B.

Der internationale Charakter des Christentums, ist er dem Kriege zum Opfer gefallen? Über diese Frage schreibt Hans Leuß: „Das Christentum erhebt mit Recht den Anspruch, international zu sein. In dieser Hinsicht ist es ebenso dem Kriege zum Opfer gefallen wie alles andere Internationale, wie die Internationale des Proletariats, des Handels, des Völkerrechts, der gelehrten Verbindungen. Nach dem Kriege werden die Geistlichen vielleicht manchen Einwand hören, auf

den sie nicht gefaßt sind. Herr Prediger Dr. Kirmß hat schon darauf hingewiesen, daß einige bekümmerte Leute fragen, wie der Krieg mit der Liebe Gottes zu vereinigen sei. Dem denket nach! Wir freilich haben es leicht; denn wir lehnen es ganz ab, Gott in die Geschäfte und Schicksale des Krieges hereinzuziehen, des Krieges, der zwar durchaus menschlich ist, aber weiter für uns auch nichts. Wir sehen einen großen sittlichen und Geschmacksfortschritt darin, daß jetzt nicht mehr wie zu Beginn des Krieges der Name Gottes in allen amtlichen Kriegsdokumenten steht. Schon deshalb ist uns das ein sittlicher Fortschritt, weil doch jedermann weiß, daß der Gott der Christenheit auch international ist, obwohl ja freilich der russische Kaiser Anfang August einen besonderen ‚Gott des russischen Landes' kannte. Es ist doch offenbar redlicher, die religiösen Gemüter nicht in die Verwirrung zu bringen, die unvermeidlich ist, wenn man Gott als den Lenker der Schlachten in Anspruch nimmt." Also: der Gott der Christenheit ist international, aber sein Wirken (sein strafendes Gericht) soll sich nicht auf alle Völker erstrecken! Welch eine Gedankenverwirrung! (G. d. G.)

Die durch den Krieg entstandenen Schäden in der Norddeutschen Mission in Togo faßt der eingeborne Prediger Andreas Aku also zusammen, daß 1. auch unsere Missionare leider wie Regierungsbeamte und Kaufleute in den Krieg ziehen mußten. Da unsere Leute die Verhältnisse in Europa und besonders in Deutschland nicht kennen, war es manchen etwas Anstößiges, daß auch die Missionare in den Krieg mitzogen; daß 2. überhaupt europäische, zivilisierte, christliche Nationen gegeneinander im Lande der Heiden kämpfen, vor Heiden einander hassen, schimpfen, gefangennehmen, wegführen oder totschießen, und daß sie die Heiden veranlassen und auffordern, solche Taten mit ihnen zu tun. Was soll nun die Heidenwelt über das Christentum Europas denken? Sie meinen, dieser Gedanke allein hätte eine christliche Macht von einem solchen Kolonialkrieg abhalten sollen; daß 3. Missionsarbeiter, Europäer und Eingeborne, vor den Heiden verächtlich gemacht und zum Teil verfolgt worden sind; daß 4. der Götzendienst und die Macht der Heiden zugenommen haben, was besonders bemerkbar an einigen Orten wird, wo christliche Gemeinden vorhanden sind; daß 5. viele Missionsschulen und -gemeinden verwahrlost sind, und daß sogar manche Christen auf einmal sich dem Götzendienst wieder übergeben; daß 6. auf vielen Außenstationen die Kinder aufhörten, die Schulen zu besuchen, selbst Kinder von Christen; daß 7. die Mission die eingebornen Missionsgehilfen nicht mehr alle behalten und unterhalten kann, weil viele Gemeinden ihre Lehrer allein nicht unterhalten können. (Ref.)

Gottes Gerechtigkeit und der wahllos dahinraffende Krieg — wie vertragen sich beide miteinander? Hierauf antwortet die „Reformation": „Jeder gläubige Christ wird zugeben, daß seine Sünde derart groß ist, daß, wenn er lediglich nach Gerechtigkeit gerichtet wird, und

keine Gnade waltet, er das schwerste irdische Geschick verdient hat. Keiner von uns hat das getan, was er nach seinen Fähigkeiten und Anlagen hätte tun können. Jeder ist ein ungetreuer Knecht gewesen. Seine Sünde lastet als schwere Schuld auf ihm. Aber es belastet ihn nicht bloß seine eigene Sünde. Niemand steht allein und losgelöst von seinen Mitmenschen, seinen Vorfahren und Nachkommen. Von der einzelnen Persönlichkeit spinnen sich unzählige Fäden in ihre Umgebung. Von Jugend auf hat jeder einzelne in Wechselwirkung die, mit denen er unmittelbar oder mittelbar in Verkehr getreten ist, beeinflußt. Durch bewußte und unbewußte Beziehungen überträgt ein jeder Gutes und Böses auf die Menschen seines Kreises. Ein unbedachtes Scherzwort erregt in andern die heiße Begier der Unzucht, das Beispiel verleitet andere zur leidenschaftlichen Genußsucht, Hochmut erweckt Neid, Unwahrhaftigkeit erzeugt Lüge. Es ist deshalb auch jeder nicht bloß verantwortlich für die eigene Schuld, sondern er ist mitverantwortlich für die Schuld seiner Umgebung, ja, jeder einzelne ist mehr oder minder verantwortlich für die Schuld seines ganzen Volkes. Die Dirne, die auf der Straße ihrem Gewerbe nachgeht, belastet vielleicht auch dein Schuldkonto. Wer weiß, ob nicht böse Einflüsse, die von dir ausgegangen sind, in weiterer Folge auch sie verdorben haben. Wie gerne ist jeder geneigt, sich an den großen Errungenschaften seines Volkes zu freuen, z. B. an den herrlichen Siegen unserer Heere, und dabei, mehr oder weniger verschämt, zu fühlen, daß die eigene persönliche Tüchtigkeit daran auch seinen bescheidenen Anteil habe. Ist es auch so bei schweren Prüfungen, die einem Volke auferlegt werden, bei vernichtenden Niederlagen im Kriege? Finden sich da viele, die sagen: ‚Mea culpa, maxima mea culpa est'? Lastet nun aber auf einem jeden nicht bloß seine eigene persönliche Schuld, sondern auch die seiner Umgebung, ja seines Volkes, so wird man noch weniger zweifeln, daß ihn die Strafe, die einer Gesamtheit auferlegt wird, gerecht trifft. Gewiß mag dabei die Schuld der einzelnen völlig voneinander verschieden sein, der eine viel, der andere wenig zu der Gesamtschuld beigetragen haben; sicherlich aber ist doch eines jeden Anteil daran so groß, daß die Strafe, die einer Mehrheit auferlegt wird, auch für ihn völlig gerecht ist. Man darf sich dabei nur nicht auf den Standpunkt des Pharisäers stellen: ‚Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner.' Die achtzehn, die der Turm von Siloah erschlug, waren nicht schuldiger als die andern in Jerusalem Wohnenden. Die Juristen haben den Begriff der Gesamtschuld. Danach haftet jeder einzelne von mehreren, die sich gemeinschaftlich verpflichtet, oder die gemeinschaftlich Schaden zugeführt haben, für das Ganze; das heißt, jeder einzelne hat die ganze Schuld zu bezahlen oder den ganzen Schaden zu ersetzen. Sollte dieser Grundsatz wegen des innigen Zusammenhanges des einzelnen mit der Gesamtheit nicht auch auf dem Gebiete der Ethik gelten? Sollte man deshalb nicht auch hier in der einen einzelnen Volksteil betreffenden Strafe die gerechte Ver-

geltung für die gemeinschaftliche Schuld des ganzen Volkes finden? Trifft aber die göttliche Strafe, die man in verheerenden Naturereignissen oder in den Verwüstungen des Krieges sieht, niemanden wegen seiner eigenen persönlichen Schuld und wegen seines Anteils an der Schuld der Gesamtheit ungerecht, so können derartige Ereignisse sicherlich nicht gegen die Gerechtigkeit Gottes angeführt werden." Weniger noch kann das geschehen wider die göttliche Gnade, weil sie eine freie ist und gerade auch das Leiden für ihre seligen Zwecke benutzt. Nur der sentimentale Allvaterglaube der alten und neuen Rationalisten weiß mit den Leiden nichts anzufangen und läßt sich die Schrecken des Krieges zum Ärgernis dienen. F. P.

Zurückstellung der religiösen Töne. Die deutschländische Tagespresse brachte in den ersten Kriegsmonaten zu viel „blindes Hurrageschrei". Jetzt ist sie objektiver geworden und verständnisvoller für die harte Wirklichkeit. „Leider" — schreibt aber die „A. E. L. K." — „ist auch eine andere Wandlung eingetreten, eine merkliche Zurückstellung der religiösen Töne, die man in den ersten Kriegsmonaten fand. Und es war doch nichts zum Schämen, wenn man am Anfang offen von der Gerechtigkeit Gottes redete, von der Hilfe Gottes gegen die übermächtigen Feinde, wenn man in Großdruck die Mahnung des Kaisers brachte: ‚Geht in die Kirche, kniet nieder und betet'; wenn man wiederholt frommen Feldbriefen Raum gab. Jetzt aber, nachdem Gott wirklich durch schwere Kriegsmonate wunderbar durchgeholfen und unsere Feinde rechts und links geschlagen hat, jetzt schweigt man von Gott? Man tut vielfach, als ob es bloß die Tüchtigkeit der Heere und die deutsche Volkskraft gemacht hätte; man pocht und trotzt mit der deutschen Unbesiegbarkeit. Hindenburg, der uns die schwersten Schlachten geschlagen, wußte es anders; neben dem Lob des Heeres spricht er immer ‚vor allem' von der Hilfe Gottes. Und der Kaiser, der doch die Dinge kennen muß, auch er redet immer wieder vom ‚Beistand Gottes', dem er das Beste danke, und auf den er für die Zukunft hoffe. Und wenn man so manche Einzelheiten aus dem Krieg hört, so von der Umzingelung einer deutschen Armee durch die Russen, und wie der deutsche General es plötzlich wie eine göttliche Eingebung erhielt, wie er sich durchschlagen könne, oder von den letzten großen Schlachten im Westen, wo ein Nebel die Franzosen täuschte, daß sie über das Ziel schossen und die deutschen Reserven ungehindert herankommen konnten, so wird jeder, der nicht voreingenommen ist, das Eingreifen einer höheren Macht zugeben. ‚Kein Gott und kein Teufel kann den Vormarsch unserer Heere aufhalten', hatte vor Monaten eine große, sonst wohlmeinende Tageszeitung geschrieben, als eine russische Festung nach der andern fiel. Aber sehr schnell kam damals die Rektifizierung; der Vormarsch stand still, und die Russen griffen wieder an. Gott braucht nicht einmal Menschen, um einen Vormarsch aufzuhalten. Uns allen sind vom letzten Herbst die kurzen, jeden Tag eintönig wiederkehrenden Sätze aus Hin=

denburgs Feldbericht in Erinnerung: ‚Die Ungunst der Witterung macht jede Operation unmöglich.' " — Gott aber gibt man nur dann die Ehre recht, wenn man sie ihm allein gibt und nicht zwischen Gott und dem Heer samt seinem Kaiser teilt. Bismarcks Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt" bringt zwar nicht zum Ausdruck, wie es allgemein in Deutschland steht, wohl aber, wie es stehen sollte. Wir fügen hinzu, die Deutschen sollten auch im gegenwärtigen Krieg auf Gott vertrauen und auf sonst nichts in der Welt. Und in demselben Sinne sollen sie auch Gott allein die Ehre geben und neben ihm sonst niemandem in der Welt. Gott und die Kreatur darf man nicht koordinieren. Menschen kommen immer nur als Werkzeuge in Betracht, die nicht über Gott, auch nicht neben Gott, sondern unter ihm stehen. F. P.

Kriegsnot und Theater. Zu der in „L. u. W." (S. 504) bereits erwähnten Aufführung von „Mona Lisa" in Stuttgart lesen wir in „G. d. G.": „Von geschätzter Seite wird dem ‚Ev. Gmbl. f. Stuttgart' geschrieben: ‚Zu den erschütterndsten Erinnerungen der Geschichte gehört die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken. An sich nicht darum, weil der letzte Nachklang altrömischer Kaiserherrlichkeit damit verschwand. Erschütternd ist es zu sehen, wie viele der unmittelbar davon Betroffenen von diesem Ereignis, unter dem das westliche Europa zitterte, nur mehr obenhin berührt wurden. Während der letzte byzantinische Kaiser tapfer in die schon aussichtslos gewordene Abwehr des feindlichen Ansturms eintrat, ereiferte man sich in der Stadt noch über die letzten Wagenrennen. Das Ästhetenvolk war damals wie immer ein Fall für sich und stellte sich turmhoch über die Not des gemeinen Lebens. Und heute? Der Berichterstatter des „Schw. Merk." [ebenso andere Zeitungen] hat ein Gefühl dafür, daß das Zusammentreffen einer Première, die am 26. September in das sonntägliche Straßenbild den Zug des zum Theater strömenden aufgemachten Premièrenpublikums gebracht hat, mit dem gleichzeitigen Bekanntwerden der schweren Kriegslage im Westen etwas recht übles war. Allerdings. Draußen verbluten Tausende, daheim genießt man gleichzeitig intensiv. Es war ein ungeschicktes Zusammentreffen. Aber bei diesem Bedauern des ungeschickten Zusammentreffens wird es sein Bewenden haben. Das Volk der Ästheten ist selbstsüchtig und darum rücksichtslos. Die „Kunst" ist doch etwas Großes, etwas Heiliges — namentlich, wenn sie angenehm unterhält. Man kann überzeugt sein, die würden, heute so gut wie immer, mit lächelnder Gelassenheit sich in jede Katastrophe zu fügen wissen, wenn nur das Kunstgetue dabei weiterginge. Alles in allem, festzustellen ist: die Symptome des Niedergangs, die der Krieg anfänglich zurückgeworfen hatte, haben wir jetzt bald alle wieder, und das bißchen Ernst, das der Krieg in das öffentliche Bewußtsein zu bringen drohte, wird mit unermüdlichem Eifer und sichtlichem Erfolg schleunigst wieder abgeschoben. Für „das Volk" baut man neben das Ehrenfeld

der Gefallenen das Gasthaus zum vergnügten Grabstein, und „die besseren Leute“ amüsieren sich demonstrativ in Premièren, während man mit Bangen und Grausen von fürchterlichsten Schlachten hört. In der weiteren Öffentlichkeit wird jeder Widerspruch gegen diesen Jammer mit Entschlossenheit erstickt. Und was in kirchlichen Blättern laut wird — es ist nun einmal so: im Augenblick hat Kirche und Religion noch Schonzeit; nachher wird's wieder heißen: „kulturfeindliche Mucker“. Kurz, es ist so hoffnungslos wie nur je einmal.‘“ — Auch in Amerika hat man gesagt und vermeintlich gerühmt: „Das deutsche Volk lebt jetzt das Leben Goethes.“ Von den „Ästheten“, die sich in Stuttgart an der „Mona Lisa“ vergnügten, während ringsum Tausende verbluteten, mag das auch gelten, nicht aber von den Soldaten in den Schützengräben und ihren Vätern und Müttern daheim. Nicht Goethesche Ästheten, sondern Leute, die wie Hindenburg ihre Bibel und ihren Katechismus leben, bilden das starke Rückgrat des deutschen Volkes. „Nur mit einem frommen, gläubigen Heer ist der große Gott“, sagte Kaiser Wilhelm bei einem Besuch in Lodz. „‚Gott ist mit uns gewesen!‘ so sprechen die Soldaten, wenn sie heil durchgekommen sind. Wie oft habe ich diese Worte gehört, als wir uns nach unserm Sturmangriff auf N. J. am 30. Oktober sammelten.“ So in dem Briefe eines Unteroffiziers.

Religiöse Zustände in Frankreich. Der „Kölner Volkszeitung“ zufolge antwortete ein katholischer Franzose auf die Frage, wie es mit der „gerühmten religiösen und sittlichen Wiedergeburt“ in Frankreich stehe: „Traurig; von religiöser Wiedergeburt keine Spur, sondern das Gegenteil. Was an der Front bei der Armee zutrifft, kann ich nicht sagen, aber im Lande selbst geht es weiter bergab, und es mußte so gehen. Denken Sie sich doch in unsere Lage hinein. 25,000 französische Priester sind mobilisiert, stehen seit einem Jahre unter den Waffen. Die Seelsorge in den größeren Städten wird von zurückgebliebenen Ordensleuten zum Teil weitergeführt; aber das flache Land ist durchweg zu einer großen religiösen Wüste geworden: kein Priester, kein Gottesdienst, kein Glockenläuten. Stirbt ein gläubiger Katholik, so wird ein Geistlicher zwei oder drei, zuweilen fünf Stunden weit hergeholt zur Beerdigung. Sonst fühlten die Volksmassen in der Gegend von Versailles, wo ich wohnte, überhaupt kein religiöses Bedürfnis. Nur eins hat zugenommen und wird von findigen Leuten als ein Zeichen gedeutet, daß der Gottesglaube in den Herzen der Franzosen noch lebt, und das sind die — Gotteslästerungen! Nie habe ich in meinem Leben so viel lästern und fluchen hören als seit Ausbruch des Krieges. Die verschrobenen Kriegsberichte aus Nordfrankreich und Rußland wie auch die religiös-politischen Tiraden unserer Nationalisten werden tagtäglich mit fürchterlichen Gotteslästerungen beantwortet. Ein solches Volk kann im Unglück nicht durchhalten. In Paris sieht man wohl Frauen und Kinder in den Kirchen, die Männer fehlen wie früher.“

Feldgottesdienste werden in der Schweiz nach den Konfessionen getrennt. Die Adjutanturabteilung der schweizerischen Armee hat folgenden Befehl erlassen: „Es mehren sich die Klagen über Mißachtung religiöser Gefühle und Rechte der Wehrmänner seitens einzelner Truppenkommandanten. Dem muß von den oberen Truppenkommandos mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Wer nicht aus eigener Überzeugung den inneren Wert religiösen Empfindens genügend einzuschätzen vermag, der soll wenigstens Achtung haben vor dem, was andern das Höchste und Erhabenste ist, das sie um so weniger missen wollen, je ernster die Zeit ist. Die höheren Truppenkommandanten wollen sorgen, daß folgende Punkte strenge Beachtung finden: 1. Der Sonntag, der Tag des HErrn, soll auch in der Armee in Ehren gehalten werden. 2. An Sonntagen und allgemeinen Feiertagen ist den Truppen Gelegenheit zum Besuche des Gottesdienstes ihrer Konfession zu geben, soweit immer die örtlichen Verhältnisse es gestatten. 3. Bei konfessionell gemischten Truppenkörpern wird der Feldgottesdienst, nach Konfessionen getrennt, abgehalten. 4. In feinfühliger und vornehmer Achtung vor religiöser Überzeugung und deren Betätigung sollen, wie immer und überall, die Offiziere das gute Beispiel geben." Die „Freikirche" bemerkt hierzu, daß die Schweiz mehr Verständnis für den Unterschied der Konfessionen zeige als Deutschland, wo „Burgfriede" und gemeinsame Feldgottesdienste vielfach als das Ideale hingestellt würden. F. B.

Amerikanische Freimaurerei und der Weltkrieg. In den „Stimmen der Zeit" aus Maria-Laach lesen wir: „Am erbittertsten ist der Haß gegen die Zentralmächte bei den französischen und italienischen Freimaurern zutage getreten. Mit ihnen wetteifern in diesem Hasse die Freimaurer der übrigen romanischen Länder (Portugal, Spanien, Rumänien, Mittel- und Südamerika) und die einzelnen Freimaurer in andern Ländern in dem Maße, als sie für die Kulturideale des französischen und des italienischen Großorients eingenommen und begeistert sind. Zu beachten ist, daß italienische Freimaurer, die sich in andern Ländern (England, Nord- und Südamerika, Ägypten, Rumänien usw.) aufhalten, auch in diesen Ländern für die Kulturideale ihres Großorients eine rührige Propaganda zu entfalten pflegen. Die belgischen Freimaurer gehören zu den eifrigsten und radikalsten Verfechtern des modern-demokratischen Kulturideals im Sinne der Großoriente von Frankreich und Italien. Ein güter Teil der holländischen und die romanisch-schweizerischen Freimaurer stehen hinsichtlich ihrer kulturellen Anschauungen den französischen Freimaurern ebenfalls sehr nahe. Auch die englischen und nordamerikanischen Freimaurer sind, abgesehen von den bekannten politischen, wirtschaftlichen und kommerziellen Interessengegensätzen, in denen sich die Länder englischer Zunge zu den Zentralmächten befinden, letzteren schon wegen ihrer Vorliebe für das demokratische Kulturideal abgeneigt. Der Chefredakteur der Zeitschrift *New*

Age, der jetzige Chef des Supreme Council in Washington, Br. George F. More (33. Grad), der zweite Nachfolger des berühmten Br. Albert Pike in diesem Amt, bemerkt in dieser Hinsicht: ‚Wir haben die größte Hochachtung vor dem deutschen Volke. Wir besuchten die Deutschen in ihrer eigenen Heimat; wir haben viele deutsche Bücher in ihrer Sprache gelesen, und wir sind überzeugt, daß wir gegenwärtig, wenn wir hinsichtlich der meisten Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur uns gründlich unterrichten wollen, zu deutschen Büchern greifen müssen. Die Freimaurerei ist aber gegen den Militarismus, und unsere amerikanischen Ideale begünstigen nicht das Gottesgnadentum der Könige. Wenn wir dies in einem Leitartikel der Septembernummer betonten, so glaubten wir damit den freimaurerischen Standpunkt zum Ausdruck zu bringen. Und dies taten wir in Wirklichkeit. Beweis dafür ist, daß unter den 60,000 Lesern dieser Zeitschrift nur zwei gegen den Artikel Einsprache erhoben.‘ (*New Age*, Washington, Okt. 1914, S. 187.)" Aus obiger Bemerkung der *New Age* erklärt sich zum Teil die Stellung unserer Regierung, unserer Presse, unsers Volkes und mancher prominenter Deutscher im gegenwärtigen Weltkriege sowie auch Art und Weise und Argumente, mit welchen man gegen alles, was deutsch ist, zu Felde gezogen ist. F. B.

Fiasko des russischen Alkoholverbotes. Die „A. E. L. K." berichtet: Die Welle der Mäßigkeit, die durch das in einem Ukas des Zaren erlassene Trinkverbot reinigend über ganz Rußland verbreitet werden sollte, ist immer mehr im Abflauen begriffen. Fälle von Vergiftung durch gefährliche und selbst giftige Schnapsersatzmittel sind bereits alltäglich geworden. In der Zeit vom 17. August bis 13. September 1914 wurden in Petersburg 26 Sterbefälle infolge delirium tremens gezählt; 33 Fälle vom 14. September bis 11. Oktober; 34 Fälle vom 12. Oktober bis 8. November; 43 Fälle vom 9. November bis 6. Dezember; 53 Fälle vom 7. Dezember bis 3. Januar 1915; 58 Fälle vom 4. Januar bis 31. Januar und 66 Fälle vom 1. Februar bis 28. Februar. „Vor dem Alkoholverbot", schreibt ein russischer Arzt, „war die Zahl dieser Todesfälle nach oben und unten stets schwankend; doch seit dem Verbot nimmt sie andauernd zu. Die Maßregeln wurden immer mehr verschärft. Zuerst war der Wutkiverkauf noch in den vornehmen Gasthäusern gestattet. Dann wurde das Verbot auch auf diese Lokale ausgedehnt, doch durften sie noch Bier und Wein ausschenken, und schließlich wurde überhaupt der öffentliche Verkauf aller alkoholartigen Getränke untersagt. Doch in dem Maße, in dem das Verbot an Strenge zunahm, stieg die Zahl der durch Alkoholismus bedingten Todesfälle. Die angeführten Zahlen lassen erkennen, daß die Ersatzmittel nicht bloß von Trunkenbolden genossen wurden, sondern gerade in jenen Kreisen gebraucht werden, in denen früher nur mäßig getrunken wurde. Aus einem Bericht des Obukhow-Spitals in Petersburg ist ersichtlich, daß die dort bisher aufgenommenen Opfer des Alkoholismus aus Leuten jeden Alters und aller Berufe bestanden."

Die Einwanderung in den Vereinigten Staaten hat seit Beginn des Krieges wesentlich abgenommen. In den Monaten Juli, August, September und Oktober 1914, zu denen also auch noch ein Friedensmonat gehörte, stellte sich die Zahl der Einwanderer auf 157,642 Personen gegen 534,810 Personen in den gleichen Monaten des Jahres 1913. Seit November ist aber die Einwanderung noch weiter zurückgegangen. Sie umfaßte seit Beginn dieses Monates bis zum Juni 208,945 Personen, so daß also im Fiskaljahre 1914/15 insgesamt nur 366,587 Personen eingewandert sind gegen 1,231,691 im Fiskaljahre 1913/14, also 865,104 (= 70.24 Prozent) weniger als im Vorjahre. In Wirklichkeit aber erhöht sich der Prozentsatz dieses Ausfalles noch stark, da allein auf den Friedensmonat Juli gegen 100,000 Einwanderer kommen. Gleichzeitig mit der Abnahme der Einwanderung machte sich nach Beginn des Krieges eine starke Abwanderung bemerkbar. Die Gesamtzahl der Rückwanderer wird mit der Zahl der Zugewanderten gleichgesetzt, so daß die Vereinigten Staaten im vergangenen Fiskaljahre zum ersten Male seit langer Zeit keinen wesentlichen Zuwanderungsgewinn hatten.

Straßenerziehung. In Berlin besuchte ein Stadtmissionar einen unglücklichen Mann im Gefängnis, der bald vor Gericht gebracht werden sollte. „Herr", sagte der Gefangene, während Tränen seine Wange herabrollten, „ich hatte zu Hause eine gute Erziehung; aber es war meine Straßenerziehung, die mich ruinierte! Es war meine Gewohnheit, mich verstohlenerweise aus dem Hause zu schleichen und mit den Buben auf der Straße herumzulaufen. Auf der Straße lernte ich faulenzen; auf der Straße lernte ich fluchen; auf der Straße lernte ich rauchen; auf der Straße lernte ich stehlen. O Herr, es ist auf der Straße, wo der Teufel auf die Jugend lauert, sie zu ruinieren."

F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. "The Difference." A Popular Guide to Denominational History and Doctrine. By I. G. Monson. 74 pages. 50 cts. — Günthers „Populäre Symbolik" ist immer noch das beste und zuverlässigste Buch auf dem Gebiete der Sektenkunde. Monsons Buch kann man wohl am besten charakterisieren als kurzen Auszug aus Günther. Berechnet ist es für das Volk, für Sonntagsschulen usw.

2. Synodalbericht des Zentral-Illinois-Distrikts mit einer lehrreichen Arbeit von P. E. Flach über den vierten Artikel der Augsburgischen Konfession: „Von der Rechtfertigung." (15 Cts.)

3. Synodalbericht des Mittleren Distrikts mit einem vortrefflichen Referat von P. Wm. Moll über „Die römische Lehre von der Kirche und ihre Widerlegung". (16 Cts.) F. B.

Kurzgefaßte Geschichte der Lutherischen Kirche Amerikas. Von D. J. L. Neve. Zweite, vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. German Literary Board, Burlington, Iowa. $1.75.

D. Neve gehört der Generalsynode an und teilt ihre unionistische Gesinnung, was selbstverständlich auch in seinem Buche zutage tritt. Er hat kein rechtes

Verständnis für das Verderben, welches überall in der Welt der Unionismus in der lutherischen Kirche angerichtet hat, insonderheit in Amerika, wo vielfach der Indifferentismus die lutherische Kirche zum „Kulturdünger“ der Sekten, insonderheit der Episkopalen, gemacht hat. Der theologische und kirchliche Laxismus ist auch schuld daran, daß insonderheit die Generalsynode in der Vergangenheit vielfach, statt Amerikaner zu lutheranisieren, Lutheraner puritanisiert und mit dem Sektengeiste infiziert hat. Und ein wirkliches Principiis obsta kennt hier auch D. Neve nicht, wie z. B. aus seinem Urteil über die Unionisterei Mühlenbergs hervorgeht. Das Kapitel „Die Lehrkämpfe Missouris“ hat Neve nicht selber geliefert, sondern von Prof. Geo. Fritschel anfertigen lassen, was uns lebhaft erinnert an die Berichte über die Deutschen, welche die amerikanische Presse bei Conan Doyle, Wells und andern Germanophoben bestellt. Uns Missouriern — um anderes an anderer Stelle dieser Nummer zu berücksichtigen — ist Kirchengeschichte in erster Linie und wesentlich immer Dogmengeschichte, die Geschichte der christlichen Lehren, recht beurteilt nach der Schrift und darum nach dem lutherischen Symbol. Eine solche wirklich lutherische Geschichte der lutherischen Kirche Amerikas will aber erst noch geschrieben werden. F. B.

Der Weltkrieg als religiöses Problem. Von R. Schlaich, Pfarrer. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart.

Dies Schriftchen sucht die Frage zu beantworten: „Bedarf es einer Rechtfertigung Gottes angesichts dieses Krieges?“ Zur Charakteristik derselben lassen wir etliche Stellen hier folgen: S. 3: „Mancher Götze, den die fortschrittlich gesinnte Welt anbetete, fällt jetzt vom Sockel seiner Unfehlbarkeit herab, weil er die Erschütterung nicht aushält. Solcher Götzen waren viele, z. B. der Glaube an die Kultur, an den sich selbst erlösenden Menschengeist, an das Evolutionsdogma, wonach die Entwicklung des Menschen ganz naturgesetzlich von selbst zur Höhe führe, an die baldige Völkerverbrüderung, an die Nähe des goldenen Friedensreiches auf Erden und andere. Phrase und Wahrheit scheiden sich nun; denn bombensichere Unterstände braucht heute eine Weltanschauung, die sich behaupten will, nicht bloß schwache Mäuerlein.“ S. 4: „Gar manchem sind die Sterne des Himmels erloschen; es ist ihm der Glaube an Recht, Vernunft und Fortschritt in der Welt abhanden gekommen angesichts der Greuel, die diesen Krieg begleiten, ja mancher ist in Gefahr, den Rest seines Gottvertrauens zu verlieren.“ S. 6: „Gewiß sind alle diese Leiden und Schrecken von Menschen vollbracht; sie sind keine Naturgewalt; insofern bleibt die Menschheit dafür verantwortlich; aber das Ganze ist doch über die Welt wie eine Natur- und Schicksalsgewalt hereingebrochen und wirkt immer noch so auf unser Gefühl und mit Recht; denn letztlich hat doch Gott seine Hand in allen Dingen und bleibt als König und Richter der Welt für alles verantwortlich, was in der Welt geschieht, wie es die Heilige Schrift selbst sagt Amos 3, 6 und z. B. Jes. 45, 6: ‚Ich bin der HErr und keiner mehr, der ich das Licht schaffe und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Übel. Ich bin der HErr, der solches alles tut.‘“ S. 8: „Zu der Kraftspeise christlicher Erkenntnis, die der Christenheit heute mehr denn je not tut, rechne ich folgende Grundwahrheiten: a) Die Welt untersteht einer unverbrüchlichen göttlichen Rechtsordnung. b) Die Verschuldung der Welt an ihr nötigt zu Gerichten. c) Die Welt liegt im argen, das heißt, Satan hat Recht und große Gewalt in ihr. d) Nur auf dem Wege des Kampfes und der Opfer hilft Gottes Gnade der Menschheit vorwärts. e) Jedes Volk samt seiner Kultur, das Gott keine Frucht bringt, wird verworfen.“ S. 13: „Die Welt liegt im argen. Ja, diese Tatsache bringt dieser Krieg an den Tag, denn er zeigt, in welch erschreckender Weise die Masse der Völker von Lüge und Mammon beherrscht, vom Wahn betört, vom Rasseninstinkt statt vom Rechts- und Wahrheitssinn erfüllt, ja vom Teufel verführt und betrogen ist. Darum sind nicht bloß einzelne Minister und Fürsten haftbar für den Frevel dieses Krieges, ein Grey, ein Poincaré, ein Nikolajewitsch usw.; nein, ihre Völker beweisen es, daß sie solch edler Führer wert sind und gleichen Geistes wie sie.“ S. 15: „Wir entsetzen uns, wenn wir sehen, wie verlogen und betrogen sich unsere Feinde darstellen, und die Lüge wie ein Bannfluch auf ihnen lastet. Hat aber das deutsche Volk nicht auch ein unrühmliches Schauspiel vor dem Kriege geboten? War es nicht großenteils im Joch einer verhetzenden, einseitigen Parteipresse, die sein Herz der Obrigkeit und Kirche entfremdete, ja gegen alles, was christlichen und

nationalen Geruch hatte, einnahm und ihm Wahnbilder von der Herrlichkeit ausländischer Zustände und der Erbärmlichkeit seines eigenen Loses in den Kopf setzte, so daß Zersplitterung und Unzufriedenheit allenthalben um sich griff?" S. 16: „Wir ereifern uns über die Laster der Feinde, über britische Heuchelei und Gewalttätigkeit, englisch-amerikanische Mammonssucht, belgisch-französische Sittenlosigkeit und russische Knutenwirtschaft, wo die Massen bloß Horden sind, die geführt und gemaßregelt werden. Aber waren wir nicht auf dem besten Wege, ihnen gleich zu werden? Gewiß, zum frommen Heuchler hat der Deutsche nicht viel Anlage, das kann der Vetter jenseits des Kanals besser; aber er war schon deswegen nicht in Gefahr, Christentum zu heucheln, weil er sich anschickte, dem Christentum den Abschied zu geben. Mehr und mehr übernahm das gebildete Deutschland die Führerschaft in einem naturwissenschaftlich aufgeputzten, teils mehr atheistisch, teils mehr pantheistisch gearteten Unglauben und überschwemmte den Büchermarkt mit Literatur, die dieses Gift in der gesamten Welt verbreitete. Dieser wissenschaftlich sich gebärdende Unglaube im Unterschied von dem frivolen Unglauben der Franzosen, aber nicht weniger gefährlich als dieser, wurde die neue Kirche der Deutschen, und die alten Tempel leerten sich. Es galt allmählich in gebildeter und ungebildeter Gesellschaft für rückständig, ein Christ zu sein. Und Hand in Hand damit ein bedrohender Verfall der Sitten und ernster Lebensgrundsätze. Die Dirnenlager in den Großstädten, das Umsichgreifen der Geschlechtskrankheiten, der unreine Geist, der wie eine Seuche in Literatur, Theater und Kunst umging, und das Fallen der Geburtenziffer redeten eine deutliche Sprache, wohin die Reise des deutschen Volkes ging." S. 18: „Darum nehmen wir diesen Krieg als verdientes Gericht und als Schule der Läuterung hin, und tragen wir in Demut die furchtbaren Opfer und Wunden, die dieser Krieg Deutschland verursacht." S. 29: „Zur Herrschaft über die Natur in Höhen und Tiefen ist der neuzeitliche Mensch von Gott erhoben worden und mit wahrhaft königlicher Gewalt über ihre ungeheuren geheimnisvollen Kräfte ausgestattet worden. Aber wie verwendet dieser König seine Machtmittel? Nach Gottes Willen, im Dienst der Gerechtigkeit und zum Heil der Menschheit? Nein, im Frieden müssen sie ihm zur Befriedigung seiner fleischlichen Interessen und im Krieg zur Verbreitung von Schrecken und Zerstörung dienen, und das in einer Weise, daß die Erde zur Hölle wird, und Millionen Streiter sich in Furcht vor diesen höllischen Zerstörungsmitteln in der Erde verstecken müssen. Ist das nicht göttliche Ironie über eine Welt, die sich über ihre Fortschritte in der Beherrschung der Natur berauschte und nun zeigen muß, daß sie nichts damit anzufangen weiß, als sich zu verderben?" — Wir fügen hinzu: Wie sind doch die Großen und in der Welt Gefeierten gesunken: Grey, Churchill, Kipling, Poincaré, Bergson, D'Annuncio! Der auch in Amerika hochgefeierte Lord Bryce setzt seinen Namen unter eine sonst anonyme Lügen- und Schmähschrift über Greueltaten der Deutschen in Belgien! Welch eine Gesinnung bei einem Kulturmenschen ersten Ranges! Und was sollen wir sagen, wenn wir an die eigenen Gestalten denken, wie sie im *Outlook* und in der Jingopresse zu Worte kommen? Der Weltkrieg bedeutet das Fiasko der Kultur. F. B.

Biblische Bilder. Von Rudolf Schäfer. Sechs Blätter in Mappe. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. M. 3.

Die Blätter der vorliegenden Mappe bieten in mehrfarbiger Ausführung Bilder zu folgenden biblischen Texten: a. Luk. 2, 11; b. Matth. 5, 3—10; c. Mark. 10, 14; d. Luk. 10, 37 und Matth. 25, 40; e. Luk. 5, 19. 20; f. Ruth 1, 16. 17. — Der Kunstkritiker Ferd. Avenarius urteilt im „Kunstwart": „Adolf Schäfer ist der Meister, der für die bewahrsamen Kreise des deutschen Volkes der Zeichner religiösen und gemütvollen Innenlebens werden wird, den sie wünschen und brauchen." Damit sind auch die vorliegenden Bilder zutreffend charakterisiert. F. B.

Augustana Book Concern, Rock Island, Ill., hat uns zugesandt:

1. "My Church." An Illustrated Lutheran Manual Pertaining Principally to the History, Work, and Spirit of the Augustana Synod. Vol. I. Edited by Ira O. Nothstein, Pastor Grace Lutheran Church, Rock Island, Ill. (Art cover, 25 cts. net; cloth, 60 cts. net.)

2. "Our First Decade in China, 1905—1915." The Augustana Mission in the Province of Honan. — Beide Bände sind mit zahlreichen schönen Illustrationen versehen.

3. "The Association of the English Churches of the Augustana Synod in Its Eighth Annual Convention Held in Chicago, Ill., 1915."

Northwestern Publishing House, Milwaukee, hat uns zugesandt:

1. „Inhaltsangabe zu den Synodalberichten der Missourisynode und der Synodalkonferenz bis 1914." Von A. Heerboth. 25 Cts. — Angegeben wird immer nur ein Stichwort, z. B. „Abendmahl", „Adam", „Buße", was für solche, die die Berichte nicht selber haben und nachschlagen können, keinen sonderlichen Wert hat.

2. "Martin Luther." Excerpted from "Beacon Lights of History." Edited by William Dallmann. 5 cts.; 100, $2.00. — Das abgedruckte Zitat führt aus, daß die Bedeutung der Reformation darin bestehe, daß Luther die drei Gedanken zur Geltung gebracht habe: 1. Rechtfertigung durch den Glauben, 2. die Heilige Schrift die alleinige Autorität in der Kirche, 3. das Recht der eigenen Schriftauslegung. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Zum dreihundertjährigen Reformationsjubiläum, 1817, faßte das Ministerium von Pennsylvania, aus dem die Generalsynode drei Jahre später hervorging, den Beschluß: "Resolved, That the German Reformed Synod, the Moravians, the English Episcopal and the Presbyterian churches shall be invited by our President to celebrate the Reformation Festival with us." Es war das die Zeit, als man mit den Reformierten ein gemeinschaftliches theologisches Seminar plante und besonders auch durch die Begünstigung des Revivalwesens das ätzende Wort Prof. Reynolds' an Charles Porterfield Krauth, dieses amerikanische Luthertum sei "a kind of mongrel Methodistic Presbyterianism", provoziert hatte. Man darf wohl sagen, daß ein solcher Vorschlag zur Feier des Reformationsjubiläums in keiner der Synoden, die der Generalsynode angehören, jetzt Aussicht darauf hätte, zum Beschluß erhoben zu werden. Und doch gibt es noch Leute in diesem Körper, die es bedauern, daß die lutherische Kirche sich so ablehnend gegen Zusammenarbeiten mit den Reformierten auf kirchlichem Gebiete, besonders in Erweckungsversammlungen, verhält. Als manche Pastoren der Generalsynode in der Stadt Washington letztes Jahr sich weigerten, eine Einladung an Billy Sunday zu unterstützen, und im Gegensatz zum Revivalismus die lutherische Methode des katechetischen Unterrichts betonten, schrieb D. Butler im Anschluß hieran folgendes an den *Observer:* "It is not surprising that frequently the Lutheran Church in a community is not reckoned among the religious forces, and the reason is not hard to find. Even in the General Synod there is sometimes this separatistic spirit, which is diametrically opposed to the spirit of genuine American Lutheranism. The fathers of the General Synod were broad and inclusive, and not narrow and exclusive." Wo man die Väter der Generalsynode als Repräsentanten echten Luthertums zu rühmen wagt, sind noch Überbleibsel jenes "mongrel Methodistic Presbyterianism" vorhanden, der in dem alten Pennsylvania-Ministerium den merk-



würdigen Beschluß zur Feier des Reformationsjubiläums 1817 möglich machte. An der Einladung an Billy Sunday, der Butler das Wort redet, sind Episkopale, Methodisten und Presbyterianer beteiligt gewesen. G.

Ein Aufruf gegen den Liberalismus in der presbyterianischen Kirche hat die konservative Gruppe dieser Gemeinschaft im Laufe des letzten Jahres erlassen. Die Überschrift des Aufrufs ist: "Back to the Fundamentals." Er hat teilweise folgenden Wortlaut: "In view of the deep unrest in the religious thought of the day, we believe pronounced and persistent emphasis should be placed on the integrity and authority of the Bible as the Word of God, the deity of our Lord Jesus Christ, His vicarious atonement on the cross, — the only way of salvation, — and His resurrection. We believe these doctrines should be preached from our pulpits, and that the sessions of our churches should insist that this be done." Weiterhin wird die Forderung gestellt, daß Gemeinden bei der Berufung eines Pastors darauf sehen, daß der Berufene von ganzem Herzen die genannten Fundamentalartikel annimmt und zu predigen verspricht. Der Aufruf ist von Hunderten von prominenten Presbyterianern unterzeichnet worden, darunter von dem allgemeinen Präses der Nördlichen Presbyterianer, Maitland Alexander, von dem Evangelisten J. Wilbur Chapman, von Prof. Erdman von Princeton und Robinson vom McCormick-Seminar, von den Redakteuren des *Presbyterian*, der *Sunday-school Times* und des *Herald and Presbyter*, von angesehenen Geistlichen, wie Edwin J. Reinke, John F. Carson, M. A. Matthews, John B. Shaw, und einer großen Zahl angesehener Laien, unter denen John Wanamaker, Charles B. Alexander, S. A. Rankin und E. J. Heinz die Bekanntesten sind. G.

Stonemen's Club. So heißt eine „Bewegung", die in Philadelphia von einem Episkopalpriester in Gang gebracht worden ist, und die sich etwa zu gleichen Teilen aus jesuitischem Betrug, Bauernfang, Proselytenmacherei und Synkretismus zusammensetzt. Der Urheber der Bewegung ist ein Rev. H. C. Stone, Priester an der Holy Trinity-Kirche in Philadelphia. Nach dem Billy Sunday-„Feldzug" in dieser Stadt organisierten sich hie und da Männervereine kirchlichen Charakters, aber ohne kirchliche Verbindung; sie hießen "Sawdust Trail Clubs". Rev. Stone hatte schon vor einiger Zeit einen Männerklub ins Leben gerufen, der langsam vegetierte, bis die Sunday Campaign in vollem Gange war. Dann begann die Gliederzahl sich zu heben. Ostern 1915 hatte Stone schon 1100 Männer gewonnen. Die Gliedschaft stellte sich zuerst aus Episkopalen zusammen; doch erhielt Stone viele Anfragen von Gliedern anderer Gemeinschaften, und er organisierte nun einen Verein, in dem der bestehende Men's Club den Nukleus bildete, und der den Namen Stonemen's Club adoptierte. Der Verein meldete an, daß er in seiner Organisation die Merkmale der apostolischen Christenheit an sich trage und nichts anderes beabsichtige, als das Urchristentum zu restaurieren. (Wie konnte ein Episkopalpriester, der doch in der bischöflichen Organisation ein Hauptmerkmal der apostolischen Kirche erkennt, einen solchen Verein gründen, ohne zu seiner eigenen Gemeinschaft in Gegensatz zu treten? Das wird im folgenden klar werden.) Die äußere Organisation des Vereins trägt unverkennbar freimaurerisches Gepräge. Nur Männer können ihm angehören, und zwar nur solche, die das achtzehnte Jahr erreicht haben. Es bestehen drei Grade — den drei degrees der Blue Lodge entsprechend. Im ersten Grad ist die Annahme ge-

wisser Prinzipien Bedingung der Aufnahme. Im zweiten Grad schreibt das Ritual das Aufsagen des Apostolikums vor; auch wurden vorher ungetaufte hier getauft. Und zwar wird die Taufhandlung in jedem Falle nach dem Ritual des episkopalischen Book of Common Prayer vollzogen. (Hier hätte man Lunte riechen sollen.) Im dritten Grade wird den Gliedern von dem honorary chaplain Rhinelander, Bischof von Pennsylvania, die Hand aufgelegt, sie werden, mit andern Worten, konfirmiert, und zwar — das ist ausdrückliche Vorschrift — nach dem Ritual der Episkopalkirche. Dann wird das heilige Abendmahl genossen, und wieder liegt das Book of Common Prayer der Handlung zugrunde. Es werden also die Stonemen in diesem Grade tatsächlich in die bischöfliche Gemeinschaft aufgenommen. Der Betrug besteht darin, daß man weder im ersten noch im zweiten Grade von diesem Charakter des dritten Grades etwas verlauten läßt. Man redet durchgängig von einem Verein, der einmal von allen bestehenden kirchlichen Organisationen absehen und ernste Christen zu einer Gemeinschaft, die jener der ersten Gläubigen möglichst nahe kommen soll, verbinden will. Die Folge dieser Ankündigung war, daß das Unternehmen des Rev. Stone eine kolossale Zugkraft ausübte. An einem Sonntagnachmittag um halb zwei Uhr nahm Stone in seiner Trinity-Kirche 1000 neue Glieder auf, halb drei Uhr ein zweites Tausend, halb vier Uhr ein drittes Tausend und halb fünf Uhr ein viertes Tausend. Das wiederholte sich Sonntag für Sonntag, bis der dritte Grad 70,000 Glieder zählte, deren keines wußte, um was es sich im zweiten und dritten Grade handelte. Man erkennt hieraus, wie tief der Logengedanke dem Amerikaner in Fleisch und Blut übergegangen ist. Was die Sache an sich anbelangt, so handelt dieser Episkopalpriester ganz konsequent. Ihm ist die Konfirmation durch einen Bischof ("laying on of hands") eben ein Hauptmerkmal der Urgemeinde, und so ist es auch zu erklären, wenn ein Schreiber im *Churchman* ganz entzückt ausruft: "Think of these men banding themselves together in an organization which has three grades, or classes, the one proceeding to the other, the initiatory rites of which are, respectively, the declaration aforesaid, Baptism, and the laying on of hands, this last admitting to the Lord's Supper. Then add that they have asked the Bishop of Pennsylvania to be their chief chaplain, by whom alone the imposition of hands may be performed, and under whose direction the Lord's Supper shall be administered, and what have you? The Catholic Church, neither more nor less" — das heißt, die Urgemeinde, deren moderne Erscheinung aber nach episkopalischer Lehre, wenn man auf das Hauptmerkmal, die durch bischöfliche Handauflegung mitgeteilte Befähigung zum Genusse des Sakraments, sieht, in der römischen, der russischen und der Episkopalkirche noch vorhanden ist. Das hätten nun diese Tausende entdeckt, jubelt der *Churchman*. "The fine thing about this last is that these men, members of all sorts of Christian bodies and members of none, beginning with prayer-meetings and the reading of the Scriptures, have gone to the Scriptures and found the things they insist upon there: Baptism, *the laying on of hands*, and the Lord's Supper; there they are, and there they have found them." — Allerdings fehlt es nicht an Opposition gegen diese Restaurierung des Urchristentums nach dem Ritual des Book of Common Prayer. Ein Presbyterianer, Rev. William H. Roberts, schreibt: „Obwohl nicht ein Teil der Kirche, wird unter den Stonemen

Taufe und Nachtmahl in das Ritual aufgenommen. Für solchen Gebrauch dieser Einrichtungen besteht kein Grund in Gottes Wort. Und dadurch, daß nur ein Bischof, der in apostolischer Sukzession steht, amtieren kann, stellt sich dieser Verein auf die Seite der romanisierenden Partei in der Episkopalkirche und wird also eine Parteiorganisation." Die lutherischen Prediger Philadelphias haben einen Protestbeschluß verabfaßt, der auf den „protestantischen Jesuitismus" des dritten Grades hinweist und mit den Worten schließt: "The clandestine introduction of men of other Churches into a fellowship of the Protestant Episcopal Church is certainly a perversion of Protestant principles, as the movement is a perversion of New Testament teaching." Auch von episkopalischer Seite hat das Treiben der Stonemen scharfen Tadel erfahren. D. Steele (Philadelphia) warnt in einer Kritik dieser Bewegung vor der Anschauung, daß man durch die Anziehungskraft eines Klubs, mit "free cigars and lemonade, shirt-sleeve socials and brass-band concerts", die Kirche bauen könne, und sagt mit Rücksicht auf den logenähnlichen Charakter der Stonemen: "I know that we will all agree that surreptitious, dark, clandestine ways, pass-cards, degrees, initiations, etc., have no place either in the language or life of the Church, and that these can never take the place, in Christian nurture, of honest conversion, open profession of faith, frank statement of purpose, and free recognition of the claims of conscience; in short, of Church ordinances and the Church's Sacraments." — Das jesuitische Spiel, welches mit den Worten "Catholic Church", "Universal Church", "Apostolic Christianity" getrieben worden ist, um Leute aus allen Gemeinschaften in diesen famosen Appendix zur Episkopalkirche hineinzulotsen, wird recht klar, wenn man sich gewisse Ausdrücke in dem "statement" des Rev. Stone über die Zwecke des Vereins und Bischof Rhinelanders Exegese zu diesen Ausdrücken etwas näher ansieht. Es heißt da: "The fellowship merely announced that if all men were willing to add to their existing professions a *recognition of the fact of Episcopacy*, a way to corporate communion is opened without discussion of denominational differences." Mit andern Worten, das Wesentliche am Christentum ist Anerkennung des Episkopats; wo dieses erreicht ist, steht der Glaubensgemeinschaft nichts im Wege. Das ist aber altbekannte episkopalische Rede. "Bishop Rhinelander is asked to act as honorary chaplain, not because he is an Episcopalian, but because he has been consecrated 'a bishop in the Church of God.'" Das lautet liberal, ist jedoch der Gipfel der Intoleranz. Wir haben hier die alte Stellung der Episkopalen: Es gibt nur e i n e „Kirche", das ist die „katholische", die in russisch-griechische, römische und anglikanische gespalten ist; alles andere sind wohl "religious bodies", aber nimmermehr „Kirchen", haben auch keine „Priester", sondern nur "ministers". Dieselbe Anschauung tritt hervor in dem Gespräch, das Rhinelander in eben dieser Sache mit einigen protestantischen Pastoren Philadelphias hatte. Er wurde von diesen gefragt, ob er sie als "ministers of the Church of God" anerkenne. Er sagte: Nein; ministers of the Universal Church würden sie erst, wenn er ihnen „die Hände auflege"!! Weiter sagte er: Prediger anderer Gemeinschaften könnten in dem Stonemen's Club nicht amtieren, weil sie nicht „nach apostolischem Brauch" ihr Amt erhalten hätten; und als man darauf drang, daß er näher angebe, was dieser „apostolische Brauch" sei, antwortete er: "By being ordained by a bishop"! Vergleicht

man diese Aussagen mit dem "statement" der Stonemen, so wird ganz klar, was sich hinter der Anmeldung, dieser Verein wolle „zum apostolischen Christentum zurückkehren", versteckte, nämlich dieses: Durch Anerkennung der bischöflichen Sukzession wird eine Gemeinschaft geschaffen, die mit der Universalkirche, wie sie in der ersten Zeit bestand und jetzt innerhalb der griechischen, römischen und anglikanischen Kirche vorhanden ist, wesentlich identisch ist. Diese Gleichsetzung von Universalkirche und Kirche des Episkopats hat man denen, die sich in die unteren Stonemen-Grade drängten, nicht mitgeteilt. Daß eine solche Nasführung Tausender, die das schale Moralchristentum der Sekten satt haben, und die nach wahrem evangelischen Christentum hungert, möglich war, ist hauptsächlich dem Habitus des Durchschnittsamerikaners, sich blindlings von einem Grad in den nächsten einführen zu lassen, wenn ihm der Köder hoher Geheimnisse vorgehalten wird, auf Rechnung zu schreiben. G.

II. Ausland.

Daß die radikalen Bestrebungen in der Lehrerwelt Deutschlands auch in der Kriegszeit weitergehen, zeigt die fortgesetzte Propaganda für die „Einheitsschule". Diese Schulform mit dem geschickt gewählten Namen — denn wer wollte gegen völkische „Einheit" im Schulwesen protestieren! — soll auf die kirchlichen Bekenntnisse überhaupt keine Rücksicht mehr nehmen. Es würde zum Beispiel nicht nur der Katechismus, sondern auch die deutschen Kirchenlieder dadurch vollständig aus der Schule verbannt. Wie man in gewissen Kreisen der Lehrerwelt für dieses Stück Schulreform agitiert, zeigt ein Aufsatz in dem württembergischen Lehrerblatt „Die Volksschule", aus dem wir hier eine Stelle mit den Glossen der Straßburger „Theologischen Blätter" wiedergeben: „Die Erlebnisse des Krieges führen auch zur Frage des Religionsunterrichts, zur Stellung der Konfessionen untereinander. . . . Eben weil von der kirchlichen Dogmatik, von den theologischen Heilsplänen, nichts übriggeblieben ist, wirkt das religiöse Leben so ergreifend, so innerlich auf das Seelenleben. . . . Den Konfessionen kommt eine Bedeutung im öffentlichen Leben nicht mehr zu" (diese Herren Lehrer „reiten schnell!" Red.); „sie mögen für den einzelnen noch von Wert sein; aber das ist seine eigene Angelegenheit" (recht naiv! Red.), „mit der er andere nicht zu behelligen hat" (also ein römisch-katholischer Christ dürfte nicht mehr zu dem andern sagen: Ich bin römisch-katholisch, und auch du bist römisch-katholisch?! Red.). „Wir Deutsche haben unsern deutschen Gott, und das ist der Gott der Wahrheit; die Wahrheit ist unser Gott." (So! so! Red.) „Dogmatischer Religionsunterricht darf nicht Lehrgegenstand der Einheitsschule, die keine Konfession kennt, sein. Deutsche Religion, deutsche Volkskirche: das muß die Losung der Zukunft sein!" „Welch aufgeblasener, hohler Ton!" bemerkt dazu das Straßburger Blatt. „Das Traurigste ist, daß solche Lehrer nachkrächzen, was radikale Professoren und Pfarrer schon vor langer Zeit in die Welt hinausgeschmettert haben!" Es liegt auf der Hand, daß die angeführten Worte nicht nur eine Verwerfung der christlichen Kirche, sondern jeder positiven Religion bedeuten. Man sage auch nicht, daß hier eben das amerikanische oder französische Ideal einer religionslosen Schule angestrebt wird. Nein, man will Religionsunterricht erteilen, aber das soll eine Religion ohne Lehrgehalt sein, eine Religion, die sogar einen persönlichen Gott nicht mehr

kennt, sondern an seine Stelle eine abstrakte Idee gesetzt hat. Seminardirektor Seyfert sagte kürzlich im Chemnitzer Pädagogischen Verein über die Gestaltung des religiösen Schulunterrichts nach dem Kriege: „Aus dem neuerwachten religiösen Leben ergeben sich drei Forderungen. Es dürfte zunächst die christliche Religion nicht dazu verwendet werden, unser Volk zu zerspalten. Die Kinder aller Konfessionen müßten in eine nationale allgemeine Volksschule gehen, unbeschadet der Zugehörigkeit zu der oder jener Konfession. Zweitens müßte unsere evangelische Kirche zur Glaubensfreiheit und Gewissensfreiheit, zu der sie verpflichtet ist, noch die Klarheit schaffen, die in vielen Dingen zu fehlen scheint. Und drittens müßte man dem Lehrerstand, der teil hat an diesem neuen religiösen Leben, das Vertrauen schenken, daß er seinen Religionsunterricht nach den Grundsätzen, die sein Gewissen ihm gebietet, erteilen kann." Das heißt also, jeder Lehrer trägt diejenigen religiösen Anschauungen vor, die er für die besten hält; nur darf er nicht durch die christliche Religion das Volk spalten! Daher „Einheitsschule". In jenem Eingesandt an die „Volksschule" finden sich noch folgende Sätze, die besonders auf den Umfang des religiösen Memorierpensums Bezug nehmen: „Das Memorieren religiöser Stoffe ist auf wenige kernhafte, leicht behältliche Sprüche und Lieder einzuschränken. Der Krieg hat es gelehrt, daß im Gedächtnis der Soldaten eine kleine, recht kleine Zahl religiöser Memorierstücke geblieben ist. Dem religiösen Memoriermaterialismus muß die Schule verschlossen werden. Wie einfach und innig ist doch innige und echte Religion! Sie betätigt sich nicht in Worten, sondern in Werken, die edler Gesinnung entsprießen; darum Tatreligion, nicht Bekenntnisreligion." Das hört sich zuerst so an, als ob man sich etwas dabei denken könne, ist aber der reinste Gallimathias. Dogmatischer Unterricht soll ja verboten sein; trotzdem sind einige kernhafte usw. Sprüche und Liederverse einzuprägen. Daß diese Sprüche aus der Bibel genommen sind, und auch die Lieder christlich-dogmatischen Inhalt haben, also „religiöse Vorstellungen" nichtdeutschen Ursprungs vermitteln, und damit das Ideal der Einheitsschule, deren Religion mit Deutschtum identisch ist, wieder aufgegeben wäre, ficht den Schreiber nicht an. Man vergesse bei der Beurteilung solcher Forderungen auch nicht, wie beschränkt das Memoriermaterial schon jetzt ist, dessen weitere Reduzierung hier beantragt wird. Ein Aufsatz in der „Freikirche" nahm kürzlich Bezug auf die Tatsache, daß in Sachsen im sechsten Schuljahr der Volksschule 31 Sprüche und 21 Liederverse vorgeschrieben sind, davon eine Anzahl bereits früher gelernter Stücke. Im zweiten Schuljahr sind vorgeschrieben 7 Sprüche und 5 Liederverse, also im ganzen 12 Stücke! Es werden wöchentlich im zweiten Schuljahr zwei Religionsstunden erteilt; das ergibt also während der vierzig Schulwochen auf je sieben Stunden einen Spruch oder eine Strophe. Und das ist den Volksschullehrern dieser Richtung noch zu viel. Richtig bemerkt die „Freikirche" zu dem Kampf der Richtungen im deutschen Volksschulwesen, daß „das Ziel des Kampfes der Christen in diesem Stück die völlige Loslösung der christlichen, das ist, konfessionellen, Schule von den bestehenden Staatsschulen sein muß, weil diese ja nie wieder wirklich konfessionelle Schulen werden können, das heißt, solche, in denen das schriftgemäße lutherische Bekenntnis die Alleinherrschaft hat und tatsächlich den ganzen Unterricht durchdringt". G.

Einen schlimmen Stoß hat die Christian Science-Propaganda in Deutschland durch ein Urteil des Berliner Landgerichts III vor einiger Zeit erlitten. Zwei praktizierende Weiber dieser Sekte sind nach sensationellen Verhandlungen, die das Gericht sechs Tage lang beschäftigten, wegen fahrlässiger Tötung zu je sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden. Es handelte sich um zwei Fälle heilbarer ansteckender Krankheiten, die mit dem Tode der Patienten endeten. Im Verlaufe des Prozesses führte der Staatsanwalt aus, daß der Scientismus keinen Anspruch darauf erheben könne, als Wissenschaft angesprochen zu werden, sondern auf einem Mißverstehen philosophischer Gedanken beruhe und von ganz falschen Voraussetzungen ausgehe; auch stehe er in direktem Gegensatze zum Christentum. Die Tätigkeit der Scientisten müsse geradezu als Unfug bezeichnet werden. Wenn solche Leute wie die angeklagten Frauen, ohne irgendwelche Kenntnis der einzelnen Krankheiten zu haben, auf die Kranken losgelassen würden, so sei dies geradezu empörend. Und der Gerichtshof schloß sich dem völlig an und sprach in seiner Mehrheit bestimmt aus, daß die scientistische Lehre „mit dem deutschen Denken und Empfinden und der christlichen Kirche nicht das Geringste gemein habe, vielmehr ein Hohn sei jedes deutschen und christlichen Glaubens". Nicht ohne Befriedigung stellten die kirchlichen Blätter fest, daß nach Bekanntmachung des Urteilsspruches die deutsche weltliche Presse allgemein gegen die Verunglimpfung wahrer Christlichkeit durch einen Schwindel wie die „Christliche Wissenschaft" Stellung genommen hat. So schrieben die „Hamburger Nachrichten": „Wir können es uns hier füglich ersparen, im einzelnen nachzuweisen, daß das Neue Testament und das Christentum mit der ganzen Scientistenlehre auch nicht das mindeste zu tun hat. Der Scientismus ist nichts anderes als eine phantastische Schwärmerei, bei der man allenfalls noch an die Gnostiker des zweiten und dritten Jahrhunderts erinnert wird. Kein gutes Zeugnis für Deutschland, für des Reiches Hauptstadt, ist es, daß sich dort noch Hunderte finden, die auf diesen Köder anbeißen. Doch läßt es sich erwarten, daß auch diese Blase aus dem Hexenkessel menschlicher Verirrung, psychischer Umnachtung ebenso rasch verschwinden wird, wie sie aufgestiegen ist." Die „Straßburger Post" sagte: „Es kann ja nichts zu absurd sein, um nicht doch Gläubige zu finden. Das Treiben der Scientisten ist also im höchsten Grade gefährlich: einmal, weil es in schwache Köpfe die unheilvollsten Verwirrungen bringt, und dann, weil es wirklich Erkrankte dem Verderben zuführt." „Der Reichsbote": „Man hat hier eigentlich nicht nur einen Geschäftsschwindel, sondern etwas schlechthin Verwerfliches vor sich. Auch während des Krieges tut diese amerikanische Gifteinfuhr im Verborgenen ihr Unheilswerk weiter, und es ist zu begrüßen, daß der Staatsanwalt sich die gemeingefährliche Sekte gerade jetzt vor der Öffentlichkeit näher ansieht." Über die eddyistischen Grundsätze: „Die volle Vertiefung in Gott hat Befreiung von den Leiden des materiellen Daseins; der Wille ist wertlos; alle Übel sind Irrtum und wurzeln im Unglauben und in leiblicher Schwäche" urteilten die „Leipziger Neuesten Nachrichten": „Das ist das Zerrbild echter Religion, nicht ihre höchste Offenbarung; das ist eine Philosophie der geistig Verarmten, nicht die Erkenntnis stolzer Geister. Es ist kein Zufall, daß dieser armselige Wust der ‚Christlichen Wissenschaft' seinen Ursprung im Dollarlande fand, in dem auch das Heiligste sich mit der inbrünstigen Verehrung des Geldes paart." Man sieht, diese Kritik ist nicht ganz frei von antiamerikanischem

Animus; doch wird niemand leugnen wollen, daß diese Seitenhiebe auf das Mutterland des Scientismus zu denen gehören, von denen man sagt, daß es schade ist, wenn einer danebengeht. Nicht nur hat der Schachergeist unsers Landes den Eddyismus, diese religiöse und wissenschaftliche Mißgeburt, in die Welt gesetzt, sondern die Gerichtshöfe unsers Landes gestatten das tolle Treiben dieser Sekte, während andern Kurpfuschern und Quacksalbern der Weg ins Zuchthaus doch rasch genug geölt wird; und die öffentlichen Zeitungen sind zu feige, den verbrecherischen Schwindel zu beleuchten. Als Mrs. Eddy mit Tode abging, hat sich die Presse unserer Großstädte beeilt, dieser „großen Religionsstifterin" schwungvolle Nachrufe zu widmen. Man rechnet damit, daß die Anhänger dieses Kults zwar verdrehte Köpfe sind, aber in der Regel volle Taschen haben. Jene deutschländischen Blätter haben eher zu wenig als zu viel gesagt. G.

Zu dem Protest der Stuttgarter Pastoren gegen die Aufführung eines Theaterstückes, das perverse Unzucht zum Gegenstand hat (siehe L. u. W., Nov. '15, S. 504), bemerkt der in Kassel erscheinende „Wahrheitszeuge" unter anderm: „Ja, das Theater! Wir gehen so oft kopfschüttelnd, und ohne ein Verständnis dafür finden zu können, an den Mengen vorüber, die auch in diesen ernsten Zeiten noch Lust am Theaterspiel haben können. In den meisten Fällen — die Ausnahmen machen nur die königlichen Theater — sind unsere heutigen Theater nichts anderes als Geschäftsunternehmen. Geld, viel Geld soll verdient werden, damit die Aktionäre befriedigt werden. Um das aber zu können, spekuliert man auf das Sinnliche und Gemeine im Menschen, man braucht Zugstücke; und was zieht? Da fällt uns ein Vers Heinrich Heines ein: ‚Selten habt ihr mich verstanden, Selten auch verstand ich euch; Erst wenn wir im Kot uns fanden, Da verstanden wir uns gleich.' Ja, der Kot! Das Theater von heute ist in den allermeisten Fällen eine Eiterbeule an unserm Volkskörper. Wehe, wenn wir nicht einmal jetzt die Kraft finden, durchgreifend Wandel zu schaffen!" Daß die königlichen Theater, weil sie nicht auf die Gunst des Publikums angewiesen sind, eine Ausnahme machen, stimmt nicht mit dem, was von anderer Seite verlautet. Die Inspektionssynode der Stadt Braunschweig hat in ihrer Sitzung am 25. Oktober v. J. folgende, durch Inserat in den Zeitungen veröffentlichte Beschlüsse gefaßt: „An die Mitglieder der evangelischen Gemeinden der Stadt Braunschweig. An der Riesenfront des Weltkrieges stehen Ungezählte unsers Volkes in stündlicher Lebensgefahr. Tausende leiden schwer in den Lazaretten; Eltern, Frauen, Kinder tragen innere und äußere Not. Heiß brennen die Wunden um gefallene Helden. Mit dem Todesernste dieser Zeit verträgt sich nicht der leichtfertige Lebensgenuß, wie er sich in dem Treiben der Straße und in dem Jagen nach oberflächlichen Vergnügungen vielfach zeigt. Die Anpreisungen der Lichtspiele verletzen in ihrer nervenkitzelnden, sensationslüsternen Art noch immer jedes gesunde Gefühl. Vor allem aber erheben wir Einspruch dagegen, daß selbst das Hoftheater Schaustellungen bietet, welche leidenschaftliche Sinnlichkeit und zuchtlose Hingabe an die niederen Triebe in einer Weise zur Darstellung bringen, daß dadurch Wahrheit, Reinheit, Ehe und Familie herabgewürdigt werden. Wir singen das Lied von deutschen Frauen und deutscher Treue; solche Darbietungen sind ein Hohn darauf. Die Vertretung der evangelischen Gemeinden unserer Stadt darf dazu nicht schweigen. Wir fordern unsere Gemeindeglieder auf, sich unserm Proteste durch Wort und Tat an-

zuschließen. Laßt uns alle Sorge tragen, daß die großen Opfer unserer Zeit nicht vergebens gebracht sind, und daß wir uns der gottgegebenen Schicksalsstunde unsers Volkes würdig erweisen!" G.

Das Ableben des Apologeten Dr. **Friedrich Bettex** wird aus Allmannsdorf bei Konstanz gemeldet. Vor 79 Jahren in der französischen Schweiz geboren, begleitete er früh seinen Vater, der reisender Evangelist war, in Südfrankreich und Italien. In Tübingen studierte er Naturwissenschaft und erhielt eine Lehrstelle an einem Knabeninstitut. Im Jahre 1875 trat er als Lehrer für Französisch, Englisch und Zeichnen in das Evangelische Töchterinstitut in Stuttgart ein. In dieser Stellung wirkte er 27 Jahre lang mit dem Herausgeber des Philadelphiablattes zusammen. Im Jahre 1902 trat er körperlicher Leiden wegen in den Ruhestand. Literarisch war Bettex tätig im Kampfe gegen den Materialismus und die ganze naturalistische Wissenschaft. Er verfügte über ein bedeutendes Wissen, und besonders sein lebhafter, von südländischem Feuer durchglühter Stil brachte ihm ein zahlreiches Publikum. Von Liebe zum alten Evangelium erfüllt, hat Bettex doch Konzessionen an die moderne Weltanschauung gemacht. Er nahm für den deutschen Leser etwa die Stelle ein, die hierzulande G. Frederick Wright, in Oberlin, O., Herausgeber der *Bibliotheca Sacra*, innehat, der ihn wohl an Spezialkenntnis überragt, aber auch chiliastische Irrtümer vorträgt, von denen Bettex' Bücher frei geblieben sind. Die bedeutendsten Schriften Bettex' sind „Naturstudium und Christentum", „Natur und Gesetz" und „Symbolik der Schöpfung". G.

Die Engel von Mons haben in England viel von sich reden gemacht, und noch geht die Diskussion in den Blättern, was es mit diesen Erscheinungen für eine Bewandtnis gehabt haben mag. Auf dem fürchterlichen Rückzuge bei Mons, in dem die englische Armee einige Zeit der völligen Vernichtung preisgegeben schien, sollen im Augenblick größter Gefahr Engelgestalten erschienen sein, um die britische Heeresmacht zu retten. Ein Soldat hat sich finden lassen, der gerichtlich und eidlich bestätigte, er habe die Engel selber gesehen. Zwar könne er nicht genau sagen, wie die Engel ausgesehen hätten, ob sie beflügelt oder beritten gewesen seien, es sei die Vision mehr wie ein "flash" gewesen. In den Tagesblättern ist viel für und wider die Annahme einer wirklichen Erscheinung himmlischer Gestalten diskutiert worden, und als der Urheber aller dieser Gerüchte auf der Bildfläche erschien und den Ursprung des Mythus der Engel bei Mons in sein historisches Licht stellte, wurde ihm von vielen kein Glaube geschenkt. Wir haben hier die interessante Situation, eine Sage, einen Mythus, in seiner Entstehung beobachten zu können. Bald nach der Niederlage der Briten bei Mons hatte ein Feuilletonist, Arthur Machen, in der *Weekly Despatch* den Bericht eines Augenzeugen der Vorgänge in Flandern gelesen, der ihn mächtig ergriff. Durch diesen Bericht veranlaßt, schrieb Machen nun eine kurze Novelle, die den Rückzug bei Mons zum geschichtlichen Hintergrund hatte. Die Skizze hatte die Überschrift *The Bowmen* und war reines Phantasieprodukt. Machen beschrieb einen Artillerieangriff der Deutschen auf einen kleinen Trupp Briten, die nun den sicheren Untergang vor Augen haben. Ein Soldat erinnert sich eines Spruches, den er in seiner Speisestelle an der Wand gelesen hatte: „Adsit Anglis Sanctus Georgius." Mechanisch wiederholt er die Worte. Da hört er plötzlich die Stimme eines Kämpferheeres in der

Luft: es sind die Vorfahren der Kämpfer bei Mons, die Bogenschützen Altenglands. Ihr Kriegsgeschrei erschallt seinem Ohre vernehmbar, ihre Pfeile füllen die Luft, und zum Erstaunen des kleinen Heeres weichen die anstürmenden deutschen Truppenmassen jetzt unaufhaltsam zurück. Die Engländer glauben, es sei eine Reserve Maschinengewehre ihnen zu Hilfe gekommen, aber der Held der Erzählung weiß, daß es St. Georg und die Geister der Altvordern gewesen sind, denen er mit seinen Kameraden die Rettung verdankt. Diese Skizze erschien gegen Ende September 1914 in der *London Evening News*. Bald danach fragte der Redakteur der *Occult Review* an, wie es sich mit der Geschichte verhalte, ob das rein erfunden sei. „Rein erfunden", sagte Machen. Dann wurde er von der Leitung eines andern spiritistischen Blattes, *Light*, angegangen, er möge doch sagen, ob das alles nur erdichtet sei. „Reine Dichtung", beteuerte der Verfasser. Aber bald waren die Blätter voll des wunderbaren Engelschutzes bei Mons, zuerst in Berichten, die ziemlich genau der Machenschen Novelle, selbst in den einzelnen Ausdrücken, folgten. Nach und nach aber stellten sich neue Züge ein, andere ließ man fallen. St. Georg verschwand, statt der bowmen traten Engel auf die Bühne, und in dieser und jener Form verbreitete sich der Mythus in erstaunlicher Weise. "It kept turning up", schreibt Machen in der *London Daily Express*, "in all sorts of places; one could not get away from it. The clergy reprinted the original in their parish magazines, and both the clergy and the non-conformist ministers preached sermons on 'The Angels of Mons,' and I found to my amusement that in some quarters my persistent declaration that *The Bowmen* was an invention was very ill received. A lady of quality wrote to my editor, sarcastically inquiring whether I claimed the authorship of the Second Book of Kings. She was referring, I suppose, to the spiritual chariots which became visible at the word of the prophet. Dr. Horton, the distinguished non-conformist teacher, was one of those who preached on the subject. He told me, greatly to my interest, that modern Protestantism no longer sets its face against belief in any miracles not recorded in Holy Writ." Anglikanische Prediger wurden zum Teil durch die Erzählung von der Engelvision sehr in ihren Kreisen gestört; denn sie hatten ihren Gemeinden eben die Überzeugung beigebracht, daß es keine Wunder gebe noch je gegeben habe — und nun diese Rettung durch überirdisches Eingreifen! Dean Hensly mußte in der Westminster Abbey die Warnung erschallen lassen: wenn diese Legende allgemein angenommen würde, könnte das — horribile dictu! — zu einem allgemeinen Erwachen des Fürwahrhaltens von Wundern führen! Andere Geistliche bleiben dabei, es sei jedenfalls den Kämpfern bei Mons etwas Überirdisches widerfahren, daran mache sie Arthur Machens Erklärung des „Wunders" nicht irre! — Es erinnert der Gegenstand jedoch an jene „rettenden Visionen", von denen auch im deutschen Heere seit Ausbruch des Krieges manchesmal die Rede gewesen ist. So berichtet Nr. 18 des „Reichsboten", in dem Beiblatt „Kirche und Schule", folgende Geschichte: „Der nüchterne Stuttgarter Prälat von Römer schreibt in seinem ‚Ev. Kirchenblatt für Württemberg' vom 24. April 1915: Mehrmals sind mir aus dem Felde unbegreifliche Fälle von Gesichten erzählt worden, durch welche einzelne Soldaten oder ganze Gruppen gewarnt und vor dem sicheren Untergang bewahrt wurden, oder wo einem hilflos Ver-

irrten ein Führer zur Seite trat, der ihn zurechtwies und dann nicht mehr zu sehen war u. dgl. Ich wurde gefragt, ob denn solches Undenkbare möglich oder schließlich doch Ausgeburt der erregten Einbildungskraft einzelner oder auch kleiner und großer Gruppen sei. Womöglich verdoppelt wird das Unbegreifliche, wenn hier ein fast hilfloser, weil verwundeter, Versprengter durch einen Unbekannten auf einen Weg gewiesen wird, und gleichzeitig ein Unbekannter eine Patrouille auffordert, den verwundeten Verirrten auf diesem Wege zu holen, und beide Teile wissen einander nur zu sagen: Ein rätselhafter Unbekannter, der nicht mehr da ist, hat uns zu dem, was wir taten, angewiesen. Solche Vorkommnisse sind ein so heiliges Eigentum derer, die sie erlebt zu haben überzeugt sind, daß man nicht die Hand dazu bieten mag oder darf, daß ihnen das Publikum nachforsche, und man sie in ihren Einzelheiten und mit wohlgemeinten Erklärungsversuchen vor der Öffentlichkeit erörtere. Aber überraschend war mir, in einem Blatte kürzlich ein Beispiel zu lesen, das durchaus derselben Art ist wie die Fälle, von denen ich ohne mein Zutun gehört habe. Ein Auszug aus einem Feldbrief, den ich abgedruckt las, lautet: ‚Wir kamen in der Nacht auf einen vorgeschobenen Posten. Grauenvoll umhüllte uns das Dunkel der Nacht. Da wir nur wenige Leute waren, fühlten wir uns etwas beängstigt; auf Menschenhilfe konnte hier bei einem Überfall nicht gerechnet werden. Da entschlossen wir uns, gemeinsam auf die Knie zu gehen und den Schutz des allmächtigen Gottes anzuflehen. Da erblickten wir plötzlich eine Gestalt mit einem flammenden Schwerte in der Hand, die vor uns stehen blieb. Als im Morgengrauen die Gestalt verschwand, erkannten wir, — daß wir nur wenige Meter vor dem Feinde gestanden und auf so wunderbare Weise bewahrt worden waren.‘ In Shakespeares *Hamlet* heißt es: ‚Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio!‘ " — Zu dieser Schlußbemerkung des Prälaten v. Römer sagt die „Ev.-Luth. Freikirche": „An Stelle eines Zitats aus *Hamlet* hätten wir hier lieber einen Bibelspruch gesehen, wie etwa den: ‚Der Engel des HErrn lagert sich um die her, die ihn fürchten, und hilft ihnen aus‘, Ps. 34, 8. Warum haben doch die landeskirchlichen Theologen solche Angst davor, das, was die Bibel uns als Wirklichkeiten vor Augen stellt, Engelerscheinungen und Engelschutz, auch in der Gegenwart als Wirklichkeiten anzuerkennen? Die erhoffte Umkehr vieler in unserm Volk und besonders unter unsern vielgeprüften Kriegern wird nur dann echt und bleibend sein, wenn sie zum einfältigen alten Bibelglauben umkehren. Und die Theologen sollten sie daran nicht hindern." G.

Die Resignation Prof. Odlands von der unabhängigen norwegischen Predigerschule („Gemeindefakultät") hat bedeutendes Aufsehen erregt. Die „Gemeindefakultät" ist vor einigen Jahren ins Leben gerufen worden als ein Protest der konservativen Richtung in der norwegischen Staatskirche gegen den Radikalismus, der seit einiger Zeit die theologische Fakultät der Universität Christiania beherrscht. Odlands Resignation wird begründet mit der Erklärung, er „könne gewissenshalber nicht an der Ausbildung von Predigern für die norwegische Staatskirche mitarbeiten, seit die norwegischen Geistlichen an eine königliche Verordnung vom Dezember 1911 gebunden sind, die den Frauen gestattet, in der christlichen Gemeinde öffentlich zu reden und zu lehren". G.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.

Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

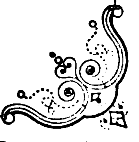
Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — Februar.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.



Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. Februar 1916. Nr. 2.

Das sprachliche Studium des griechischen Neuen Testaments.

Vor dreißig Jahren schrieb D. Stöckhardt in dieser Zeitschrift einen lehrreichen, schönen Artikel „Vom Schriftstudium der Theologie", führte darin des weiteren aus, wie und warum ein Theolog die Schrift studieren solle, und sagte unter anderm die folgenden Worte:[1] „Es darf aber nimmer vergessen werden, daß die göttlichen Gedanken eben in dem Wort, das geschrieben vor unsern Augen liegt, so wie das Schwert in der Scheide enthalten und verborgen sind. Drum ist rechtes Schriftstudium, rechte Betrachtung der mannigfaltigen göttlichen Weisheit nicht möglich, ohne daß man auch den einzelnen Worten, Sätzen, dem Satzbau seine Aufmerksamkeit zuwendet. Wer sich allezeit dessen bewußt ist, daß der Heilige Geist auch die Worte gelehrt, gesetzt und geordnet hat, wird es auch der Mühe wert achten, sich anhaltend mit Vokabeln, Lexikon und Grammatik zu befassen. Wer es nicht gelernt hat, die Bibel im Urtext zu lesen, hat Hilfsmittel genug, den genauen Wortverstand zu erkunden. Und man kann auch aus dem deutschen Text selbst genug Theologie schöpfen. Die aber die Sprachen gelernt haben, denen sollte nie aus dem Sinn kommen, was Luther über das Sprachstudium geurteilt hat: ‚So lieb nun, als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten. Denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwei Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in die hebräische, das Neue in die griechische; welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählet hat vor allen andern. . . . Und lasset uns das wohl gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. . . . Sobald nach der Apostel Zeit, da die Sprachen aufhörten, nahm auch das Evangelium und der Glaube und die ganze Christenheit je mehr und mehr ab, bis daß sie unter dem Papst ganz versunken ist. . . . Also wiederum, weil jetzt die Sprachen hervorkommen sind, bringen sie ein solch Licht mit sich und tun solche große Dinge, daß sich alle Welt verwundert und muß be-

1) Lehre und Wehre 31, 363.

kennen, daß wir das Evangelium so lauter und rein haben, fast, als die Apostel gehabt haben.' [2]) Wer also die Sprachen gelernt hat, sollte wahrlich über das theologische Triennium hinaus anhaltend dieses Studium fortsetzen, so lieb ihm das Evangelium ist."

Diese Worte sind ganz gewiß wahr und beherzigenswert und verdienen es, daß wir sie uns immer wieder einmal vorhalten und danach handeln. Es ruht ein Segen auf dem fleißigen, anhaltenden Studium der Bibel im Grundtext, besonders des griechischen Neuen Testaments. Das ist unter uns eine alte, ausgemachte Wahrheit, über die wir uns jetzt nicht zu verbreiten brauchen. Sie ist aber auch von andern immer und immer wieder ausgesprochen worden. Erst kürzlich ist in dieser Zeitschrift die neue, umfassendste Grammatik zum griechischen Neuen Testament besprochen, und das Wort zitiert worden, das der Bearbeiter derselben, der baptistische Theolog A. T. Robertson, in der Vorrede gesagt hat: "I make no complaint of the labor of the long years, for I have had my reward in a more intimate knowledge of the words of Jesus and of His reporters and interpreters. *Τὰ ῥήματα ἃ ἐγὼ λελάληκα ὑμῖν πνεῦμά ἐστιν καὶ ζωή ἐστιν*, John 6, 63." [3]) Ein Schüler J. H. Thayers, des Übersetzers und Bearbeiters des besten allgemeinen Wörterbuchs zum griechischen Neuen Testament, sagt von diesem seinem ehemaligen Lehrer an der Divinity School der Harvard University: "Not many instructions from any teacher have been of more practical value to me than his *obiter dictum* one day, that a man ought to read at least one chapter of the Greek Testament every day that he lives." Und der vor einigen Jahren verstorbene Erlanger Kirchenhistoriker Th. Kolde schrieb einmal in Tagen besonderen Arbeitsdranges in sein Tagebuch: „Ich möchte mit Rothe sagen: Nicht nach Ruhe sehne ich mich, aber nach Stille. Ich bin in diesen Tagen vor lauter Arbeit nicht dazu gekommen, in meinem griechischen Testament zu lesen. Das darf nicht wieder vorkommen. Ich fühle mich darüber ganz öde und leer." [4])

Vor allen ist Luther auch in diesem Stücke ein herrliches Vorbild. Es ist in neuerer Zeit wiederholt die Frage aufgeworfen worden, bis zu welchem Grade Luther schon 1521 zur deutschen Bibelübersetzung philologisch befähigt, welches der Stand seiner griechischen und hebräischen Sprachkenntnisse war, als er sich auf der Wartburg aufhielt und das große von der Folgezeit unerreichte Werk in Angriff nahm. Es ist nicht viel davon bekannt, aber die kurzen Angaben darüber haben Köstlin in seiner großen Lutherbiographie, Ficker in der Einleitung zu

2) St. L. X, 470. 471.

3) *A Grammar of the Greek New Testament in the Light of Historical Research*, S. XIIII. Vgl. L. u. W. 61, 130. Vgl. auch die Besprechung der neuen Ausgabe von F. Blaß, Grammatik des neutestamentlichen Griechisch von A. Debrunner. L. u. W. 60, 226.

4) H. Jordan, Theodor Kolde, ein deutscher Kirchenhistoriker, S. 160.

seiner Ausgabe der Vorlesungen Luthers über den Römerbrief und Risch in seinen Arbeiten über die Lutherbibel zusammengetragen.[5]) Als Student in Erfurt hatte Luther noch kein Griechisch gelernt.[6]) Aber im Kloster zu Erfurt, wo er mit dem Inhalt seiner lateinischen Bibel so vertraut wurde, daß er von den einzelnen Sprüchen wußte, auf welcher Seite seines Handexemplars sie standen, hat er auch, besonders wohl mit Hilfe seines gelehrten Freundes und Klosterbruders Joh. Lang, die Erlernung der Grundsprachen begonnen. Lang war 1511 auch an seine Seite nach Wittenberg berufen worden, und Luther bezeichnet ihn wiederholt als „Griechen" und richtet noch im Jahre 1518 philologische Fragen an den nach Erfurt Zurückgekehrten.[7]) Besonders läßt sich aus der erwähnten Römerbriefvorlesung vom Jahre 1515/16 erkennen, wie Luther sich nun auch mit dem Grundtext des Neuen Testaments beschäftigte. Fast der Tag läßt sich bestimmen, an welchem ihm die erste vollständige gedruckte Ausgabe des griechischen Neuen Testaments von Erasmus (datiert vom Februar 1516) zugänglich wurde. Er stand gerade in seiner Auslegung bei Röm. 9, und die Vorlesungen verraten, mit welchem Feuereifer er sich jetzt auf das Studium des Griechischen warf, und wie er jetzt auf alle Fragen durch die Einsicht in den Grundtext Licht zu bekommen suchte. Bis zum 9. Kapitel war für die Feststellung des von Anfang an von ihm hochgewerteten Sinnes und Wortlautes des Grundtextes der französische Exeget und Bibelübersetzer Faber Stapulensis (geb. ca. 1450) sein Gewährsmann gewesen. Und daß er früher so lange die wichtigsten Aussprüche des Römerbriefes, namentlich den Sinn der Worte Röm. 1, 17 von der Gerechtigkeit Gottes, nicht verstand, worüber er selbst uns Mitteilung macht,[8]) das hatte mit seinen Grund in seinem Mangel an sprachlichen Kenntnissen und seiner Gebundenheit an die lateinische Übersetzung, die den Sinn jener Stelle verdunkelt hatte.[9])

Es kann kein Zweifel sein, daß der damals blühende Humanismus mit seiner Erneuerung der Sprachstudien dem Studium und dem Interesse Luthers am Grundtext der Schrift entgegenkam und dafür bedeutsam wurde. In dem eingangs angeführten Zitat redet er ja selbst davon, daß, „weil jetzt die Sprachen hervorkommen sind, bringen sie ein solch Licht mit sich und tun solche große Dinge, daß sich alle Welt verwundert". Ebenso war es wohl auch mit ein Einfluß humanistischer Schulung, wenn Luther mit Hilfe von Grammatik und Wörter-

5) J. Ficker, Luthers Vorlesung über den Römerbrief 1515/16. I, S. LXIII ff. (Ausführliche Mitteilungen aus diesem Werke in L. u. W. 56, 14.) Risch, Welche Aufgabe stellt die Lutherbibel der wissenschaftlichen Forschung? Neue Kirchliche Zeitschrift 22, S. 123.

6) Köstlin, Martin Luther, 4. Aufl., I, 49.

7) Köstlin, I, 115. 116. Vgl. den interessanten Brief, St. L. XXI a, 88.

8) Vorrede über den ersten Teil seiner lateinischen Bücher, XIV, 447.

9) Köstlin, I, 115.

buch den Textverstand zu erfassen suchte. Aber Luther studierte nun Griechisch — von seinen überaus fleißigen und sehr beachtenswerten hebräischen Studien sehen wir hier ab — nicht aus humanistischem Interesse, nicht aus Begeisterung für humanistische Ideale, nicht aus Lust an den Sprachen, sondern aus Liebe zur Bibel. Darum wußte er auch Humanisten wie Lang und vor allen Ph. Melanchthon mit ihrem ausgebreiteten Wissen dem Bibelstudium dienstbar zu machen. Im Eifer für das Bibelstudium drang er durch Spalatin in den Kurfürsten von Sachsen, einen Lehrer der hebräischen und griechischen Sprache an der Universität zu Wittenberg anzustellen. Seine Briefe aus jener Zeit verraten deutlich sein wachsendes Interesse für das Griechische. Gern flicht er griechische Wendungen seinen Briefen ein.[10]) Besonders das Zusammensein mit Melanchthon, der als Erster griechische Lektionen in Wittenberg in Schwung gebracht hat,[11]) war dafür von Bedeutung. Aber immer ist seine letzte Absicht dabei das bessere Verständnis der Schrift. Ein deutlicher Fortschritt ist hierin wahrnehmbar. Während er zuerst sich ausschließlich auf die Vulgata gründete, zieht er von 1513 an in rasch steigendem Maße den Grundtext zur Berichtigung und Auslegung des kirchlichen Wortlautes der Bibel heran, und bald wird für ihn der Grundtext die authentische Form des Gotteswortes, auf die allein er sich gründet. Als er darum seinen Aufenthalt auf der Wartburg nehmen mußte, hat er ohne Zweifel schon ganz gediegene Sprachkenntnisse mitgebracht, und gerade in der stillen Abgeschiedenheit dort trieb er ganz intensive Sprach- und Bibelstudien, die dann seiner späteren Bibelübersetzung zugute kamen, noch ehe er den Plan einer zusammenhängenden Bibelverdeutschung gefaßt hatte. Dafür sind Zeugnis seine interessanten Wartburgbriefe. Am 14. Mai 1521 schreibt er an Spalatin: „Ich sitze hier den ganzen Tag müßig und schweren Kopfes; ich lese die griechische und hebräische Bibel.“ [12]) Und unter dem 10. Juni schreibt er an denselben: „Ich bin hier sehr müßig und sehr geschäftig: ich lerne Hebräisch und Griechisch und schreibe ohne Unterlaß.“ [13]) Und so hielt es nun Luther sein ganzes Leben lang. Aufs fleißigste studierte er den Grundtext des göttlichen Wortes. Das ist bekannt genug und wird durch seine stetig verbesserte Bibelübersetzung und durch seine großen Kommentare genugsam bezeugt.

Das sprachliche Studium des griechischen Neuen Testaments ist

---

10) Vgl. die Briefe vom Januar 1519 an Spalatin, im Original mit den griechischen Wendungen bei Enders, Luthers Briefwechsel, I, Nr. 138—141, und De Wette, Luthers Briefe, I, 212—214; in deutscher Übersetzung: St. L. XV, 708; XXI a, 141. 142.

11) Köstlin, I, 115.

12) St. L. XV, 2511. Im Original: Ego otiosus hic et crapulosus sedeo toto die: Bibliam Graecam et Hebraeam lego.

13) XV, 2527. Im Original: Ego hic otiosissimus et negotiosissimus sum: Hebraica et Graeca disco et sine intermissione scribo.

uns viel leichter gemacht. Zunächst muß überhaupt dem Gedanken entgegengetreten werden, als ob man ein Spezialist im Griechischen sein müsse, um die Sprache des Neuen Testaments recht zu verstehen. Man wird kaum Luther einen Spezialisten nennen können, und er hat uns doch die unvergleichliche Bibelübersetzung gegeben. Gott hat eben das Neue Testament in so schlichtem, einfachem Griechisch schreiben lassen, daß schon viele, auch manche unter uns, die nicht vier Jahre griechischen Sprachunterricht genossen haben, sich selbst so viel griechische Sprachkenntnisse angeeignet haben, daß sie das Neue Testament im Original lesen und verstehen können. Diese sprachliche Einfalt der Bibel ist auch ein Stück der wunderbaren Weisheit unsers Gottes und seiner gnädigen Herablassung zu uns. Auch hiervon gilt, was Luther in anderer Gedankenverbindung sagt, „daß der Heilige Geist der allereinfältigste Schreiber und Redner ist, der im Himmel und auf Erden ist“.[14] Andererseits ist es auch wahr und gewiß, daß, je fleißiger man das Griechische studiert, und je tiefer man in die Sprache des Neuen Testaments eindringt, desto reichere Erkenntnisse sich auch für das Verständnis des göttlichen Wortes erschließen werden. Sodann ist dankbar anzuerkennen, daß seit den Tagen Luthers gute Hilfsmittel für das sprachliche Studium des griechischen Neuen Testaments dargeboten worden sind und gerade auch in neuerer Zeit in großer Fülle dargeboten werden. Wir sehen diesmal ab von den Gesamt- und Einzelkommentaren zum Neuen Testament. Es ist uns jetzt mehr um die lectio continua des griechischen Textes zu tun. Wir gehen auch diesmal nicht auf die Grammatiken zum Neuen Testament ein noch auf die Konkordanzen, so wichtig beide sind, die Grammatiken für die genaue grammatische Bedeutung der Wortverbindungen und die Konkordanzen, um durch Vergleichung der Stellen, an denen ein bestimmtes Wort des Neuen Testaments vorkommt, den Sinn desselben festzustellen. Es liegt eine große Wahrheit in dem Worte, daß die Konkordanz der beste Kommentar ist. Wir wollen heute nur ein paar Worte über das nötigste und unentbehrlichste Hilfsmittel für das griechische Neue Testament, über das Wörterbuch, sagen, da vor kurzem eine neue Bearbeitung eines bekannten und bedeutsamen Werkes erschienen ist und den nächsten Anlaß zu diesen Zeilen gegeben hat.

Aus der älteren Zeit ist gar manchen Lesern dieser Zeitschrift die lateinische Clavis Scripturae Sacrae von Flacius wenigstens dem Namen nach bekannt, ein Werk, das zwar heutzutage sonst ziemlich vergessen ist oder doch geringgeschätzt wird, das aber einen der scharfsinnigsten, selbständigsten und originellsten Theologen des Reformationsjahrhunderts zum Verfasser hat, unsers Wissens das erste biblisch-theologische Wörterbuch, aus dem man viel lernen kann, und das auch Cremer in seinem „Biblisch-theologischen Wörterbuch“ mit gutem Recht unter der Literatur

14) Antwort auf das überchristliche Buch Emsers, XVIII, 1307.

registriert. Manche unserer älteren Pastoren kennen und gebrauchen auch Stocks Clavis Novi Testamenti und wissen aus eigener Erfahrung, wie man mit Hilfe dieses Werkes das Neue Testament gut lesen kann, und daß es durchaus nicht die Geringschätzung verdient, die man aus Unkenntnis der älteren Werke diesen oft angedeihen läßt. Aber allerdings ist nun besonders die neuere Zeit auf diesem Gebiete rastlos tätig gewesen und hat Werke ins Feld gestellt, die in sprachlicher Hinsicht eine tüchtige Arbeit darstellen, wenn man auch oft ihre theologischen Resultate ablehnen muß. Den Anfang machten einige gelehrte Rationalisten: Bretschneider, Wahl, Wilke. Wilkes Clavis Novi Testamenti Philologica hat sodann Grimm neubearbeitet und unter dem Titel Lexicon graeco-latinum in libros Novi Testamenti zuletzt im Jahre 1888 in dritter Auflage erscheinen lassen. Dieses Werk gilt — unsers Erachtens mit vollem Rechte — als das beste allgemeine Wörterbuch zum Neuen Testamente, besonders in der englischen Ausgabe von J. H. Thayer: *A Greek-English Lexicon of the New Testament,* being Grimm's Wilke's *Clavis Novi Testamenti,* die eben nicht bloß eine Übersetzung, sondern zugleich eine Revision und Erweiterung ist. Zwei Gelehrte der Gegenwart, Autoritäten auf diesem Gebiet, sonst Theologen der linken Richtung, haben sich so ausgesprochen. Schmiedel in Zürich, der seit Jahren eine neue Ausgabe der Winerschen „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms“ in Arbeit hat, hat gesagt: „Ein Lexikon zum Neuen Testament ist das notwendigste Buch neben einem guten Text, freilich nicht das von Schirlitz . . ., sondern einzig das unübertreffliche von Grimm.“ [15]) Und Deißmann in Berlin, der schon seit Jahren Vorarbeiten für ein neues Wörterbuch macht und besonders die neutestamentliche Sprache auf Grund der Inschriften- und Papyrusfunde der neuesten Zeit betrachtet, redet von Thayer als „dem besten, weil zuverlässigsten, der mir bekannten Wörterbücher zum Neuen Testament“ und sagt an einem andern Orte, daß „Thayer auf der soliden Basis des Wilke-Grimm das reifste und beste Werk geliefert hat“.[16]) Thayer ist auch nicht überholt worden durch zwei Werke der letzten Jahre, das „Griechisch-deutsche Handwörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments“ von E. Preuschen, das zugleich die urchristliche Literatur hereinzieht, und das „Griechisch-deutsche Wörterbuch zum Neuen Testamente“ von H. Ebeling. Von diesen beiden geben wir dem von Ebeling dem Vorzug. Es ist von einem theologisch sehr interessierten klassischen Philologen verfaßt, weist immer auch die Abweichungen des neutestamentlichen Sprachgebrauchs vom Attischen und seine Übereinstimmung mit dem hellenistischen Griechisch nach und steht darin auf der Höhe der Zeit. Schirlitz' „Griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testamente“ läßt einen bei eindringenderem Studium

15) Handkommentar zum Neuen Testament II, 1, S. IV.

16) Neue Bibelstudien, S. 4. Licht vom Osten, S. 300.

öfters im Stich und erweist sich auch sonst als unzuverlässig, so daß die beiden genannten Gelehrten, Schmiedel und Deißmann, es ziemlich scharf kritisieren. Und Stellhorns „Kurzgefaßtes Wörterbuch zum griechischen Neuen Testament" ist sehr kurz gefaßt, sagt auch selbst, daß „für den Studiertisch kein Liebhaber neutestamentlicher Exegese die ausgezeichneten Werke von Grimm, Cremer und Trench (*Synonyms of the New Testament*) wird entbehren wollen".[17] Stellhorn hat den Gebrauch auf Reisen und Konferenzen oder auch bei kursorischer Lektüre im Auge. Dasselbe gilt von dem kleinen *Greek-English Lexicon to the New Testament* von G. R. Berry. Obwohl wir über alle die genannten Werke noch manches zu sagen hätten, so muß es doch hierbei sein Bewenden haben.

Neben diesen Werken ist nun aber noch besonders ein Werk der Neuzeit bekannt und berühmt geworden und hat eine weite Verbreitung gefunden, das im vorstehenden schon beiläufig genannte „Biblisch-theologische Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität von D. Dr. H. Cremer", das im vorigen Jahre neu erschienen ist und deshalb eine etwas eingehendere Besprechung nahelegt.[18]

Das Cremersche Wörterbuch war wirklich ein Lebenswerk seines Verfassers. In der Vorrede zur ersten Auflage im Jahre 1866 gibt Cremer selbst an, daß die Arbeit neun Jahre alt sei, was also aufs Jahr 1857 führt.[19] Das Werk hat dann hauptsächlich zu seiner Berufung an die Greifswalder Universität geführt, und dort hat er beständig daran gearbeitet, es verbessert und vermehrt und im ganzen neun Auflagen erscheinen lassen bis zu seinem Tode. Deshalb beginnt auch Prof. Kögel sein Vorwort der vorliegenden zehnten Auflage mit den Worten: „Als D. Hermann Cremer am 4. Oktober 1903 die Augen schloß, da stand dem engeren Kreise seiner Freunde und Schüler" — Kögel gehört zu den letzteren — „das eine sofort fest, daß von allen seinen Arbeiten ein Werk unbedingt zu erhalten und fortzuführen sei, das gleichsam als sein Lebenswerk zu betrachten ist, und in das er all sein Denken und Mühen hineingelegt hatte, sein ‚Biblisch-theologisches Wörterbuch'."[20] Kögel übernahm dann, da Cremers Freund und Kollege, Prof. Schlatter in Tübingen, die Arbeit ablehnen mußte, die Bearbeitung der neuen Auflage. Die erste Lieferung erschien im Jahre 1910, die letzte vor einigen Monaten. Das Werk ist übersichtlich geordnet, klar und schön gedruckt, auch sonst gut ausgestattet, mit ausführlichen, wertvollen Registern, die gerade 80 Seiten füllen, versehen

17) S. III.

18) Zehnte, völlig durchgearbeitete und vielfach veränderte Auflage, herausgegeben von D. Dr. J. Kögel, Professor der Theologie an der Universität Greifswald. Verlag und Druck der F. A. Perthes A. G. Gotha. XX und 1230 Seiten 6×10. Preis: M. 32.

19) E. Cremer: Hermann Cremer. Ein Lebens- und Charakterbild, S. 39.

20) S. V.



und, wie eine Vergleichung mit den früheren Auflagen zeigt, nicht nur durchweg durchgesehen und verbessert und auf die Gegenwart fortgeführt, sondern auch in einer großen Anzahl von Begriffen neu oder fast ganz neu gearbeitet worden. Stellt das Werk schon immer eine ganz bedeutende Arbeitsleistung dar, so muß auch dem jetzigen Bearbeiter dieses Lob gezollt werden. In einem Punkte ist Kögel etwas über Cremer hinausgegangen. Cremer behauptete grundsätzlich, daß die biblische Gräzität eine selbständige Größe gegenüber der Profangräzität sei, und es ist ihm immer vorgeworfen worden, daß er die neueren Forschungen über die Koine nicht genügend berücksichtigt habe. Obwohl Kögel diese Position Cremers gut und geschickt verteidigt, hat er sich doch der neueren Forschung nicht verschlossen, ohne aber in die extreme Position Deißmanns und anderer zu verfallen, die die Sprache des Neuen Testaments ganz und gar als die Sprache der Straße der damaligen Zeit hinstellen.

Was nun die Benutzung und den Gebrauch des Wörterbuchs anlangt, so muß auf einige Punkte aufmerksam gemacht werden. Cremer wollte nie ein vollständiges Wörterbuch zum Neuen Testament darbieten, sondern, wie schon der Titel sagt, nur die Begriffe erörtern, die im Neuen Testament eine besondere Bedeutung erhalten haben.[21] Es ist ihm nicht bloß um die lexikalische Bedeutung, sondern vor allem um den biblisch-theologischen Inhalt zu tun. Deshalb kann sein Wörterbuch nie ein anderes Wörterbuch, sei es ein allgemeines der griechischen Sprache, sei es ein besonderes zum Neuen Testament, ersetzen. Grimm-Thayer bleibt nach wie vor in seinen Ehren. Andererseits sind nun wichtige biblisch-theologische Artikel bei Cremer mit einer Ausführlichkeit behandelt, wie man sie sonst vergeblich sucht. *Κύριος* z. B. umfaßt rund 10 Seiten, *δικαιόω* 15 Seiten, *σάρξ* 13 Seiten, *πνεῦμα* 23 Seiten, *πίστις* 21 Seiten. Dabei wird ein solches Wort genau in seiner sprachlichen Entwicklung verfolgt; zuerst wird der Sprachgebrauch der Profangräzität vorgeführt, dann in der Septuaginta, eventuell auch bei den Apokryphen und Philo, schließlich im Neuen Testament mit besonderer Berücksichtigung der einzelnen Schriften desselben. Namentlich bei den beiden ersten Rubriken werden viele Zitate gegeben, die man nirgends sonst so bequem zur Hand hat, und die einen besonderen Wert des Buches ausmachen. Es liegt auf der Hand, daß in einem so angelegten Wörterbuch ein großes Stück Exegese steckt; ja, es ist fast ein Werk über biblische Theologie, wie man sie heutzutage als theologische Sonderdisziplin behandelt. In einer solchen Arbeit, in diesem Übergang vom

21) Kögel ist in der neuen Ausgabe auch in diesem Stücke etwas über Cremer hinausgegangen und nennt in einem alphabetischen Wörterverzeichnis am Ende des Werkes sämtliche griechischen Wörter des Neuen Testaments, auch die nicht im Werke selbst besprochenen, diese letzteren dann mit ganz kurzer Angabe ihrer Bedeutung, z. B.: „*ἀββᾶ*, aramäische Gebetsanrede, Vater"; „*ἀποκτείνω*, töten, ertöten"; „*ἐξαίρω*, aufheben, forttragen, entfernen".

lexikalischen Gebiet auf das Feld der neutestamentlichen Theologie, liegen aber auch besondere Gefahren, und es ist bekannt genug, daß diese Gefahren in Cremers Werk nicht vermieden sind. Cremer war eben doch auch ein moderner Theolog; seine dogmatischen Irrtümer finden sich auch in diesem Werke, das darum prüfende und urteilsfähige Leser voraussetzt. Schon vor dreißig Jahren hat D. Stöckhardt in dieser Zeitschrift auf die Vergewaltigung des Begriffs *θεόπνευστος*, 2 Tim. 3, 16, aufmerksam gemacht, dem Cremer nicht die Bedeutung „von Gottes Geist eingegeben“, sondern „mit göttlichem Geist begabt“ oder „göttlichen Geist atmend“ vindizieren will — wider die Grammatik und wider den Sprachgebrauch; und diese Ausführung hat auch Kögel unverändert gelassen (S. 492. 493), obwohl so gut wie alle namhaften neueren Exegeten der altlutherischen Erklärung beipflichten.[22]) Bei der Erörterung des wichtigen Begriffes „Menschensohn“, *ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου*, wird mit Unrecht eine Beziehung auf die alttestamentliche Grundstelle Dan. 7, 13 abgelehnt (S. 1087). Andererseits weist die Abhandlung über *δικαιόω* in ausgezeichneter, gründlicher Weise die forensische Bedeutung dieses Wortes nach und faßt das Resultat der Untersuchung über den Sprachgebrauch der Profangräzität in folgende Worte zusammen: „Es bezeichnet ein *δίκαιον* herstellen, und zwar in forensischer Weise durch Urteil, nie aliquem justum reddere, sondern aliquid justum censere, für Recht erachten, zu Recht erkennen.“ (S. 317.) Unter *γιγνώσκειν* und *προγιγνώσκειν* (S. 242. 255) finden wir die richtige Bestimmung des Begriffs, die unsere Alten mit „nosse cum affectu et effectu“ bezeichneten; das letztere Wort gibt er geradezu mit „zuvor erküren“ wieder, wie es unter uns im Gnadenwahllehrstreit immer erklärt worden ist. Das vielverhandelte Wort *ἐπιούσιος* in der vierten Bitte des Vaterunsers wird in einer fünf Seiten umfassenden Ausführung unter Abweisung aller andern Ansichten am einfachsten und

22) Vgl. L. u. W. 32, 215: „Was sagt die Schrift von sich selbst?“ wo Stöckhardt bemerkt: „Wir gestehen, daß wir die Deduktion jenes Sprachgelehrten [Cremers] nicht begreifen. Die adjectiva verbalia auf *τός* haben in der griechischen Sprache doch stets passive Bedeutung. *θεόπνευστος* kann nach den Regeln der Grammatik nur ‚gehaucht, geatmet‘ heißen, nicht ‚hauchend, atmend‘. Und die Zusammensetzung mit *θεός* ändert hieran nichts. Alle Komposita ähnlicher Art haben passiven Sinn: *θεόπαιστος*, *θεόδοτος*, *θεόκλητος*, *θεοδώρητος*, *θεόκτιστος*, *θεοκίνητος*, und so auch das *θεοδίδακτος*, ‚von Gott gelehrt‘, 1 Thess. 4, 9. . . . Kurz, es ist sprachlich konstatiert: *θεόπνευστος* heißt und kann nichts anderes heißen als: von Gott gehaucht.“ Vgl. auch L. u. W. 38, 321: „Was lehrt St. Paulus 2 Tim. 3, 15—17 von der Inspiration?“ — B. Weiß: „Die *ἱερὰ γράμματα* sind eben darum *ἱερά*, weil sie von Gott eingehaucht, das heißt, durch einen divinus afflatus entstanden sind.“ (Kritisch-exegetisches Handbuch über die Briefe Pauli an Timotheus und Titus — Meyers Kommentar —, S. 321.) — Wohlenberg: „Daß *θεόπνευστος* a Deo inspirata, nicht aber Deum inspirans bedeutet, bedarf wohl keines Beweises.“ (Die Pastoralbriefe — Zahns Kommentar —, S. 311.)

natürlichsten von *οὐσία* in der Bedeutung „Dasein, Existenz" abgeleitet: das zum Dasein gehörige, nötige Brot gib uns heute. (S. 409. 410.) Und so könnten wir noch viele Worte anführen, bei denen in eindringender sprachlicher und sprachgeschichtlicher Untersuchung Sinn und Bedeutung festgestellt wird, freilich auch noch manche Ausführungen, denen wir nicht beipflichten können. Wir kennen und gebrauchen das Werk seit gerade dreißig Jahren in der damals erschienenen vierten Auflage. Wir begrüßen die neue Auflage als ein sehr schätzenswertes Hilfsmittel zur sprachlichen Erforschung des griechischen Neuen Testaments und empfehlen sie mit den gegebenen Einschränkungen zum fleißigen Studium. L. F.

Lehrbasis der Generalsynode seit 1913.

(Schluß.)

Von Anfang an hat die reformierte Partei innerhalb der Generalsynode insonderheit im *Lutheran Observer* die Annahme der neuen Bekenntnisbeschlüsse bekämpft; und obwohl im vorigen Jahre der *Observer* sich mit dem *Lutheran Church Work*, „dem amtlichen Organ der Englischen", verschmolzen hat, so ist damit doch die liberale Richtung, die bisher die lutherische Kirche dem Sektentum in die Arme zu legen bemüht war, keineswegs ausgestorben.7) Solange aber diese Partei in

7) In ihrer Nummer vom 8. November 1911 bekämpft die *Lutheran World* "the leader, or at least the originator, of the opposition to the proposed new formula of confessional subscription". Vgl. *Lutheran Observer* 1912, 26. Januar, S. 8; 2. Februar, S. 7; 23. Februar, S. 3; 1915, 15. Oktober. Dem *Lutheran Observer* vom 18. Juni 1915 zufolge ist für viele in der Generalsynode der Preis für die neue Lehrbasis zu hoch, zumal wenn man die praktischen Folgen erwäge. Der *Observer* schreibt: "The acceptance of this basis, they further maintain, involves certain corollaries, such as the rule of 'Lutheran pulpits for Lutheran ministers only, and Lutheran altars for Lutheran communicants only'; the withdrawal of fellowship with other Christian bodies in general religious and moral movements, such as the Federation of the Churches, the International Sunday-school Lesson Series, and evangelistic campaigns, in which the congregations of a community unite their efforts to reach the multitudes of the unchurched and the unsaved. It includes also condemnation of secret orders, such as Masonry and Odd-Fellowship." — Der langjährige Führer der liberalen Partei, S. S. Schmucker, der fast vierzig Jahre Lehrer der Dogmatik am theologischen Seminar in Gettysburg war, stand, wie es scheint, in seinen ersten Jahren bedeutend konservativer als später. Er war es, der 1825 die Bestimmung einführte, nach der jeder Lehrer des Seminars die Augustana und den Kleinen Katechismus Luthers unterschreiben mußte. In seinem Brief vom 17. Februar 1820 sagt er über seinen Besuch bei P. F. C. Schäffer in New York: "We promised each other that, in reliance on God, we would do everything pos-

der Generalsynode lebt und geduldet wird, kann von wirklicher Lehreinigkeit, wie sie das lutherische Bekenntnis fordert, nicht die Rede sein. Zudem sind die von der Generalsynode angenommenen Beschlüsse formaler Natur und nicht etwa das Ergebnis von ausführlichen, die rechte Erkenntnis klärenden Verhandlungen über die bisher in der Synode strittigen Lehren selber (z. B. die Lehren von der Taufe, vom Abendmahl, von der Absolution und vom Sabbat). Selbst wenn darum **alle** Pastoren und Gemeinden der Generalsynode ihre neuen, an sich richtigen Bekenntnisparagraphen angenommen hätten, so würde doch, wie die Erfahrung gelehrt hat, eine solche bloß formale Stellungnahme immer noch lange nicht, zumal angesichts des bisherigen Lehrwirrwarrs in der Generalsynode, auch die reale Einigkeit in den im Bekenntnis enthaltenen Lehren verbürgen. Soll es darum in der Generalsynode zu einer wirklichen Einigkeit kommen, zu einer Einigkeit nicht bloß in der Form, sondern auch im Geiste, in den Lehren selber, so darf man ausführlichen und gründlichen, schriftlichen und mündlichen Verhandlungen über die zwischen ihren konservativen und liberalen Elementen strittigen Lehren nicht aus dem Wege gehen.

Von Anfang an haben wir in Verbindung mit den neuen Bekenntnisbeschlüssen der Generalsynode das offene Zugeständnis vermißt, daß die bisherige Lehrbasis von 1864, resp. 1869, ungenügend, und irreführend war. Wer die Wahrheit klar erkannt und sie um ihrer selbst willen angenommen hat, der bemäntelt nicht mehr seinen bisherigen Irrtum und scheut sich auch nicht, ihn offen einzugestehen. Wird doch auch nur so der Irrtum wirklich gründlich abgetan, und nur so die Wahrheit in ihr volles Recht eingesetzt. Soweit aber von uns die Sache verfolgt worden ist, hat sich die Generalsynode bis dato nicht zu einer solchen offenen und direkten Verurteilung ihrer früheren Stellung zur Augustana zu erheben vermocht. Auf der Synode in Richmond 1909 berichtete L. S. Keyser, wie er vor dem Generalkonzil in Buffalo 1907 die bisherige Bekenntnisstellung der Generalsynode als eine durch-

---

sible to promote the following objects: . . . that the Augsburg Confession should again be brought up out of the dust, and every one must subscribe to the twenty-one articles, and declare before God, by his subscription, that it corresponds with the Bible, not *quatenus*, but *quia*." Von Schmucker stammt auch die Formel von 1829 mit dem "substantially correct", welche zeigt, daß er seine ursprüngliche Stellung nicht mehr einnahm. Wie weit er sich von der Augustana entfernt hatte, trat zutage in der "Definite Platform" von 1855, in welcher er Stellung nimmt gegen die Lehren der Augustana von den Zeremonien bei der Messe, von der Privatbeichte und Absolution, vom Sabbat, von der Wiedergeburt durch die Taufe und von der realen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl. Reformiertgesinnt waren auch Schmuckers Nachfolger: Brown (trotz seines Protestes gegen die "Platform"), Valentine und Richard. D. Singmaster, gegenwärtig Professor der Dogmatik in Gettysburg, scheint eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Persönlich bekennt er sich zu den Lehren der Konkordienformel.

aus richtige verfochten habe mit dem Hinweis auf die "York Resolution" von 1864 und die revidierte Form der Bekenntnisunterschrift von 1869, "in which", sagt Keyser, "this body planted itself unequivocally on the Augustana". (Proceedings 1909, p. 54.) Und nachdrücklichst erklärte auch die Versammlung in Richmond, daß die Beschlüsse von Hagerstown 1895 und von Des Moines 1901 nur eine Erklärung und keinerlei Veränderung der bisherigen Bekenntnisstellung der Generalsynode bedeuten. "The confessional resolutions referred to are not alterations of the constitution, and contemplate no alterations; they are simply explanations of the meaning of the General Synod's confessional basis." Es sei darum auch nicht nötig, sie den Distriktssynoden zur Annahme zu unterbreiten. (Proceedings 1909, p. 58.) Auch D. Singmaster beteuert, daß durch die neuen Beschlüsse an der bisherigen Bekenntnisstellung der Generalsynode sachlich nichts geändert sei. In *The Distinctive Doctrines and Usages* (S. 57 f.) schreibt er: "The doctrinal basis, as amended in 1866, remained unchanged for nearly fifty years. Various deliverances made at the conventions of the General Synod during this period repudiate false charges, and affirm the Lutheran character and confessional fidelity of the body." "The doctrinal basis as it now exists means to the members of the General Synod exactly what it meant before its verbal amendment. For a generation it has been interpreted to mean an unequivocal subscription to the Augsburg Confession." Ja, selbst D. Neve, der zu den Konservativsten innerhalb der Generalsynode gerechnet wird, schreibt mit Bezug auf die 1864 in York angenommene und 1869 in Washington ratifizierte Bekenntnisform: „Die Worte der alten Lehrbasis: ‚die Augsburgische Konfession eine richtige Darlegung der fundamentalen Lehren des Wortes Gottes' konnten ganz richtig verstanden werden. Sie konnten bedeuten: In der Augsburgischen Konfession sind die wichtigsten Wahrheiten, die am meisten grundlegenden Wahrheiten des göttlichen Wortes, zu einer richtigen Darlegung gekommen. So verstanden schon seit vielen Jahren die Konservativen der Generalsynode diese Worte. Aber sie konnten auch verstanden werden als eine Beschränkung des Bekenntnisses zur Augustana auf das Fundamentale in ihr: als eine richtige Darlegung nur in den Stücken, in welchen sie sich mit fundamentalen Wahrheiten des göttlichen Wortes beschäftigt. So faßten es die auf, die sich mit weniger oder mehr Klarheit zu den Grundsätzen der Definite Platform hingezogen fühlten." Die Meinung, daß die Yorker Form recht verstanden werden könne und seitens der Generalsynode nur in bonam partem erklärt zu werden brauche, liegt auch den Beschlüssen in Richmond (1909) und in Des Moines (1901) zugrunde, in welch letzteren es heißt: ... "and we hold that, to make any distinction between fundamental and so-called non-fundamental doctrines in the Augsburg Confession, is contrary to that basis as set forth in our formula of confessional

subscription". Genau genommen und interesselos besehen, ist aber der Yorker Formel nicht zu helfen durch Erklärungen, sondern nur durch Zurücknahme. In ihrem historischen Kontext betrachtet (und berechtigt ist eben doch nur die historische Auslegung), kann sie schwerlich anders aufgefaßt werden als eine beschränkende Formel, die nicht alles in der Augustana zum Fundamentalen und Verbindlichen gerechnet wissen will. Aber auch aus ihrem historischen Kontext herausgehoben und absolut betrachtet, vermag man der Yorker Formel einen wirklich richtigen Sinn kaum abzugewinnen. Daß sie falsch ist, wenn sie in der Augustana einen Unterschied machen soll zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Lehren, um die Verpflichtung auf die ersteren zu beschränken, das gibt jetzt offiziell die Generalsynode selber zu. Historisch betrachtet, erscheint uns aber gerade dies der einzig mögliche Sinn und, absolut betrachtet, wenngleich nicht der notwendige, so doch der nächstliegende Sinn dieser Formel zu sein. Und richtig wird die Yorker Formel auch nicht, wenn man sie mit Rede im Sinne der Beschlüsse von Des Moines und Richmond deutet; denn damit würden alle Lehren der Augustana, selbst die jetzt noch schier allgemein in der Generalsynode desavouierte Lehre vom Sonntag, zu fundamentalen Lehren gestempelt. Will man das aber nicht (und so steht es doch in der Generalsynode: auch die Konservativsten wollen die Sonntagslehre der Augustana nicht zu einer Fundamentallehre machen, und die übrigen, insonderheit die reformiert Gesinnten, verwerfen geradezu die lutherische Lehre vom Sonntag und rechnen vielfach den entgegengesetzten reformierten Sabbat zum Fundamentalen), und macht man dann kraft der Yorker Formel mit der Verpflichtung halt vor solchen Lehraussagen wie der vom Sonntag, so ist wieder die Beschränkung da, und der Beschluß von 1895 in Hagerstown müßte fallen, und die Bahn zum alten "substantially correct" wäre wieder frei. Richtig ist es, wenn man sagt, daß in der Augustana alle Lehraussagen schriftgemäß und verpflichtend sind; falsch aber ist es, wenn man behauptet, daß sie alle fundamental sind. Hoffentlich wird an diesem nicht aus dem Wege geräumten Punkte nicht einmal noch die ganze sonst ehren- und mühevolle Revisionsarbeit zum Fiasko!

Wir haben die Lehre vom Sonntag erwähnt. Die Augustana führt hier bekanntlich eine deutliche Sprache. Sie stellt den Sonntag auf gleiche Stufe mit Ostern, Pfingsten und ähnlichen Feiern, die alle zu den Mitteldingen gehören, kein göttliches Gebot haben und somit auch das Gewissen nicht verpflichten. „Dann die es dafür achten", heißt es im 28. Artikel, „daß die Ordnung vom Sonntag für den Sabbat als nötig aufgerichtet sei, die irren sehr. Denn die Heilige Schrift hat den Sabbat abgetan." Diese und ähnliche Stellen waren je und je Generalsynodisten ein Dorn im Auge, weil sie es mit der reformierten Lehre vom Sabbat hielten. In der "York Resolution" von 1864, die immer noch nicht ohne Bekenntnisbedeutung in der Generalsynode ist, findet sich, wie bereits erinnert, neben andern, zumal im historischen

Zusammenhang genommen, schiefen Sätzen auch die Erklärung: „Die göttliche Autorität des Sabbats, als Tages des HErrn, halten wir fest." Was gilt nun in der Generalsynode: das Urteil der Augustana oder der "York Resolution"? Nach bisher in der Generalsynode gemachten Aussagen kann man doch wohl nur urteilen: Jedenfalls stellt sich die Majorität in diesem Punkt auf die Seite der "York Resolution". Noch in der Nummer vom 1. Oktober 1915 erklärte wieder der *Lutheran Observer:* "The observance of the day is binding on all by divine requirement." Schon angesichts dieser Tatsachen genügt es darum auch nicht, wenn Neve bemerkt, die "York Resolution" sei „nicht wiederholt worden, als es sich später (1913) um die heute geltende Form der Lehrbasis der Generalsynode handelte". Um wirklich reine Bahn zu schaffen, hätte auch die "York Resolution" in unmißverständlicher Weise von der Generalsynode ausgeschieden werden sollen. Den Bericht L. S. Keysers und andere Erklärungen in Richmond 1909 kann man aber nur verstehen als erneutes Bekenntnis gerade auch zur "York Resolution". (Proceedings 1909, p. 57.) Und daß man auch 1911 in Washington nicht daran dachte, die "York Resolution" abzulehnen, geht hervor aus folgender Empfehlung des Common Service-Komitees: "With these amendments there remains only the York Resolution of 1864, concerning alleged errors, to be disposed of. As this is simply of an explanatory and apologetic character, it cannot well be incorporated in the constitution. It seems to your committee that this resolution has served its purpose, and needs no further repetition, especially as it remains on record for reference. We believe that both the constitution and the confession will appear more dignified, and will inspire greater confidence, unbuttressed by subsidiary statements." (Proceedings 1911, p. 24.)

Die Generalsynode hat, wie allgemein bekannt ist, bisher auch als solche einen unionistischen brüderlichen Verkehr mit verschiedenen Sektenkirchen aufrechterhalten. Und daran ist durch die neue Bekenntnisstellung ebenfalls bis jetzt noch nichts geändert worden. Der Fortschritt ist also auch in dieser Richtung bis jetzt ein formaler, kein realer. Neve schreibt: „In der Frage des Verkehrs mit nichtlutherischen Denominationen ist bis jetzt noch ein bezeichnender Unterschied zwischen der Generalsynode in ihrer Mehrheit und den übrigen Synoden der lutherischen Kirche Amerikas. Von den Reformierten und Presbyterianern empfängt sie auf ihren Generalkonventionen je einen Delegaten und sendet wiederum ihrerseits einen solchen an diese ab. Doch will sie diesen Delegatenaustausch grundsätzlich nicht mit solchen kirchlichen Gemeinschaften üben, die einen proselytierenden Charakter tragen. Noch bis vor einigen Jahren nämlich war es auf ihren Konventionen üblich, auch einen Delegaten der Vereinigten Brüder zu empfangen. Auf der Synode in Mansfield, O. (1897), aber sagte dieser, daß seine Kirche auch Missionare nach Deutschland sende. Das erregte Anstoß, und die

Generalsynode beschloß, als Ausdruck ihrer Mißbilligung solcher Praxis, den Delegatenaustausch mit diesem Körper aufzuheben." Hiermit stimmen die Angaben des Berichts der Versammlung der Generalsynode in Akron, O., 1915, nach welchem von der Generalsynode als etwas durchaus Selbstverständliches wieder je ein Delegat und Stellvertreter an die Reformed Church in the United States und an die General Assembly of the Presbyterian Church erwählt wurde und drei Delegaten an das Federal Council of the Churches of Christ in America, das sich aus dreißig protestantischen, zum Teil stark liberal gesinnten Denominationen zusammensetzt, und dem sich auch die Generalsynode angeschlossen hat.

Wie der Hirt, so die Herde. Was man oben tut, ahmt man unten im verstärkten Maße nach. In ausgedehnter Weise haben die Pastoren und Gemeinden der Generalsynode je und je Kirchen-, Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft gepflegt mit Sektenkirchen und -pastoren. Und auch hierin hat die Annahme der neuen Lehrbasis bis jetzt wenigstens nichts geändert, und soll es auch wohl nicht. Dahinlautende Erklärungen der Generalsynode sind uns wenigstens unbekannt geblieben. Neve schreibt: „Was sonst die Frage der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft betrifft, so hat die Generalsynode diese wie auch die Behandlung der Logenfrage in die Hand der Distriktssynoden gelegt, die sie nach ihren besonderen Verhältnissen entscheiden sollen. Der tatsächliche Stand der Dinge ist der, daß die Englischen hier viel weiter gehen als die Deutschen. Ein gewisser Verkehr mit den mehr evangelischen Kirchengemeinschaften, die zu den Grundwahrheiten des Christentums eine positive Stellung einnehmen, findet unter den Englischen in der Regel statt. Die englischen Pastoren besuchen die ministerial meetings an dem Ort ihrer Wirksamkeit. (Das tun freilich viele Pastoren des Generalkonzils auch und, wie wir hören, auch Pastoren der Ohiosynode.) An nationalen Danksagungstagen wirken sie mit den übrigen Geistlichen der Stadt zusammen. (Auch dies wird von vielen Pastoren des Generalkonzils getan.) Bei Kirchweihen, Eckfteinlegungen usw. predigen sie in andern Kirchen und lassen Pastoren anderer Kirchengemeinschaften auf ihren Kanzeln predigen. Doch über solche besondere Gelegenheiten hinaus kommt im regulären Kultus der Gemeinde, auch unter den Englischen der Generalsynode, ein Kanzelaustausch mit Nichtlutheranern wohl nur selten [!] vor. Aber es kommt vor. Diese Praxis der Generalsynode ist ein Erbstück aus ihrer frühesten Geschichte, die, wie wir gesehen haben, schon von Mühlenberg geübt wurde. In den Jahren der Herrschaft des methodistischen Erweckungswesens und des ‚amerikanischen Luthertums' befestigte sich diese Praxis. Wir haben unsere Stellung zu dieser Praxis ausgesprochen auf Seite 86 und 91." 8)

---

8) Der *Lutheran Observer* (1915, Nr. 31) ist begeistert für die interdenominationelle Arbeit in The Federation of Churches, Young Men's Christian

Ja, wie jetzt noch die Sachen in der Generalsynode liegen, so sind wir kaum zu der Hoffnung berechtigt, daß auch nur ihre konservativsten Glieder wirklich ernste Anstrengungen machen werden, um dieser unionistischen, indifferentistischen Kirchengemeinschaft mit den Sekten, die, wie ja auch die Geschichte der lutherischen Kirche Amerikas bezeugt, das Luthertum zersetzt und Lutheraner zum „Kulturdünger" — sit venia verbo — der Sekten macht, ein Ende zu bereiten. Ein ernstes Principiis obsta! kennt hier auch Neve nicht. Von Mühlenberg und seinen Gehilfen berichtet er: „D. Jacobs sagt treffend, daß der von ihnen vertretene Pietismus ihr Luthertum nicht ersetzt, sondern gefärbt habe. Sie waren treu lutherisch in Lehre und Praxis. Davon zeugt ihr ganzes Wirken, wie es uns in den ‚Halleschen Nachrichten' geschildert ist. Einer Anklage gegenüber durfte Mühlenberg der Wahrheit gemäß sagen: ‚Ich fordere Satan und alle Lügengeister heraus, mir irgend etwas nachzuweisen, das in Widerspruch steht mit der Lehre unserer Apostel oder unserer symbolischen Bücher. Ich habe es oft ausgesprochen und geschrieben, daß ich in unserer evangelischen Lehre, die sich gründet auf die Apostel und Propheten und dargelegt ist in unsern symbolischen Büchern, weder Irrtum, Fehler noch irgend Mangelhaftes gefunden habe.' Freilich wissen wir, daß sie mit den Geistlichen anderer Denominationen kirchlichen Verkehr pflegten. Mühlenberg predigte gelegentlich bei den Episkopalen, wie er anderseits den episkopalen P. Peters, den Evangelisten Whitefield und den reformierten P. Schlatter auf seiner Kanzel reden ließ, und in Philadelphia hielt er die Leichenpredigt für den reformierten P. Steiner. Whitefield wurde gar von dem versammelten Ministerium in Philadelphia (1763) zum Besuch eingeladen, und er nahm aktiv teil am Gottesdienst. Bei Einweihung der lutherischen Zionskirche in Philadelphia waren, wie Mühlenberg berichtet, die sämtlichen nichtlutherischen Geistlichen der Stadt eingeladen. Episkopale Geistliche hielten Ansprachen, und Mühlenberg dankte ihnen öffentlich für ihre Teilnahme. Aber, sagt Jacobs, das alles war bei diesen Männern noch keine Äußerung unionistischer Neigungen. Ihr ablehnendes Verhältnis zu Zinzendorf und dessen Anhängern zeigt am deutlichsten ihre prinzipielle Abneigung gegen kirchlichen Indifferentismus und Union. Denn die Zinzendorfianer mißfielen ihnen nicht nur wegen deren zweideutiger Kirchenpolitik, sondern auch wegen ihrer ausgesprochenen unionistischen Richtung. An den Gliedern anderer Konfessionen, mit denen sie verkehrten, schätzten sie deren treues Halten an ihrem eigenen Bekenntnis, und dann freuten sie sich über alles, was sie im Glauben mit ihnen gemein hatten. ‚Aber dennoch verleugneten sie nie ihren Bekenntnisstandpunkt. Überall und allezeit redeten, lehrten

---

Association, World's Union of Sunday-schools, World's Union of Young People's Societies, Anti-Saloon League, Women's Christian Temperance Union, World's Student Federation, Laymen's Missionary Movements.

und predigten sie als Lutheraner. Niemals konnten sie um irgendeiner Freundschaft willen über irgendeine lutherische Lehre schweigen oder die vollen Konsequenzen ihrer Bekenntnislehren verleugnen.' Eine Union mit den Episkopalen freilich scheint ernstlich erwogen worden zu sein. Von seiten der deutschen und schwedischen Lutheraner sowohl als der Episkopalen wurde eine solche gewünscht. Mühlenberg und Wrangel glaubten, daß wesentliche Unterschiede in der Lehre nicht beständen. Wir können uns diese sonderbare Wahrnehmung nicht anders erklären als durch das stets so freundschaftliche Verhalten der Episkopalkirche gegen die Lutheraner und aus dem Umstand, daß, weil das englische Königshaus lutherisch war (§ 3, 7), die Lutheraner mit den Episkopalen die einzigen von der Regierung wirklich anerkannten Kirchengemeinschaften waren. Das trübte wohl den Blick Mühlenbergs und seiner Amtsbrüder betreffs der konfessionellen Unterschiede zwischen Lutheranern und Episkopalen. Schon der Schwede Rudmann, den wir aus § 1 und 2 kennen lernten, dem doch große Bekenntnistreue nachgerühmt wurde, bediente in Philadelphia auch die Episkopalen. Ebenso standen die schwedischen Geistlichen Björk und Sandel mit den Episkopalen in Kanzelgemeinschaft. Wie sich Propst Sandel darüber rechtfertigt, zeigt uns eine interessante Erklärung, die uns Gräbner, S. 118, mitteilt: ‚Obschon zwischen ihnen und uns einiger Unterschied besteht hinsichtlich des heiligen Abendmahls, so wollte der Bischof doch nicht, daß der geringe Unterschied das Band des Friedens zerreißen sollte. Wir lassen uns auf keinen Diskurs darüber ein; weder rühren wir solche Dinge an, wenn wir bei ihnen predigen, noch auch suchen sie die Unseren zu ihrer Meinung in diesem Stück zu überreden, sondern wir leben miteinander traulich und brüderlich, weil sie uns auch Brüder nennen. Sie haben die Regierung in Händen; wir sind unter ihnen; es ist genug, daß sie so vertrauten Umgang beweisen, solange sie so liebevoll und zutraulich sind und auch nicht im geringsten gesucht haben, unsere Leute zu ihrer Kirche zu ziehen. Wie unsere Kirche auch von ihnen die "sister church of the Church of England" genannt wird, so leben wir auch brüderlich zusammen. Das möge Gott lange erhalten!' Tatsache ist ferner, daß lutherische Prediger damals häufig nach London gingen, um sich dort die episkopale Ordination zu holen (so z. B. der älteste Sohn Mühlenbergs, Peter, später Generalmajor im Heer). Doch geschah das nicht, um sich damit zur Episkopalkirche zu bekennen, sondern weil sie an lutherische Gemeinden in den südlichen Staaten berufen waren, wo nur bischöflich Ordinierte vor dem Gesetz Anerkennung hatten (vgl. § 5, 2)." Diese grobe und für das Luthertum höchst verderbliche Unionisterei Mühlenbergs und seiner Gehilfen, die der lutherischen Kirche in Amerika von Anfang an das Rückgrat krümmte, bezeichnet Neve als eine „harmlose Gestalt" der Neigung, die Unterschiede zwischen der Episkopalkirche und den Lutheranern geringzuschätzen. Und nur eine „bedenklichere Form" derselben Neigung erblickt Neve in dem vom

New York-Ministerium 1797 gefaßten (und 1804 wieder aufgehobenen) krassen Beschluß, daß es neugegründete lutherische Gemeinden, die sich ausschließlich der englischen Sprache bedienten, nie anerkennen werde an Orten, wo man den bischöflichen Gottesdienst haben könne, „weil eine genaue Verbindung zwischen der bischöflichen und lutherischen Kirche stattfindet, und wegen der Gleichheit der Lehre und nahen Verwandtschaft der Kirchenzucht".[9]) Wenn dies die Stellung der Konservativen in der Generalsynode ist, was kann man dann erwarten von den Liberalen! In der Vergangenheit hat die englische Generalsynode vielfach, statt Amerikaner zu lutheranisieren, Lutheraner „amerikanisiert", das heißt, puritanisiert; und auch in der Zukunft wird sie der lutherischen Kirche wirklich treue Dienste nur dann leisten können, wenn sie sich freimacht von ihrer bisherigen unionistischen Praxis und ihrer Liebäugelei mit den Sekten. Ist dazu in der Generalsynode Aussicht vorhanden?

In der Generalsynode ist bisher, wie bereits angedeutet, im ausgedehnten Umfange auch Abendmahlsgemeinschaft mit reformiert Gesinnten gepflegt und begünstigt worden. Und obwohl dies Unwesen, vor dem Luther bekanntlich einen wahren Horror hatte, etwas abgenommen zu haben scheint, so hat doch auch die Annahme der neuen Lehrbasis ihm noch lange nicht ein wirkliches Ende bereitet. Nicht einmal zu einem Beschluß, der dies Unwesen auch nur verurteilte, ist es bis jetzt seitens der Generalsynode gekommen. Neve schreibt: „In der Abend-

9) Man vergleiche auch Neves Aussprachen in seiner „Geschichte" S. 86 und 91, wo er die Gefahr der Unionisterei, wie sie Mühlenberg trieb, zwar nicht ganz leugnet, aber zu einer klaren, festen Stellungnahme ebenfalls nicht gelangt. — Die Praxis der Generalsynode betreffend stimmt D. Singmaster in seinem Urteil wesentlich mit D. Neve überein. Singmaster schreibt (*Dist. Doc.*, S. 64): The General Synod "has never legislated upon the subject [Logen], preferring to leave the matter to the conscience of the individual and to the jurisdiction of the district synods". Dasselbe gelte von der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. "As a fact, such fellowship is generally recognized as right in principle, while in practise it is by no means common." Man könne diese Praxis ganz abschaffen, "were it not that such a course would be regarded as an evidence of exclusiveness, and would be interpreted as a breach of fellowship with the Church Universal". (65.) Den Delegatenwechsel rechtfertigt Singmaster "on the principle of evangelical comity". "These practises are not to be construed as 'unionistic' in the offensive sense of that term, but as an acknowledgment that the Good Shepherd has other sheep which are not of our fold." Dasselbe gelte von der Beteiligung an der Sabbatsbewegung, von der Bekämpfung der Unmäßigkeit und anderer öffentlichen Laster. "In every case there is the understanding that the General Synod does not yield its conception of truth. Should it at any time appear that its cooperation can justly be construed as a compromise in things essential, it would without doubt withdraw from such associations."

mahlsgemeinschaftsfrage ist dies zu sagen: Früher herrschte die allgemeine Einladung aller Gegenwärtigen 'in good standing', aber in ihren 'Ministerial Acts' von 1899 hat man diese gestrichen. Unter den Verhältnissen englischer Gemeinden ist die Handhabung wirklich lutherischer Praxis sehr schwierig. Es gibt englische Pastoren, die etwa, wie folgt, eine Einladung erlassen: ‚Alle, die mit unserer Kirche glauben können, daß im Mahle des HErrn JEsu wahrer Leib und sein wahres Blut gegeben wird als Unterpfand der Vergebung der Sünden, mögen mit dieser Gemeinde an den Tisch des HErrn treten.‘ Es zeigt, daß auch unter den Englischen der Generalsynode die Überzeugung zu immer größerer Kraft gelangt ist, daß auch die biblische Lehre vom Abendmahl von dem zur Vorbereitung erforderlichen Glauben nicht getrennt werden kann. Das ‚improbant secus docentes‘ der Augustana in ihrem 10. Artikel läßt sich von Bekennern der ‚Ungeänderten‘ Augsburgischen Konfession nicht ignorieren. Die Deutschen der Generalsynode (Wartburg- und Deutsche Nebraskasynode) haben sich durch ausdrückliche Beschlüsse auf die Galesburger Regel gestellt." Diese Regel lautet: „Die Regel ist: Lutherische Kanzeln für lutherische Pastoren; lutherische Altäre für lutherische Kommunikanten." Wie die Deutschen der Generalsynode diese Regel verstehen und handhaben, darüber gibt Neve keinen weiteren Aufschluß.

Schließlich weisen wir noch hin auf die bekannte Tatsache, daß es bisher in der Generalsynode so etwas wie Lehrzucht an ihren Professoren, Pastoren und Gemeinden praktisch nicht gegeben hat und, soweit wir orientiert sind, auch heute noch nicht gibt. Und dies gilt nicht etwa bloß mit Bezug auf die Lehren, welche innerhalb der lutherischen Kirche Amerikas strittig geworden sind, sondern auch von spezifisch reformierten Lehren, ja selbst von modernen liberalen Anschauungen, wie sie z. B. D. Dell vorgetragen hat.[10]) Freilich bekannte sich die Generalsynode

10) Auf der Synode in Atchison 1913 wurden Beschlüsse vorgelegt, welche die im *Lutheran Quarterly* veröffentlichten liberalen Anschauungen Dells verurteilten. Von der Generalsynode wurden diese aber auf den Tisch gelegt, und statt derselben wurde ein Beschluß angenommen, in welchem die Synode zwar den überall sich einschleichenden liberalen Anschauungen gegenüber ihr Bekenntnis zur Schrift und zur Augustana hervorhob, dem vorliegenden konkreten Falle aber aus dem Wege ging. Der *Lutheran Observer* vom 20. Juni 1913 (S. 13) berichtete: die Synode habe die Beschlüsse auf den Tisch gelegt, weil sie die Freiheit nicht habe verkürzen wollen, "freedom of investigation and utterance in the effort to relate theological truth to the present-day modes of thought". Sie habe das Prinzip aufrechterhalten wollen, "that the way to combat error, where error is supposed to exist, is not by denying freedom of thought and utterance, but by counteracting and destroying it with proofs of Holy Writ, or with manifest, clear, and distinct arguments and principles. Strong men like Dr. Hufford asserted and maintained the chartered right of Lutherans to think and speak freely, declaring that the resolutions ought to lie on the table and die on the table. Dr. Clutz

1909 in Richmond zu der Erklärung: ... "it is only by her official declarations that her doctrinal position is to be tested and judged." Aber damit kommt sie nicht durch, obwohl, wie gezeigt, selbst ihre offiziellen Erklärungen, z. B. die "York Resolution" von 1864, nicht alle mit der Schrift und der Augustana übereinstimmen. Lutheraner beurteilen die wirkliche Stellung einer Gemeinde oder Synode nicht bloß nach den offiziellen und formalen Erklärungen derselben auf dem Papier, in der Konstitution, sondern vor allen Dingen auch nach dem realen Tatbestand in der Lehre und Praxis. Zur rechten Stellung einer lutherischen Gemeinde oder Synode und zur wahren kirchlichen Einigkeit verlangt die lutherische Kirche zwar nicht Übereinstimmung in irgendwelchen Zeremonien oder andern Mitteldingen, wohl aber wirkliche Einigkeit in allen Artikeln der Lehre. Wo darum wie in der Generalsynode die Lehrzucht fehlt, da kann auch von wirklich treuem Luthertum noch nicht die Rede sein. Dazu kommt, daß die Generalsynode gerade auch offiziell Lehrfreiheit gestattet in nichtfundamentalen Lehren, wenn sie im Schlußsatz von Sektion 8, Artikel IV, ihrer Konstitution erklärt: "They [the General Synod] shall, however, be extremely careful that the consciences of ministers of the Gospel be not burdened with human inventions, laws, or devices, and that no one be oppressed by reason of difference of opinion on non-fundamental doctrines." (Proceedings 1909, p. 314.)[11]

---

proclaimed his unwillingness to be stretched on a procrustean bed, — that he must have room to turn around. Even though he might agree with most of their positions, he was removed by the diameter of a continent from the spirit of the resolutions". Das erinnert stark an das Geschrei der Liberalen in Deutschland, welche innerhalb der Kirche Luft und Licht für ihre Anschauungen fordern.

11) Für Lehrfreiheit tritt auch der *Lutheran Observer* vom 4. Juni 1915 (S. 12) ein, wenn er schreibt: "Differences of opinion, expressing, as they do, the varying and properly varying phases of the religious thought of differing personalities and capacities for accepting religious truth, are the marks of healthy church-life." "How, in the face of that prayer of Christ" ("That they all may be one," etc.), "can men allow theological differences or any other to separate them from each other into hostile camps, or to drive them into heated controversies?" — Auch Singmaster erblickt darin einen Vorzug der Generalsynode, daß sie sich auf Lehrstreitigkeiten nicht eingelassen hat. Er schreibt (*Dist. Doc.*, S. 60): "The General Synod has wisely refrained from making minute theological distinctions, and has thus obviated much useless discussion. Apart from the several actions already alluded to, it has made few special doctrinal deliverances." "The General Synod has not found any occasion for special action concerning Chiliasm. Neither has it entered upon a discussion of election, believing itself to be thoroughly Lutheran and Christian on this matter." (61.) Er glaubt nicht, "that there are great, fundamental differences of doctrine in the several branches of the American Lutheran Church". (61.) "For, as far as we are able to see, there is an essential agreement among all Lutheran bodies on

In der Vergangenheit hat „Lehre und Wehre" die Generalsynode als einen durch und durch unionistischen Körper behandelt. Und aus dem Gesagten geht hervor, daß trotz der trefflichen Fortschritte in ihrer offiziellen Bekenntnisstellung der wirklich vorhandene Tatbestand innerhalb der Generalsynode es leider immer noch nicht rechtfertigen würde, wenn wir jetzt schon das Attribut „unionistisch" streichen wollten. Inzwischen soll es aber unser Gebet und Flehen sein und bleiben, daß Gott auch der Generalsynode Gnade verleihen möge, auf der betretenen Bahn mutig voranzuschreiten, um je länger, desto mehr zum vollen treuen Luthertum heranzureifen. F. B.

Vermischtes.

D. **Ihmels von Leipzig betreffend** lesen wir in den „Theologischen Blättern" aus dem Elsaß: „Superintendent W. P. Angerstein in Lodz (Russisch-Polen) bespricht August 1914 in seinem ‚Ev.-Luth. Kirchenblatt', das er wegen der Kriegsnöte vorläufig läßt eingehen, das Werk von Prof. D. Lud. Ihmels ‚Aus der Kirche, ihrem Lehren und Leben', wo ihm eines nicht zusagen will, nämlich die Meinung des Prof. Ihmels von den Gemeinschaftsleuten, da doch — wie Angerstein mit Recht bemerkt — die Gemeinschaftsleute das lutherische Bewußtsein abschwächen und Leute der Union im weitesten Sinne des Wortes sind, die doch wenig oder gar kein Verständnis für die lutherische Sakramentslehre haben. Daß diese Leute gegen den Unglauben kämpfen, ist ja gut; dies wird aber durch den Geist des Richtens und der Selbstüberhebung, der sie erfüllt, wieder aufgehoben. Weiter schreibt Angerstein: ‚Wenn sich z. B. in Lodz nicht ein Laie etwa, sondern ein unierter, in Preußen ordinierter Prediger, der mit unserer lutherischen Kirche in gar keinem Zusammenhange steht, niederläßt und Gemeinschaftsversammlungen lutherischer Gemeindeglieder auf eigene Faust hält, so ist das noch keine Arbeit für unsere Kirche, das können wir unmöglich gutheißen. . . .' Auch in andern Punkten ist die Theologie des Prof. D. Ihmels anfechtbar; so seine Lehre von der Inspiration der Heiligen Schrift, welche durchaus nicht klar und weder schriftgemäß noch dem lutherischen Bekenntnis entsprechend zu bezeichnen ist. Wir wollen ja gerne mit P. Angerstein annehmen, daß die Liebe des Prof. D. Ihmels zur lutherischen Kirche in allen Vorträgen immer wieder zum Vorschein kommt. Doch haben wir nicht zu vergessen, daß der betreffende

the fundamental doctrines of Christianity as taught in the Bible and set forth in the Lutheran Confessions. While there are individuals in all the different synods who are erratic in their beliefs and practises, a body is not to be judged by the opinion or the actions of one individual or of small groups, but by its own authoritative deliverances."

Dozent von einem Geiste beseelt ist, der sich in gewisser Beziehung weit entfernt hat von der Treue unserer alten Dogmatiker und Glaubensväter." F. B.

Der Krieg und die Kirche. Im diesjährigen „Vorwort" der „E. L. F." lesen wir: „Wer kann's leugnen, daß es böser, böser Wille auf seiten unserer Feinde gewesen ist, der diesen Krieg angezettelt hat? Aber Gott hat ihn zugelassen. Er hat damit gleichsam eine Veränderung des Gerüstes vornehmen wollen, hinter dem er sein unsichtbares Gnadenreich, seine Behausung im Geist, seinen Tempel, seine Kirche, baut. Denn die ganze sichtbare Welt, die ganze Stellung der Staaten und Weltreiche zueinander, ist eben nur ein solches Gerüst für den Bau der Kirche. Mit dem Fortschreiten eines Baues pflegt sich auch eine Änderung des Gerüstes in kleinerem oder größerem Maßstabe nötig zu machen. Gott als Baumeister ist hier noch am Werke, und wir wissen noch nicht, welchen Umfang diese gegenwärtig vor sich gehende Änderung gewinnen wird, wann sie in erwünschtem und erbetenem Frieden zum Abschluß kommt. Eins aber wissen wir: Gott will auch diesen Krieg gebrauchen, sein Reich zu fördern." F. B.

Luther und das Deutschtum in Polen. Die „Deutsche Post, herausgegeben von den Lodzer Deutschen", brachte im Oktober vorigen Jahres einen Artikel von Althaus, in welchem er sagt: „Wir Reichsdeutschen sind zumeist nicht gern in den polnischen Feldzug gezogen. Wir dachten an unwirtliche Einöden und mürrische slawische Einwohner, von denen nicht viel Gutes zu erwarten war. Aber nun geschah das Wundervolle: mit tiefer, staunender, froher Überraschung fanden wir in der Fremde ein Stück deutscher Heimat: die Häuser und Herzen, die Sprache, die Lieder und Gottesdienste deutscher Kolonisten im Weichsellande und bei Lodz. Das waren herrliche Stunden des Erkennens: mitten in dem winterlich-unwirtlichen Feindeslande erkannten wir Deutsche, und die Deutschen wiederum erkannten in uns freudig die Brüder. Ein geheimes Band umschließt uns. Welches ist es? Nicht die alte deutsche Heimat; die Enkel der Ausgewanderten wissen von ihr kaum etwas Dunkles. Nicht schon das Blut, das gemeinsame deutsche Blut. Blutsbande sind wohl eng, aber sie halten nicht mehr fest, wenn das Herz nicht mehr den gleichen Schlag, der Mund nicht mehr die gleichen Laute, die Erinnerung nicht mehr die gleiche Geschichte hat. Nicht der gemeinsame Boden, nicht das gleiche Blut schon kettet Menschen zum Volke, sondern erst die gemeinsame Geschichte der Blutsbrüder. Haben wir noch eine gemeinsame Geschichte, die uns zusammenbindet, euch und uns? Jawohl. Je länger ich nachsinne, desto deutlicher spüre ich: über unserer heute froh erneuerten Bruderschaft leuchtet der Name des größten Deutschen, der Name Martin Luthers. Weil ihr hier in Polen noch unsern Martin Luther habt, seine Bibel und sein Lied, seinen Glauben, seine Gottesdienstordnung und seinen Katechismus, darum vor allem sind wir Brüder. Eure Kinder wissen sonst von der herrlichen

Geschichte unsers Deutschen Reiches nicht viel, sie haben ja ganz andere Dinge gelernt. Aber Luther und die Reformation kennt ihr alle. Damit habt ihr als schönstes Erbgut die Erinnerung an die größte Zeit deutscher Geschichte überkommen. Eure Söhne und Töchter stehen oft in Versuchung, die Sprache dieses Landes geläufiger zu reden als die alten lieben deutschen Laute. Aber Martin Luther zwingt euch immer wieder zum Deutschen zurück. Denn möchtet ihr wohl aufhören, seine Lieder deutsch zu singen, seinen Morgen- und Abendsegen deutsch zu beten, die unvergleichliche Sprache seiner Bibel deutsch reden zu lassen? Weil ihr unserm Luther und seiner Kirche die Treue haltet, darum redet ihr immerdar Deutsch und werdet deutsch denken und beten. Weil wir Martin Luther, den deutschen Propheten, gemeinsam haben, darum vor allem sind wir untereinander Brüder." — Luther hat den Deutschen die Sprache, die sie jetzt noch reden, gegeben und mundgerecht gemacht. Und auch in Amerika ist ohne Zweifel die Pflege des Deutschen zum größten Teil auf niemand anders als auf Luther zurückzuführen. Dasselbe wird auch wohl zutreffen mit Bezug auf andere nichtdeutsche Länder. Den Ruhm, der größte aller Deutschen zu sein, wird niemand Luther mit Erfolg streitig machen, auch ein Bismarck und Goethe nicht. In Polen gibt es etwa eine halbe Million Protestanten in 382 Gemeinden, in Warschau eine Gemeinde mit fünf Pastoren und in Lodz zwei große Gemeinden mit sechs, bzw. vier Pastoren. F. B.

Sieben Pastoren der Ostseeprovinzen sind wieder der blinden Wut der russischen Regierung gegen alle Deutschen und Deutschgesinnten zum Opfer gefallen. In der Leidenszeit, die das baltische Deutschtum seit Ausbruch des Krieges durchmacht, haben sich die Geistlichen durch ihr unerschrockenes Verhalten gegenüber der russischen Regierung ganz besonders hervorgetan. Sie traten der Verhetzung der Esten und Letten gegen die Deutschen, die von der Regierung ausging, mannhaft entgegen, hielten ihre estnischen und lettischen Gemeinden mit bestem Erfolg von einer Teilnahme am Franktireurwesen ab und taten ihre Christenpflicht unterschiedslos an allen, auch an den deutschen Verwundeten und Bedürftigen, Kriegs- und Zivilgefangenen. Das genügte natürlich, um sie schlimmer als Räuber und Diebe zu bestrafen. „Per Etappe" in verschlossenen Eisenbahnwagen nach Sibirien verschickt zu werden zusammen mit den schlimmsten Verbrechern, das ist ihr Los, von dessen Grauenhaftigkeit man in Deutschland keine Vorstellung haben kann. Unter den neuerdings Verschickten werden genannt: der alte Generalsuperintendent Lemm, die Pastoren Hirschhausen, Eberhardt, Ad. Haller, P. E. Hesse, Lucher und, was besondere Beachtung verdient, auch zwei Pfarrer estnischer Herkunft: Liiw und Talagas.

Riga und die Ostseeprovinzen. Die „Theologischen Blätter" aus dem Elsaß schreiben: „Es ist in diesem Kriege viel die Rede von den drei deutsch-russischen baltischen Schwesterprovinzen: Kurland, Livland und Estland. Auch die Stadt Riga wurde schon öfters genannt.

Bei Beginn der Reformation hat sich diese Stadt an die Reformation gehalten, und zwar durch Andreas Knöpken, einen Freund Bugenhagens. Dieser Andreas Knöpken war zuerst in Gemeinschaft mit Bugenhagen an der lateinischen Schule in Treptow in Pommern. Von hier wurde er um der evangelischen Lehre willen vertrieben; er ging auf Melanchthons Rat nach Riga und wirkte dort im Sinne des Evangeliums, welches sich bald im ganzen Lande verbreitete trotz des Widerstandes der römischen Geistlichkeit. Im Jahre 1530 wurde die erste lutherische Agende und Kirchenordnung eingeführt. Riga trat 1538 dem Schmalkaldischen Bunde bei, und um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens war das baltische Land protestantisch geworden. Längere Zeit ließ man die Leute in Ruhe, wenigstens verhältnismäßig. Auch Peter der Große schonte sie; er wußte, was er an den neuen Provinzen hatte, sprach ihnen die Selbstverwaltung und Religionsfreiheit zu und hielt auch sein Wort. Erst Nikolaus I. (1825—1855) benahm sich als ein Stockrusse und gönnte den lutherischen Deutschen in den Ostseeprovinzen ihre Freiheit nicht. Er schickte deshalb 1845 geheime Sendboten nach Livland und ließ sagen, man solle den Glauben des Kaisers annehmen, der müsse doch gut sein. Man schwindelte ihnen vor, sie würden dafür ‚Seelenland‘ (!) erhalten. Wie die Leute nun einmal sind: viele ließen sich anführen und wurden hinterlistigerweise in die griechische Kirche aufgenommen. Freilich, manchmal sahen sie ein, aber zu spät, daß sie hinter das Licht geführt worden waren; die griechisch-russische Kirche ließ sie nicht mehr los. Wollten sie nun das versprochene ‚Seelenland‘ haben, so wurden sie ausgelacht, daß sie so etwas hätten glauben können. Unter Kaiser Alexander II. blies ein anderer Wind. Man gab zu, daß die Letten betrogen worden waren, und so wurde am 20. Mai 1855 eine Verordnung veröffentlicht, welche jeden Gewissenszwang in den Ostseeprovinzen aufhob, die gemischten Ehen, die Taufe und Trauung in der lutherischen Kirche sowie den Übertritt zu derselben freigab. Dies geschah jedoch nicht öffentlich, sondern durch einen Geheimerlaß, aus Furcht vor dem Schreien der sogenannten Panslawisten. Alexander II. meinte es gut; dafür wurde er belohnt, daß er von Nihilisten durch Bombenwurf am 13. März 1881 getötet wurde. An seine Stelle kam sein Sohn Alexander III., der durch den Stockrussen Konstantin Pobjedonoszeff geleitet wurde. Dieser wurde Oberprokurator des heiligen Synod und zeigte reichlich den Letten seinen Haß und sein beschränktes, verbohrtes Wesen. Am 1. November 1894 starb Alexander III. Sein Sohn, der jetzige Kaiser Nikolaus II., ist noch weniger als sein Vater und ließ sich bekanntlich führen durch den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, der freilich durch die Niederlage, welche er erlitten hat, gedemütigt worden ist." Die „Blätter" schließen mit dem Wunsche, daß die Ostseeprovinzen durch die deutschen Waffen von dem Joch der Russen befreit werden möchten, damit sich die lutherische Kirche dort ungehindert entfalten könne, „eingeengt durch keine Union". F. B.

Zwei Neujahrsworte des Kaisers. In seinem Neujahrserlaß an das deutsche Heer sagte er: „Dankbar erinnern wir uns heute vor allem der Brüder, die ihr Blut freudig dahingaben, um Sicherheit für unsere Lieben in der Heimat und unvergänglichen Ruhm für das Vaterland zu erstreiten. Was sie begonnen, werden wir mit Gottes gnädiger Hilfe vollenden. Noch strecken die Feinde von West und Ost, von Nord und Süd in ohnmächtiger Wut ihre Hände nach allem aus, was uns das Leben lebenswert macht. Die Hoffnung, uns im ehrlichen Kampf überwinden zu können, haben sie längst begraben müssen. Nur auf das Gewicht ihrer Masse, auf die Aushungerung unsers ganzen Volkes und auf die Wirkungen ihres ebenso frevelhaften wie heimtückischen Verleumdungsfeldzuges auf die Welt glauben sie noch bauen zu dürfen. Ihre Pläne werden nicht gelingen. An dem Geist und dem Willen, der Heer und Heimat unerschütterlich eint, werden sie elend zuschanden werden, dem Geist der Pflichterfüllung für das Vaterland bis zum letzten Atemzug und dem Willen zum Siege. So schreiten wir denn in das neue Jahr. Vorwärts mit Gott zum Schutz der Heimat und für Deutschlands Größe!" In seinem Dank auf die Neujahrsgrüße des bayerischen Königspaares antwortete der Kaiser: „Von ganzem Herzen erwidere ich Eure guten Wünsche für Euch und Euer ganzes Haus. Zuversichtlicher denn je dürfen wir bei dieser Jahreswende auf den endgültigen Sieg unserer mit reinem Gewissen erhobenen und geführten Waffen und eine glückliche Zukunft des deutschen Vaterlandes hoffen. Dein treues Bayernvolk hat hierzu durch seine unvergänglichen Taten heroischer Tapferkeit und den bei jeder Gelegenheit bewiesenen unerschütterlichen Siegeswillen rühmlichst beigetragen. Gottes Gnade lasse alle unsere Hoffnungen, Wünsche und Gebete zum neuen Jahre in Erfüllung gehen." — Wenn der Kaiser „Gottes gnädige Hilfe" und „Gottes Gnade" rühmt, so brandmarken dies seine Feinde als „Heuchelei" und „Blasphemie", und viele seiner Freunde, auch kirchliche Blätter, erblicken darin etwas ganz Außerordentliches. Und doch, wenn anders der Kaiser ein Christ ist (und als solchen hat er sich je und je gegeben), ist es etwas ganz Selbstverständliches, daß er Gott allein die Ehre gibt, auf Gott allein vertraut, mit Gott in den Krieg zieht und von Gott allein den Sieg erwartet. F. B.

„Die erhebenden Kräfte des Glaubens." Der protestantische ungarische Ministerpräsident Tisza sagte vor einer kirchlichen Versammlung in Budapest: „Jetzt erst können wir es fühlen, welch wichtiges Seelenbedürfnis die Religion für jedermann ist, jetzt erst sehen wir, auf welch schwankendem Grunde der Törichte steht, der, auf die Macht seiner irdischen Verhältnisse oder seiner sogenannten Bildung pochend, den festen Boden des Glaubens unter seinen Füßen wegstößt. Diese Wahrnehmung möge uns kräftigen auch in der Arbeit der Zukunft. Sie möge uns anspornen, die erhebenden Kräfte des Glaubens in die Seele unserer Mitmenschen zu leiten, die uns anvertrauten hohen Interessen an Werk-

und Feiertagen, bei Tag und bei Nacht, im Guten wie im Bösen, im Frieden wie im Kriege zu pflegen und diesen erhebenden Dienst keinerlei Nebenrücksichten je unterzuordnen." — Das stimmt ganz mit den Aussprachen Kaiser Wilhelms, Hindenburgs und vieler Tausender in den Schützengräben. In der Not, im großen Bangen des Todes, das jetzt der Weltkrieg über Millionen bringt, da empfindet der Mensch seine Ohnmacht und sucht Halt und Trost und Kraft im Überirdischen. Im Angesichte der überall weit geöffneten Todespforten wirklich zu trösten vermag aber nur das wahre Christentum, das Evangelium von der freien Gnade in Christo JEsu, der für uns Sünde und Tod überwunden hat. Dies wahre Christentum ist die einzige Religion, die den Menschen nicht im Stiche läßt vor dem Forum des Gewissens, vor den Pforten des Todes und vor dem Gerichte, das über Himmel und Hölle, über ewige Seligkeit und ewige Verdammnis entscheidet — endgültig.

„Das dritte Geschlecht" und das Vaterland. D. Kaftan sagt in einem Artikel in der „A. E. L. K.": „Man hat in der Zeit der Antike die Christen bezeichnet als das dritte Geschlecht — ein Beleg, wie sehr sie sich heraushoben aus allen irdischen Beziehungen, wie sehr sie unter den Völkern, unter denen sie sich ausbreiteten, als ein ganz sonderliches Volk angesehen wurden. Und konnte das anders sein? Waren sie nicht Leute, denen die Welt gekreuzigt, und deren Bürgerschaft im Himmel ist? Ist es nicht ein Zeichen eines gewissen Abfalls, wenn die Christen sich heute anders verhalten, wenn sie sich nicht beschränken auf das ‚der Obrigkeit untertan sein, die Gewalt über sie hat', wenn sie mit ihrem Interesse und mit ihrer Wirksamkeit eingehen in das Leben dieser Erde, mit voller Hingabe irdischen Interessen dienen, sei es in Kunst und Wissenschaft, sei es, was uns hier interessiert, in vaterländischer Politik?" „Das Christentum ist primär etwas Überweltliches. JEsu Christi Reich ist ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Wer dafür nicht ein tiefinneres Verständnis hat, ja, wer das wunderliche Wort von dem dritten Geschlecht nicht versteht, demgegenüber werde ich den Verdacht nicht los, daß er das wirkliche lebendige Christentum nicht kennt. Daß das Reich Gottes ein überweltliches Reich ist, ist unserer christlichen Erkenntnis A und O, und das ist eine seligmachende Erkenntnis. Gott sei Dank, daß es so ist!" „Uns ist das Vaterland nicht das Letzte, nicht das Höchste. Das ist Gottes ewiges Reich; das Reich, das hier unser Lebensquell ist, und das allein Bestand behalten wird, wenn alle Reiche dieser Welt vergehen, auch das Deutsche Reich. Aber als rechte Genossen des ewigen Reiches sollen wir uns in dieser Weltzeit bewähren in den sittlichen Aufgaben, die der, welcher Himmel und Erde gemacht hat, uns auf dieser Erde stellt. Sittliche Aufgaben sind nicht ohne sittliche Güter. Unter den sittlichen Gütern, die zugleich sittliche Aufgaben sind, ist das Vaterland das vornehmste. Nicht Halbheit ist es, nicht Schwanken von einem zum andern, nein, Wandel in gottbestimmten Bahnen, wenn wir als Glieder des überweltlichen Reiches,

allen Patriotismus, der nichts anderes ist als ein erweiterter Egoismus, von uns weisend, von niemand in der Welt uns überbieten lassen in sittlicher Liebe zum Vaterland und in Hingabe an seine sittlichen Aufgaben. Alle Kühle ihm gegenüber ist ein christliches Manko, und alle Geringschätzung des Vaterlandes als ein Stück der Welt ist ein Zug des übergeistlichen Wesens, dagegen schon ein Paulus kämpft. Dem Vaterland in Treue zugetan, allenthalben so, wie es sittlich recht ist, seine Interessen pflegen und letztlich für alles Leben und Wirken kein anderes Ziel kennen als das ewige Reich unsers HErrn JEsu Christi — das steht nicht in Widerspruch miteinander, sondern klingt tief innerlich zusammen; darin wirkt sich aus des Christen rechte Stellung zu seinem Vaterland."

Das „Monistische Jahrhundert", das Blatt der Atheisten und Materialisten in Deutschland, ist nun auch im Strudel des Weltkrieges untergegangen. Der Atheismus ist ein künstliches Gebilde der Überkultur, ein Schmarotzer, der die Kräfte eines Volkes nicht mehrt, sondern nur verzehrt und zumal in der Not, wie jetzt im Weltkrieg, ihm rein gar nichts zu bieten vermag. Die letzte Nummer vom Dezember vorigen Jahres bringt zugleich das Geständnis, daß es trotz aller anfänglichen Begeisterung nicht möglich gewesen sei, dem „Weimarer Kartell", in dem sich vor einigen Jahren die freigeistigen Organisationen zusammenschlossen, „Bewegung und Leben einzuflößen". Nach dem Friedensschluß wollen die Monisten aber den Kampf wieder aufnehmen und dahin arbeiten, „daß die bevorstehende Neuorientierung der inneren Politik Deutschlands sich nach den Gesichtspunkten der Denkfreiheit und der Gewissensfreiheit vollziehen werde". Der bisherige Vorsitzer, Geheimrat Ostwald, hat den Vorsitz des „Weimarer Kartells" niedergelegt und ist jetzt neben Häckel zum Ehrenpräsidenten ernannt worden. Ostwalds Nachfolger wurde Dr. Müller. — Wie der Monismus, so hat noch immer und überall der Unglaube, sobald er eine Lebensprobe ablegen sollte, Fiasko gemacht. Was aber nichts nützt, das ist auch nicht wahr. In den Schützengräben aber, wo der Monismus verendet und sich nicht einmal finanziell mehr zu halten vermag, da feiern jetzt Bibel, Katechismus und Gesangbuch eine Auferstehung, ohne Zweifel hie und da auch für bisherige Anhänger Häckels und Ostwalds.

Sozialdemokratie und religiöse Bewegung. Manche hatten vom Krieg eine Wandlung der Sozialdemokratie in der religiösen Frage gehofft; verschiedene Zeichen des Anfanges sprachen dafür. Aber nach vierzehnmonatiger Kriegsdauer muß sich Siegmund-Schultze (Christl. Welt, Nr. 38) dahin aussprechen: „Es steht im allgemeinen mit der religiösen Bewegung so wie mit der sittlichen Aufwärtsbewegung: sie hat ihren Höhepunkt im Anfang gehabt, sie hat bis etwa zur Weihnachtszeit [1914] angedauert und sich dann allmählich verflüchtigt. Ja, es scheint, als habe sie in den letzten Monaten zu einer geradezu entgegengesetzten ‚Bewegung' geführt. Führer der Gewerkschaften, der

Jugendbewegung, der Presse, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, waren sogar der Meinung, daß jetzt erst die wahre Entscheidung der Sozialdemokratie gegen die Religion stattgefunden habe. In der Presse wird absichtlich jeder religiöse Ton vermieden; während zu Beginn des Krieges sich einige Hinweise auf die neuerwachte Religiosität in die sozialdemokratischen Zeitungen hineingewagt hatten, haben seit September [1914] die Hauptorgane der Sozialdemokratie überhaupt kein Wörtchen mehr gebracht, das an Religion erinnern könnte. Die Jugendarbeit hat gerade während des Krieges grundsätzlich auf alle Religion, ja auf die Verwendung jedes idealistisch-religiösen Moments verzichtet. Die Gewerkschaften haben noch stärker als früher jede ethisch-religiöse Beeinflussung abgelehnt. Das Bild der führenden Parteikreise ist also in religiöser Beziehung so traurig wie nur möglich, und wenn auch gesagt werden kann, daß die Massen nicht in derselben Weise nachfolgen, wie die Führer vorausgehen, so ist doch das System, das in dem Umschwung sich offenbart, für uns Beobachter zu deutlich, als daß wir angesichts desselben noch die Hoffnung haben könnten, daß von der früheren religiösen Erregung der Massen viel zurückbleiben könnte. Auch die Kirche ersieht aus der wieder einsetzenden Austrittsbewegung, daß es mit der erhofften Übernahme notwendiger kirchlicher Arbeiten durch den Krieg nichts ist." (A. E. L. K.)

Die „Kongoakte" ein Fetzen Papier. Im „G. d. G." lesen wir: Die sogenannte „Kongoakte" vom 26. Februar 1885 war einer der feierlichsten Verträge, die jemals geschlossen sind. Alle christlichen Staaten Europas und die Vereinigten Staaten von Nordamerika setzten als „unumstößliche" völkerrechtliche Bestimmung fest, daß das ganze Flußgebiet des Kongo und aller seiner Nebenflüsse, also auch Kamerun und die Hälfte von Deutsch-Ostafrika, niemals in einen Krieg verwickelt werden dürfte, wenn ein solcher zwischen den vertragschließenden Staaten jemals ausbrechen sollte. Alle jene Gebiete sollten so angesehen werden, „als ob sie einem nicht kriegführenden Staate angehörten", und „die christlichen Missionare aller Bekenntnisse sollten den Gegenstand eines besonderen Schutzes bilden". Als Zusatz zu diesem für die Mission bedeutungsvollsten Vertrage der Neuzeit trat noch am 1. Juli 1890 ein deutsch-englisches Abkommen mit dem Wortlaute: „In allen Gebieten Afrikas, welche einer der beiden Mächte gehören oder unter ihrem Einflusse stehen, sollen Missionare beider Länder vollen Schutz genießen." Deutschland hält auch heute noch unentwegt daran fest, indem es überall in seinem Machtgebiete (dem größten Teile von Deutsch-Ostafrika) die englischen Missionsplätze gänzlich unbehelligt läßt. Die Engländer haben dagegen ohne jede Veranlassung die deutschen Missionare sofort gefangengenommen und zum Teil nach Indien transportiert. Die Engländer und Franzosen haben unsere Missionen in Kamerun und in Togo zerstört und die Missionare und ihre Familien wie Sklaven unter den Peitschen und Fußtritten von Schwarzen durch

Wüsten und Wälder in die ungesundesten Gefangenenlager gebracht. Das sind unwiderlegliche Tatsachen. Ob die Mitteilung englischer und französischer Zeitungen richtig ist, daß die Militärbehörden eine Prämie auf den Kopf jedes Deutschen, auch der Missionare, gesetzt haben, welche sich der grausamen Gefangenschaft durch Flucht entzogen, muß abgewartet werden. Unmöglich ist es nicht. Man darf es denen schon zumuten, welche die schwarzen Heidenvölker nach Flandern holen, um sie wie wilde Tiere gegen unsere Söhne loszulassen, die vor zehn Jahren 26,000 Burenfrauen und Kinder kalten Herzens in den „Konzentrationslagern" umkommen ließen. (Eine Dame aus einer der angesehensten Familien Südafrikas, nahe Verwandte des bekanntesten Heerführers der Buren, teilte mir mit: „Nach monatelangen, unsagbaren Qualen waren sie endlich alle tot und begraben. Die telegraphische Nachricht nach England, daß das Lager ‚aufgehoben' sei, traf dort an einem Freitage ein. An dem darauffolgenden Sonntag war das nach dem *Common Prayer Book* in allen englischen Kirchen auf der ganzen Erde zur Vorlesung kommende Evangelium das vom — barmherzigen Samariter!!") Hochgebildete Männer und Frauen in Deutschland fragen trotzdem heute noch, wie es möglich sei, unsere Missionare so niederträchtig zu behandeln. Ihr guten Seelen kennt das amtliche englische Christentum immer noch nicht. Die geräuschvollen, frommen Veranstaltungen und die in der „Lippe Kanaans" verfaßten Berichte der „entschiedenen Christen" haben euch getäuscht. Ohne jeden Zweifel gibt es dort sehr viele, welche in aufrichtiger Glaubensüberzeugung das Werk der Mission unter den Heiden lieben und unterstützen; aber das eine steht auch ihnen über allem andern fest: Wer die britische Weltherrschaft schädigen könnte, muß vernichtet werden, es sei auf politischem, kommerziellem oder religiösem Gebiet. Dieser Grundgedanke war der satten, hochmütigen, unglaublich bornierten Geistlichkeit längst in Fleisch und Blut übergegangen. Die Geistlichen der anglikanischen Staatskirche sind politisch fest gedrillt. Ihr großer Einfluß auf das urteilslose Volk wird von den Einpeitschern der Parteien und von den stimmungmachenden Zeitungen stark in Anspruch genommen. Jetzt sind sie natürlich alle einig gegen uns. Wer sie kennt, wundert sich gar nicht über die Hetzpredigten der protestantischen Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer, welche in frevelhafter Übertretung des achten Gebotes uns als „verruchte Satansknechte" schildern und unsern Kaiser als den „Abschaum teuflischer Gesinnung". Und doch haben bei dem Wettschießen mit „christlichen" Dum-Dum-Geschossen nicht die Geistlichen den „Rekord" erlangt, sondern die Missionsgesellschaften. Es ist über alle Maßen betrübend, ihre ruhig überlegten, gemeinschaftlichen Erklärungen zu lesen. Sie — die Missionsgesellschaften! — finden kein Wort des Abscheus, nicht einmal des Widerspruchs gegen das Herbeirufen der Heidenvölker, die helfen sollen, uns zu erwürgen. Ein für die Mission nachdrücklich werbendes englisches Wochenblatt beschönigt

den ungeheuren Frevel mit den Worten: „Wenn jemand ins Wasser gestoßen ist, fragt er nicht danach, ob ihn ein Christ oder ein Heide herauszieht." Noch habe ich kein Wort des Widerspruchs von seiten der englischen Missionsgesellschaften gegen die Gefangennahme und ruchlose Behandlung unserer Missionare gefunden. So denken und schweigen dieselben Christen, mit denen wir mehrere Menschenalter lang in Treue und Glauben Schulter an Schulter gestanden und gearbeitet haben. Das ist verächtlicher als der Treubruch Italiens.

Die armenischen Greuel betreffend, schreibt in den *Continental Times* Sir Robert Casement, der bis kurz vor Ausbruch des Krieges im englischen Konsulatsdienst stand, also in manche Interna der englischen Politik eingeweiht ist: „Gewandt wurde ein neues ‚Armenier-Massaker' durch eine Verschwörung angezettelt, die von der Britischen Botschaft in Konstantinopel ausging. Englische Waffen, Geld und Uniformen wurden den Armeniern unter der Bedingung eines Aufstandes gegen die türkische Regierung geliefert. England wendet sich jetzt an die humanitären Gefühle der amerikanischen Regierung, um sich ein frisches Schwert gegen die Türkei zu schaffen. Amerika wird gegen die Türkei mit Schreckenserzählungen, mit einem Aufruf an die amerikanische Menschheit zugunsten eines gequälten und beleidigten Volkes aufgeregt. Der Plan dazu wurde im englischen Auswärtigen Amte entworfen, und der Agent, der die Verschwörung gegen die türkische Souveränität in Armenien durchzuführen hatte, war Sir Louis Mallet, der frühere englische Botschafter in Konstantinopel." Die „A. E. L. K." fügt hinzu: „Will jemand erkennen, welch greulichen, blutigen Jammer England seit Jahrzehnten, bis ins Jahr 1915 hinein, sooft die Politik es wünschenswert erscheinen ließ, durch raffinierte Verführung immer neu über Armenien entfesselte, der lese ‚Die armenische Frage' von C. A. Bratter (Berlin SW. 11, Konkordia-Deutsche Verlagsanstalt; 40 S., 50 Pf.). Ehe der Sachverhalt, der aus dieser Schrift zu uns redet, und der im Gedanken an Englands kalten Mordgeist und weltbetörenden Lügengeist das Blut in den Adern möchte stocken machen — ehe die Behauptungen und Nachweise dieser Schrift klar und gründlich widerlegt sind, kann man nur schwer einer Hilfsaktion für Armenien das Wort reden; denn so furchtbar die Not ist, so sehr ist sie Werk der fortgesetzten englischen Wühlarbeit, und wo man's angreifen will, stößt man auf die Folgen einer schauerlichen Politik, deren Opfern schwer zu helfen ist." F. B.

Auch die „Lutherische Synode" in Paris hat sich den Verleumdern Deutschlands zugesellt. Die Synode hat nach dem *Temps* am 14. Dezember v. J. folgende Tagesordnung angenommen: „Nach Kenntnisnahme der *Temps*-Ausgabe vom 10. Dezember, die nach dem *Standard* vom 4. Dezember Auszüge von Reden bringt, welche die Pastoren Fritz Philippi (Berlin), Löbel (Leipzig) und Prof. Reinhold Seeberg von der Berliner Universität gehalten haben sollen, und worin diese Prediger

versichern, daß „der Himmel die Deutschen gesegnet und als auserwähltes Volk bezeichnet habe‘, daß es ‚die göttliche Aufgabe Deutschlands sei, die Menschheit zu kreuzigen‘, daß ‚die Deutschen ein Liebeswerk verrichten, wenn sie ihre Feinde unter Qualen töten, ihre Häuser verbrennen und ihr Land besetzen‘, und mit den Worten schließen: ‚Keine Schonung (pas de quartier) für Engländer, Franzosen, Russen und alle andern Völker, die sich dem Teufel verschrieben haben‘, erhebt sich die Synode ‚entrüstet gegen diese ungeheuerlichen Lehren, die dem Geiste des Evangeliums und allen Lehren Christi widersprechen und die Verneinung des Christentums selbst sind‘. Der Direktor für das Pariser Schulwesen hat beschlossen, daß diese angeblichen Auszüge aus deutschen Predigten in allen Schulen des Pariser Schulbezirks vorgelesen werden. Die „A. E. L. K.“, der obiges entnommen ist, zeigt, daß alle Beschuldigungen unwahr sind. — Die sittliche Verleugnung und Lügenhaftigkeit, die der Weltkrieg im Gefolge hat, zieht immer weitere Kreise. Ohne nachzuprüfen, glaubt selbst die „Lutherische Synode“ in Paris die Verleumdungen einer professionellen Lügenpresse, und hysterisch gründet sie gleich darauf feierliche Proteste. Tragisch! Traurig! F. B.

Papst und Burgfriede. Wie Benedikt XV. den „Burgfrieden“ hält, zeigt seine Aussprache vom 22. November 1915: „Es ist eigentlich überflüssig, zu beweisen, daß derjenige, der den Glauben raubt, den Namen eines Räubers wahrhaft verdient. Aber was tun denn jene Sendboten des Satans, die mitten in der heiligen Stadt Tempel errichten, in denen Gott die wahre Ehre verweigert wird; die Pestkanzeln errichten, um unter dem Volke Irrlehren zu verbreiten; die mit vollen Händen Lüge und Verleumdungen gegen die katholische Kirche und ihre Diener ausstreuen? Solch teuflische Machenschaften sind ebenso viele Überfälle auf den Glauben der Söhne Roms, und diese Überfälle sind um so gefährlicher, weil sie so häufig geschehen; und sie sind um so hinterlistiger, weil sie nur allzuoft von den Lockmitteln irdischer Vorteile begleitet sind. O ihr armen Familienväter, denen die kostenlose Erziehung der Kinder angeboten wird um den Preis der Entfernung von der Kirche; arme Söhne, denen eine Unterstützung für die kranken Tage der alten Eltern versprochen wird unter der Bedingung, daß Eltern und Kinder sich zur evangelischen Sekte bekennen! Es hat keinen Zweck, die Gefahren, die dem Glauben der Söhne Roms drohen, noch weiter zu beschreiben; es genügt ja, die Straßen dieser erhabenen Stadt zu durchschreiten, um zu sehen, auf wieviel Art und Weise dem katholischen Glauben nachgestellt wird, und hinterlistige Angriffe auf ihn an seinem eigensten Sitz unternommen werden. Ebenso ist es unnütz, viel Worte zu verlieren, um die ganze Niedertracht solcher Überfälle hervorzuheben, eben weil sie auf den Mittelpunkt der katholischen Religion gerichtet sind. O, es ist keine Gefahr vorhanden, daß die Pforten der Hölle die Übermacht gewönnen! Aber nichtsdestoweniger, wer wollte nicht zunächst den Schaden beklagen, den diese

heilige Stadt selber davon erleiden würde, und dann den Skandal, der in der katholischen Welt erregt würde, wenn Luther und Calvin es erreichten, ihre Zelte in der Stadt der Päpste dauernd zu errichten. . . . Jetzt ist es an der Zeit, den Glauben unserer armen Mitbürger zu erhalten; jetzt ist es an der Zeit, zu verhindern, daß jener verdammenswerte Raub zu ihrem Verderben geschehe. Es scheint uns nicht, geliebte Söhne, daß man unsern Worten den Vorwurf der Übertreibung machen könne, wenn wir all diese Angriffe auf den Glauben der Söhne Roms als ‚eine wahre Räubertat' bezeichnen. Aber die Verschwörung solcher Räuber muß zunichte gemacht werden durch eine starke Organisation von Verteidigern des Glaubens, und diese besitzt ihr in dem ‚Werk zur Erhaltung des Glaubens in Rom'." In Deutschland haben diese Ausfälle gegen die Protestanten peinlich berührt, und der Papst sucht sich jetzt damit herauszureden, daß er die proselytierenden Methodisten in Rom gemeint habe. Aber er nennt ja auch Luther mit Namen! Uns wundert übrigens die Haltung des Papstes nicht. Zwischen dem Papst und den Protestanten kann es eben einen kirchlichen Burgfrieden ebensowenig geben wie zwischen Christus und Belial. F. P.

Obigem Ausfall wider die Protestanten gibt Kardinal Hartmann folgende Deutung: „Gern ergreife ich die Gelegenheit, um auf Grund genauer Information zur Beseitigung von Irrtümern und genauer Feststellung der Wahrheit Nachstehendes der Öffentlichkeit zu übergeben. Der Heilige Vater hat in seiner Ansprache an die Opera della Preservazione della Fede in Roma nicht im mindesten daran gedacht, die deutschen Protestanten zu kränken. Hierzu war ja gar kein Grund vorhanden. Gegen wen richtete sich denn die päpstliche Ansprache? Wer mit den römischen Verhältnissen vertraut ist, errät es sofort. Die Ansprache richtet sich gegen die beiden Sekten der Methodisten, nämlich die eine in Via Nazionale, die andere in Piazza Cavour, welche trotz des gleichen Namens eine verschiedene Lehre haben. Diese beiden Methodistengemeinden [es sind Waldenser. D. Red.] arbeiten seit Jahren daran, das römische Volk der Kirche zu entfremden, und zwar mit den bedenklichsten Mitteln. Jeder, der am Gottesdienst teilnimmt, erhält 10 bis 20 Centesimi. [Ist ein Irrtum. D. Red.] Den Eltern wird, wenn sie ihre katholischen Kinder in die Schulen der Methodisten schicken, unentgeltliche Erziehung versprochen, und meist den Eltern noch eine Pension ausgesetzt usw. Jugendheime werden gegründet. Die Kultusdiener dieser Gesellschaften sind zumeist abgefallene katholische Priester. Wer hat nach Kriegsausbruch Umzüge gegen die Mittelmächte mit nachheriger Ansprache gegen die Kirchenschänder veranstaltet? Die Methodisten. Wer hat die Konferenzen in Rom gehalten gegen die ‚deutschen Barbaren' aus Anlaß der Torpedierung englischer oder französischer Schiffe? In den genannten Kirchen Roms wurden sie gehalten. Die Methodisten, von den Freimaurern mit Geldmitteln unterstützt, versuchen mit den unanständigsten Mitteln, die katholische Jugend der

Kirche zu entfremden, indem sie ihr materielle Vorteile versprechen. Auch die Nennung Luthers und Calvins ist mißdeutet worden. Der Papst hat sich aber nur dagegen ausgesprochen, daß die Lehren Luthers und Calvins in Rom zur Herrschaft gelangen. Das wird wohl keiner dem Papst verdenken können, daß er als Oberhaupt der katholischen Kirche mit allen Kräften dafür sorgt, daß in der Stadt der Päpste der katholische Glaube unversehrt erhalten bleibe. Die deutschen Protestanten werden sonach durch die Rede des Papstes absolut nicht berührt. Die Kundgebung des Papstes richtet sich vielmehr ausschließlich gegen die freimaurerisch-methodistischen Treibereien in Rom." Credat Judaeus Apella! F. B.

Buddhistische Propaganda in China. Die Japaner haben je eine „Vereinigung zur Ausbreitung des Buddhismus" in der Mandschurei und in der Schantungprovinz gegründet. Die japanische Presse glaubt, daß durch eine buddhistische Mission die Beziehungen zwischen dem chinesischen und japanischen Volke sehr gefördert werden könnten. Sie führt den Einfluß, den die fremden Mächte in China errungen haben, hauptsächlich auf die Vorarbeiten ihrer Missionare zurück. Durch die Missionare seien die fremden Regierungen vorzüglich über chinesische Verhältnisse unterrichtet worden, und eben die richtige Einschätzung des chinesischen Charakters habe den Westmächten so manchen diplomatischen Erfolg gebracht. Sie meint, daß durch den Buddhismus das chinesische und japanische Volk zusammengeführt, und damit ein Fundament geschaffen werde, das von keiner Macht untergraben werden könne. Japan hat bekanntlich in Gruppe 5 seiner Forderungen das Verlangen gestellt, durch seine Missionare buddhistische Propaganda treiben zu dürfen. Viel Anklang, urteilt der „Ostasiatische Lloyd", werde die Mission der Japaner unter den Chinesen nicht finden. F. B.

Aufschwung des Mohammedanismus. P. Garabedian, Missionar in Kapstadt, schreibt: „Ich bin seit zehn Jahren in der Mohammedanermission aktiv gewesen in und um Delhi. Ich bin geboren und auferzogen in der Türkei und habe mich sieben Jahre in Jerusalem aufgehalten, und wenn ich Ihnen sage, daß der Mohammedanismus im Begriff ist, alles hier unten zu überschwemmen, so ist das keine Übertreibung. Es gibt ganze Christengassen, welche jetzt ganz mohammedanisch sind, und in jeder der Gassen kann man in jedem zweiten Haus Familien treffen, von denen eine oder mehrere erst Mohammedaner geworden sind. Mischehen sind auffallend häufig. In Familien ist oft die eine Hälfte christlich, die andere mohammedanisch, nicht als Folge davon, daß sie früher Mohammedaner gewesen sind, nein, umgekehrt!" Ein anderer schreibt: „Hier sind arabische, ägyptische, indische und türkische Proselytenmacher für den Islam. Viele treiben das Geschäft so, daß sie eine christliche Gattin nehmen, wonach sie, wenn sie sie ganz für den Islam gewonnen haben, sie wieder verlassen und eine andere heiraten, es wieder so machen und dann noch zu einer dritten übergehen.

Das Gesetz hierzulande erkennt Mohammedanerehen nicht an, wohl aber die ‚Mitfrauenschaft‘. Die Folge ist, daß sie sich so viele christliche Frauen zu verschaffen suchen, als sie können. Es ist nicht zu beschreiben, wie es betrübt, auf Schritt und Tritt Weiße und Farbige zu finden, die als Kinder Christen oder Juden waren und nun als Erwachsene mohammedanische Namen tragen, malaiische Frisur angenommen haben und zuletzt sich auch noch mit Amuletten ausstaffieren." Das beste Feld für Mission unter den Mohammedanern ist, falls die Angaben der Missionare jetzt noch zutreffen, Ägypten, wo viele unter den Einfluß der christlichen Hospitäler und Kliniken gelangt sind. Alle in Ägypten arbeitenden Missionsgesellschaften sollen die Hoffnung hegen, daß eine Zeit der Heimsuchung nahe. F. B.

Nachteilige Wirkungen des Alkohols. Dem amerikanischen Kriegskorrespondenten Karl von Wiegand erklärte der deutsche Kriegsluftschiffführer Mathey: „Die Zeppeline besitzen weder eine Bar noch eine Küche noch einen Speiseraum. Wir alle enthalten uns vollständig aller geistigen Getränke auf den Zeppelinschiffen; denn wir brauchen klare Köpfe und kühle Nerven, und das sind Dinge, die der Alkohol nicht begünstigt. Auf einem Zeppelin geht es zu wie in einer Sonntagsschule: es wird weder getrunken noch geraucht." Nun, „klare Köpfe und kühle Nerven" kann man auch sonst noch gebrauchen. Dr. med. Hoppe schreibt: „Ganz einfache Wunden, die bei normalen Menschen anstandslos heilen, führen bei Trinkern oft zu den schwersten Folgen und können tödlich werden. Auch gegen Blutverluste sind Trinker sehr empfindlich." Der Chirurg Kehr hebt in einem Aufsatz über die Sterblichkeit nach Gallensteinoperationen hervor, daß selbst kräftige und starke Männer die Narkose und Bauchhöhlenoperationen viel schlechter vertragen als Frauen (von den Männern starben 40 Prozent, von den Frauen nur 8), und erklärt dies damit, daß sich das starke Geschlecht durch Nikotin und Alkohol die Herzkraft in hohem Maße schädige. Im russisch-japanischen Kriege wurde festgestellt, daß bei den sprichwörtlich mäßigen Japanern sehr schwere Verletzungen anstandslos heilten, und auch die sonst so gefürchteten Kriegsseuchen kaum auftraten. Ähnliche Erfahrungen machte man im griechisch-türkischen Kriege. Und auch jetzt im Weltkriege stimmt die Erfahrung damit überein. — Aus solchen Fällen folgern die Abstinenzler fälschlich, daß der Genuß von Alkohol immer schädlich und somit an sich sittlich verwerflich sei. Aber die Erfahrungswissenschaften mögen uns zuweilen nützliche Lehren geben; Artikel des Glaubens und der Moral begründen sie nicht. F. B.

Der Nutzen des Alkoholverbots in Rußland wird durch die Erklärung des Finanzministers bei der Dumaeröffnung beleuchtet: es sei gelungen, die großen Mindereinnahmen, die durch das Alkoholverbot entstanden seien, zu decken. Das Land verfüge über hinreichende Hilfsquellen, die ganz der Enthaltsamkeit des Volkes zu verdanken seien. Man hört, daß die Spareinlagen der russischen Bauern trotz des Krieges

bedeutend gestiegen seien. Arbeitslöhne sind um 30 bis 50 Prozent emporgeschnellt, Kriminalität und Prostitution zurückgegangen. Als infolge der Besetzung Warschaus durch die Deutschen Versuche gemacht wurden, eine Aufhebung des Branntweinverbotes zu erreichen, erklärte das Bürgerkomitee, das Alkoholverbot habe in gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung die wohltätigsten Wirkungen, und sprach sich für eine Beibehaltung des Verbotes aus. Die Bitte wurde denn auch gewährt. (A. E. L. K.)

Pflege der deutschen Sprache. Im vorigen Jahre schrieb das „Cincinnati-Volksblatt": „Die Pflege der deutschen Sprache ist notwendig, um die wertvolle deutsche Kultur, die so befruchtend auf unser Land gewirkt hat, bei uns am Leben zu erhalten. Sie ist auch aus praktischen Gründen notwendig. Wer nicht gänzlich unwissend ist, der weiß, daß die Landessprache nicht für eine vollständige Erziehung genügt. Eine zweite Sprache ist notwendig, teils weil sie der geistigen Entwicklung förderlich ist, teils als Brücke zum Ausland. Es liegt in der Natur der Sache, daß in den Schulen nicht alle Sprachen der Welt gelehrt werden können. Demnach liegt der Zwang vor, sich für irgendeine Sprache zu entscheiden, und das kann nur diejenige sein, die kulturell und praktisch wertvoll ist und auch mit dem neuzeitlichen Geist im Zusammenhang steht. Das ist unbestreitbar die deutsche Sprache. Ihre großen Schriftsteller sind Kinder der neueren Zeit; sie reden eine Sprache, die jeder verstehen kann. Während die französischen und italienischen Klassiker in einer vergangenen, für uns unverständlich gewordenen Zeit wurzeln, sind die deutschen Klassiker die Interpreten des modernen Geistes. Soweit es den praktischen Wert betrifft, dürfen wir die Behauptung wagen, daß niemand in seinem Berufe das Beste leisten kann, dem die deutsche Sprache fremd ist. Damit ist die alte Redensart abgetan, daß, wenn die Deutschen das Recht beanspruchen, ihre Sprache in den öffentlichen Schulen zu lehren, das gleiche den Polen zusteht, die ebenfalls in großer Anzahl in diesem Lande wohnen. Polnisch ist keine Weltsprache und keine Literatursprache. Deswegen eignet sie sich nicht für den Unterricht. Das gleiche trifft mehr oder minder auf alle Sprachen zu, bloß nicht auf die deutsche, die, wie wir gezeigt haben, alle Bedingungen erfüllt, die für die Auswahl einer fremden Unterrichtssprache entscheidend sein müssen." Den obigen Gedanken, die wir uns freilich nicht alle anzueignen vermögen, fügen wir hinzu: 1. Verglichen mit den Leistungen der Gemeindeschulen, wird, wie die Erfahrung lehrt, in Staatsschulen relativ wenig für die Erhaltung der deutschen Sprache erreicht. 2. Wir Lutheraner erweisen durch die Pflege des Deutschen gerade auch unserer Kirche einen Dienst, da ebenfalls die Erfahrung gelehrt hat, daß (was freilich nicht sein sollte) zumeist mit der deutschen Sprache auch die Gemeindeschule, die doch für das Gedeihen des rechten, treuen Luthertums von der allergrößten Bedeutung ist, fällt. F. B.

Das Jesuitengesetz aufzuheben, hat das Zentrum jetzt im Reichstage beantragt. Wir wissen, daß die Masse der Zentrumswähler gut deutsch ist, aber wir haben das nie von den Vertretern des römischen Systems unter ihren Führern geglaubt, auch nicht, als sie seit einigen Jahren anfingen, Regierungspolitik zu treiben. Wir haben daher auch nie gezweifelt, daß bei guter Gelegenheit die „Partei" für ihre „nationale" Haltung „in Keilschrift auf sechs Ziegelstein" dem Reiche die Rechnung darbieten wird; denn ihr ist die nationale Haltung nicht selbstverständliche Lebensäußerung, sondern Geschäft. Aber daß sie so geschmacklos sein würde, ihre Forderungen schon jetzt einzureichen und so ihrer Geschäftspolitik das Aussehen einer Erpresserpolitik zu geben, das haben wir nicht geglaubt; wir haben ihre Klugheit überschätzt. Denn daß diese Geschmacklosigkeit zugleich eine Dummheit ist, werden die Herren noch verspüren. So urteilt der „Romfreie Katholik", das Blatt der Altkatholiken in Deutschland. Rom ist ein weltliches Reich und macht es darum auch wie manche Diplomaten, die jetzt im Weltkrieg die Not der Völker ausbeuten, um für sich Vorteile zu erpressen. — Die Bildung eines „Zentrums" in Italien betreffend schreibt das genannte Blatt: „Der *Osservatore Romano* veröffentlicht einen Brief des Staatssekretärs Kardinal Gasparri an den Vorsitzenden des Volksvereins der Katholiken Italiens, in dem er mitteilt, daß der Papst bestimmt habe, der Vorstand solle einen Ausschuß von elf Mitgliedern aus seiner Mitte wählen mit dem Vorsitzenden an der Spitze und unter Hinzuziehung der Vorsitzenden der andern katholischen Vereinigungen Italiens. Der Ausschuß solle die Aufgabe haben, der Haltung der italienischen Katholiken eine programmatische Richtung zu geben und Einigkeit in Gedanken und Zielen herzustellen. Der Papst wünsche die Ausbreitung des Volksvereins in allen Diözesen und Gemeinden." In Verbindung hiermit weisen wir noch hin auf zwei, ebenfalls von dem „Romfreien Katholiken" mitgeteilte Aussprachen. Am 24. September 1914 schrieb der Papst an Bischof Schöpfer von Tarbes und Lourdes: „Man geht auf dem rechten und gleichsam gesicherten Wege zu Jesus durch Maria (ad Jesum per Mariam)." — Kardinalstaatssekretär Gasparri nennt in einem Briefe vom 18. Januar 1915 an den amerikanischen Priester T. Th. Roche den Papst „oberstes und wohltatenspendendes Haupt der Menschheit". „Haupt der Menschheit" — von seinen mittelalterlichen Anmaßungen hat offenbar das Papsttum nichts fallen gelassen! F. B.

Gespenst des Geburtenrückgangs. Auf 1000 Lebendgeborne kamen in Deutschland 1876—1880 39.28, 1896—1900 nur noch 36.50, 1906—1910 nur noch 32.32. So rüttelt das Gespenst des Geburtenrückgangs stärker und immer stärker an die Pforte unsers Volkes. Frankreichs Tür hat es bereits erbrochen. Die fränkische Nation siecht langsam dahin, und der furchtbare Aderlaß des Weltkrieges, der nach Schätzung des in Paris wohnenden Engländers Robert Dell im *New*

Statesman bis jetzt über zwei Millionen Tote und Kampfunfähige schon beträgt, beschleunigt diese Todesentwicklung. Auf der andern Seite aber vermehrt sich Rußlands Bevölkerung trotz aller noch so starken Aderlässe in unheimlicher Weise. Nach nüchterner, eher zu niedriger als zu hoher, Schätzung wird Rußland nach fünfzehn Jahren 220 Millionen Menschen haben gegen 90 Millionen in Deutschland — also eine geradezu erdrückende Überzahl. Und Überzahl ist hier gleichbedeutend mit Übermacht! Dabei ist vorausgesetzt, daß der Geburtenrückgang in Deutschland zum Stillstand kommt und nicht weiter noch anhält. Aber wird es weichen, das furchtbare Gespenst, von deutscher Erde weichen? Noch sieht es danach nicht aus. Es sei denn, unser Volk schaute mit wachem Gewissen diesen schwarzen Schlagschatten und finge mit dem großen Umlernen und Umleben an und begriffe wieder die alte Lektion, daß Kinder eine Gabe Gottes sind, die einzige Gottesgabe auch für die äußere Zukunft einer Nation. Wird Deutschland hören und sehen und lernen? Es gibt eine furchtbare Tragik auch in der Geschichte der Völker, und sie faßt sich in die beiden kurzen Worte zusammen: „Zu spät! Zu spät!" Noch ist es nicht zu spät, aber es könnte einmal werden! — Auf obige, der „Ref." entnommenen Angaben gründet sich auch die gleich zu Anfang des Krieges ausgesprochene Behauptung, daß Deutschland im gegenwärtigen Ringen kämpft für die weiße Rasse und somit letztlich gerade auch für die Franzosen, Engländer und Italiener, die es zu vernichten beschlossen haben. — Auch der preußische Landtag hat die Frage aufgenommen. Ein Vertreter des Ministeriums erklärte, daß bald ein radikaler Wechsel eintreten müsse, falls Deutschland nicht auf dem Standpunkte, den jetzt Frankreich einnimmt, anlangen soll, wo die Todesfälle die Zahl der Geburten übertreffen. Gleichzeitig verwies der Redner auf die große Kindersterblichkeit, um dann noch hinzuzufügen, daß als ein weiteres Hindernis der Bevölkerungszunahme die große Zahl der künstlich herbeigeführten Frühgeburten zu bezeichnen sei, welche nicht auf die ärmeren Volksklassen beschränkt seien. — Unzucht in der doppelten Form des außerehelichen Geschlechtsverkehrs und der Verhinderung der Fruchtbarkeit, das ist der größte Feind des deutschen Volkes. Was man darum auch immer von der Kultur rühmen mag, getrennt von der Religion, pflanzt sie einem Volke zugleich den Keim des Todes ein. F. B.

Gesangbuchs- und Agendenrevision in Bayern. Der innerkirchliche Streit ruht zurzeit. Die Kriegssorgen nehmen die Gemüter in Anspruch. Aber das Kirchenregiment hat doch eine rein kirchliche Frage gestellt, in dem dasselbe zur Vorbereitung der Generalsynode 1916 den Pfarrkonferenzen und Diözesansynoden auftrug, über eine Revision des Gesangbuchs und der Agende sich auszusprechen. Uns tut dieser Auftrag herzlich leid, weil er voraussichtlich zu einer Revision führen wird, die wir einesteils für verfrüht halten, und von der wir andernteils fürchten, daß eine Verschlechterung herauskommt. Unser Gesangbuch, welches aus der „Harleßschen Restaurationszeit stammt, einer Zeit,

wo man einen Anlauf genommen hat, die Verwüstungen des Rationalismus mit wirklichen Verbesserungen, mit gut kirchlichen Ordnungen wieder auszugleichen, ist ein anerkannt sehr gutes Gesangbuch. Da nun unser Volk in den sechzig Jahren seines Bestehens sich noch nicht einmal vollständig in dasselbe eingelebt hat, so sollte dasselbe nicht ohne starke Gründe angerührt werden. Ein Wechsel in den Erbauungsbüchern dient nur dann zur Förderung des Volkes, wenn wesentlich Besseres geboten wird. Man könnte für eine jetzige Revision höchstens geltend machen, daß doch keine Ruhe ist, und eine spätere Revision den Glaubensgehalt anfassen wird, so daß die Klugheit gebiete zuvorzukommen, da die jetzige Revision doch noch am alten Glauben festhält. Allein es wird auch die jetzige Revision schon durch Preisgabe angeblich altertümlicher oder dogmatischer Bestandteile den Glaubensgehalt verringern, und wir haben keine Garantie, daß nicht in kurzem die jetzige Revision als ungenügend doch einer abermaligen, radikalen weichen muß. Darum wird der gerade Weg ohne Diplomatie der beste sein: das bisherige Gesangbuch lassen, wie es ist, und mit einem Anhang berechtigten Wünschen entgegenkommen! Das ist unsere Meinung. Die Synoden werden freilich auf die vom Kirchenregiment angeregte Revision eingehen; denn die weltlichen Abgeordneten werden in dieser Richtung von ihren Pfarrern geleitet, ohne daß im Volk das Verlangen nach einem neuen Gesangbuch lebte, außer in freisinnigen Kreisen, hauptsächlich in Städten, da, wo man vom Gesangbuch den spärlichsten Gebrauch macht. Wenn das Volk zum Worte kommt, dann kommt nur Widerwille gegen den häufigen Wechsel der Religionsbücher zum Vorschein. — An der Agende ließe sich ohne Schädigung des kirchlichen Lebens manches bessern. Aber es wird auch da keine Besserung herauskommen. Der Wunsch nach fortwährendem Wechsel der Gebete widerspricht den Bedürfnissen des Volkes, das in eine Reihe von Gebeten sich sollte einleben können. Und sonst geht die Richtung ja immerzu auf Herabminderung des Glaubensgehaltes. Die Abrenuntiation bei der Taufe, bei welcher sie im ersten Formular bisher stehen geblieben war, während sie sonderbarerweise bei der Konfirmation schon früher gestrichen worden ist, wird beanstandet. (Der „Agendenkern“ aus dem Jahre 1856, aus welchem unsere „Agende“ hervorgegangen ist, hatte für Taufe und Konfirmation nur e i n Formular und in diesem die Abrenuntiation, die sich in nahezu sämtlichen alten lutherischen Kirchenordnungen findet im Unterschied von den reformierten.) Bei der Trauung stößt man sich an den Worten: „Wenn du schwanger wirst“ und will die Lektion 1 Mos. 3 streichen, als ob man die Gewalt über das Wort Gottes erlangt hätte. Bei der Konfirmation begehrt man ein neues Formular neben den vorhandenen, in welchem vom Konfirmanden möglichst wenig gefordert wird; als ob die Forderungen Gottes nicht feststünden, gleichviel was die Kirche zu fordern für gut findet, und als ob die Kirche um so mehr Achtung und Gehorsam fände, je weniger sie fordert! Diese Richtung auf Entleerung der Konfirmation ist be-

sonders bedauerlich, weil das Volk die Konfirmation besonders hoch achtet, und deshalb mit derselben dem Volk beizukommen wäre. Aber wir leiden immer unter den dürftigen Verhältnissen der Städte, deren Öde nach und nach auch auf das Land eindringt. So können wir der Zukunft nicht mit guten Hoffnungen entgegensehen. Denn daß der Krieg eine wesentliche Hebung des religiösen Lebens auf die Dauer bewirken werde, ist nach den seitherigen Erfahrungen nicht wahrscheinlich. (Th. Z.)

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Süd-Illinois-Distrikts mit einem vorzüglichen Referat von Prof. W. H. T. Dau über das Thema: „Das Urteil des lutherischen Grundbekenntnisses über das römische Meßopfer." 18 Cts.

2. Synodalbericht des Kansas-Distrikts mit einem fesselnden Referat von Prof. M. Gräbner über den „Kampf des Geistes wider das Fleisch". 12 Cts.

3. Synodalbericht des Atlantischen Distrikts mit einem gründlichen Referat von P. P. Rösener über „Die Wunder der christlichen Religion" (Schluß). 15 Cts.

F. B.

Neue Friedenswünsche. 1. Sind des Krieges Opfer zu schwer? 2. Ist Gott die Liebe? 3. Widerspricht dieser Krieg der Liebe Gottes? 4. Ist das Beten im Kriege umsonst? Von Prof. D. Wilh. Walther in Rostock. 10 Pf. pro Heft.

Schon vor Monaten wurde berichtet, daß in Deutschland bereits über 14,000 Kriegsschriften (gegen etwa 300 in Frankreich) gedruckt worden sind. „Das ist gewiß auch ein Beitrag zur Beleuchtung der ‚Barbarei' unsers Volkes!" bemerkt hierzu Kropatscheck. Gewiß, ganz abgesehen vom Inhalt, sind die gegen drei Millionen Kriegslieder, die nach europäischen Angaben bisher in Deutschland gedichtet worden sind, und die zahllosen größeren und kleineren Schriften und Artikel über den Krieg, und was mit demselben zusammenhängt, ein Thermometer der deutschen Hochkultur, wenngleich nicht deshalb auch schon der deutschen Sittlichkeit und Religiosität. Daß sich in dieser Schriftenflut aber auch manche edle Perle befindet, die die Tatsachen in wirklich christliche Beleuchtung stellt und lutherische Streiflichter fallen läßt auf die Fragen, die dieser Krieg mit seinen namenlosen Schrecken und Greueln ausgelöst hat, davon zeugen auch diese „Neuen Friedenswünsche" von Walther. Sie heben sich vorteilhaft ab von der Masse der vielfach theologisch schiefen und zumeist gedankenarmen und phrasenreichen Predigten und sonstigen theologischen Erörterungen den Krieg betreffend und gehören — wie richtig bemerkt worden ist — „zu dem Allerbesten, was die Kriegsliteratur aufzuweisen hat". F. B.

Rudolph Volkenings Verlag, St. Louis, Mo., hat uns zugehen lassen:

1. "The Lord's Supper." Doz., 10 cts.; 100, 50 cts. — Es ist dies eine Karte mit dem Bild der ersten Abendmahlsfeier und der Frage: "What should admonish and incite a Christian to receive the Sacrament frequently?" auf der Vorderseite und mit den Einsetzungsworten auf der Rückseite. Zweck der Karte ist, sie in die Hände solcher gelangen zu lassen, die im Abendmahlsgenuß lässig geworden sind.

2. "Prayers." Submitted by Martin S. Sommer. Fourth Edition, Revised. With three pictures. Cloth binding in red or blue: 25 cts.; doz., $2.40. Bound in black cloth and gilt edge: 50 cts.; doz., $4.80. Postage, 3 cts. — Dies bekannte Büchlein eignet sich auch als Gabe für Konfirmanden.

3. "The First Gospel, and Other Sermons." With Reference to the Principal Church Seasons. By the Rev. L. Buchheimer. Vol. I (128 pages) and Vol. II (129 pages), $1.50. Vol. I or Vol. II in stiff paper cover, each,

75 cts. — Die Besprechung der hier gebotenen 48 Predigten über freie Texte im Anschluß des Kirchenjahres behalten wir uns vor.

4. „Liederlust." Eine Sammlung vierstimmiger Lieder für gemischten Chor sowie für Klavier- oder Melodion-Begleitung. Mit besonderer Rücksicht auf das Haus und kleinere Singvereine. Achte, vermehrte Auflage. 75 Cts.; Dutzend: $7.20. — In dieser neuen Auflage sind den 123 deutschen Liedern 7 englische hinzugefügt. F. B.

Im Verlage des Schriftenvereins, Zwickau, Sachsen, sind erschienen:

1. „Kommt und laßt uns Christum ehren!" Ein Weihnachtsgruß an unsere Brüder im Felde. — Auf vierzig Seiten werden hier gute Gedichte, ernste Betrachtungen und passende kurze Erzählungen geboten, die man jederzeit mit Interesse und Nutzen lesen kann.

2. „Zum Jahrestag des Kriegsanfanges." Predigt über Ps. 65, 2—4, gehalten am 1. August 1915 von H. G. Amling. 10 Pf.; 25: M. 2.25; 50: M. 4; 100: M. 7.

3. „Dankpredigt zur Kriegsjahreswende über Ps. 118, 21", gehalten am 1. August 1915 von Martin Hempfing. Preis wie oben.

4. „Trostpredigt über Jes. 38, 17", gehalten am 19. Sonntag nach Trinitatis 1915 von O. Willkomm. Preis wie oben.

5. „Seid getrost! Fürchtet euch nicht!" Von K. 5 Pf.; 100: M. 4. — Es sind dies Predigten, in denen Gottes Wort auf die gegenwärtige Kriegszeit zur rechten Anwendung kommt: zur Lehre, Strafe, Mahnung und vornehmlich zum Trost in dem großen Leid und Weh, das über Deutschland und über unsere dortigen Glaubensgenossen gekommen ist. Auch hier in Amerika wird die Verbreitung dieser Predigten Segen stiften und mit dazu beitragen, daß in uns die erbarmende Liebe zu unsern schwergeprüften Glaubensbrüdern draußen nicht erkalte. F. B.

Baralong Atrocity. The Abuse of the American Flag by an English Warship. By *James J. Curran*, an Eye-witness. The American Truth Society, 200 Fifth Ave., New York. 25 cts.

Hier schildert ein Augenzeuge, der unter Eid versichert, daß er nur die Wahrheit berichte, wie es bei dem „Baralong"-Verbrechen zugegangen ist. Wenn der Verfasser wirklich bei der Wahrheit bleibt, so ist von den zahllosen Greueln des Weltkrieges das „Baralong"-Verbrechen wohl das allerunmenschlichste. Der Krieg wirkt ähnlich wie das Gesetz: er bringt ans Tageslicht, was im Herzen des natürlichen Menschen verborgen liegt, und zeigt, welcher Bosheit ein Mensch fähig ist, wenn Gott die Hand abzieht und wilde Leidenschaft die Herrschaft erlangt. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Inwiefern es sich bei den Entstellungen, die in der ohioschen und gesinnungsverwandten Darstellung unserer Lehre unterlaufen, um bewußte mutatio elenchi handelt, ist schwer zu entscheiden. Tatsache ist, daß man diese vielen Jahre nicht nur gegen gewisse Schriftwahrheiten ankämpft, sondern auch mit unermüdlicher Ausdauer bis in die neueste Zeit hinein Strohmänner aufstellt, um sie zur Zielscheibe der Polemik zu machen. Zu den Stücken, die seit Anfang des Lehrstreites uns bei der gegnerischen Beurteilung unsers Standpunktes als stehende, sagen wir, Verkennung unserer Lehrstellung entgegentreten, ist der auch jetzt noch konstante Vorwurf einer absoluten Wahllehre zu rechnen. Trotzdem unzähligemal von unserer Seite der Beweis geliefert worden ist, daß nur durch eine Fälschung der Begriffe „absolute Wahl" und „Calvinismus" eine calvinisierende Lehrstellung Missouris, wohl gar noch „Neumissouris", konstruiert werden kann,

schreibt man unermüdlich in die Welt hinein, Missouri lehre eine absolute Prädestination. Wie beweist man das? Am 4. Juli 1914 definierte die „Lutherische Kirchenzeitung“ den Calvinismus als die Lehre, daß „unser ganzes Heil ohne den Glauben und vor dem Glauben von Gott selbst in aller Ewigkeit nach einem heimlichen und unerforschlichen Rat entschieden sei“. Die Entstellung liegt hier in dem Einschiebsel „und vor dem Glauben“ und in der Auslassung des Moments, daß nach calvinistischer Lehre Gott in gleicher Weise wie die einen zum ewigen Leben, so die andern zur Verdammnis vorherbestimmt hat. Nur indem man uns eine Wahl „ohne Glauben“ andichtet, sodann die Wahl zum Verderben von einer Definition des Calvinismus ausschließt und das durchaus schriftgemäße „vor dem Glauben“ als verdammlichen Irrtum zur calvinistischen Lehrstellung rechnet, indem man also den Begriff „Calvinismus“ fälscht, kann man die Lehre unserer Synode als „absolute Wahllehre“ und „Calvinismus“ hinstellen. Genau so praktiziert D. Stellhorn in den „Theologischen Zeitblättern“ (Okt. 1915, S. 424. 426), wenn er zweimal nacheinander von einem „Standpunkt der absoluten, auf kein vorhergesehenes Verhalten der Gnade gegenüber Rücksicht nehmenden Gnadenwahl“ redet. Als ob das die Wahl zu einer „absoluten“ macht, wenn man lehrt, daß Gott sich aus lauter Gnade, ohne Rücksicht auf das gleichermaßen üble Verhalten der Menschen, sich „derer erbarmt hat, deren er sich erbarmt“! Jede Wahl, die nicht durch das gute Verhalten der Menschen bestimmt ist, gilt unsern Gegnern als „absolute Wahl“. Sollte man nicht schlechthin von Verleumdung reden dürfen, wenn Prof. Gerberding in seinen *Problems and Possibilities* zu einer Absonderung Missouris als calvinistischer Sekte auffordert, weil die Missourisynode lehre, Gott bestimme "arbitrarily", daß er manche erretten wolle, „für die er eben mehr tut als für die, welche er nicht beschlossen hat zu erretten“? (S. 166.) Daß bei solcher jeder Ehrlichkeit hohnsprechenden Verkehrung des gegnerischen Standpunktes der Streit nach fünfunddreißig Jahren noch nicht beigelegt ist, läßt sich wohl verstehen. Handelte es sich nur um die wirklich vorliegende Differenz und nicht auch um eine Anzahl hinzugedichteter Differenzen, so wären schon mehr Leute von ihren Wahnvorstellungen in bezug auf Missouri kuriert worden, als dies der Fall ist. Wo man erst die Lehre des Gegners entstellt und dann noch mit einer falschen Definition des Calvinismus operiert, läßt sich allerdings eine solche Anklage konstruieren und vor einem unkritischen Publikum mit einigem Erfolg behaupten. So schrieb man in dem generalsynodistischen *Lutheran Church Work and Observer* (4. November 1915) neulich wieder etwas über den Versuch, in der Darstellung der christlichen Lehre den Anfang zu machen mit „der göttlichen Majestät und den Dekreten“ und die Theologie nach diesem Gesichtspunkt „regulieren“ zu wollen. Das ist in D. Keysers Buch *Election and Conversion* die Definition der missourischen Stellung. Woher mag er und der Artikelschreiber im *Church Work and Observer*, der offenbar D. Keyser selber ist, diese vollständig aus der Luft gegriffene Darstellung der missourischen Lehrweise haben? Er hat sie nach eigener Aussage aus solchen Büchern wie Tressels *Error of Missouri* geschöpft, in denen eben nach der genannten Formel der missourische Calvinismus destilliert wird. Auch die drei ohioschen Theologen, die jene „Zeugnisse“ zur Abwehr gegen D. Piepers Buch „Zur Einigung“ herausgegeben haben, definieren den Calvinismus S. 25 als die Lehre, daß Gott „zur

unfehlbaren Seligkeit eine bestimmte Anzahl Menschen vor andern erwählt haben soll — niemand weiß, warum". Das soll die „greuliche Lehre der Calvinisten" sein, durch die Gott „eine Willkür zugeschrieben" wird! Allerdings lehren wir, daß Gott gewisse Menschen erwählt hat, andere nicht: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt", „Jakob habe ich geliebet, aber Esau habe ich gehasset"; allerdings lehren wir, daß diese Menschen selig werden, unfehlbar selig werden, aber auf dem Wege, den Gott für alle Menschen geschaffen hat, und von dem kein Mensch nach Gottes Willen ausgeschlossen ist; und auch das ist genau unsere Lehre: „Niemand" (das heißt, kein Mensch) „weiß, warum" — wenn nach der Ursache des Unterschiedes gefragt wird, warum dieser und nicht jener. Das soll nach dem Urteil dieser „Zeugnisse" spezifisch calvinistischer Irrtum sein; das soll im Gegensatz stehen zu der Lehre, daß wir „dem gnädigen Wohlgefallen Gottes nebst Christo, Christi Verdienst und Geist unsere Seligkeit verdanken"! (Zeugnisse, S. 25.) Ganz ähnlich gelangt in seiner Schrift „Zur Einigung der lutherischen Kirche" Prof. Geo. Fritschel zu der Gleichstellung: Missourische Lehre = Calvinismus. Seite 1 in seinem Pamphlet bezieht er sich auf einen „berühmten" Artikel seines Vaters vom Jahre 1872 und konstatiert dieses: „Er [Fritschel sen.] zeigt, daß nach lutherischer Lehre die Entscheidung darüber, ob ein Mensch an seinem Ende in den Himmel oder in die Hölle kommt, nicht herkomme aus einem absoluten Dekrete, sondern davon abhänge, ob der Mensch an seinem Ende in Christo sei oder außer Christo." So kurz diese Zusammenfassung der „berühmten" Antwort vom Jahre 1872 auf die „missourische Prädestinationslehre" ist, so ist sie doch ein wahrer Rattenkönig von Entstellungen. Als ob die Entscheidung, daß ein Mensch in die Hölle kommt, nach der „missourischen Prädestinationslehre" abhänge von einem Dekrete Gottes! Als ob überhaupt in der „missourischen Prädestinationslehre" von „absoluten Dekreten" die Rede wäre — außer in der Antithese! Und als ob das Dekret der Wahl (denn ein solches gibt es allerdings!) *ausschließe*, daß das Heil und die Seligkeit davon abhängt, wie einer in seinem letzten Stündlein zu seinem Gotte steht! Durch jenes „sondern" in dem Fritschelschen Satz wird eine große Unwahrheit in die Welt hinausgeschrieben, als handle es sich nämlich zwischen Iowa und Missouri um die Frage, welcher von diesen beiden Sätzen als lutherische Lehre anzuerkennen sei: Daß die Menschen nach einem absoluten Dekrete in den Himmel oder in die Hölle kommen (als ob man in der Missourisynode je so gelehrt hätte!), oder dieser: daß der Mensch an seinem Ende ein gläubiger Christ sein muß, um selig zu sterben (als ob man in der Missourisynode dieses je geleugnet hätte!). Es ist diese Kampfesweise ebenso unerhört, als legten wir der Iowasynode etwa zur Last, sie lehrte die Konsubstantiation im Abendmahl und bekämpfte die Kindertaufe, und hielten diese Anklagen auf deutsch und englisch, in kirchlichen Blättern, Pamphleten, Traktaten, Predigten und Synodalreden, trotzdem sich Iowa mit Händen und Füßen gegen solche Verleumdung sträubt, fünfunddreißig Jahre lang aufrecht. Auf bessere Weise als durch seinen Traktat „Zur Einigung" hätte Prof. Fritschel dem kirchlichen Frieden gedient, wenn er erst einmal seine Definition von Calvinismus nach der historisch einzig berechtigten korrigierte (denn Calvinismus muß doch wohl das sein, was Calvin über die Prädestination gelehrt hat, und nicht irgendeine beliebige Wahllehre), und wenn er dann auch noch die Gnadenwahl

in einer Weise definiert hätte, die diesen Terminus nicht seines spezifischen Inhalts entleert, sondern der Wahrheit gerecht würde, daß Gott nicht nur solche, die beharrlich glauben, als Erben des ewigen Lebens bestätigt (das ist der iowasche Begriff der Wahl), sondern sie selig macht, weil er sie von Ewigkeit in Christo aus lauter Gnade zum ewigen Leben versehen hat. Wo, statt dieses zu tun, sowohl der Begriff „Prädestination“ seines biblischen Inhalts beraubt, der Begriff „Calvinismus“, „absolute Wahl“ gefälscht, wie auch die Lehre unserer Synode nach einem feststehenden Schema systematisch entstellt wird, kann es zu einer Verständigung nicht kommen. Welch eine weitere Verkehrung des Tatbestandes ist es daher auch, wenn neulich wieder im ohioschen *Lutheran Standard* in einer Rezension bemerkt wurde, es handle sich um solch feine theologische Distinktionen in diesem Streite, daß man unmöglich verlangen könne, daß das Volk die Aufrechterhaltung der Trennung begreife. Nicht feine theologische Distinktionen, nicht ein Irregehen in den Abgründen göttlicher Offenbarung, sondern grobe Fälschung biblischer und historischer Begriffe und trotz aller Abwehr konstante, zielbewußte Entstellung unserer Lehre müssen für die Aufrechterhaltung des Schisma — neben dem Abfall mancher Führer von der Schriftwahrheit — verantwortlich gehalten werden. G.

Um sich vor dem Radikalismus zu retten, der die baptistische Predigerschule, die mit der Universität Chicago verbunden ist, seit Jahrzehnten vollständig beherrscht, haben Baptisten konservativer Richtung in Chicago ein unabhängiges theologisches Seminar gegründet. (Siehe L. u. W. 1915, S. 233.) Doch ist auch in dieser Anstalt die Hoffnung derer, die darin einen von bibelgläubigen Gesichtspunkten erteilten Unterricht erwarteten, zuschanden geworden. Sechs Studenten sind vor kurzem ausgetreten, und ein Glied der Fakultät hat resigniert, weil der biblische Unterricht in liberalem Geiste erteilt wird. Die Schöpfungsgeschichte, die Flut, Adam, Simson, Hiob, der Prophet Jonas werden als unhistorisch behandelt. In einer Verteidigungsschrift erklärt die Fakultät, sie lasse jeden Studenten wählen, ob er diese Geschichten als historisch oder als Mythe auffassen wolle, man befolge im biblischen Unterricht die historische Methode, halte aber fest an der Inspiration der Schrift. Was für eine Definition man sich von „Inspiration“ gemacht hat, ist aber aus dem Vorhergehenden klar. Ganz offenbar tritt in dem neuen Baptistenseminar der Liberalismus nur etwas versteckter und schüchterner auf als in der Divinity School, die es ersetzen sollte. G.

Wie lange werden die reformierten Gemeinschaften unsers Landes sich noch die Päpstelei ihres Federal Council gefallen lassen? Diese Behörde hat jetzt eine Kommission eingesetzt, die alle evangelistische (revival) Tätigkeit im Lande regulieren soll. Die Kommission soll den Zweck haben, "to eliminate, as far as possible, incompetent and discredited and self-appointed evangelists, and recommend such as bear the stamp of divine approval. It also proposes to limit the compensation of such workers, and prevent the exploitation of the churches to enrich a few men at the expense of others". In ihrer Anwendung des Kriterions "which have the stamp of divine approval" wird sich die Kommission wohl an die Statistik halten müssen: soundso viele Bekehrungen pro Predigt, soundso viele saloons geschlossen, also: "stamp of divine approval"! Daß man hauptsächlich auf die Lehre sehen wird, um den Charakter des Evan-

gelisten, über dessen Brauchbarkeit die Kommission zu beraten hat, zu bestimmen, ist bei der Stellung, die das Federal Council zum kirchlichen Bekenntnis einnimmt, von vornherein nicht zu erwarten. G.

Eine unitarische Sonntagsschule zeigte ihre Ziele und ihren Unterrichtsgang kürzlich in folgender Weise an: „Deutsche Kritiker, und nach ihnen solche englischer Sprache, haben uns eine neue Bibel gegeben. . . . Wir lehren Religion im Lichte der Wissenschaft. . . . Darwin und seine Nachfolger haben uns eine neue Wissenschaft gegeben." Der Unterrichtsgang wird, wie folgt, angemeldet: „Kinder von sechs und sieben. Erst die Geschichte von Genesis 1. Das Wunderbare und Majestätische dieser Erzählung wird mit Sorgfalt eingeprägt. Dann die anthropomorphische Geschichte, Genesis 2, mit ihrem wirklichen Garten, ihrem experimentierenden Gott, ihrer redenden Schlange und den Bäumen. Diese Geschichte wird vorgetragen als das, was sie ist, ein Beispiel der Mythusbildung unserer Rasse. Daneben wird gestellt die ägyptische Sage vom Gott, der Menschen aus Nilschlamm machte und sie trocknen ließ. Die wundervolle griechische Sage von Prometheus und Epimetheus. Der große indianische Vogel, der die Dinge mit seinen Flügeln gestaltete. Alle diese Geschichten werden in derselben Weise erzählt. Wir sagen nicht: ‚Dies ist Bibel und wahr; dies ist nicht Bibel und unwahr', sondern lassen das Kind diese Erzählungen nebeneinander aufnehmen. — Kinder von zwölf bis dreizehn. Jahre des aufblühenden Altruismus." (Etwas spät, aber nach solchem vorhergehenden Religionsunterricht nicht zu verwundern!) „Lektionen über die großen Reformmänner, Leute, die sich für eine Sache aufgeopfert haben. Vier schnelle, klare Blicke [four clear, quick looks] auf JEsum, der die religiöse Unwissenheit seiner Zeit bekämpfte. Vier kurze, scharfe Bilder des Paulus, der für eine Sache kämpfte, die den Sieg behielt, aber ihn das Leben kostete. Dann Luther, Lincoln, Emerson, Parker, Darwin. Im ganzen mehr als zwanzig solche. Hier sagen wir: ‚Männer, die dieselbe Sache auf dieselbe Weise tun, müssen in derselben Weise behandelt werden.' " Also Christus einer von "over twenty such". Das charakterisiert den Unitarismus. G.

Wie weit der unitarische Unglaube in die reformierte Kirche unsers Landes eingedrungen ist, läßt sich aus gewissen Aussprüchen schließen, die der bekannte, früher baptistische, jetzt kongregationalistische Rev. Aked vor einiger Zeit in San Francisco tat. Aked setzte dem Congress of Religious Philosophy auseinander, es handle sich bei solchen Zusammenkünften nicht mehr darum, die Lehre zu verhandeln, sondern Meinungen auszutauschen. Man habe jetzt erkannt, daß auch im Mohammedanismus und im Buddhismus Gutes sei. Es gebe wohl unvollkommene Religionen, aber keine falschen. Derselbe Gott werde in allen Religionen verehrt, und "essentially there is but one faith". Noch ärger treibt es McGiffert in seinem neuesten Buch: *The Rise of Modern Religious Ideas.* Dort heißt es im Kapitel, das vom Wesen Gottes handelt (S. 245): „Der Gott der calvinischen Theologie", und die unterscheidet McGiffert nicht von der lutherischen, sondern sie ist ihm die protestantische Theologie überhaupt, „der Gott der calvinischen Theologie war den feudalen Begriffen des Mittelalters nachgebildet. Als man im Volksleben aristokratische und willkürliche Rechtsbegriffe fallen ließ, bekam auch die Gottheit ein anderes Gesicht. Man ließ ihren Absolutismus und alleinige

Selbstverantwortlichkeit fallen, und an Stelle dieses Charakters trat ein relatives Verhältnis und eine Verantwortlichkeit an den Menschen heran." "They, too, have rights, and God is bound to respect them. Not His own good, or His own character, or His own pleasure, but the good of the people, of the commonwealth of humanity, is paramount and must dictate divine as well as human activity." Das ist allerdings ärger als Mohammedanismus, das ist reine Blasphemie. Und McGiffert hilft Prediger ausbilden für den Dienst in der presbyterianischen Kirche. G.

Den „unmodifizierten Calvinismus" bewahrt zu haben, rühmt sich die nördliche Presbyterianerkirche. Bekanntlich ist zwischen den nördlichen (Presbyterian Church U. S. A.) und den südlichen Presbyterianern (Presbyterian Church U. S.) eine Verhandlung im Gange, die auf Vereinigung abzielt, gegenwärtig aber mit etwas Lauheit betrieben wird. Man sagt auf der nördlichen Seite, die südliche Kirche sei der Vereinigung abgeneigt, da sie noch "war memories" habe, und auch ihr "hardness of creed" (wohl hauptsächlich in bezug auf Kirchengesang; s. L. u. W. 59, 517) der Einigkeit im Wege stehe. Dagegen wirft die südliche Gemeinschaft der nördlichen vor, sie handle lieblos, indem sie in den Südstaaten missioniere. Der *Presbyterian*, ein Organ der nördlichen Presbyterianer, antwortet auf diesen Vorwurf mit dem Hinweis darauf, daß durch die Vereinigung der nördlichen mit den Cumberland-Presbyterianern die Ausdehnung der Arbeit auf südliche Felder sich von selbst ergeben habe. Auf den Einwurf aber, daß die nördliche Kirche teilweise einem modifizierten Calvinismus huldige — gemeint ist wohl die Erweichung im Punkte der Prädestination zur Verdammnis (Declaratory Statement der nördlichen Presbyterianer vom Jahre 1887) —, antwortet der *Presbyterian* vom 9. Dezember 1915, daß mehr als 90 Prozent der Gliedschaft in den nördlichen Synoden sich mit dem "modified Calvinism" nicht befreunden könne; "the Northern Confession has preserved its Calvinism unmodified". G.

II. Ausland.

„Gesinnungsgemeinschaft" und „Reichskirche". Die Bestrebungen nach Zusammenschluß auf kirchlichem Gebiet sind zurzeit stehendes Thema der Diskussion in der kirchlichen Presse Deutschlands. Auch von sogenannter positiver Seite wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Kirche in diesem Kriege versagt habe als führende und Anregung gebende Organisation in bezug auf die Seelsorge im Felde, Stellungnahme zur Alkoholfrage und Unsittlichkeit, religiöse Fürsorge für die Jugend usw. Man will eine neue Einheit schaffen. Das Organ des Deutschen Evangelischen Volksbundes, „Kreuz und Kraft", macht den Vorschlag, nach dem Kriege eine „freie, starke evangelische Kirche des Deutschen Reichs mit einem obersten Bischof und Provinzialbischöfen zu gründen". Das sei nötig, um den kirchenfeindlichen Mächten der Gegenwart erfolgreich entgegentreten zu können. Man solle dieses Ideal für 1917 anstreben und darüber die kleinlichen innerkirchlichen Reibereien — der Kampf um das christliche Bekenntnis ist offenbar gemeint — in diesem Interesse von jetzt an vermeiden. Der „Alte Glaube" wehrt sich gegen diesen Vorschlag, allerdings unter zu günstiger Beurteilung dessen, was gerade in Deutschland die lutherische Kirche dem Volke gewesen ist. Eine evangelische Reichskirche, heißt es da, könne nicht von Lutheranern willkommen geheißen werden, eben weil sie, um alle

Landeskirchen zu vereinen, dem lutherischen Bekenntnis die kirchliche Alleingültigkeit absprechen muß. „Die lutherische Kirche hat wahrlich in den letzten vier Jahrhunderten deutscher Kirchengeschichte ihre Daseinsberechtigung in unserm Volke bewiesen und nach dem gegenwärtigen Ringen mit der vielfach nur aus dem Calvinismus verständlichen englischen Weltanschauung es am wenigsten verdient, daß man ihre Eigentümlichkeit antastet. Auch ist auf dem Boden kirchlicher Entwicklung die äußere Organisation gewiß wichtig, aber nie und nimmer entscheidend, besonders dann nicht, wenn das kirchliche Sonderbekenntnis als weniger wichtig und der Kampf dafür als kleinlich hingestellt wird. ‚Es ist nicht gut, wider sein Gewissen zu handeln', werden treue Glieder der lutherischen Kirche auch in Zeiten höchster vaterländischer Begeisterung sagen, wenn die lutherische Kirche in eine allumfassende evangelische Reichskirche aufgehen soll. Und es dient nicht zur weiteren Befestigung unserer Volkseinheit, eine evangelische Reichskirche als Selbstverständlichkeit zu fordern und die entgegenstehenden Gründe und Hindernisse mit einer Handbewegung als kleine und kleinliche innerkirchliche Reibungen abzutun. Möchte man doch stets Geistliches geistlich beurteilen und dem tatsächlich vorhandenen gemeinsamen Empfinden und praktischen Zusammenarbeiten aller evangelischen Kreise nicht durch Überspannung dieser Einheit und versuchte kirchliche Nivellierung Schaden zufügen!" Auch die „Allgemeine Ev.-Luth. Kirchenzeitung" spricht sich über den Reichskirchengedanken aus. Sie äußert sich darüber, wie folgt: „Die mehr auf kirchenpolitischem als auf historischem Wege entstandene Union hat aber nicht geleistet, was sie versprach. Äußerlich betrachtet, ist schon dies auffällig, daß Leute aus uniertem Kirchengebiet oft gar nicht wissen, was die Union ist, daß ihnen der lutherische Katechismus etwas ganz Selbstverständliches ist, und von irgendwelcher Anlehnung an das reformierte Christentum gar nicht einmal geredet wird. Noch populärer als die Union scheint seit Jahren in Deutschland der Plan, eine Reichskirche ins Leben zu rufen, geworden zu sein. Reichskirche an Stelle der einzelnen Landeskirchen, das wäre jedoch ein Neubau, der nach Plan wie nach Ausführung den Bauenden äußerst schwierige Aufgaben stellen würde. . . . Am meisten dürfte wohl der andere Vorschlag, die Gesinnungsgemeinschaft zum Stützpunkt eines größeren Zusammenschlusses zu verwenden, auf Beifall rechnen. Es ist leicht zu glauben, gleiche Gesinnung bei andern gefunden zu haben; allein, sobald ein ernsteres Vergleichen beginnt, wird man sich zumeist eingestehen müssen, daß doch in wesentlichen Stücken große Unterschiede vorhanden sind. Die Gesinnung bleibt ein unsicheres Maß, sie ist wie eine Anschauung ohne Begriff, und eine solche leidet nach Kants bekanntem Ausspruch an Blindheit. Gemeinschaft bildende Kraft erhält die Gesinnung erst dann, wenn sie sich in bestimmten Aussagen zu erkennen gibt. Tüchtigkeit und Gestaltungskraft gewinnt die Gesinnung, vorab die auf kirchlichem Gebiet erwachsende, erst dann, wenn die Gleichgesinnten sich geeinigt haben in einem ihnen zur Herzenssache gewordenen Bekenntnis." Noch entschiedener lautet die Aussprache in den Straßburger „Theologischen Blättern" über diese neuesten Unionsgedanken. Von dem Gedanken, eine Reichskirche zu gründen, die an Stelle der einzelnen Landeskirchen treten soll, urteilt dieses Blatt, das „wäre keine Einheit mehr, sondern eine künstliche Zwangsanstalt, die aus der Kirche einen unbeholfenen Klotz machen würde", und fügt hinzu:

„D. Kaftan hat einen Vortrag gehalten in Leipzig ‚über die Kirche nach dem Kriege'. Die sogenannte Reichskirche hält er für eine reine Utopie (Täuschung). Ein anderer Vorschlag wird gemacht, die Gesinnungsgemeinschaft zum Stützpunkt eines größeren Zusammenschlusses zu machen. ‚Die Gesinnungsgemeinschaft'! Dies ist wieder eine sehr elastische Bezeichnung, mit der sich nichts Rechtes anfangen läßt. Die Gleichgesinnten müssen doch auf dem festen Boden des Bekenntnisses stehen, sonst ist es eitel Dunst und Nebel mit solcher ‚Gesinnung'. Wo bei der unionsfreundlichen Welt klare Begriffe fehlen, da stellt sich, wie der Dichter sagt, ein Wort zu rechter Zeit (oder Unzeit!) ein! Union oder Reichskirche oder Gesinnungsgemeinschaft! Lassen wir doch die künstlichen Zusammenschlüsse, und bleiben wir bei unserer Konfession!" G.

Die Schriftversorgung der Soldaten im Felde sowie die Verteilung von christlichen Traktaten in den Konzentrationsstellen des deutschen Heeres wie auch in den Gefangenenlagern wird in großartigem Umfang weiterbetrieben. Durch die Deutsche Christliche Studentenvereinigung allein waren bis zum 1. Juli ins Feld gegangen: 63,000 „Furche", 21,000 „Kleine akademische Feldpost", 52,200 Traktate und Viebahnsche Zeugnisse, 31,700 andere Bücher, 30,000 „Deutsche Weihnacht", etwa ebensoviel (in Gesamtauflage 165,000) „Deutscher März", „Johannesevangelium", „Deutsche Eichen", insgesamt 300,000 Bücher und Hefte. Die Vereinigung ließ Deutschland auch darin unter den kriegführenden Staaten vorangehen, daß sie für die in Deutschland gefangenen Russen, Franzosen, Engländer usw. Lesebaracken, Büchereien, Unterrichtskurse und Bibelverteilung einrichten konnte, woraufhin in England ähnliches an deutschen Gefangenen erfolgt ist, während Frankreich sich zunächst ablehnend verhielt. Bisher wurden 100,000 französische Traktate gedruckt. Auch die evangelischen Gemeinschaften haben das Werk der Schriftverteilung, besonders unter die gefangenen Russen, sich zur Aufgabe gemacht. Weil man durch die Bibelgesellschaften keine russischen Bibelteile mehr bekommen kann, so haben sie sich entschlossen, 400,000 bis 500,000 in Deutschland drucken zu lassen. Diese sollen in 15 russischen Gefangenenlagern verteilt werden. G.

Über den Abfall führender anglikanischer Theologen zum radikalen Unglauben kann nach den neuesten Nachrichten kein Zweifel herrschen. In einer Diskussion über das Apostolikum, die in letzter Zeit das Interesse beansprucht hat, ist klar zutage getreten, daß der moderne Anglikanismus, einschließlich der theologischen Fakultäten und der deans der größeren Colleges, dem extremen Liberalismus verfallen ist, sofern man nicht zu Rom hinneigt. Die Lehre der anglikanischen Kirche von der Gottheit Christi, seiner Gottessohnschaft, seiner jungfräulichen Geburt, seiner Wunder, seiner wahrhaftigen Auferstehung, seiner Himmelfahrt wird von den Führern der englischen Staatskirche fallen gelassen. Über die Auferstehung Christi schrieb Professor Sanday kürzlich: "The question at issue relates to a detail, the actual resuscitation of the body of our Lord from the tomb. The accounts that have come down to us seem to be too conflicting and confused to prove this"; und über die Himmelfahrt: "I do not think that the evidence is sufficient to convince us that the physical elevation of the Lord's body really happened as an external objective fact." Ein anderer Episkopale (Streeter) fügt hinzu: "I know of no living theologian who would maintain a physical ascension." Trotzdem ist man weit davon entfernt, zu-

zugestehen, daß man vom christlichen Glaubensbekenntnis abgefallen ist. Man fußt auf der sophistischen Entschuldigung, der moderne Mensch sei nicht gebunden durch die Absicht, die den Verfassern des Apostolikums vorgeschwebt habe! Mit andern Worten, man macht kein Hehl daraus, daß man das christliche Bekenntnis seines Inhaltes entleert hat und nun unter der Terminologie einer aufgegebenen Religion die Resultate einer naturalistischen Wissenschaft vorträgt. Unmöglich ist es, anzunehmen, daß sich diese Freigeister im Prophetenmantel nicht des Betruges bewußt sind, den sie an den Seelen begehen. G.

Anglikanische Konvertiten zur römischen Kirche. Als die Caldey Community, ein anglikanischer Mönchsorden, vor einigen Jahren die letzte Konsequenz ihrer Ordensregel zog und sich in die römische Kirche aufnehmen ließ, weigerte sich ein Glied, Bruder Anselm, mitzugehen. Anselm errichtete in einer früheren Filiale von Caldey, in Pershore, eine neue Pflanzstätte des Ordens. Doch meldeten sich wenig Kandidaten für das anglikanische Mönchtum, und jetzt wird berichtet, daß Bruder Anselm sich auch zur Aufnahme in die römische Kirche gemeldet habe. Auch ein anglikanischer Priester, George Dibden, ist kürzlich Katholik geworden. G.

Der „Kampf ums Dasein", bekanntlich ein Hauptstützungspunkt der Darwinschen Theorie, hat einen bösen Stoß erlitten, wenn Dr. W. H. Calvert seine neulich dagegen geltend gemachten Gründe aufrechterhalten kann. Nach der Darwinschen Vorstellung wird die Rate der Fortpflanzung unter Tieren und Pflanzen durch den „Kampf ums Dasein" daran verhindert, ins Unermeßliche anzuschwellen; im Kampfe ums Dasein gingen, so lehrte Darwin, die Mehrzahl der Nachkommenschaft dadurch zugrunde, daß die Tiere im Ringen um die Existenz einander massenhaft vernichten. Calvert stellt nun die Behauptung auf, daß durch die Gewohnheit männlicher Tiere, einen Teil der Jungen bald nach der Geburt zu verzehren, die Rate der Vermehrung in Schranken gehalten werde. Er macht darauf aufmerksam, daß ohne diesen Kannibalismus der männlichen Tiger ein Dschungelareal, das von hundert Paaren von Tigern bewohnt wird, in dreißig Jahren von 2000 Tigern bevölkert sein müßte. Diese Tiere greifen einander nicht an, es gibt auch keine Feinde, die ihre Zahl herunterhalten, kranke und verhungernde Tiere dieser Gattung findet man auch nicht, und die Nahrung in dem Areal reicht doch nicht aus für mehr als 200 Tiger. Die Tötung der meisten jungen Tiger durch das Männchen gleich nach der Geburt soll nun die einzig mögliche Erklärung für ihre geringe Zahl sein. Damit sei aber der „Kampf ums Dasein" als Element in der Evolution der Organismen abgetan. Wir registrieren diesen neuesten Beitrag zur biologischen „Wissenschaft" als ein Beispiel, wie man von einer unbewiesenen Aufstellung ausgeht — denn Calvert hat diesen Kannibalismus der männlichen Tiger keineswegs beobachtet, sondern nur durch Exklusion erschlossen —, und wie man dann eine solche Aufstellung flugs verallgemeinert, um für sie die Würde einer „wissenschaftlichen" Hypothese zu gewinnen. Vernünftiger ist, was Calvert über Heredität sagt. Er nimmt den Standpunkt Weismanns ein, daß angeeignete Charakteristika nicht vererblich sind, sondern daß nur die dem Genus angehörigen Merkmale fortgepflanzt werden. Damit fällt allerdings die ganze Darwinsche Entwicklungslehre zusammen, die ja auf dem Grundgesetz beruht, daß sich die a n g e e i g n e t e n Unterschiede in der Tier- und Pflanzenwelt vererben und dadurch zur Entstehung verschiedener Arten Anlaß geben. G.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriftenverein, Zwickau, Sachsen.

Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

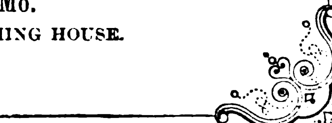
Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — März.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.





Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. März 1916. Nr. 3.

Reden des synoptischen JEsus über sein Erlösungswerk.

„Für den Kenner der Dogmengeschichte ist es seltsam, die christliche Religion in ihrer wunderbaren Eigenart in dem doppelten Kampf zwischen Mystik und Moralismus, Magie und Rationalismus sich behaupten zu sehen.“ Diesem vollberechtigten Urteil Dir. Dunkmanns in Wittenberg unterliegt auch die Theologie unserer Tage. Die heutigen „wissenschaftlichen“ Theologen polemisieren nicht nur gegen die „Orthodoxen“, sondern auch widereinander, und zwar vor allem in der „Christologie“. Denn nicht die „Orthodoxie“ erhebt zurzeit die Frage: „Wie dünket euch um Christo?“ sondern die „Moderne“, die sich infolge des „Historismus“ des Zeitalters in die „Theologie vom historischen Jesus“ und in die „Theologie von der Christusmythe“ gespalten hat. Es handelt sich dabei vorgeblich um die Frage, ob die Gestalt des biblischen JEsus einer geschichtlichen Wirklichkeit entspricht, oder ob sie nur ein Mythengebilde ist. Den Unterton des Kampfgetöses bildet aber auf beiden Seiten nicht etwa die Erörterung einer „historischen Frage“, sondern die „Wertung“ des Christentums, „ob der naive Gemeindeglaube in Jesu wirklich den Christ zu erfassen habe“. Beide Opponenten suchen das abzuleugnen, da sie der göttlich inspirierten Schrift nicht „das Opfer des Intellekts“ (sacrificium intellectus) bringen wollen, dafür aber sich erdreisten, ein neues Wesen des Christentums, ja ein Evangelium JEsu, das nicht einmal der „Urgemeinde“ eigen gewesen sein soll, zu rekonstruieren. Unter Urgemeinde verstehen sie die unmittelbare Zeitgenossenschaft JEsu, die zweite Generation des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt, und zwar den christlichen Teil derselben, die uns die Evangelien der Synoptiker und „ihre Auffassung von Jesu Leben und Werk“ gegeben habe. Selbst in der Synopse trete uns das ursprünglich Historische an JEsu nicht rein und ungetrübt entgegen. „Auch Markus, selbst Wellhausens Urmarkus, hat ‚christliche‘ Züge; und das ‚Christliche‘ muß abgestreift werden von dem Bilde Jesu, ehe man ihn selber findet. Aber nur das ‚Christliche‘ in einem bestimmten Sinn. . . . Das ‚Christliche‘ ist nur insofern von ihm abzuwehren, als es sich um Gedanken, um Vorstellungen und Tendenzen handelt, die erst die spätere

Gemeinde haben konnte.“ (Weinel, Jena, bei Noll: „Der Kampf um die Geschichtlichkeit Jesu.“ 1915, S. 19.)

Aufgabe der Theologie vom historischen JEsus sei es denn, „das Ursprüngliche von den angeblich oder vermutlich späteren Zutaten, das Echte vom Unechten, das Gemälde von seiner Übermalung mit Hilfe text- und literarkritischer Einzelarbeit zu befreien zu suchen. So kam man auf einen angeblichen Urmarkus und auf eine Redequelle (für die Reden Jesu), in denen man nun wieder Schale und Kern zu sondern sich bemühte. Auch dahin einigte man sich — innerhalb dieser Partei — im allgemeinen, daß diese Urschriften schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts entstanden sein müßten. Und man hoffte, allmählich die Grundlagen zu bekommen oder auch schon zu haben zu einem ‚wahrhaft wissenschaftlichen Leben Jesu‘, das heißt natürlich, zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Darstellung des Lebens Jesu. . . . In solcher Arbeit standen, bzw. stehen u. a. Wellhausen († in Göttingen), Holtzmann (Gießen), Harnack (Berlin), Jülicher (Marburg), Joh. Weiß (Heidelberg), Bousset (Göttingen), v. Soden (Berlin), Weinel (Jena), Wernle (Basel)“. (Noll, a. a. O., S. 13 f.) Auch zu Frenssens, jenes norddeutschen Dorfpfarrers, JEsusbild wird sich diese Gruppe bekennen müssen. Wir übergehen die Nuancen der Positionen der einzelnen und sehen uns nur bei einem an, bis zu welch nackter Geschichtlichkeit man da gelangen kann. Wrede (Breslau) bietet in seinem „Messiasgeheimnis in den Evangelien“ (S. 130, Anm.) dieses kurz skizzierte Lebensbild von dem Nazarener: „Jesus ist als Lehrer aufgetreten, zuerst und hauptsächlich in Galiläa. Er ist von einem Kreis von Jüngern umgeben, zieht mit ihnen umher und gibt ihnen Unterweisung. Unter ihnen sind einige seine besonderen Vertrauten. Eine größere Menge schließt sich manchmal an die Jünger an. Gern redet er in Parabeln. Neben dem Lehren steht sein Wundertun. Er erregt Aufsehen, er wird überlaufen. Besonders hat er es mit den dämonischen Kranken zu tun. Soweit er dem Volk begegnet, verschmäht er nicht die Gemeinschaft mit Zöllnern und Sündern. Dem Gesetz gegenüber nimmt er eine freiere Stellung ein. Er stößt auf die Gegnerschaft der Pharisäer und der jüdischen Obrigkeit. Sie stellen ihm nach und suchen ihn zu Fall zu bringen. Schließlich gelingt es ihnen, nachdem er nicht nur den Boden Judäas, sondern Jerusalem selbst betreten hat. Er leidet und wird zum Tode verurteilt. Die römische Obrigkeit wirkt dabei mit.“ Dazu macht Dir. Dunkmann in „Der historische Jesus — der mythologische Christus — und Jesus der Christ“ (2. Aufl. 1911, S. 19) diese Bemerkungen: Man beachte die manieriert kurzen Sätze, die sozusagen nur das dürftigste Gerippe eines von allem „Supranaturalen“ gründlich befreiten „Lebens Jesu“ bedeuten und wiederum gerade in dieser Manier an den Stil der Legende lebhaft erinnern. So erzählen sich auch Kinder ihre Märchen. Für unsern Zweck interessiert die Zeichnung Jesu als des bloßen „Lehrers“ von allgemein menschlichen Zügen, der mit dem

nationalen Fanatismus der Pharisäer und der „jüdischen Obrigkeit" bald in tödlichen Konflikt gerät. Jesus repräsentiert nunmehr „das Bild der menschlich-individuellen Persönlichkeit". „Bei Jesus zielt alles auf die Persönlichkeit des einzelnen." Es ist eben der Unterschied zwischen Jesus und Paulus, daß dieser ein Jude war und blieb, während jener „die nationalen Vorzüge des Judentums entwertet" und die jüdische Religion „versittlicht" hat. Und deswegen ist es ausgeschlossen, das „jüdisch-partikularistische", „politisch-revolutionäre" Messiasideal des Judentums bei Jesus vorauszusetzen. Es zerstört das Bild Jesu. — Man kann sagen, die kritische Geschichte des Messiasbewußtseins Jesu ist die Geschichte der allmählichen Auflösung oder „Reduzierung" des neutestamentlichen Jesus über den bloßen „Lehrer" hinweg bis zum Phantom, zum Mythos und damit zum Nichts. Wrede ist so ziemlich der einzige Theolog, der mit der radikalen Ablehnung des Messiasbewußtseins bei Jesu doch noch dessen geschichtliche Existenz beibehält.

Was hat nun aber der so gezeichnete „historische" JEsus mit dem Christentum gemein? Darauf wird geantwortet: Das Christentum ist wesentlich eine Schöpfung Pauli. „Er" — Paulus — „steht von Jesus viel weiter ab als Jesus selbst von den edelsten Gestaltungen jüdischer Frömmigkeit." Man kann unmöglich sagen, daß „er Jesu Werk wirklich nur fortgesetzt und Jesus verstanden hätte". Schon die „Urgemeinde" steht als Bollwerk zwischen Paulus und Jesus. Schon diese klammert sich an den „Messias" und seine Auferstehung als eine Heilstatsache. Aber auch so ist der Abstand Pauli von der Urgemeinde „größer, als die Beteiligten gewußt haben". Paulus hat das Christentum „zur Weltreligion gemacht, sodann zur Erlösungsreligion, endlich zur eigentlichen Christusreligion, zu einer sakramental-magischen kirchlichen Heilsanstalt. Paulus ist der zweite Stifter des Christentums". „Dieser zweite Stifter hat ohne Zweifel gegenüber dem ersten im ganzen sogar den stärkeren — nicht den besseren — Einfluß geübt." Paulus hat das Christentum einerseits verderbt, andererseits aber „für die Geschichte gerettet, indem er es umschuf". (Dunkmann, S. 22 f.) Paulus hat das Christentum „wesentlich gebildet durch die Übertragung des Mythus vom Himmelswesen auf Jesus". Mit den Visionen vom Auferstandenen, die sich aus dem „überreizten Empfindungsleben" der Jünger, aus der „enthusiastischen Ekstase" eines Paulus erklären, beginnt ein neues Verständnis vom Wesen der christlichen Religion. Jesus selbst „hat sich niemals als Messias bekannt und von niemand ein solches Bekenntnis verlangt"; dennoch hat er dies Messiasideal als „eine stille Hoffnung", als „ein Geheimnis zwischen ihm und Gott" bewahrt. So steht „hinter" all den Visionen vom Auferstandenen, hinter all den metaphysischen Dogmen und Vorstellungen über Jesus ein positiver Faktor, der unmittelbar vom historischen Jesus herrührt. Das ist der „Eindruck seiner Persönlichkeit". (Ebenda, S. 23.) Solchen Eindruck aber machte seine Persönlichkeit durch die „stille Hoffnung", daß er der

schon lange von den Juden als Mythe geglaubte Messias sei. Hier berührt sich jedoch die Theologie vom historischen JEsus mit den Gegnern derselben unter den Modernen. Indes, soviel ist aus dem Mitgeteilten klar, daß diese „historische" Theologie sehr stark an Rationalismus, an eine Schöpfung der eigenen Vernunft, erinnert.

Der Christusmythus aber, welcher der kritisch-historischen Theologie gegenüber betont wird, hat seine Quelle in einem jüdischen Eschatologismus, namentlich im Auferstehungsglauben. Hier arbeiten die „Religionsgeschichtler" unter den Modernen. Wie aber die kritischen „Historiker" ein Leben JEsu konstruieren, so die „Religionshistoriker" Religionsgeschichte. „So Kalthoff (Pastor in Bremen), der das ganze Christentum aus sozialen Verhältnissen erklären will, W. W. Smith (Mathematiker in New Orleans, La.), der einen vorchristlichen Jesuskult der Nasiräersekte entdeckt hat, Frazer, welcher Verbindungslinien zu Adonis, Attis, Osiris zieht, Jensen (Marburg), der den größten Teil der Taten Jesu, Johannis des Täufers und des Paulus aus dem Gilgameschepos erklärt. Für Lublinsky ist Jesus die Synthese der tiefsten Gedanken und Stimmungen des ausgehenden Altertums, das Symbol einer jetzt freilich versunkenen Vergangenheit, die Kultgestalt tiefsinniger Mysterien, während Niemojewski von einem Astralsystem des Lukas redet und den Johannes als Produkt eines Mondmythus vom Fischgott Oannes erklärt. Weiter wären noch Robertson (ein Schotte), Maurenbrecher (München) und Steudel zu nennen. Alle diese Strömungen hat Drews (ein Nichttheolog in Karlsruhe) zu sammeln gesucht und es unternommen, das Christentum ohne die Annahme eines geschichtlichen Jesus begreiflich zu machen." (Noll, a. a. O., S. 25 f.)

Welches sind nun die Aufstellungen der Religionsgeschichtler? Wir lassen zunächst Noll reden: „Es genügt, darauf hinzuweisen, daß man nun nicht mehr bloß das biblische Bild Jesu im einzelnen seiner Züge für aus vorchristlichen Elementen zusammengesetzt erklärte, sondern die Gestalt Jesu überhaupt als das Gebilde mythenschaffender Phantasie oder einer gläubigen Kultgemeinde oder sozialpolitischer Bestrebungen ansah. Im Zusammenhang damit erklärte man auch die Entstehung des Christentums von einer total andern Seite aus in direkter Umkehr der geschichtlichen Reihenfolge, wie die historische Theologie in Übereinstimmung mit der kirchlichen Tradition — von Einzeldifferenzen abgesehen — es angenommen hatte. Als Beispiel solcher Versuche, die Entstehung des biblischen Jesusbildes und damit zugleich diejenige des Christentums zu erklären, sei derjenige von Steudel mitgeteilt, der übrigens ausdrücklich den hypothetischen Charakter der Konstruktion hervorhebt, die Geburtsstunde der messianischen Hoffnung war in gewissem Sinne auch die des Christentums. Die Zerstreuung der Juden, die Übersetzung des Alten Testaments in die griechische Sprache, die persische Eschatologie und die kosmopolitische Umgestaltung aller Dinge in den Jahrhunderten vor Christus brachte zugleich durch den Einfluß der alexandrinischen Philo-

sophie und der Erlösungstheorien in den griechisch-orientalischen Mysteriengenossenschaften eine Vertiefung des jüdischen Messiasglaubens. Als nun die levitische Gesetzesreligion durch den Fall von Jerusalem ihr Ende fand, wurde die Gewißheit lebendig: jetzt muß die Ankunft des Messias nahe sein. Dieses vorerst nicht schriftlich fixierte Evangelium verbreitete sich in wohlorganisierten Gemeinden zu Rom, Ephesus, Alexandria und Antiochien. Aber die jüdische Mutterreligion war doch noch nicht ganz tot. Mit ihr mußte deshalb der neue Glaube ebenso wie mit den orientalischen Kulten in Konkurrenz treten. Doch er siegte durch einen neuen Gedanken, den vielleicht ein Wanderredner Paulus in seinen mündlichen Vorträgen und einigen Schriften geschaffen: der Messias ist identisch mit dem Leidensknecht Jes. 53. Visionäre Erscheinungen dieses Messias bereiteten die Bildung eines Erlösungsdramas des leidenden und sterbenden Messias vor, in das man alle Erlebnisse der Gemeinde (Verfolgung, Verhandlungen über religiös-sittliche Streitfragen, soziale Gedanken usw.) hineinlegte. Dieses Drama wurde von Evangelisten zunächst mündlich vorgetragen. Ein geistbegabter und literarisch gebildeter Messiasgläubiger gestaltete es zu einem Kunstwerk um, woraus dann zuerst die drei synoptischen Evangelien, dann später das Johannesevangelium hervorgingen. Den Namen Jesus übernahm man von der Sekte der Nasiräer. Nun begann auch eine Umarbeitung der Schriften jenes Wanderredners Paulus in gnostischen und antignostischen Kreisen sowie des Johannesevangeliums: man identifizierte die mythischen Gestalten des zweiten Adam und des Messias mit jenem Jesus, und endlich fügte man noch die bei andern Kulten üblichen Riten ein, zuerst Abendmahl, dann Taufe. Das Recht zu solchen und ähnlichen Konstruktionen wird mit der Tatsache begründet, daß wir keine zeitlich festgelegten Urkunden über Jesus vor Mitte des zweiten Jahrhunderts haben, da die übliche Ansetzung der neutestamentlichen Schriften durchaus willkürlich sei." (S. 42—44.)

J. Weiß läßt die ganze neutestamentliche Christologie „bei Juden wie bei Hellenisten" schon vor Jesus fertig sein. Aber er meint: „Eine noch so fein ausgebildete jüdische Messiaslehre würde niemals imstande gewesen sein, die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft in die freudige Gewißheit zu verwandeln, daß die Erfüllung der Hoffnung nun da sei." Es fehlt die „Anschauung", die „begeisternde Überzeugung", „daß der göttliche Logos in einer bestimmten, wohlbekannten, herzgewinnenden Persönlichkeit vorhanden sei". Das hat Jesus bewirkt. „Wie gewaltig muß die mittelbare oder unmittelbare Wirkung der Persönlichkeit Jesu auf die Seelen ihrer Anhänger gewesen sein, daß sie solches von ihm zu glauben und für ihren Glauben zu sterben bereit waren!" (Dunkmann, S. 39 f.)

Anders als die kritisch-historische Theologie charakterisiert nun die religionsgeschichtliche Theologie auch das Urchristentum. Nach Friedländer wurzelt es in den zerstreuten Kreisen der häretischen Synagoge.

„Diese hatten ihren Christuskult vor Jesus und nachher im Gegensatz gegen Jesus.“ (Synagoge und Kirche in ihren Anfängen. 1908, S. 93.) Neben den Ophiten und Melchisedekianern kommen wesentlich die Essener und Nazaräer in Betracht. Sie waren „gnostische Antinomisten“, leugneten das Gesetz, die Auferstehung usw. Aber die Stellung JEsu war doch bekanntlich eine entgegengesetzte? Allerdings; JEsus selbst ist zwar „ausgegangen“ aus diesen Kreisen, aber „er war nicht von ihnen“. Die Urgemeinde nur steckte tief darin und versteht JEsum und sein Evangelium nur durch das Medium dieses jüdischen „Synkretismus“. Also auch hier dasselbe Bemühen, JEsum außer Zusammenhang mit aller Geschichte zu stellen und dagegen seine ersten Jüngerkreise sich von Ideen erfüllt zu denken, die teils auf jüdischem, teils nichtjüdischem Boden gewachsen waren. Das Urchristentum — eine Schöpfung der unpersönlichen Geschichtsentwicklung.

Was ist nun aber JEsus in diesem unpersönlichen Zusammenhang von mythischen oder gnostischen Ideen? Dir. Dunkmann skizziert hier Maurenbrecher also: Die Gestalt Jesu selbst malt er mit den Farben des eschatologischen Enthusiasmus und des Pauperismus. „Messias“ wollte Jesus nicht sein, sondern lediglich „Prophet“; das heißt aber nach Maurenbrecher der religiöse Anwalt der kleinen Leute. Er hat als solcher die Moral und Religion aufs höchste verinnerlicht und vertieft. Denn er schuf eben diejenige Religion, die nur der „proletarische Instinkt“ im Gegensatz zu den bürgerlich satten Formen der kultischen und gesetzlichen Frömmigkeit erfinden konnte. Man muß sich Jesum vorstellen zwar nicht als bewußten Proletarier der Gegenwart oder etwa nach Art des neapolitanischen Lazzaroni. Er war „ein Besitzloser und fühlte mit den Besitzlosen“, und hier gerade liegt das Motiv, dem seine „ungeheuerliche Verinnerlichung der Religion“ entsprang. So empfangen wir ein „psychologisches Verständnis der Eigenart Jesu, ohne daß man dabei auf übernatürliche Kräfte zurückgreifen müßte“! Neben dem Pauperismus steht aber der Chiliasmus. Was bei den Propheten, speziell einem Amos, bereits in heller Flamme auflodert, bei Jesus wird es zur verzehrenden Glut. „In der heißen Leidenschaft seiner Seele schlug die ewig vertröstete Hoffnung schließlich in den Glauben an die Erfüllung um!“ „Er sah den Sieg schon verwirklicht.“ „Er sagte: ‚Das Ende ist da, die Zeit ist erfüllt‘, und er hatte den Mut zu leben, als ob es wirklich so sei.“ Sein ganzes Leben stellte er auf die Illusion, die ihm Wirklichkeit schien.“ „Seine Frömmigkeit war nicht ein Gehorsam gegen die Gesetze des wirklichen Lebens, sondern war ein überspringen aller Wirklichkeit und ein vollständiges Ertrinken im Meere mystischer Illusionen.“

Den Verlauf des Lebens und Wirkens Jesu stellt sich Maurenbrecher so vor, daß nach seinem ersten vergeblichen Vorstoß in Kapernaum und Nazareth „ein furchtbarer Zusammenbruch seiner Hoffnungen“ eintrat. Er flieht nun „in unaufhörlicher Hetze von einem Ort zum

andern". Dann ermannt er sich zu einem entscheidenden Schlag in Jerusalem, felsenfest davon überzeugt, daß damit die Stunde des Weltendes hereinbricht. Aber auch hier hatte er keinen Erfolg; da habe er in furchtbarem Unmut aufgeschrien, „daß der Tempel zerstört würde". „Der Fluch über den Tempel ist das letzte Wort seiner öffentlichen Wirksamkeit gewesen." In eben diesem Wort hat dann der rechtliche Grund für seine Verurteilung gelegen. „In Wahrheit aber ist Jesus gefallen wegen seines Protestes gegen die Pharisäer und gegen die Priester, letzten Endes also wegen seiner proletarischen Instinkte, die ihn bewegten." Allerdings, „er wäre mit seiner Lebensarbeit und mit seinem Lebensmute auch ohne diese Katastrophe zu Ende gewesen". „Sein Leben wäre in der trostlosesten Alltagsverzweiflung versandet."

Wie kommt es aber von diesem geschichtlichen Jesus zum Christentum, zunächst zur Urgemeinde? Zunächst keineswegs durch den sogenannten „Eindruck seiner Person", von dem die liberale Theologie so viel Wesens macht. Das Christentum beginnt vielmehr mit dem Auferstehungsglauben der Jünger, und dieser ist auf keine Weise lediglich aus dem persönlichen Eindruck Jesu zu erklären. Woher dann die Vision der fünfhundert Brüder und die des Paulus? Woher der dritte Tag? „Hier versagt der Hinweis auf den unauslöschlichen Eindruck der Persönlichkeit Jesu vollständig." Vielmehr zeigen sich hier gänzlich neue Motive wirksam, die aus der Religionsgeschichte allein herkommen. Und zwar war es der Mythus vom sterbenden und auferstehenden Gottheiland, der in gewissen kleinen Kreisen Judäas und Galiläas bekannt war. „Gerade aus ihnen müssen die ersten Christen gekommen sein.'"

Wie konnte es aber zu dem Auferstehungsglauben kommen? Darüber nun flüstert — anders kann es kaum bezeichnet werden — der Verfasser geheimnisvolle Kunde; er sagt: „Nun war es eine unverlöschliche Erinnerung, daß er [Jesus] bei jener Flucht in die Schluchten des Libanon über den Mythus vom Menschensohn mit ihnen geredet hatte. Sie hatten die Lehre wohl immer gekannt, aber jetzt gewann sie neue Wärme. Sie ward ihnen zum Symbol und zur Erklärung ihres eigenen Schicksals." Hierzu kam die „Züchtung der Instinkte" in Israel, die von jeher immer neue Hoffnung nach immer neuen Niederlagen nährte. Da lag es denn „wirklich nahe", daß die Jünger nach dem unschuldigen Tod des Meisters zu jener „Vision" kamen, die zwar nur ein „individuelles Erlebnis" war, aber doch auch für alle Welt Bedeutung hatte. (Dunkmann, S. 44—47.)

In dieser Weise wird auch schon in Amerika das Leben JEsu bearbeitet. Bouck White, who formerly was a minister of the Gospel, and now is head of the Men's Club of Holy Trinity Church, Brooklyn, also occasionally circular speaker against Romanism, veröffentlichte ein Buch über JEsum, betitelt: *The Call of the Carpenter,* in welchem er uns den JEsus von Nazareth echt amerikanisch-praktisch als den Carpenter darstellt. Dieses Buch wurde unter anderm auch so rezensiert:

"While the picture resulting from Mr. White's method is widely at variance with the conventional portraits of Jesus, the author claims that it is not a new presentation, but merely an attempt to restore an original much overlaid and blurred by the accretions of time." Mr. White doziert also: "The Carpenter of Nazareth has redeemed the toiling masses from contempt. It is no mere trope of rhetoric, but literalest fact, that Jesus of Galilee was the incarnation of labor's world-tragedy in its long climb up the ages. Conceived of an ancestry of immemorial toil, gestated amid the swirl of coming despotism, born in a stable, his cradle an ox-manger, suckled in straits and poverty, he knew the sorrows of the disinherited before his feet had felt the ground. From boyhood up he earned his livelihood by sweat. A free workingman, compelled to compete with slave labor, he ate the bread of affliction, and drank the cup of servitude. He was a day-laborer; he wore the mechanics' dress; he belonged to what is now known as the tin dinner-pail crowd. It is far-reachingly significant — and the point will get itself considered in days that are to come — that the hands which were nailed to Golgotha's cross had known the feel of tools, and probably bore even at the moment some callouses from his wage-earner days. He lifted up his voice against industrial oppression; therefore he was led to the slaughter, though there was no harm found in him. And his own self bore the world-old sufferings of the wage class in his own body on the tree. — The Carpenter is the proletariat's lord by the divinest right. For he is on the one hand the keeper of the flood-gates of enthusiasm, and on the other he directs that flood into channels of worldly use, of social transformation. It is this combination of the two traits in rarest blend which gives him the easy preeminence, and makes him the Christ — humanity's anointed one. — The task of the twentieth century is going to be to convert the Church to the Carpenter."

Über Paulus aber und dessen Bedeutung läßt sich Mr. White also hören: "Paul was undeniably sincere. He believed that in reinterpreting the Christian faith so as to make it acceptable to the Romans, he was doing that faith a service. His make-up was imperial rather than democratic. Both by birth and training he was unfitted to enter into the working-class consciousness of Galileans. He was in culture a Hellenist, in religion a Pharisee, in citizenship a Roman. From the first strain, Hellenism, he received a bias in the direction of philosophy rather than economics; from the second, his Pharisaism, he received a bias toward aloofness, other-worldliness; and from the third, his Romanism, he received a bias toward political acquiescence and the preservation of the *status quo*. . . . True, Jesus was a factor in this conversion experience. But the Jesus to whom Paul went over was not the Carpenter of Galilee, but rather an imperial magnate, lord of a renewed and glorified Roman Empire. Chris-

tianity did not change Paul so much as Paul changed Christianity. — Paul planned to make Christianity the religion of the Roman Empire. It needed a religion badly. The catalog of its vices, in the forepart of the Epistle to the Romans, is proof. Paul, the Roman citizen, saw nothing but excellence in Rome's world-wide empire. Only it must be redeemed from its laxity of morals. Therefore he would bring to it the Christ as its cleanser and thereby its perpetuator." Diese "extracts" wurden publiziert im *Literary Digest* 1914.

Im Anschluß hieran sind vielleicht noch etliche radikale Aufstellungen des Nichttheologen Drews interessant, die er auf Grund der Veröffentlichungen des Franzosen Dupuis, des Schotten Robertson, des Amerikaners Smith, des Norddeutschen Jensen u. a. gemacht hat. Drews' Vorträge und Bücher standen noch vor kurzem in Deutschland eine Zeitlang weit über den Kreis der Theologen hinaus im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Er hat einerseits mit klarer Absicht — die Christen zum „Verzicht auf ihren Aberglauben an einen historischen Jesus" zu bringen — und mit gutem Geschick an der kritisch-historischen Theologie Kritik geübt und es verstanden, deren schwache Seite an den Pranger zu stellen. Indes, andererseits weiß er ihnen gegenüber auch nur die Christusmythe zu vertreten, ja, er malt schon einen vorchristlichen Jesus. Die Evolution seiner Religionsgeschichte des Christentums verlief etwa folgendermaßen: Zuerst finden wir in jahrhundertelanger Vergangenheit den vorchristlichen Jesuskult überall in Asien und im Orient verbreitet vor, ein wirres Durcheinander von Spekulation, Mystik, Mantik, Mythendichtung und Chiliasmus. Persische, babylonische, indische, syrische Kulte strömen mit hellenistischen Ideenspekulationen und judaistischen Messiashoffnungen zusammen. In diesem Chaos entstehen die ersten christlichen Kultgenossenschaften, besonders in Zypern und Antiochien als „judaisierter Adonis-Attis-Kultgemeinschaften". Sie entstehen wunderbarerweise gleichzeitig und einheitlich an vielen Zentren, nur nicht in Jerusalem Der Pharisäer Saulus beobachtet sie mit wachsendem Zorn und verfolgt sie. Dann plötzlich wird er andern Sinnes, und nun bringt er ein ganz neues Moment hinzu, die Idee des menschgewordenen Adonis-Jesus, der, als „Mensch unter Menschen" lebend, doch nur ein Symbol, ein Schemen war. Ein späterer naturgemäßer Schritt ist es, wenn die urchristliche Gemeinde dieses Jesusbild „vergeschichtlicht", das heißt, es in ein Wesen von Fleisch und Blut verwandelt, wobei alle Elemente des Auftretens und Lebens Jesu bis zum Tode und Auferstehen schon gegeben sind. Endlich vollendet sich der Prozeß in einem antignostischen, das heißt, ganz geschichtlichen, Jesus mit ganz bestimmtem Anschluß an das Judentum und an das Alte Testament sowie an Jerusalem. Durch diese Betonung der Menschheit erweist das junge Christentum seine Überlegenheit über die verwandten Kultgenossenschaften seines Ursprungs. Also am Anfang Identität mit dem orientalisch-jüdisch-helle-

nistischen Synkretismus; am Ende schroffe Verneinung desselben. Und wer hat das zuwege gebracht? Paulus durch Einführung des „Menschen" Jesus. (Dunkmann, S. 67 f.) In einem später erschienenen, zweiten Teil seines Buches hat Drews seine Ansichten bedeutsam ergänzt und dem ersten mythologischen Teil der „Christusmythe" einen nur hypothetischen Charakter zu verleihen gesucht.

„So kam es zur Bildung eines den heidnischen Erlöserdramen analogen, aber stofflich nicht aus diesen, sondern naturgemäß [!] aus alttestamentlicher Weissagung geschöpften Erlöserdramas des leidenden und sterbenden Messias." Also: „Ein geistbegabter und literarisch gebildeter Gläubiger schuf ein dichterisches Kunstwerk", das Evangelium, zunächst im Lapidarstil, aus dem dann die drei Evangelien später entstanden sind. Der Jesus der Synopse ist demnach eine „Vergeschichtlichung eines ursprünglich religiösen Mythus". Der innerste Gehalt der christlichen Religion sei der ideale Christus, das ist, die Idee des Menschen, des leidenden, unterliegenden und wiederauferstehenden Menschen, als des Sohnes Gottes. Der Vernunftgehalt der wahren Religion komme darin zum Ausdruck; die einzelne menschliche Persönlichkeit sei es nicht, die Wert und Bedeutung in der Religion habe, sondern die Idee, eben die Idee von der sich selbst erlösenden Menschheit Gottes. „Es ist ja gerade der Zweck der Religion, den Menschen von der Weltabhängigkeit und damit auch von der Abhängigkeit und Bedingtheit des zeitlichen Daseins zu erlösen. — Das Individuum wehrt sich darum in der Religion gerade der Geschichte, es schüttelt sie — nach einem zitierten Wort Boussets — ab, um selbst zu leben." Die ganze Geschichte hat in der Religion nur den Wert des Symbols. Im Grunde ist die Christusmythe nichts anderes als eine „eminent philosophische Frage. In ihr spiegelt sich der Kampf zweier entgegengesetzter philosophischer Weltanschauungen wider".

In solcher Weise arbeiten die heutigen „wissenschaftlichen" Theologen, und es muß zugegeben werden, daß zu solchen Konstruktionen allerdings viele Kenntnisse aus dem Profangebiet und ein gut Teil eigene literarische Schöpferkraft gehört. Diese Kunst ist gegenwärtig so berühmt, daß selbst Theologen, die sich annoch, wenn auch nicht als orthodoxe, so doch als positive bezeichnen, meinen, das Schifflein ihrer Theologie wenigstens in dem Kielwasser der Religionsgeschichtlichkeit fahren lassen zu müssen. Für uns aber ist und bleibt auch dieser neueste Kampf auf dem Gebiete der Theologie ein „Gezänke der falschberühmten Kunst". Wer sich hierüber noch mehr informieren will, kaufe sich höchstens die zwei oben angeführten Hefte von Dir. Dunkmann und von Pfarrer Noll. Im übrigen werden wir uns der Kritik D. Schlatters anschließen, die er Prof. Seeberg, der, obwohl einer der vornehmsten unter den positiven Theologen Berlins, doch auch Religionsgeschichtler sein zu müssen glaubte, zuteil werden läßt. (Vgl. L. u. W. 1914, S. 310.) Sie lautet: „Aus dem Standpunkt Seebergs ergibt sich der seltsame

Satz, daß sich der Christusglaube in den ersten Evangelien noch nicht finde. Wir andern meinen, sie seien dazu geschrieben, um den Glauben an den Christus zu begründen, und drückten vollständig deutlich aus, warum Jesus den Glauben seiner Begleiter an sich band, und warum diese als seine Boten die Menschheit zum Glauben an ihn beriefen. Sie tun dies freilich nicht dadurch, daß sie wie die späteren Griechen das ‚Wesen' Jesu beschreiben, sondern dadurch, daß sie uns sagen, was er für die Welt tat und aus uns macht. Die Folge davon ist, daß Seebergs Darstellung über dem Neuen Testament steht."

Es zeichnet indes gerade die neutestamentliche Synopse am allerursprünglichsten den christlichen Glauben, das, was in der Urgemeinde als christlicher Glaube lebte und wirkte. Das war aber, was Petrus schon fünfzig Tage nach Christi Auferstehung am allerersten christlichen Pfingsten predigte, nämlich die Lebensgeschichte JEsu, und daß Gott diesen JEsum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, zu einem HErrn und Christ gemacht hat, daß wir durch den Glauben Vergebung der Sünden und das Leben haben in seinem Namen. (Vgl. Apost. 2.) Noch heute ist der ein geschätzter evangelischer Prediger, der an der Hand gerade der evangelischen Geschichten und aus denselben das Heil in Christo zu predigen weiß.

Freilich haben wir nicht bloß die Evangelien in der Heiligen Schrift, sondern auch die Episteln der Apostel. Während nun vornehmlich die Synoptiker die Tatsachen des Heils an die Hand geben, finden wir die aus diesen Tatsachen sich ergebende Lehre bei Paulus und den andern neutestamentlichen Briefschreibern in vortrefflicher Form der Lehrdarstellung vor. Wiesinger z. B. kennzeichnet den Hauptinhalt des ersten Petribriefes mit den Worten: „Die großen Tatsachen des Heils, namentlich Leiden und Auferstehung Christi, sind hier allerdings in ihrer vollen Heilsbedeutung hervorgehoben." Nur so und nicht anders können wir den Unterschied zwischen den Evangelien und den Episteln angeben, da von einem Zusetzen der Apostel nicht die Rede sein kann. Denn woraus hätten sie zusetzen mögen? Aus sich selbst doch sicherlich nicht und auch nicht aus Eingebung des Heiligen Geistes, da dessen Amt dahin limitiert ist: „Derselbige wird mich [Christum] verklären; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen", Joh. 16, 14. So ist denn die evangelische Geschichte vor allem das Evangelium; denn in Christo ist erschienen die heilsame Gnade und Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes.

Daß die Urgemeinde derselben Meinung war, zeigte sie damit an, daß sie gerade die Beschreibungen des Lebens JEsu „das Evangelium" nach Matthäus usw. benannt hat, und zwar mit vollem Recht; denn die biblischen Bücher dieser Männer enthalten einerseits in geschichtlicher, ansprechender Form, sodann auch recht konkret die frohe Botschaft von der Menschwerdung des Sohnes Gottes und der Vollführung des Erlösungswerkes durch ihn. „Nach Matthäus", „nach Markus" usw.,

τὸ εὐαγγέλιον κατὰ Μάθθαιον, κατὰ Μάρκον usw., setzte sie als Überschrift dieser Bücher des heiligen Kanons in der Meinung, daß das eine Evangelium von der Ankunft und dem Werk Christi durch Matthäus, Markus usw. aufgezeichnet worden ist, wie es der Heilige Geist jedem dieser Männer inspiriert eingab. Die größte Ähnlichkeit jedoch der synoptischen Evangelien wird meistens ganz natürlich so erklärt: „Es war und ist bei den orientalischen Völkern Gebrauch, daß Schüler die Vorträge ihres Lehrers dem Gedächtnisse wörtlich einprägen, und das haben gewiß die Jünger Jesu auch getan. Hernach aber, als sie die wunderbare Geschichte seines Lebens immer wieder erzählten sowohl den Christengemeinden als auch denen, die noch herzugebracht werden sollten, machte es sich ganz von selbst, daß ihre Berichte nicht nur eine feststehende, sondern auch eine ganz ähnliche Form erhielten, an die sie dann unter der Leitung des Heiligen Geistes auch ihre schriftlichen Berichte anschlossen." Namentlich im Markusevangelium kann man an den von ihm veranstalteten Einführungen der größeren Abschnitte und den Einteilungen überhaupt ersehen, wie dieselben dem Gedächtnis dienten, und daß also seine Schrift als eine dem Gedächtnis nach erzählte Botschaft erscheint. Daß Gott jedoch die Lebensgeschichte seines Sohnes hat drei-, ja viermal aufzeichnen lassen, hat sicher den Zweck, uns dieselbe nicht nur desto deutlicher und gewisser, sondern auch desto wichtiger zu machen, auf daß wir gerade diese Geschichte als das Evangelium des Neuen Testaments betrachten und schätzen lernen. Und gehen wir überhaupt auf einen der Hauptunterschiede des Gesetzes und Evangeliums zurück, so zeigt uns ja das Gesetz unsere Sünde und Gottes Zorn, das Evangelium aber zeigt uns, stellt uns dar, unsern Heiland und Gottes Gnade. Das Evangelium ist denn vor allem die Botschaft von der Person des verheißenen Erlösers und von dem Werk, den Taten, dieses Erlösers zu unserm Heil. So hat die alte Kirche hauptsächlich das Evangelium gefaßt.

Luther gebraucht z. B. in seiner Vorrede zum ersten Petribrief das Wort Evangelium etwas mehr abstrakt als die Botschaft von der Vergebung der Sünden allein durch den Glauben an Christum. Er schreibt: „Es ist nicht recht, daß man vier Evangelisten und vier Evangelia zählt; denn es ist alles, was die Apostel geschrieben haben, ein Evangelium. Evangelium aber heißt nichts anderes denn eine Predigt und Geschrei von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, durch den HErrn Christum mit seinem Tode verdient und erworben. . . . Also hat ein Apostel eben das geschrieben, das auch im andern steht; aber welche das am meisten und höchsten treiben, wie der Glaube an Christum allein rechtfertig macht, das sind die besten Evangelisten. Darum sind St. Pauli Episteln mehr ein Evangelium denn Matthäus, Markus und Lukas. Denn diese beschreiben nicht viel mehr denn die Historie von den Werken und Wunderzeichen; aber die Gnade, die wir durch Christum haben, streicht keiner so tapfer aus als St. Paulus, sonderlich in der Epistel zu den

Römern. . . . Also ist diese Epistel St. Petri auch der edelsten Bücher eins im Neuen Testament und das rechte, lautere Evangelium." Seiner Zeit gemäß hatte Luther auch mehr auf die Bedeutung der Heilstatsachen Gewicht zu legen als auf die Geschichten des Lebens JEsu, da diese dem Volke wohl bekannt, aber wie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch waren. Die Neueren aber sind in der Abstrahierung des Evangeliums weit über das Maß hinausgegangen. Wohl betonen sie fast überstark, daß JEsus die Vergebung der Sünden und Gott als den lieben Vater geoffenbart habe. Es löst sich bei ihnen ein Evangelium der Liebe Gottes, des gefälligen Übersehens der Verfehlungen seiner Kinder, ungezwungen von dem Zeitgeist einer schwächlichen Kindererziehung ab. Ihre Darstellungen triefen ordentlich von Liebe und Herablassung Gottes. Nichts aber hört man davon, daß Christus gelehrt habe, daß Gott nur durch ihn, den JEsus von Nazareth, durch dessen Gehorsam, durch dessen Leben, Leiden und Sterben, durch dessen Sühnewerk, die Vergebung der Sünden vermittelt habe. Ja, JEsus selbst habe nichts gewußt von einem Mittleramt und von einer Sühne der Sünde; das sei erst spätere Zutat der Apostel. Nun ist aber doch die Gnade Gottes nicht etwas abstrakt Apartes, kein Philosophem, sondern sie ist das Heilsgut der Erlösung, das noch heute nur in Christo vorhanden ist, ἡ αὐτοῦ χάρις διὰ ἀπολυτρώσεως τῆς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ, Röm. 3, 24. Denn in oder an Christo haben wir die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, Kol. 1, 14. So wollen wir denn der heutigen Versandung des evangelischen Christentums gegenüber, und zwar nur aus synoptischen Reden JEsu, noch etwas nachzuweisen suchen, daß, ganz abgesehen davon, daß JEsus ein Phantom, ein Mythos, gewesen sei, er, der leibhaftige JEsus von Nazareth, sich selbst als Erlöser der Sünder, als Mittler und Sühner zwischen Gott und den Menschen betrachtet und geoffenbart hat. Denn von diesen synoptischen Reden JEsu hören wir die modernen Theologen noch anerkennend reden. Nachdem z. B. Wundt in seiner „Völkerpsychologie" der zahllosen Mythen und Legenden gedacht hat, mit denen JEsu Bild umwoben sei, läßt er sich also vernehmen: „Aber was von diesen Legenden nicht berührt wird und sich nirgends in ihren mythologischen Vorbildern findet, das sind die Aussprüche und Reden Jesu, wie sie in den synoptischen Evangelien überliefert sind." (Vgl. Dunkmann, S. 20 f.) Uns stehen indes von vorneherein gerade auch die synoptischen Evangelien — wir scheuen dieses Opfer des Intellekts nicht — als inspiriertes Gotteswort fest, wie in einzelnen Partien, so auch als Ganzes. Sie sind uns unter Zuhilfenahme der literarischen Tätigkeit jener Synoptiker als inspirierter Schreiber dennoch des himmlischen Vaters selbsteigener mehrfacher Bericht von dem Leben, Reden und Wirken seines Sohnes, den er nun einmal in der Gestalt des sündlichen Fleisches mitten in die Welt hineingesetzt hat zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden, Luk. 2, 34 f. W. Georgi.

(Fortsetzung folgt.)

Verhängnisvolle „Kriegsziele“.*)

Die äußeren, politischen Kriegsziele dürfen vorerst noch nicht in der Öffentlichkeit besprochen werden. Und je schwerer dies Verbot auf manchen sich im Besitze besonderer politischer Weisheit Wähnenden lastet, um so berechtigter und segensreicher ist es. Denn einmal fehlen uns trotz aller gewaltigen Erfolge, die unsere tapferen Heere unter ihren genialen Führern errungen haben, noch alle Voraussetzungen, unter denen eine wirklich fruchtbare Diskussion der Kriegsziele allein möglich wäre, und zum andern würde diese Diskussion, gerade weil es sich vorerst nur um Möglichkeiten handelt, unser Volk nicht zusammenschließen zu gemeinsamen Taten, sondern nur unheilvoll zerklüften. Die Diskussion würde bald in leidenschaftliches Gezänk ausarten, weil jeder die von ihm und seiner Partei erstrebten Sonderziele als die notwendigsten, um jeden Preis zu erringenden ausgeben würde. Wir haben aber vorerst Wichtigeres zu tun, als unsere Kraft in Wort- und Federfeldzügen zu vergeuden.

Ein Verbot, die auf dem Gebiet des inneren Lebens unsers Volkes liegenden Kriegsziele zu erörtern, liegt nicht vor. Und so sehen wir denn dieselben auch in Vorträgen, in Zeitschriften, in der Tagespresse trotz des sogenannten Burgfriedens allseitig behandelt. Was soll uns der Krieg für die Gesundung des gesamten inneren Lebens unsers Volkes nicht alles bringen! Man sieht ein neues Weltalter heraufziehen. Auch auf kirchlichem Gebiet erwartet man überall Neues. Man erwartet, was man wünscht. Hervorragende positive Theologen haben in einer Artikelserie der „Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ ihre Hoffnungen und Wünsche für die Zeit nach dem gewaltigen Weltkrieg niedergelegt. Diese sind vielfach die unsern. Nur daß wir von dem durch den Krieg wirklich für unser Volk erzielten bleibenden religiösen Gewinn ungleich bescheidener denken und die gottgewollte conditio sine qua non für eine diesen Namen verdienende religiöse Erneuerung unsers Volkes ganz anders noch betont sehen möchten. Viel geschäftiger aber noch als unsere Positiven ist der Liberalismus in all seinen Schattierungen, seine Wünsche, meist schon mehr in Gestalt von sofort zu erfüllenden Forderungen, zu formulieren und sie der Öffentlichkeit zu präsentieren. Daß diese Forderungen zumeist auf einen Umsturz der gegenwärtigen Rechtsverhältnisse hinauslaufen, darüber dürften sich die,

*) Dem hier folgenden Artikel, welchen D. Amelung im „Theologischen Zeitblatt“, dem Organ des Lutherischen Bundes, veröffentlicht, fügen wir nur den Gedanken hinzu, daß eine bloß formelle Anerkennung des lutherischen Bekenntnisses der Kirche nicht genügen darf, wenn in derselben keine entsprechende Lehrzucht geübt wird, ohne welche eine sonst richtige Bekenntnisstellung wie die berüchtigte belgische Neutralität herabsinkt zu einem relativ wertlosen Fetzen Papier.
F. B.

welche sie stellen, völlig klar sein. Weniger die Tausende und aber Tausende, welche von ihnen als von selbstverständlichen Folgen der gewaltigen nationalen Erhebung unsers Volkes infolge des Krieges hören und lesen. Schlagworte finden immer ihr Publikum und ein um so größeres und begeisterteres, je unklarer und verschwommener sie sind. Daß in unserer Zeit, in der unser deutsches Volk in herzerhebender Einheit, ohne jeglichen Unterschied der Parteien, sich zum Schutz des bedrängten Vaterlandes erhoben und gewaltige Taten vollbracht hat, Forderungen wie die der Gleichberechtigung der Richtungen, der Einheitsschule, der evangelischen Einheits- oder Reichskirche in den weitesten Kreisen Widerhall, begeisterten Widerhall, finden, darf uns nicht wundernehmen. Was diese Forderungen in Wirklichkeit bedeuten, welche Werte ihre Erfüllung zerstören, welche Konsequenzen sie nach sich ziehen würden, darüber sind sich Unzählige völlig unklar. Um so klarer freilich müssen sich alle die darüber werden, welche die Kirche des lauteren Wortes Gottes und des unverkürzten Bekenntnisses als Segensspenderin auch nach dem gewaltigen Weltkrieg unserm Volke erhalten sehen möchten und für deren Erhaltung entschlossen eintreten wollen.

Gleichberechtigung der Richtungen — über dies im „Theologischen Zeitblatt“ schon oft behandelte Thema nur einige wenige Worte! Wir kennen diese Forderung unsers Liberalismus schon aus der Zeit vor dem Kriege. Sie war in den letzten Jahren nicht eine, sondern die Forderung. Der Liberalismus kämpfte leidenschaftlich darum in der richtigen Erkenntnis, daß nach Erreichung dieses Zieles das Feld ihm gehören würde, daß für jede Bekenntniskirche das Zugeständnis dieser Gleichberechtigung einen Akt der Selbstauflösung bedeutet. Einen gewaltigen Dienst hat den Vorkämpfern für Gleichberechtigung der Richtungen der für die Dauer des Krieges eingegangene, liberalerseits freilich durchaus nicht immer allzu gewissenhaft eingehaltene Burgfriede geleistet. Man sagt — und macht damit auf weite Kreise Eindruck —: „Wenn es im Kriege möglich gewesen ist, daß die verschiedenen Richtungen innerhalb der Kirche friedlich nebeneinander leben, sich gegenseitig anerkennen und gemeinsam arbeiten, so muß es auch im Frieden möglich sein. Dann ist das unfruchtbare Zanken und Streiten für alle Zeiten vorbei. Eine neue Blüte kann für die Kirche kommen.“ Das klingt alles so unschuldig, so selbstverständlich, so echt zeitgemäß, daß alle diejenigen, welche in der Religion nur eine Sache der „Stimmung“ sehen, für dieses Kriegsziel mit aller Kraft eintreten zu müssen glauben und an seiner Erreichung nicht irgendwie zweifeln. Das Neue ist nur, daß auch Männer, welche noch vor wenigen Jahren mehr oder weniger Verständnis für die Bekenntniskirche zu haben schienen, nunmehr begeistert für die Gleichberechtigung der Richtungen als das Heilmittel der kirchlichen Schäden eintreten. Der Hamburger Hauptpastor, Professor D. Hunzinger, der noch vor wenigen Jahren von der Bedeutung des Bekenntnisses für die Kirche sehr kraftvoll [?] zu reden wußte, will

von nun an alles „dogmatisch Trennende“ zurückgestellt wissen, weil im Augenblick des Kriegsausbruches selbst bei den „unentwegten Kampfhähnen“ die kirchlichen Streitfragen zurückgetreten, und im praktischen religiösen Handeln, in Predigten und Seelsorge einfache christliche Grundsätze und Grunderlebnisse hervorgetreten seien als gemeinsamer Besitz und Erwerb der bisher streitenden Brüder. Die „Schlichtheit dieser undogmatischen Kriegsfrömmigkeit“, diese „wundervolle Synthese auf dem Gebiet des religiösen Lebens“, wird begeistert gepriesen und auf Gottes lebendiges Eingreifen zurückgeführt. Die neugeschenkte Frömmigkeit, deren Wesen darin bestehen soll, daß der Intellektualismus, das Vorwiegen verstandesmäßigen Erkennens auf religiösem Gebiet, überwunden wird und das religiöse Gefühl („Stimmung“) sein Recht bekommt, soll in der Entwicklung unsers geistigen Lebens nicht „Episode“, sondern „Epoche“ sein. So redet jetzt ein Mann, in dem noch vor wenigen Jahren gar manche den künftigen Führer der entschiedenen Lutheraner Deutschlands zu sehen glaubten! D. Seeberg in Berlin sucht, bisher vergebens, nach einer alle Parteien einigenden Formel. Und ein praktischer Versuch ist auf einer vom Zentralausschuß für Innere Mission in Berlin berufenen Konferenz der verschiedenartigsten Vereine gemacht worden, die als Ziel die Gründung einer deutsch-evangelischen Arbeitsgemeinschaft auf der, wenn auch nicht direkt ausgesprochenen, Basis der Gleichberechtigung der Richtungen anstrebte. Der Versuch scheint bisher auf unüberwindbare Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Aber er wird wiederkommen!

So viel von dem ersten Kriegsziel, der Gleichberechtigung der Richtungen. Was wir Lutheraner davon halten, das brauche ich im „Theologischen Zeitblatt“ nicht auseinanderzusetzen. Von fleischlichem Hader und Streit wollen auch wir nichts wissen, und wir wollten uns freuen, wenn der Krieg allem Schmähen, Lästern und Verleumden in den Geisteskämpfen für immer ein Ende gemacht hätte. Wir sind freilich nicht schwärmerisch genug veranlagt, um solchen Traum zu träumen. Mensch bleibt Mensch, solange es Sünde in der Welt gibt. Weil wir aber den kennen, der von sich bezeugt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (nicht ein Weg, eine Wahrheit, ein Leben neben andern), weil uns die Kirche die Gemeinde der Gläubigen, nicht die Gemeinde der „Religiösgestimmten“ ist, lehnen wir nach wie vor solche Gleichberechtigung der Richtungen als mit dem Wesen der Kirche unvereinbar prinzipiell ab. Wir können die Schwachen tragen, weisen aber jeden Versuch, der Irrlehre und dem Mißglauben Heimatsrecht in unserer lutherischen Kirche zu erringen, mit allem Nachdruck ab. Eine Kirche, die sich zur prinzipiellen Anerkennung solcher Gleichberechtigung der Richtungen hergibt, hört damit auf, Kirche im Sinne unsers Bekenntnisses, namentlich des Artikels VII der **Confessio Augustana**, zu sein.

Noch kürzer können wir uns fassen, wenn wir das zweite „Kriegs-

ziel“ ins Auge fassen: die nationale Einheitsschule. Unter dem Zeichen dieser Forderung haben vor dem Kriege alle großen Lehrerversammlungen getagt, die gesamte liberale Volksschullehrerschaft bekennt sich leidenschaftlich zu ihr, die liberalen Parteien im Deutschen Reiche haben sie in ihr Programm aufgenommen. Auch die Sozialdemokratie tritt entschieden für sie ein, wenn auch nur für die Einheitsschule unter Weglassung des „national“. Durch den Krieg glaubt man sich der Erreichung des ersehnten Zieles nahe gerückt. Hoch und niedrig, arm und reich kämpft draußen im Schützengraben gemeinsam Schulter an Schulter für das Vaterland. Diese Gemeinsamkeit des nationalen Wollens und Leistens fordert gebieterisch eine gemeinsame gleiche Ausbildung der Jugend unsers Volkes. Sie allein vermag die durch den Krieg gewordene Einigkeit zu erhalten und Garantie dafür zu leisten, daß das Aufsteigen im Leben sich nicht nach Geburt und Besitz, sondern nur nach den Leistungen und der Tüchtigkeit richtet. So hören und lesen wir.

Es ist freilich mehr ein Prinzip, für das man kämpft, als eine klar in ihrem Wesen erkannte, sozusagen greifbare Größe. Wie verschieden stellt sich doch die gefeierte Einheitsschule in den verschiedenen Köpfen dar! Es ist hier nicht der Ort, auf die der Wirklichkeit des Lebens abgewandte idealistische Schwärmerei hinzuweisen, welche den Gedanken der Einheitsschule in die Welt gesetzt hat. Überlassen wir es getrost den Schwärmern für dies Schulgebilde, sich gegenseitig ad absurdum zu führen. Für uns kommt es nur darauf an, daß die ersehnte Einheitsschule der Zukunft ganz naturgemäß prinzipiell religionslos oder wenigstens interkonfessionell sein muß, daß schrift- und bekenntnismäßiger Religionsunterricht in keinem Fall in ihr eine Stätte finden wird, sondern höchstens ein allgemeiner, mehr oder weniger christlich abgetönter Moralunterricht und „objektive Religionsgeschichte“. Von diesen früher sehr offen ausgesprochenen Folgeerscheinungen der nationalen Einheitsschule redet man augenblicklich aus sehr naheliegenden Gründen weniger als vor dem Krieg. Es ist ja „Burgfriede“. Wer aber unsere Lehrerpresse aufmerksam liest, der ist keinen Augenblick darüber im Zweifel, was die erstrebte Einheitsschule für den christlichen Religionsunterricht bedeuten würde. Nichts anderes als seinen Tod und damit für unsere Christenkinder die schwerste Schädigung, die ihnen überhaupt zugefügt werden kann.

Daß neben der Einheitsschule auch die deutsche Einheitskirche, die „Reichskirche“, als Kriegsziel erscheint, wer wollte sich darüber wundern? Der Begriff „Reichskirche“ ist nun zwar, wie die Verhältnisse tatsächlich liegen, ein Unding und zugleich eine Beleidigung für die Millionen von Katholiken, die als vollberechtigte Glieder des Deutschen Reiches in unserer Mitte leben. Als deutsche Reichskirche könnte doch nur die Kirche bezeichnet werden, welche alle in dem Reiche lebenden Christen umschlösse. Allein, daß unsere katholischen Mitbürger zu einem

solchen kirchlichen Zusammenschluß mit uns Evangelischen sich bereitfinden würden, das wagt wohl auch der kühnste Reichskirchenschwärmer vorerst nicht zu hoffen, am allerwenigsten nach diesem Kriege, aus dem, wenn nicht alle Zeichen trügen, die katholische Kirche mit stark gesteigertem Kraftbewußtsein hervorgehen und dies in sehr greifbaren Forderungen zum Ausdruck bringen dürfte. Von einer deutschen Reichskirche aber reden, wenn ein Drittel des deutschen Volkes ihr gar nicht angehört, ist ein Nonsens und außerdem eine schwere Kränkung für jenes Dritteil, welches wohl dem Reiche, aber nicht der Reichskirche angehören würde.

Bleibt also nur die einheitliche evangelische Kirche Deutschlands, fälschlich „Reichskirche“ genannt. Auch deren Forderung ist nicht neu. Kaum war das Deutsche Reich 1871 ins Leben getreten, da wurde sie mit tönenden Worten erhoben. Die mißlichen Erfahrungen in der Zeit des Kulturkampfes ermutigten nicht, ihrer Verwirklichung näherzutreten. Aber in liberalen und mittelparteilichen Kreisen träumte man gern den „herrlichen Traum“ von einer einheitlichen evangelischen Kirche des Deutschen Reiches weiter, arbeitete im stillen für die Verwirklichung dieses Traumes und begrüßte alles, was diese zu unterstützen schien, so namentlich die Gründung des Evangelischen Kirchenausschusses, dessen Verlegung nach Berlin usw., mit hoffnungsvoller Freude. Kein Wunder, daß die durch den Krieg verursachte starke nationale Bewegung, das gesteigerte Einheitsbewußtsein unsers Volkes, sich auch in der jetzt wieder lauter und immer lauter ertönenden Forderung nach einer einheitlichen evangelischen Kirche Deutschlands äußert. Wieder sagt man: Es braucht ja nur der Zustand festgehalten und rechtlich festgestellt zu werden, der jetzt draußen im Felde besteht, wo der Krieg die konfessionellen wie landeskirchlichen Schranken niedergerissen hat, und die deutsche evangelische Einheitskirche ist da. Was dem konfessionellen Gewissen im Kriege möglich ist, das muß es auch im Frieden der Erreichung eines hohen Zieles zum Opfer bringen können. Dieser Beweis aus dem Notstand des Krieges für die Friedenszeit ist ja nun zwar prinzipiell falsch, und es ließen sich die wunderlichsten Konsequenzen daraus ziehen; aber wir müssen zugeben: für die große Menge, welche nicht weiß, was Kirche in Wirklichkeit ist, hat diese Beweisführung etwas sehr Bestechendes, und wir dürfen uns gar nicht wundern, wenn der Ruf nach der evangelischen Einheitskirche in nächster Zeit immer lauter an unser Ohr dringen, ja, wenn diese „Reichskirche“ geradezu als nationale Forderung hingestellt werden wird.

Es ist uns sehr bezeichnend, zum Teil freilich auch sehr schmerzlich, zu sehen, wer sie erhebt. Selbstverständlich der entschiedene Liberalismus. Von ihm wundert es uns am wenigsten. Er hat nie einen klaren Begriff von dem Wesen der Kirche gehabt, hält das Bekenntnis nur für eine der Geschichte angehörende Größe. Was hindert ihn also, begeistert der bekenntnislosen Einheitskirche der Zukunft zuzujauchzen?

So tritt der bekannte liberale Professor Weinel in Jena im 193. Flugblatt des Dürerbundes geradezu fanatisch für die deutsche Reichskirche und deren Errichtung um jeden Preis ein. Einem in der „Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung" Nr. 46 enthaltenen Auszug zufolge soll die von ihm erstrebte deutsche Reichskirche alle, Konfessionelle und Neureligiöse, Orthodoxe und Freigeister, umschließen. Nicht sollen die Einzelkirchen aufgelöst werden. Wie Bayern und Sachsen im Deutschen Reiche Platz haben und doch Bayern und Sachsen bleiben, so soll alles in seiner kirchlichen und religiösen Besonderheit bleiben, aber ein Einheitsband in der Reichskirche finden. Leben und leben lassen ist ihr Grundsatz: „Einheit auf dem Boden völliger Freiheit, das ist die Lösung des jahrhundertelangen Haders." Um diese Einigkeit kräftig durchzuführen, muß ein Reichskirchentag eingeführt werden, der das gesamte deutsche Kirchenvolk vertritt und aus allgemeinen, gleichen, direkten geheimen Wahlen hervorgeht. (!) Eine bereits vorgeschlagene Reichssynode taugt nichts, weil der Modus der Synodalwahlen mehr zu einer Zusammensetzung im Sinne des Kirchenregimentes als zu einer Vertretung des Kirchenvolkes führt. „Der Reichskirchentag darf mit diesen Antiquitäten nicht belastet werden. Es muß ein großer Schritt nach vorwärts sein, um die Freudigkeit des Volkes und nicht bloß die Zustimmung der Würdenträger für sich zu holen. Darum ein gleiches, allgemeines, direktes und geheimes Wahlrecht. Und Verhältniswahl! Wieder etwas erschrecklich Neues! Aber ist es nicht innerlich berechtigt, daß, nachdem in unsern Landessynoden, Konfessionskirchen und Sekten das geschichtlich Gewordene und die bodenständige Art gewisser Gegenden so kräftig zum Ausdruck kommen, nun einmal auch jeder deutsche evangelische Christ sich mit jedem deutschen evangelischen Christen auf einen Kandidaten einigen darf, daß jede Richtung sich über das ganze Vaterland hin ihre Vertretung schaffen und in dem Reichskirchentag, wenn sie irgend erheblich ist, zu Worte kommen kann? Überdies sind ja in dem kirchlichen Bundesrat, in dem Kirchenausschuß, wiederum die historisch gewordenen Kirchenkörper vertreten. So lasse man in dem Reichstag der Kirche alle gegenwärtigen Richtungen und einheitlichen Bestrebungen auch einheitlich zu Worte kommen. Dann gibt's in der Mannigfaltigkeit Leben und frische Tat. . . . Warum ist die Reichskirche ein Traum geblieben bis auf diesen Tag? Einst hat ein König von Württemberg die Reichskirche in Anregung gebracht, ein Gothaer Regent, der Erbprinz Ernst von Hohenlohe-Langenburg, hat sich des Gedankens angenommen, der Kaiser hat sich in Gotha für ihn erklärt. Muß man heute noch, wie einst Ullmann es tat, die Landesfürsten beschwören, zur Tat zu schreiten? Und wer unter ihnen ist bereit voranzugehen? Oder wollen wir unsere Kirchenregierungen aufrufen, endlich alle Bedenken beiseite zu lassen, die Gefahren zu vergessen, die jede Neuschöpfung mit sich bringt, und dem Volke einmal ganz vertrauensvoll seine Sache in seine Hand zu geben,

nachdem es gezeigt hat, was es zu leisten gewillt ist? Oder endlich, soll man das Volk aufrufen, insonderheit das Volk unserer Gebildeten? Zur großen Tat gehören alle zusammen. Wer das Ziel will, der greife an und arbeite an seinem Platze. Noch im Krieg müssen die großen Dinge begonnen werden, die ans Leben kommen und das neue Deutschland schaffen sollen. Während draußen die Kanonen donnern, dürfen wir nicht schlafen. Auch unsere Synoden dürfen sich nicht verkriechen, sondern müssen tagen, den Volksnöten kräftig wehren und das neu entstehende Leben sammeln und pflegen!"

Das ist deutlich geredet, fast möchten wir sagen: erfreulich deutlich. Da wird uns einmal eine ganz greifbare Größe gezeigt, nicht ein zerfließendes Nebelbild. Einer Kritik desselben bedarf es für die Leser des „Theologischen Zeitblattes" nicht. Wir stellen nur fest, daß hier während des sogenannten Burgfriedens eine Umgestaltung der gesamten Rechtsverhältnisse unserer Landeskirchen gefordert wird, die auf eine kirchliche Revolution von oben oder unten hinausläuft. Auch die aus der Geschichte aller Unionen sattsam bekannte Rücksichtslosigkeit wird bereits in Aussicht gestellt in der ganz richtigen Erkenntnis, daß ohne Gewaltmaßregeln das erstrebte Ziel nimmermehr erreicht werden kann. Der Liberalismus scheint Morgenluft zu wittern. Daher die offene Sprache. Sie bringt uns den Vorteil, daß wir das Wesen dieses „Kriegszieles" des kirchlichen Liberalismus nun genau kennen und uns danach einrichten können. — Auf eine deutsch-evangelische Einheitskirche scheint auch D. Hunzinger hinzustreben. Am Schluß eines zu Luthers Geburtstagsfeier in der Dresdner Ortsgruppe des Evangelischen Bundes gehaltenen Vortrags hat er — Dresdener Tageszeitungen zufolge — gesagt: „Wir beten, daß auch in der Kirche der Geist der Parteisucht verschwinde, daß sie zu sich selbst komme und den inneren Anschluß an die neue deutsche Volksgemeinschaft und die neue Jugendseele finde, daß sie wieder eins werden möchte mit unserer deutschen Kultur, daß unsere Kirche auferstehe als neue deutsche Kirchgemeinde" usw. Diese Worte Hunzingers dürften uns wohl über den Geist, der die deutsch-evangelische Zukunftskirche regieren wird, einigermaßen orientieren. Wir kennen diesen Geist aus vielen Kundgebungen des Protestantenvereins. Und wir bezweifeln auch wirklich keinen Augenblick, daß dieser Geist allein die erstrebte evangelische Zukunftskirche regieren kann und regieren wird.

Um so unverständlicher und schmerzlicher ist es uns gewesen, daß von einer andern Seite her ebenfalls Stimmen für die deutsch-evangelische Einheitskirche laut geworden sind, ja sehr nachdrücklich und voll Begeisterung laut geworden sind, von der wir das nimmermehr erwartet hätten. „Kreuz und Kraft", das Organ des deutschen Evangelischen Volksbundes, der einen Sammelpunkt für alle die bilden will, welche entschieden am biblischen Christentum festhalten und dasselbe für das deutsche Volksleben fruchtbar machen wollen, brachte in seiner Septem-

bernummer unter der Rubrik „Religion und Kirche“ einen Artikel seines ständigen Berichterstatters („Der getreue Eckart“), der, von der Frage: Hat die Kirche versagt? ausgehend, in folgendem Satze gipfelte: „Eine freie und starke evangelische Kirche des Deutschen Reiches mit einem obersten Bischof und Provinzialbischöfen, die scheint mir nach dem Krieg eine dringende Notwendigkeit zu sein.“ Der „getreue Eckart“ wollte mit dieser Forderung gewiß dem Besten der Kirche dienen. Er will sie stark machen, damit sie nach dem Kriege ihre Aufgabe an unserm Volke erfüllen kann. Er will auch nicht eine staatlich gefesselte Reichskirche, sondern eine freie evangelische Kirche des Deutschen Reichs. Seinen guten Willen also in Ehren! Allein, ist es ihm nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er mit seinem Oberbischof — gegen die bischöfliche Verfassung haben wir an sich gewiß nichts einzuwenden — den Lutheranern Deutschlands zum mindesten den Eintritt in eine Verfassungsunion zumutet, und daß er, wenn auch besten Willens, Formen schafft, welche, wie die Verhältnisse in Deutschland jetzt einmal liegen, naturnotwendig mit mittelparteilichem oder gar Weinelschem Geist angefüllt werden müssen? Eine starke positive, freie evangelische Kirche Deutschlands ist ein Wahngebilde, das stets ein solches bleiben muß. Gewiß, die Weinelschen Gedankengänge sind uns ungleich unsympathischer als die des „getreuen Eckart“. Allein, sie enthalten keine Widersprüche, sie sind der Verwirklichung fähig. Gott wolle uns in Gnaden davor bewahren! Die Vorschläge des „getreuen Eckart“ dagegen dürften nur denen ausführbar erscheinen, welchen die Kriegsbegeisterung den Blick für unsere kirchliche Lage völlig getrübt hat, und die da vergessen haben, daß Klarheit der Bekenntnisstellung für eine Kirche die allererste und wichtigste Voraussetzung ist für Gesundheit und Kraftentfaltung.

Zu der von dem „getreuen Eckart“ erhobenen Forderung, die manche nur für eine vorübergehende Entgleisung zu halten geneigt waren, bekannte sich dann ausdrücklich der Direktor des Volksbundes, P. Stuhrmann, in einem Artikel zum Reformationsfest (in der Oktobernummer von „Kreuz und Kraft“), an dessen Schluß wir die Worte lesen: „Und die Kirche der Reformation? Haben ihr die Worte des 31. Oktober nichts Neues zu sagen — nur Altes? Wird sie immer noch nur an die große Vergangenheit ihrer Geburtsstunde denken, aber die gewaltigen Aufgaben einer großen Zeit nicht begreifen? Es ist nicht zu viel gesagt: Diese große Zeit findet vielfach ein nur zu kleines kirchliches Geschlecht, ein Geschlecht, das nur den geschichtlich gewordenen Zustand der kirchlichen Zerrissenheit des evangelischen Deutschland als ‚gottgewollt‘, weil ‚gottgeworden‘, ängstlich wahren möchte, das nicht bereit ist, etwas von der berechtigten Eigenart — oft genug aber ‚unberechtigt‘ — dem großen Ganzen zum Opfer zu bringen. Jahrhundertelang war der Gedanke eines neuen einigen Deutschland nur ein Traum, und viele, die ihn träumten — nein, die ihn verwirklichen

wollten —, mußten sich verspotten lassen. Und doch ging der Traum in Erfüllung! Das neue Deutschland ward geboren! Nun gut, mag der Gedanke eines neuen evangelischen kirchlichen Deutschland ein Traum sein — wir haben den Mut, ihn zu träumen, nein, an seiner Verwirklichung zu arbeiten und um seine Erfüllung zu kämpfen. Eine neue Zukunft der Kirche, eine neue Kirche der Zukunft! Innere Reformation und äußere Reform an Haupt und Gliedern! Da ist's mit kleinen Heilmitteln nicht getan. Wann wird der evangelischen Kirche Deutschlands der Herold erstehen, der — ein neuer Christophorus — sie zu neuer Kraft emporträgt?“

Wir kennen diese Beweisführung aus der Kirchengeschichte. Sie hat für weite Kreise etwas Bestechendes. Für uns Lutheraner freilich gar nicht. Unsere berechtigte Eigenart besteht darin, daß wir die klare Bekenntnisstellung unserer lutherischen Kirchen bewahren und sie nicht durch organische Verbindung derselben mit Kirchen anderer Bekenntnisse trüben lassen wollen. Klare Stellung zum Bekenntnis ist uns weit wertvoller als die kraftvollste, vielversprechendste Organisation! Wir schwärmen keineswegs für die kirchliche Zerrissenheit in unserm deutschen Vaterland. Würden sich alle deutschen evangelischen Landeskirchen auf den Boden des unverkürzten lutherischen Bekenntnisses stellen, wir wären die ersten, die eine einheitliche lutherische Kirche Deutschlands warm begrüßten. Wir bedauern, daß einst durch Fürstenwillkür der Fremdkörper des Calvinismus Eingang in Deutschland gefunden, und als Folgeerscheinung später die Union hinzugekommen ist. Wir bedauern die allein [?] dadurch entstandene Zerrissenheit der evangelischen Kirche Deutschlands. Die territoriale Zersplitterung würde leicht zu überwinden sein, wenn nicht eine Zersplitterung des Bekenntnisstandes hinzugekommen wäre. Allein, da dies nun einmal der Fall ist, sind wir außerstande, den geschichtlich gewordenen konfessionellen Zustand Deutschlands mit menschlich willkürlichen Mitteln zu ändern. Schilt man uns deshalb rückständig oder ein „kleines kirchliches Geschlecht“, so wollen wir uns darob nicht grämen. Wir finden uns in guter Gesellschaft. Luther setzte in Marburg den zwinglischen Träumen von einer starken einheitlichen protestantischen Kirche sein scheinbar hartes „Ihr habt einen anderen Geist empfangen“ entgegen und rettete so für die nach ihm benannte Kirche das reine Bekenntnis vom hochwürdigen Altarsakrament. Die alten knorrigen Lutheraner nach Luthers Tode setzten den Träumen des Philippismus ein glaubenstrotziges „Nein“ entgegen und retteten dadurch Luthers Erbe für die kommenden Zeiten. Und unsere Väter — sie ließen sich lieber von Haus und Hof verjagen, als daß sie der Zertrümmerung des lutherischen Bekenntnisses durch die Union ihre Zustimmung gaben. Und ihnen ist es nächst Gottes Gnade in erster Linie zu verdanken, wenn die lutherische Kirche auch in unierten Gebieten heute noch eine Heimstätte hat.

P. Stuhrmann will sich seinen Lieblingstraum von einer kraft-

vollen, einheitlichen evangelischen Kirche nicht nehmen lassen. Dürfen wir aber auf dem Gebiete des Reiches Gottes, der Kirche JEsu Christi, träumen? Dürfen wir Menschengedanken und Menschenwünsche über den klaren Willen unsers HErrn setzen, der uns befiehlt, treu zu bewahren, was uns vertraut ist? Bei Stuhrmanns oben mitgeteilten begeisterten Ausführungen mußte ich an das Augustinsche Wort denken, das unter einem Bilde des seligen Vilmar steht: „In ecclesia non valet: Hoc ego dico, hoc tu dicis, hoc ille dicit, sed: Haec dicit Dominus“ (In der Kirche gilt nicht: Das sage ich, das sagst du, das sagt er, sondern: Das sagt der HErr“). Auf Grund des Wortes Gottes bekennen wir mit der Confessio Augustana, Art. VII, „daß die Kirche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt, und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden“. Hierdurch ist für uns jede Union, auch jede Verfassungsunion mit einer nichtlutherischen Kirche, ausgeschlossen, damit aber zugleich die Kirchenreformpläne der Führer des deutschen Evangelischen Volksbundes. Vgl. dazu Kliefoths Vortrag auf der Allgemeinen Ev.-Luth. Konferenz in Hannover (1868): „Was fordert Art. 7 der Augsburgischen Konfession hinsichtlich des Kirchenregimentes der lutherischen Kirche?“ Was uns zu der Ablehnung der „Reichskirche“ sowie der „freien, starken, einheitlichen evangelischen Kirche Deutschlands“ in Stuhrmanns Sinne treibt, ist nicht Eigenbrötelei, nicht kleinlicher Partikularismus, sondern die Treue gegen das Bekenntnis unserer Kirche und die Liebe zu unserm lutherischen Christenvolk, welche ihm die der lutherischen Kirche anvertrauten Schätze unverkürzt und unentwertet erhalten möchte.

Wir haben drei von weiten Kreisen unsers Volkes mit mehr oder weniger Begeisterung erhobene Forderungen mit aller Entschiedenheit ablehnen müssen, weil wir von ihnen keine Förderung, sondern eine schwere Schädigung unsers Volkes wie unserer Kirche erwarten. Sollen wir uns selbst zu einem „Kriegsziel“ im obigen Sinn bekennen, so kann dies kein anderes sein, als daß unser liebes deutsches Volk auf seines Gottes Stimme, die es in dieser ernsten Kriegszeit so eindringlich durch Gericht und Gnade ruft und lockt, hört, daß es sich von ganzem Herzen zu ihm bekehrt und die alten Sünden abtut, daß es bereit ist, sich dem HErrn, seinem Gott, der ihm in seiner Not so wunderbar beigestanden, zu willigem, dankbarem Dienst zu ergeben, daß es sich die Augen öffnen läßt für die ihm von Gott verliehenen Gnadengaben und erkennt, wo in Wahrheit die starken Wurzeln seiner Kraft liegen, daß es aber nicht durch eigene, selbsterwählte Wege Gottes Pläne kreuzt, nicht durch, wenn auch noch so wohlgemeintes, Menschenwerk Gottes Werk hindert und, statt aufzubauen, niederreißt. Aller ernsten Christen Gebet muß in dieser für die Zukunft unsers Volkes wie unserer Kirche entscheidungsvollen Zeit noch mehr und brünstiger als sonst sein: „HErr, zeige uns deine Wege, lehre uns deine Stege!“

Vermischtes.

Von D. Karl Hackenschmidt, dem im vorigen Jahre verstorbenen Pastor der St. Peterkirche in Straßburg, schreibt Horning in seinen „Theologischen Blättern": Bekanntlich wollte er eine vermittelnde Stellung einnehmen zwischen dem gewöhnlichen Liberalismus und der alten „Orthodoxie". Man hat verschiedenes von ihm in den öffentlichen Blättern lesen können, aber seine theologischen Werke wurden nicht mehr besprochen und scheinen schon vergessen zu sein, wie z. B. sein Buch „Der christliche Glaube", in acht Büchern dargestellt, herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Auch aus diesem Werke geht hervor, daß der Verstorbene gegen die zwei Naturen in Christo sich aufgelehnt hat. Er widersprach dem Athanasianischen Symbolum: „So ist nun dies der rechte Glaube, so wir glauben und bekennen, daß unser HErr JEsus Christus Gottes Sohn, Gott und Mensch ist. Gott ist er, aus des Vaters Natur, vor der Welt geboren; Mensch ist er, aus der Mutter Natur, in der Welt geboren." Hackenschmidt sagt in seinem „Christlichen Glauben": „Er ist der Gottmensch, nicht als unvorstellbares Konglomerat zweier Naturen, sondern als der Mensch, in dem die Fülle der Gottheit Gestalt gewonnen hat, und der in Gemeinschaft mit Gott die Welt regiert." (S. 279.) Auch die Versöhnungslehre schwächt er ab nach dem Vorgange Hofmanns, seines Lehrers in Erlangen, wo er in seinen jungen Jahren studierte. Er will nichts davon wissen, daß „sich Jesus Gott gegenüber als Sünder in Stellvertretung und als Gegenstand des göttlichen Zornes gefühlt" habe. Aber der Apostel Paulus schreibt doch, daß Gott den, der von keiner Sünde wußte, für uns „zur Sünde gemacht", ihn als einen fluchbeladenen, den Zorn Gottes verdienenden Sünder behandelt hat. Und doch will auch Hackenschmidt von JEsu gelehrt haben, daß „er im Sterben die Vergebung nicht bloß verbürgte, sondern erwarb, daß er nicht bloß vom Schuldgefühl, sondern von der Schuld selber erlöste und die Liebe Gottes uns nicht nur kundtat, sondern zuwendete". Wenn dies aber der Fall ist, weshalb sträubt man sich gegen das stellvertretende Leiden Christi, so wie es unsere Glaubensväter auf Grund der Heiligen Schrift dargestellt haben? Wir müssen auch hier wieder betonen, daß der Standpunkt unserer „Positiven" ein durchaus unklarer ist, ein Schwanken hin und her, das zu keiner Festigkeit im Glauben führen kann. — Im folgenden weist Horning noch hin auf Hackenschmidts unsichere Bekenntnisstellung, wenn er z. B. behaupte: . . . „keine Kirche kann sich des Besitzes einer in allen Stücken vollkommenen Heilserkenntnis rühmen, eine jede steht unter dem Gesetz der Entwicklung". An einer andern Stelle seiner „Blätter" sagt Horning von dem 1910 erschienenen Katechismus Hackenschmidts: „Wo findet sich in demselben ein Wort davon, daß JEsus Christus wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria ge-

boren, ist? Wo findet sich die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, die doch mit der Lehre von der Gottheit Christi aufs innigste zusammenhängt? Wo findet sich klar und deutlich ausgesprochen, daß Christus uns nicht nur durch seinen Gehorsam bis in den Tod, sondern auch durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben mit Gott versöhnt hat? Von Christo als vom Lehrer und Meister, HErrn und König lesen wir im Katechismus. Wo ist aber das hohepriesterliche Amt JEsu geblieben? Wo ist der Nachdruck gelegt auf sein Opfer am Kreuz? So könnten wir noch vieles anführen, wie die völlig falsche Stellung zur Heiligen Schrift, die Vernachlässigung der Erbsündenlehre, den Calvinismus in der Lehre von den Sakramenten, besonders von dem heiligen Abendmahl. Es dürfte genügen, um D. Hackenschmidt als modernen Theologen zu charakterisieren, der der Ritschlschen Schule nahegestanden, wie ihn auch Prof. Cremer beurteilt hat." Trotzdem ist Hackenschmidt auch von Lutheranern gefeiert worden als ein Mann, der „das Beste, den Glauben an den Heiland des zweiten Artikels", nicht preisgegeben habe. „In der lutherischen Gesellschaft" — bemerkt hierzu Horning — „kann man die verschiedenartigsten Ansichten in der Lehre von der Heiligen Schrift, von Christo und der Versöhnung haben, wenn man nur mittut. Wohin aber solch salzloses Wesen führt, wird die Zeit schon lehren."

Das „Was" und „Wie" des Religionsunterrichts. Hierüber sagt das Protestantische Oberkonsistorium in München in einem Bescheid über den „Religionsunterricht an höheren Lehranstalten": „Unter den mancherlei schwärmerischen Stimmen, die in dieser erregten Zeit laut werden, tritt neuerdings auch das Verlangen auf, die Kirche müsse für ihre Einwirkung auf die Jugend nach dem Kriege neue Grundlagen und Maßstäbe suchen; sie dürfe vor allem das Christentum nicht wie eine fertige Größe an die Jugend heranbringen, sondern müsse sich unbedingt in dem, was sie ihr bietet, nach der Jugend selbst richten. Nun mag ja das Wie der Darbietung in weitestem Maße von der Rücksicht auf das jugendliche Seelenleben bestimmt sein, das Was aber, sofern damit nicht nach dem Umfang, sondern nach dem Stoffgebiet des Darzubietenden gefragt wird, nimmermehr. Die Grundlagen, um die es sich hier handelt, sind nicht zu suchen, am allerwenigsten von der Jugend selbst zu erfragen, sondern sie sind uns von Gott gegeben. Ein für allemal, für jede Zeit und Lage, bestehen sie in dem göttlich geoffenbarten Evangelium von JEsus Christus. Sie haben sich in diesem Kriege bewährt und werden sich ferner bewähren, wenn nur mit Fleiß und Treue darauf gebaut wird. Daß freilich das Wort vom Kreuz seinen Anstoß auch bei einem Teil der Jugend behält, daran werden wir auch in Zukunft nichts ändern können noch dürfen. Gott behüte unsere Jugend wie vor andern Übeln, so auch vor der Experimentiersucht ungeklärter Geister und schenke ihr zu Erziehern solche zum Himmelreich gelehrte Männer, die Neues und Altes aus dem Schatz hervorholen, den er selbst ihnen in die Hände legt!" — Über das „Wie" des

Religionsunterrichts hat sich Luther ausgesprochen in seiner Vorrede zum Kleinen Katechismus. Und eine gesunde Pädagogik ist auch heute noch lange nicht bereit, diese Anweisung zum alten Eisen zu werfen. Und was die liberalen Lehrer Deutschlands betrifft, so protestieren sie zwar im Namen der Psychologie gegen Luthers Katechismus; aber sie schlagen den Sack und meinen den Esel, das heißt, ihre Feindschaft richtet sich letztlich weniger gegen das „Wie“ als gegen das „Was“ des Katechismus Luthers. F. B.

Glaube und Wissen. Nach dem Urteil auch mancher Theologen soll der christliche Glaube in unversöhnlichem Widerspruch stehen zum Wissen. Die Wissenschaft, sagt Herrmann, lehre das Gegenteil vom Glauben. So lehre z. B. die Theologie: „Gott erhört Gebete“, die Wissenschaft aber antworte: „Alles geschieht gesetznotwendig.“ Wahr ist daran allerdings, daß der Glaube im Widerspruch steht mit vielen Hypothesen der Wissenschaft; mit den Tatsachen der Erfahrung aber und jedem aus denselben richtig abgeleiteten Wissen gerät der Glaube in keinerlei wirklichen Konflikt. Der „Reichsbote“ schreibt: Zu den größten Naturforschern gehört der Schwabe Robert Mayer (1814—78), der den Satz von der „Erhaltung der Kraft“ aufstellte. In seiner Geburtsstadt Heilbronn wurde ihm 1892 ein Erzstandbild errichtet. Auf seiner Forschungsreise nach Ostindien 1840—41 berichtete er über den Empfang seiner Bücher auf dem Schiffe: „Triumphierend hielt ich die Bibel und das Gesangbuch in die Höhe, nach denen ich mich am meisten sehnte. Die bereiten mir alle Tage süße Stunden. Das Herz vom Gewühle der Welt entfernt, stimmt sich mächtig zur Andacht; in der großartigen Natur lebend, kennt man nichts Schöneres, als sich zu dem Schöpfer zu erheben.“ Am Jahresschlusse 1851 schrieb er einem Jugendfreunde: „Meine frühere Ahnung, daß die naturwissenschaftlichen Wahrheiten sich zur christlichen Religion verhalten etwa wie Bäche und Flüsse zum Weltmeere, es ist mir nun zum lebendigen Bewußtsein gekommen.“ Auf dem Naturforschertage zu Innsbruck 1869 schloß er seinen Vortrag über die Wärme und Mechanik mit den Worten: „Mit vollem Herzen rufe ich es aus: Eine richtige Philosophie darf und kann nichts sein als eine Vorbereitung für die christliche Religion.“ Sie riefen auf der einen Seite heftigen Widerspruch und Zeitungsschmähungen, auf der andern Seite lebhafte Zustimmung hervor. 1870 sagte er in einem Vortrage über Erdbeben: „Man gibt sich von gewisser Seite aus alle Mühe, das Verhältnis von Glauben und Wissen geradezu als ein feindseliges zu bezeichnen, eine Ansicht, zu der ich mich durchaus nicht bekennen kann.“ In einem Briefe vom Dezember 1874 nennt er das Darwinsche System die „moderne Irrlehre“, die dem exakten Forscher viel zu sehr mit Hypothesen arbeite und in Deutschland nur deshalb so viel Anhänger habe, „weil sich daraus Kapital für den Atheismus machen läßt“. F. B.

„Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit.“ Unter diesem Titel hat V. Cathrein eine dreibändige ethnographische Unter-

suchung herausgegeben, mit Bezug auf die er selbst in „St. d. Z.“ schreibt: „In Fragen des Geschmacks, der Höflichkeit und des Anstandes herrscht bekanntlich unter den Menschen die größte Verschiedenheit. Zur Begrüßung reichen wir Europäer einander die Hand, nahe Verwandte umarmen und küssen sich. Diese Sitte kommt manchen Naturvölkern lächerlich, ja geradezu unanständig vor. Viele Negervölker begrüßen einander durch Händeklatschen, die Boboko in Kamerun durch Aneinanderlegen der Handflächen. Weitverbreitet ist die Sitte des Entgegenhaltens von Gras oder Zweigen zum Zeichen friedlichen Entgegenkommens. Einige Völker begrüßen einander, indem sie sich gegenseitig mit der flachen Hand über Wangen, Brust und Arme streichen oder sich gegenseitig auf den Bauch klopfen. Einige Ozeanier begrüßen sich durch Aneinanderreiben der Nasenspitzen. Die Dinka spien sich früher zum Gruße an, eine Sitte, die wir Europäer uns entschieden verbitten würden. So wechseln die Verkehrssitten von Land zu Land, von Volk zu Volk. Was bei einem Volke als höflich und anständig gilt, wird bei einem andern als unhöflich oder unanständig angesehen. Ist es auch so auf sittlichem Gebiete? Oder gibt es ein einheitliches und gleichartiges sittliches Bewußtsein der ganzen Menschheit? Mit andern Worten: Gibt es einen Grundstock von sittlichen Begriffen und Grundsätzen, die wir immer und überall bei allen Menschen antreffen, und die man deshalb als einen allgemeinen, unverlierbaren Besitz der ganzen Menschheit bezeichnen muß? Zwar begegnen uns auch auf sittlichem Gebiete im einzelnen manche Unterschiede, wie wir gleich zeigen werden; trotzdem kann niemand leugnen, daß wenigstens in der Hauptsache die heutigen Kulturvölker denselben sittlichen Grundanschauungen huldigen. Alle unterscheiden in gleicher Weise zwischen gut und bös, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Tugend und Laster; alle reden von Pflicht und Gewissen, von Schuld und Unschuld, von Verbrechen und Strafe; alle halten dafür, daß nur der Schuldige gestraft werden dürfe. Alle tadeln und verabscheuen den Mörder, den Dieb, den Ehebrecher, den Wüstling, den Trunkenbold, den Lügner, Heuchler, Betrüger; dagegen loben und achten sie den pflichttreuen, gewissenhaften, ehrlichen, wahrhaftigen, dankbaren, gütigen und hilfbereiten Menschen. Kurz, alle anerkennen eine in der Hauptsache gleichartige sittliche Ordnung mit verpflichtenden Normen, die vom Willen des einzelnen unabhängig sind, und nach denen sie das eigene und fremde Tun und Lassen beurteilen und loben oder tadeln. Ist nun dieses einheitliche sittliche Bewußtsein nur eine moderne Errungenschaft der heutigen Kulturmenschheit? Oder nehmen auch die Naturvölker in den Wäldern und Steppen Australiens, Amerikas und Afrikas oder in den Tundren Sibiriens daran Anteil? Und wie steht es mit den Kultur- und Naturvölkern der Vergangenheit, soweit wir von ihnen Kunde haben? Huldigten auch sie von jeher denselben sittlichen Grundanschauungen?“ Dreißig Jahre lang hat sich der Verfasser mit obiger Frage beschäftigt,

und das Resultat seiner Forschungen gibt er also an: „Eine Freude bei der mühevollen Arbeit gewährte mir die sich mit immer größerer Evidenz aufdrängende Überzeugung, daß auch ethnographisch die Einheit des sittlichen Bewußtseins über allen Zweifel feststehe, wenn man diese Einheit nur richtig auffaßt.“ Das stimmt mit Röm. 2, 14—16 und der Lehre der Kirche. Gerichtet ist damit aber die moderne Entwickelungslehre, welche diese Einheit des sittlichen Bewußtseins leugnet und behauptet, daß alle geistigen Güter der Menschheit, wie Sprache, Religion, Recht, Sitte usw., sich gebildet haben „nur in einem ununterbrochenen organisierten Prozesse einer Anpassung und der damit verknüpften Auslese gewisser, durch natürliche Anlage bevorzugter sozialer Gruppen“, und daß wir somit nicht befugt seien, von einem „allgemeinen, überall gültigen Sittengesetz zu sprechen“. Die evolutionistische Ethnologie wird widerlegt durch die Tatsachen der Ethnographie. F. B.

„Gottesbegegnungen im großen Kriege.“ Über dies Thema sind von Neuberg und Stange Schriften erschienen, in welchen mehrere tausend Feldpostbriefe, Tagebücher und sonstige Berichte religiöser Färbung auf ihren religiösen Gehalt geprüft werden. Stange kommt dabei zu dem Resultat, daß der Behauptung vieler Liberalen: die durch den Krieg wiedererweckte Frömmigkeit sei alles eher als Kirchlichkeit, für die Heimat sowohl wie für das Feld die These gegenübergestellt werden müsse: „Die Frömmigkeit unserer Soldaten im Felde trägt ausgesprochen kirchliches“ (unionistisches) „Gepräge.“ Auffällig sei es aber, daß in den Berichten die Person JEsu zurücktrete. Daß dies auch der Fall ist in den religiösen Äußerungen Kaiser Wilhelms, Hindenburgs und anderer Führer, darauf haben wir bereits in früheren Nummern von „L. u. W.“ aufmerksam gemacht. Anders z. B. Gustav Adolfs Schlachtgebet: „Amen, das hilf, HErr JEsu Christ; dieweil du unser Schutzherr bist, hilf uns durch deinen Namen!“ Stange vermutet nun, daß jetzt im Kriege so selten des Namens JEsu gedacht werde, weil das Heldenhafte, Heroische und Männliche im Charakterbild JEsu in der Predigt bisher zu kurz gekommen sei! Schmerzlicher noch berührt es, daß in den Berichten so selten das Bedürfnis, sich der Versöhnung und des Todes JEsu zu getrösten, hervortritt. Freilich darf man hieraus nicht folgern, daß das Vertrauen auf Christi Versöhnungstod nur da vorhanden sei, wo es ausdrücklich bekannt wird. Ihmels hat recht, wenn er bemerkt, „daß gerade die innerlichsten Töne sich verhältnismäßig am seltensten hervorwagen“. Ganz fehlen diese Töne jedoch nicht. Eben lasen wir z. B. in einem Feldpostbriefe eines Fuhrknechtes an seine Frau die schönen Worte: „Hat nicht Gott seinen lieben Sohn Christus für uns sterben lassen, um uns zu retten? So wollen wir getrost sein und keine Mietlinge, die davonlaufen von der Herde, wenn der Wolf kommt. So verzage nicht und halte fest an Glauben und Gebet!“ Mehr als berechtigt ist es jedoch, wenn

Ihmels hinzufügt: „Sollte das Zurücktreten eines Bewußtseins der Schuld und des Bedürfnisses einer Versöhnung durch Christum nicht doch auch damit zusammenhängen, daß . . . unsere Evangeliumspredigt nicht nachdrücklich genug zugleich Predigt des heiligen, unverbrüchlichen Gesetzes Gottes gewesen ist?" Die deutschländischen Theologen haben bisher fast durch die Bank dem Gesetze die Spitze abgebrochen, und das Evangelium von der freien, vollen und unbedingten Gnade in Christo haben sie verklausuliert. Keines von beiden ist zur rechten, vollen Geltung gekommen, weder das Gesetz noch das Evangelium. Und was die Stellvertretung und Versöhnung durch Christi Blut betrifft, so sind seit den Tagen v. Hofmanns die Zeugen dafür in der Kirche Deutschlands von Jahr zu Jahr immer seltener und matter geworden. So konnte es denn auch geschehen, daß Feldprediger von dem Soldatentode als solchem rühmen, daß er den Himmel garantiere, oder wie Feldoberpfarrer D. Göns sich ausdrückte: „Jeden jungen Krieger, der hernach auf seinem Schmerzenslager seinen Wunden erliegt, umleuchtet im Tode das Wort des Apostels: ‚Er stirbt — aber er stirbt dem HErrn.' Wer sein Vaterland schützt, ist ein Guter in Gottes Augen." Wir verwundern uns darum nicht, daß die sogenannte „Kriegsfrömmigkeit" vielfach ein Christentum ohne Christum ist, daß unionistisch katholische Feldprediger reden zu konfessionell gemischten Truppenteilen, ja, daß selbst ein jüdischer Rabbi synkretistisch einen Gottesdienst mit Protestanten und Katholiken hält, weil gerade kein anderer Feldprediger zu haben ist, und daß der christliche Kollege nachher dem Rabbi von seiner Rede bezeugt, daß er dasselbe gesagt haben würde. Wahrlich, alle haben reichlich Ursache, Buße zu tun, jeder an seinem Teile; die deutschländischen Theologen aber, die fast durch die Bank die Theologie, die auf das untrügliche Wort der Schrift baut und darum die allein richtige ist, verleugnen, sollten in der Buße den Pastoren und dem Volke vorangehen. F. B.

Die christuslose Kriegsfrömmigkeit betreffend schreibt die „A. E. L. K.": „Nichts wäre verhängnisvoller, als wegen der Armut einer gewissen Kriegsfrömmigkeit nun auch zur Armut herabzusteigen und die oft magere Kost derselben zur allgemeinen Tafelordnung zu machen. Wir haben uns gefreut, wenn unsere Krieger im Kampfe auf Gott vertrauten und treu ihre Pflicht erfüllten. Aber sie sind uns nicht Propheten und Apostel. Sie zeigten uns nur, wie groß die Herrlichkeit des Evangeliums sein muß, daß schon einige Stücke daraus den Seelen Kraft gaben. Da mag man anknüpfen und weiterführen, aber nimmermehr dabei stehen bleiben. Gott weiß besser als wir, was der Mensch zu seinem Heil bedarf; dazu hat er seine großen Offenbarungen gegeben, und ihr Glanz leuchtet über die Jahrhunderte, heller als der Sonne Glanz. Wer ist, der sie ‚Last des HErrn' nennen möchte und sie verächtlich als ‚Dogmen' beiseiteschieben, da doch in ihnen der Menschheit Leben ruht? Daher sind wir nicht gewillt, die Kriegsfrömmigkeit

zum Maß und Richtschnur des künftigen Christentums zu machen. Gewiß, lernen werden wir von ihr und sind bereit, uns in manchem von ihr auch korrigieren zu lassen. Aber doch sind wir fast erschrocken, wie wenig in der Kriegsfrömmigkeit der Gedanke an Christus, an Ewigkeit und Gericht Raum fand, wie wenig das Wort vom Kreuz. Ein Geistlicher, der 2000 Feldpostbriefe auf ihren religiösen Gehalt durchprüfte, fand den Glauben an Christum nur selten vertreten. Mag sein, daß auch der Jünger JEsu nicht immer den Namen des HErrn in seinem Munde führt. Wir denken etwa an Paul Gerhardts ‚Befiehl du deine Wege‘. Der Name JEsu kommt im ganzen Liede nicht einmal vor. Aber wir haben doch nicht den Mut, den Mangel jener Feldbriefe in eine Reihe mit P. Gerhardt zu stellen, aus dem einfachen Grunde, weil tatsächlich in weiten Kreisen unsers Volkes der Glaube am Ende des ersten Artikels haltmacht. So sind diese Feldbriefe dennoch ein schmerzliches Memento für die Kirche und ihre Theologie; denn die Theologie ist die Brunnenstube für die Lehrer der Kirche. Wie ungeheuer viel muß vor dem Kriege versäumt worden sein in Predigt und Unterricht, daß die aus dem Schlaf erwachte Frömmigkeit des deutschen Volkes fast nichts mehr von JEsus weiß. Wohin haben wir uns verirrt: eine Kirche ohne Christus, eine Kirche ohne Kreuz, ohne Versöhnung, ohne den Blick ins Himmelreich! Es ist hohe Zeit, daß die Kirche mit aller Kraft wieder mitten in das Evangelium hineinrücke, unter dem Kreuze auf Golgatha ihren Stand nehme und laut verkündige: ‚Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt‘; daß sie wieder zu den Füßen ihres HErrn sich setze und sein Wort ins Herz fasse: ‚Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.‘ Ohne JEsus sind wir in Zeit und Ewigkeit verloren, wir und unser Volk. ‚Es ist in keinem andern Heil.‘“ F. B.

England, J. Mott und die Weltmission. Wie rücksichtslos England vorgeht gegen die deutschen Missionare in Afrika und insonderheit in Indien, darüber hat „L. u. W.“ schon wiederholt Mitteilungen gebracht. Selbst die Missionare der Brüdergemeinde, die im fernen Tibet arbeiten, hat man jetzt auch von ihren Stationen geholt. England hat die ganze Welt mit Lügen und Verleumdungen überflutet; die Folge davon ist offenbar eine große Furcht vor der Reaktion, wenn die Wahrheit durchsickern sollte. Daher die rigorosen Maßnahmen insonderheit gegen Missionare. In der „Freikirche“ lesen wir: „England geht systematisch in der Zerstörung der deutschen Mission vor, der es doch viel zu danken hat. Hierbei wird die Regierung noch angestachelt durch englische Missionsleute. Ein Hetzartikel eines englischen Missionars schließt mit dem Satz: ‚Die Majorität unserer Missionsleute vertritt mit ganzem Herzen die Ansicht, daß für die Deutschen jeden Ranges, jeden Glaubens und jeden Berufes Indien in Zukunft ein verschlossenes Land sein müsse.‘ Andererseits fehlt es aber in den englischen Missionskreisen nicht an Stimmen, welche die gottlose Haltung ihrer Regierung nicht

billigen. Doch scheint dies erfolglos gewesen zu sein." „Angesichts der schreienden Ungerechtigkeiten der Engländer gegen die Mission fragt man in Deutschland ganz verwundert, was der Amerikaner J. Mott dazu sage. Dieser ist der Vorsitzende der Edinburgher Weltmissionskonferenz und ihres Fortführungsausschusses, steht also gewissermaßen an der Spitze der ‚Weltmission'. Von dem Manne hätte man also wohl eine Meinungsäußerung hören dürfen. Aber er hat geschwiegen! Auch hat er bisher kein Wort gegen den amerikanischen Waffenschacher gesagt. Auch das haben ihm die Deutschen mit Recht verargt. Der Missionsmann D. Richter sucht ihn allerdings als einen ‚Diener JEsu Christi' in Schutz zu nehmen, aber mit wenig Glück. Ein Diener Christi muß mit Christo aller Ungerechtigkeit feind sein und mit Wort und Tat dagegen Zeugnis ablegen. Vor allen Dingen muß er sich gegen die kehren, welche das Reich seines HErrn zerstören. Es wäre aber doch ein Segen, wenn noch mancher in Deutschland zu der Erkenntnis käme, daß es mit der geplanten ‚Weltmission' nach der Schrift nichts ist, und daß man sich von allen Schwärmern, wie J. Mott einer ist, abwenden müsse. Der HErr JEsus aber wird nicht stillschweigen, sondern zu seiner Zeit mit allen denen reden, welche das Kommen seines Reiches hindern. Das werden auch die Engländer erfahren. Im Grunde aber kann keiner das Kommen dieses Reiches hindern. ‚Was er sich vorgenommen, und was er haben will, daß muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.' ‚Beschließet einen Rat, und werde nichts draus. Beredet euch, und es bestehe nicht; denn hier ist Immanuel!' (Jes. 8, 10.)" Der eigentliche Zweck der von J. Mott sensationell ins Werk gesetzten „Weltmission" — war es wirklich die Herrschaft Christi und seines Wortes oder die Weltherrschaft der Briten? F. B.

Die Bibel für das katholische Volk. Die „A. E. L. K." schreibt: „Welch ein Wandel der Zeiten! Der Verlag des ‚Deutschen Volksblattes' in Stuttgart gibt ein vollständiges ‚Neues Testament für das katholische Volk' heraus, und Bischof Keppler von Rottenburg schreibt dazu als Vorwort eine ‚Bischöfliche Empfehlung'. Sie lautet: ‚Das Buch der Bücher in schlichtester Form, um niedrigen Preis, damit es wirklich Gemeingut aller werden kann — das ist der einzige Zweck dieser neuen Kleinausgabe des Neuen Testaments. Sie erscheint mitten im Kriege. Die Heilige Schrift gehört ja auch zur Kriegsrüstung eines gläubigen Volkes und Heeres. Das kleine Format und der kleine Preis sollen weiteste Verbreitung ermöglichen. Bald soll das heilige Buch in keinem Hause mehr fehlen. Die reiferen Schüler sollen es in ihrer Tasche, die Soldaten in ihrem Tornister haben. In den Lazaretten soll es die brennenden Wunden mit dem Wein und Öl des barmherzigen Samaritans kühlen, in den Gefangenenlagern die heimwehkranken Herzen erfreuen als Bote der Heimat, der irdischen und ewigen. Dem Volk und dem Heer soll es die Seele mit Kriegsbrot stärken zum Aushalten und Durchhalten. Uns alle soll es aus den Nöten und Schrecken

des Krieges hinüberführen in die großen Aufgaben des Friedens. Nehmet und leset! Nehmet und gebet es andern zum Lesen! Nehmet und sendet es ins Feld als beste Liebesgabe! Niemand ist so hoch gebildet, niemand so ungebildet, daß er auf dieses Buch verzichten könnte oder müßte. Für Gebildete und Ungebildete ist es das Buch der Bücher; nur hat der Gebildete es noch nötiger als der Ungebildete, und er muß noch mehr sich Mühe geben, mit Einfalt, Bescheidenheit und Ehrfurcht darin zu lesen. Nach St. Ambrosius ist die Heilige Schrift sowohl einem gewaltigen Strom als einem lieblichen Quellbach vergleichbar: wer den Strom fürchtet, sagt er, trinke herzhaft aus dem Bächlein; wer sich nicht ins weite Meer hinauswagt, fahre getrost dem Ufer entlang (in Ps. 36). Rottenburg, 12. Juli 1915. Paul Wilhelm, Bischof.'" — Wenn Römlinge, die sonst dem Volke die Bibel vorenthalten, jetzt im Kriege ihren Leuten das Neue Testament in die Hände geben — geschieht das wohl in der Einfalt und Lauterkeit und ohne Nebengedanken? Ist dabei nicht ein Hauptgrund der, daß sie die Bekanntschaft mit Luthers Bibelübersetzung, die sie so viel geschmäht, verhindern wollen? Zudem gehört es ja mit zum Wesen des Antichristen, daß er kommt im Namen und unter dem Schein des Christentums. Unter Protestanten gerade auch vom Schlage der „A. E. L. K.", die „den Papst nicht verstehen können", wenn er wider Luther loszieht, hat Bischof Keppler mit seiner Bibelempfehlung offenbar bereits einen klugen, starken Zug getan. F. B.

Die hochkirchliche Frömmigkeit in der anglikanischen Kirche besteht wie die der katholischen Kirche wesentlich in äußerlichem Formelkram. Der „Th. Litz." 1915, S. 547, zufolge weist J. W. Legg, ein Vertreter der hochkirchlichen Richtung, in seiner Schrift *English Church Life, from the Restoration to the Tractarian Movement* vornehmlich hin auf folgende „Zeichen lebendiger Frömmigkeit": möglichst häufig und unter strengster Beobachtung des eucharistischen Zeremoniells das Abendmahl genießen, täglich den hochkirchlichen Gottesdienst besuchen, sorgfältig alle kirchlichen Gebräuche beobachten und sich der privaten Beichte nicht entziehen. Auch die Ausstattung der kirchlichen Gebäude von dem Material an, aus dem der Altar verfertigt ist, bis hin zu den Lichtern, Kreuzen, Bildern, Decken und Priestergewändern, die kirchlichen Gebräuche des Stehens, Kniens, Sich-nach-Osten-Wendens, Sich-verbeugens, die feierliche Ausgestaltung des Gottesdienstes durch Musik und Gesang, die Anrufung der Heiligen und Engel, die kirchliche Stimmung in den Gebetbüchern, die Wertlegung auf das hochkirchliche Dogma von der apostolischen Sukzession und auf die Lehre von der Kirche — das alles sind nach Legg untrügliche Kennzeichen des rechten geistlichen Lebens in der anglikanischen Hochkirche. Verbunden ist dieser Formalismus zugleich mit souveräner Verachtung der Dissenters, der Puritaner, Presbyterianer, Methodisten u. a., mit Verachtung gerade auch für ihre

Arbeit in der Mission und Bibelverbreitung. Der Ritualismus ist weiter nichts als Papismus ohne den Papst. F. B.

Zur Haltung der Protestanten in Spanien im Weltkrieg schreibt Theodor Fliedner: Der spanische Protestantismus ist kein einheitliches Gebilde. Im Jahre 1855 entstand in Schottland eine spanische Evangelisationsgesellschaft; in Sevilla schlossen sich Spanier an die episkopale Kirche Englands an; an andern Orten waren irische Presbyterianer, englische Methodisten, amerikanische Kongregationalisten, ein holländisches und ein Schweizer Komitee tätig. Fritz Fliedner wurde 1870 hingesandt von einem Berliner Komitee, dem sich ein Stuttgarter und Barmer Komitee anschloß. Fliedners Arbeit führte zur Bildung der größten evangelischen Körperschaft, der Iglesia Evangelica Espanola, der sich nur die Methodisten, Darbisten und Episkopalen nicht angeschlossen haben. Insonderheit durch seine Schulen, Gymnasien und Waisenhäuser ist das deutsche Evangelisationswerk das bedeutendste von allen geworden. Zu Anfang des Krieges wurden die evangelischen Spanier durch die Lügenpresse irregeführt. Von großem Segen erwies sich da aber das deutsche Werk, obwohl die Tatsache, daß sich die Klerikalen in Spanien aus Haß gegen das atheistische Frankreich und das Bibeln verbreitende England auf Deutschlands Seite stellte, Schließlich gingen aber die evangelischen Spanier mit stillem Lächeln über die Deutschenfreundlichkeit der Klerikalen hinweg, indem sie sich sagten: Wenn Deutschland siegt, wird auch das Land Luthers dem Evangelium in Spanien Bahn brechen. So hat die evangelische Mission in Spanien drei Fronten: die deutschfreundlichen Klerikalen, die franzosenfreundlichen Liberalen und einige englandfreundliche Protestanten. „Die Zahl der Freunde Deutschlands aber", schreibt Fritz Fliedner, „nimmt zu, und neidisch blicken auf uns diejenigen, die erwarteten, unser Werk würde gleich zu Anfang des Krieges zusammenbrechen." F. B.

„Deutsche Gesellschaft 1914." Das ist der Name der jüngsten von den zahllosen Vereinen in Deutschland. Der Vorsitzende, Kolonialstaatssekretär Dr. Solf, erklärte: „Die Gesellschaft will den Geist der Einheit und der Vaterlandsliebe, die sich in den Augusttagen 1914 so herrlich und herzerfrischend dargetan hat, im deutschen Volke wach erhalten." Bei dieser Gelegenheit erwähnte Generaloberst von Moltke ein Wort Lagardes: „Ein Volk sein, heißt eine gemeinsame Not empfinden" und fügte hinzu: „1871 sind wir ein Reich geworden, jetzt gilt es, daß wir ein Volk werden." — Wenn diese Gesellschaft unverworren bleibt mit den verderblichen Bestrebungen nach einer deutschen Einheitsschule, Nationalkirche, Volksreligion usw., wie sie Rade, Hunzinger, Seeberg und andere Liberale und leider auch Positive vertreten, und ihre Vereinsziele wirklich beschränkt auf das rein Bürgerliche und Politische, so wäre gegen dieselbe vom theologischen Standpunkt aus nichts einzuwenden. F. B.

Moderner Pseudogermanismus. Dr. F. Kolbenheyer schreibt in einer hiesigen Zeitung: „Ungeheuer starke Einzelnaturen gehen ihre eigenen Wege, ob wir dieselben vom ethischen oder vom sogenannten Gewissensstandpunkte aus für recht halten oder nicht. Manchmal unterliegen solche Naturen, manchmal gewinnen sie. So auch mit größeren Einheiten, wie z. B. ganze Nationen solche vorstellen. Die Geschichte liefert uns solche Beispiele." „Große Menschen und große Nationen können nicht nach strikt ethischen Grundsätzen beurteilt werden. Solche Naturen haben ein Sittengesetz eigener Natur in sich. Soviel wir gewöhnlichen Menschen dagegen anfechten, so wird solche Anfechtung die Welt, wie sie ist, doch nicht ändern." „Die Durchschnittsnatur ist hauptsächlich deshalb so stark ethisch und sittlich, weil sie es nicht in sich hat, anders zu sein. Geistige und physische Gewalt geht durch und kümmert sich kaum um das, was der Durchschnitt über sie denkt. So war der Engländer der letzten paar Jahrhunderte, und der wirklich tiefer in den Betrieb der Menschheit Schauende wird ihn darum nicht tadeln." — Mit solchem Unsinn, der Musik nur in den Ohren von Lasterknechten bedeutet, machen deutschländische Vertreter in Amerika das deutsche Volk nur verächtlich. Solche Exponenten des „deutschen Geisteslebens" schaden dem Deutschtum mehr, als sie nützen. Sie schwächen das ehrliche Wort des Kaisers nur ab: „Ich habe den Krieg nicht gewollt." Wir lassen uns in Amerika nicht puritanisieren; aber wir würden uns auch ebensowenig, selbst wenn wir in Deutschland lebten, im Sinne Kolbenheyers und der neuen Ethiker „germanisieren" lassen. Gottlob, das Christentum des deutschen Volkes ist noch lange nicht identisch mit dem Wechselbalg, den viele seiner Professoren dafür ausgeben, und das wirkliche Deutschtum des deutschen Volkes hat wenig oder nichts gemein mit den Schwärmereien vieler, die sich für professionelle Interpreten des deutschen Wesens ausgeben. Wer die deutsche Seele kennen lernen und wahrhaft deutschen Pulsschlag fühlen will, der lese nicht Nietzsches „Zarathustra", sondern vornehmlich die Schriften Luthers, des weitaus Größten aller Deutschen. F. B.

Kriegsstrafen für Ehebruch. Der Pariser Korrespondent der römischen *Tribuna* berichtet, daß die Anzahl der Morddramen, die sich zwischen Ehebrecherinnen und ihren unerwartet vom Felde heimkehrenden Gatten abspielen, in Frankreich einen erschreckenden Umfang angenommen haben. In den Pariser Gerichten schneite es geradezu Ehebruchsprozesse. Gegen die Frauen, die ihre unter den Waffen stehenden Männer betrügen, zeigen sich nun einzelne Richter von großer [?] Strenge. Ein Gerichtspräsident von Paris bestrafte die Ehebrecher, gegen die eine Nichtmilitärklage erhoben wird, mit einer Buße von 25 Francs. Erfährt er jedoch, daß der Klagende Soldat ist, so erhöht er den Kriegstarif: die Ehebrecherin wird mit einigen Tagen Gefängnis bestraft, und ihr Mitschuldiger verfällt in eine Geldstrafe von 100 Francs.

Das Ballett der Gradmesser der Kultur. Die Aufführung des schamlosen Diaghileffschen russischen Balletts im „Odeon" zu St. Louis betreffend schreibt die „W. P.": „Der Tanz war die erste Kunst, in der sich das aus dem Urzustande zu einem gewissen Grad der Zivilisation erhobene Menschengeschlecht versucht hat, diejenige Kunst, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern als ein Gradmesser der Kultur gegolten hat. Er war und ist ein Gottesdienst bei den von den Feinheiten der Zivilisation noch nicht beleckten Wilden, galt als ein Teil der Gottesverehrung und gleichzeitig als der höchste und reinste Ausdruck der Lust und der Lebensfreude bei den Griechen und Römern und muß auch heute noch, wenn er künstlerisch und geschmackvoll ausgeführt wird, als der höchste und hehrste seelische Genuß angesehen werden — er ist in seiner Vollendung eben auch heute noch ein Gottesdienst, eine Offenbarung aus den reinsten Regionen. Und eine Offenbarung bot auch gestern wieder das Diaghileffsche Ballett in seinen beiden Aufführungen. . . . Stürmisch durcheinanderfließende Farben, wildeste und doch graziöse Bewegung und ungezügeltes Temperament mischten sich in diesem Ballett, so daß sich eine gewisse Ekstase von den Künstlern, unter denen Herr Bolm den ersten Platz einnahm, sehr bald dem Publikum mitteilte, das, als der Vorhang fiel, in einen wahren Beifallstaumel ausbrach." — Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß Kultur ohne Religion und nun gar eine Kultur, deren Gradmesser das Ballett ist, einem Volke den Keim des Todes einimpft, wie die Geschichte aller bisherigen Kulturvölker lehrt. Eine Kultur, deren Spitze ein Diaghileffsches russisches Ballett ist, untergräbt die Moral, die Familie, den Staat. Wo der Geist des Balletts herrscht, da erstickt Genußsucht den Opfersinn, da verschwinden aus der Ehe die Kinder, da ist das Schicksal eines Volkes besiegelt. Ohne das Salz des Christentums bedeutet die Kultur überall das Grab eines Volkes. F. B.

Verleumdung und parlamentarisches System. Senator Humbert schreibt im *Journal:* „Frankreich stirbt aus Furcht vor der persönlichen Verantwortung, weil die Verleumdung ein nationales Laster ist. Jedes Talent wird erstickt, weil es sofort beschuldigt wird, daß es entweder aus persönlichem Ehrgeiz oder aus Bestechung handele. Alle Männer in führender Stellung suchen die Verantwortung auf andere abzuwälzen. Was fehlt, sind Führer, welche das Kommandieren verstehen und die Verleumdung nicht fürchten; ohne diese Führer kann Frankreich nicht siegen." Die „Reformation" bemerkt hierzu: „Das ist der Unsegen jeglichen parlamentarischen und republikanischen Systems. Gott sei Dank, daß wir einen Kaiser haben, der den Mut hat, vor Gott und der Geschichte die Verantwortung für sein Volk zu tragen." Hier liegt offenbar eine Verwechselung der Ursachen vor, sonst wäre ja das Zarentum das idealste aller Regierungssysteme. Daß in Deutschland in den Tageszeitungen nicht so viel gelogen und verleumdet wird wie in französischen, britischen und amerikanischen — ist das nicht vornehmlich auf

Luther, die Reformation und die Eigenart des deutschen Volkes zurückzuführen? F. B.

Holländer, Deutsche und Briten. In der „A. E. L. K." lesen wir: „Man schreibt uns aus Holland: ‚Daß wir in Holland mit gespannter Aufmerksamkeit dem Verlauf des Krieges folgen, brauche ich wohl nicht zu sagen. Wenn man nur obenhin urteilt, könnte man glauben, daß Holland mehr auf der Seite der Feinde Deutschlands stehe. Dies ist aber nicht der Fall. Man hat den Burenkrieg noch nicht vergessen! Im großen und ganzen dürften die pro und contra sich so ziemlich die Wage halten. Freilich sind die Deutschenhasser die größten Schreier in Wort und Bild, und da sich auch Franzosen und Belgier, welche hier Aufnahme gefunden haben, mit einmischen, erweckt es leicht den Eindruck, als ob man Holland mit in den Krieg gegen Deutschland hineinziehen möchte; aber diese Hetzereien werden auch von nicht gerade Deutschfreundlichen verurteilt. Bedeutsam ist es, daß eine seit drei Monaten im Haag erscheinende Wochenschrift „De Toekomst" (Die Zukunft), herausgegeben und redigiert von hervorragenden Männern der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, eine Aufklärungsarbeit angefangen hat und mit Erfolg bestrebt ist, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland aufrechtzuerhalten.'" Der „Limburger Kourier" gibt den Deutschen das Zeugnis, daß sie nie Versuche gemacht hätten, die Presse zu bestechen. Von den Engländern aber berichtet er, daß sie Ende Mai in der „Lusitania"-Angelegenheit der niederländischen Presse Geld angeboten hätten, falls sie einen Artikel der *New York Tribune* in holländischer Übersetzung zum Abdruck bringen werde. In diesem Artikel werden die Deutschen als wilde Tiere hingestellt, als Geschöpfe, „welche die Grausamkeit eines Tieres mit der Wollust eines degenerierten menschlichen Wesens vereinigen". An dem Kopfe des Briefbogens, der das gemeine Angebot machte, prangt das englische Wappen mit der Überschrift: "By appointment to His Majesty the King." Zu diesem britischen Bestechungsversuch bemerkt aber das holländische Blatt: „Wenn man in England meint, daß man mit der niederländischen Presse dasselbe tun kann wie mit einigen englischen und vielen amerikanischen Blättern, dann kennt man unsere vaterländische Journalistik im allgemeinen sehr schlecht." F. B.

Angriff auf P. Tappert in Berlin, Canada. Am 8. März brachte die United Press folgende Depesche aus Berlin: Letzten Samstagabend um 10 Uhr 30 erschienen unter der Anführung des Sergeanten Blood ungefähr 50 Soldaten des 118. canadischen Bataillons vor der Wohnung des Rev. C. R. Tappert von der lutherischen St. Matthäuskirche dieser Stadt und verlangten Eintritt, der ihnen verweigert wurde. Darauf zertrümmerten sie die Fenster und die Türen. Schnell füllte sich das Haus mit Soldaten, die Herrn Tappert befahlen herauszukommen, welchem Befehle er nicht nachkam. Daraufhin ergriffen sie ihn mit Gewalt und schlugen ihn nieder. Er erhielt schwere Schläge,

einen, der die Kopfhaut am Hinterkopf aufschnitt, einen, der sein Auge blau färbte, und einen andern, der ihm einen Zahn ausschlug. Seine Frau und Kinder wurden ebenfalls harsch behandelt. Die Soldaten griffen ihn bei den Händen und Füßen und schleppten ihn ohne Hut und Rock auf die Straße. Es war in der Nacht bitterkalt. Beim Hinausschleppen gab man ihm Fußtritte und stellte ihn endlich wieder auf seine Füße. Man führte ihn durch die King- und die Queenstraße, die zwei Hauptstraßen der Stadt, und brachte ihn schließlich in blutendem Zustand nach der Kaserne. Im Polizeigericht gab der Sergeant im Kommando der Soldaten und deren Anführer bei seiner Zeugnisaussage an, daß er am Samstagabend in der Tappertschen Wohnung vorgesprochen und Herrn Tappert gefragt habe, warum er nicht am 1. März weggegangen sei, worauf jener erwidert habe: „Ich bin ein amerikanischer Bürger und werde weggehen, wenn ich fertig bin.“ Der Sergeant gab zu, Herrn Tappert geschlagen zu haben. Rev. Tappert ist ein Amerikaner, der seiner Gemeinde hier mehrere Jahre gedient hat. In einem Zeitungsstreit vor ungefähr einem Jahr hat er zwar nicht Deutschland und dessen Eintritt in den Krieg verteidigt, aber dessen Leute. Auch weigerte er sich, zu dem sogenannten patriotischen Fonds beizusteuern, der von Leuten dieser Stadt aufgebracht wurde, indem er behauptete, er würde durch solch eine Handlung einen Heuchler aus sich machen; er sei gewillt, zu irgendeinem andern wohltätigen Werk beizusteuern, doch Geld zu geben für Kriegszwecke gegen sein eigenes Blut gehe gegen sein Gewissen. Seit dieser Zeit war Rev. Tappert ruhig seinen Geschäften nachgegangen und hatte keinen Anteil genommen an Vorgängen, die kritisiert werden könnten. Im Sonntagsgottesdienst, in dem Rev. Tappert mit geschwollenem und bandagiertem Gesicht erschien, konfirmierte er eine Klasse und kündigte dann seine Resignation an, die sofort in Kraft treten soll. Der Pastor wird Canada aus freien Stücken verlassen und bei der Regierung der Vereinigten Staaten eine Beschwerde über seine Behandlung einreichen. Die Soldaten wurden mit suspendiertem Urteil im Polizeigericht entlassen und zogen triumphierend von dannen. — Ein Kommentar ist überflüssig. F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des California- und Nevada-Distrikts mit einem Referat von P. E. Rudnick über den „Hausgottesdienst“. 15 Cts.

2. Synodalbericht des Nebraska-Distrikts mit einer Arbeit von P. W. Mahler über den „rechten Gebrauch des Gesetzes und des Evangeliums“. 18 Cts.

3. "At Eventide There Shall Be Light," or, The Holy Gospel's Halloween. Jubilee Cantata for the Celebration of the Four-hundredth Birthday of the Blessed Reformation, October 31, 1517. Libretto by F. W. Herz-

berger. 8 pages. 25 cts. Auch zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Komponisten werden zur Vertonung des Textes aufgefordert.

4. Osterkatalog des Concordia Publishing House und Verzeichnis der Konfirmationsscheine. — Den Angaben des Verlags zufolge ist das Sortiment diesmal geringer, weil der Handel mit Europa jetzt so gut wie lahmgelegt sei. Bestellte Sachen könne man nicht bekommen; zudem liege die Fabrikation in Deutschland danieder. Auch eine Anzahl von Prachteinbänden der bisher geführten Gesangbücher werden nicht mehr geliefert, weil es unmöglich sei, das erforderliche Leder zu bekommen. Alle Verlagsartikel, mit Ausnahme der Zeitschriften, mußten wegen der gestiegenen Preise für Rohmaterialien um 10 Prozent erhöht werden. F. B.

Die Lehre der Schrift vom ewigen Leben. Ein Referat des am 29. August 1915 schnell ins ewige Leben eingeführten Pastor Albert Heinrich Brauer. Aufs neue in Druck gegeben von seinem Bruder Friedrich, Pastor bei Red Bud, Ill. 96 Seiten. Preis: Broschiert 30 Cts.; gebunden in Goldschnitt: 60 Cts. Auch zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Eine feine, sinnige Weise dies, um das Gedächtnis P. Albert Brauers, der am 29. August vorigen Jahres zu Beecher, Ill., auf der Kanzel inmitten seiner Predigt vom Schlage gerührt wurde und bald darauf zu seines HErrn Freude eingehen durfte, zu ehren und lebendig zu erhalten. Beigefügt ist dem trostreichen Referate auch die schöne Leichenpredigt, welche P. H. H. Succop am 2. September 1915 dem Entschlafenen gehalten hat. Der Erlös soll der Witwe des Verstorbenen zugute kommen. F. B.

THE REAL TRUTH ABOUT SOCIALISM. A Treatise by *E. C. L. Schulze.* Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: 40 Cts.

Das obige Thema behandelt der Verfasser in folgenden Kapiteln: "1. Is Socialism Merely a Political Movement? 2. Are There Three Diverse Kinds of Socialism? 3. The Foundation of Socialism. 4. Socialism Defined. 5. Socialistic Hopes. 6. Socialism and Religion. 7. Socialism Has No Room for Faith in God. 8. Socialism Rejects the Divine Moral Law, and Sets Up a Morality of Its Own. 9. Socialism Resists the Ordinance of Civil Government. 10. Socialism Attacks the Divine Institution of Matrimony. 11. Socialism Denounces as Wrong the Right to Own Private Property. 12. The Socialistic Party of the United States Teaches Atheistic, Marxian Socialism. 13. How About Christian Socialism? 14. Socialism Is Utterly Unscientific." Diese gründliche Arbeit P. Schulzes sollte um so weniger unbeachtet bleiben, da auch in unserm Lande der Sozialismus sein Haupt immer kühner erhebt und nicht geringe Hoffnungen setzt auf die großen Umwälzungen, die der gegenwärtige Weltkrieg in seinem Schoße bergen mag. Freilich ist die Hoffnung der Alliierten, daß im letzten Moment in Deutschland die Sozialisten der bisher bitter bekämpften Regierung den Gehorsam versagen würden, zuschanden geworden. Der Patriotismus siegte und neutralisierte die staatsgefährlichen Tendenzen der „vaterlandslosen Gesellen", wie Bismarck sich ausdrückte. Wird das aber standhalten? Und wie, wenn nach dem Kriege der Sozialismus erst recht anfängt, seine gewaltigen Glieder zu recken? In New York sollen jetzt schon Millionäre ihre Paläste gegen Bomben schützen. Jedenfalls dürfen Christen über den Geist dieser Bewegung nicht im unklaren bleiben. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Über die Aussichten auf kirchliche Vereinigung aller christlichen Gemeinschaften spricht sich D. Edwin Heyl Delk im *Lutheran Church Work and Observer* vom 27. Januar 1916 aus. Was wir da lesen, hätte uns in dem eingegangenen *Observer* nicht wundergenommen, befremdet aber in dem neuen, unter konservativer Leitung stehenden Organ der Generalsynode. D. Delk weist zuerst hin auf die bestehende Schwierigkeit, daß jede kirchliche Gruppe sich auf die Ansicht versteift, daß ihr Bekenntnis das einzig wahre sei; solange das der Fall sei, könne man natürlich keine Einigkeit erwarten. Nun braucht sich D. Delk eigentlich über diese Schwierigkeit keine großen Sorgen zu machen, denn das Bekenntnisprinzip ist bei den reformierten Gemeinschaften zum großen Teil aufgegeben, wenn nicht in der Theorie, so doch in der Praxis. Weit davon entfernt, daß jede Gemeinschaft sich darauf steift, ihre Lehrstellung sei die richtige, tut man sich etwas zugute darauf, daß man eben nicht so „engherzig" und „beschränkt" ein „Monopol der Rechtgläubigkeit" behaupte, sondern daß alle Kirchen ja ziemlich dasselbe lehrten. Und das tun sie tatsächlich. Der Indifferentismus hat auf der ganzen Linie gesiegt. Keine Ausdrücke sind dem Vertreter moderner Kirchlichkeit deshalb auch verhaßter als "creed", "dogma" und "theology". Das ist Herrn D. Delk gewiß auch nicht verborgen, und seine Ermahnung, man solle sich doch unter den Einfluß der "larger and truer vision" stellen, gilt ganz offenbar der lutherischen Kirche, in der allerdings noch Leute sind, die glauben, daß sie in ihrem kirchlichen Bekenntnis die Wahrheit der Schrift voll und ganz, ohne Abzug und ohne Beimischung von Irrtum, haben. Das soll aber anders werden. Eine "larger and truer vision" ist zu pflegen. Und was ist die "larger and truer vision"? Erstens, daß man die Theologie nach der neueren Wissenschaft und den modernen philosophischen Ansichten über den Menschen und die Schöpfung umgestalten solle. Besonders in der Lehre von der Person Christi sei da so manches, was die Einigkeit in der Christenheit hindere. Die ältesten Symbole hätten die Lehre von Christi Person in Ausdrücke, die der neuplatonischen Philosophie entlehnt waren, gekleidet: „Person", „Substanz", „Hypostasis" usw. Das stehe der Einigkeit jetzt hinderlich im Wege, weil sich die alte Philosophie längst überlebt habe; und der Ausweg sei doch so leicht; man nehme doch die moderne Formulierung der Lehre von der Person Christi, und der moderne Mensch würde befriedigt. Man solle, sagt Delk, die "later conceptions of man and the creation" benutzen, um die Lehre von der Göttlichkeit (divinity; Delk gebraucht den Ausdruck deity, Gottheit, nicht) Christi darzustellen. Und als Leute, die hier vorbildlich geredet hätten, werden Schleiermacher, Seeberg und — Loofs angeführt! Daß diese Leute die Gottheit Christi, sein Versöhnungsleiden, seine Wunder, allerdings eben nach den Prämissen der modernen, evolutionistischen "conception of man and the creation", leugnen, hindert D. Delk nicht daran, ihre „Formulierung" der Lehre von der Person Christi als ein Weg, "which makes for theological peace and harmonious cooperation", in Vorschlag zu bringen. Man fragt sich da, ob Herrn D. Delk der Unterschied gar nicht bewußt ist zwischen

der Einkleidung der Schriftlehre in Begriffe, die aus der spätgriechischen Gelehrtensprache genommen sind, zur Zeit der christologischen Streitigkeiten, und dem Ersatz, den er hierfür in den Gedanken der neueren Philosophie zu finden meint. Wenn man die Ausdrücke ὑπόστασις, οὐσία, φύσις usw. zur Darstellung der Schriftlehre von der Person Christi gebrauchte, wollte man doch das Schriftwort nicht nach der damaligen Philosophie für die Vernunft begreiflich machen, sondern sich eben so ausdrücken, daß die Wahrheit durch eine feste Terminologie im Gegensatz gegen den Irrtum der Arianer, Sabellianer usw. zur Geltung komme. Es handelte sich da nicht um einen Versuch, die Geheimnisse der Person Christi für das damalige philosophische Denken begreiflich zu machen oder die Theologie an die Philosophie zu akkommodieren. Gerade das geschieht aber, wenn man nach den Theorien der neueren Wissenschaft, wie Delk das fordert, die Person Christi nun neu definieren soll. Wie Delk den Ausdruck "equally sincere and loyal Christians" auf Leute wie Loofs und Seeberg anwenden kann in einem Vergleich dieser Apostaten mit den Vorkämpfern der Rechtgläubigkeit in der alten Kirche, wäre uns unverständlich, wenn der vorliegende Artikel nicht andere Andeutungen enthielte, daß D. Delk eben ein Gesinnungsgenosse dieser Theologen ist. Er meint nämlich im folgenden, es sei auch aus einem andern Grunde gar nicht so schwer, unter heutigen Verhältnissen kirchliche Einigkeit zu erzielen, da seit der Reformation die Ansichten über Ursprung der biblischen Bücher und über das Wesen des Christentums ja erheblich andere geworden seien. Man bestehe nicht mehr auf der "historicity and finality of those things", seit man "the method of the composition of the Gospels and Epistles and the influence of contemporary religions and customs upon the character of the Church" in einem andern Lichte sehe (das heißt, seit man in den Evangelien Mythe und philosophische Tendenz und in den Episteln Fälschung und dem Christentum fremde Elemente, vor allem in dem Christusbild „Einflüsse des Mithraismus" usw. entdeckt hat). Das nennt Delk "the larger truths of New Testament study and Church polity". Ganz deutlich geredet: man hat die Verbalinspiration fallen lassen, so braucht man auch auf keinem andern Dogma zu bestehen. Wiederum sehr richtig; nur ist es eine Beleidigung für die ganze amerikanisch-lutherische Kirche, ihr den Weg des Verrates und Abfalls von der Wahrheit als Mittel zur Erreichung kirchlicher Einigkeit weisen zu wollen. Auf diese Weise hätte Luther vor uns, und vor ihm Athanasius, schnell Frieden schließen können, die Salzburger hätten ruhig in ihrer Heimat bleiben dürfen, und die Leute, welche um eines Dogmas willen den Feuertod gelitten haben, waren arme, betrogene Narren. Herrn D. Delk ist schon jetzt die lutherische Kirche eine religiöse Erscheinung, die sich nicht besonders vorteilhaft von andern unterscheidet; denn während die Presbyterianer Gründlichkeit und Würde unserm theologischen Denken verliehen (er meint wohl die Union Seminary-Theologie?), und während die Episkopalen "the note of authority and order" bewahrt hätten, dagegen die Baptisten "liberty in thought and practise", die Methodisten aber "fervor and piety" in hervorragender Weise besäßen, habe die lutherische Kirche das Gewicht gelegt auf "the truth as expressed in theological interpretation" — also auf eine Darstellung der Wahrheit, die wohl mit der neuplatonischen Philosophie manches gemein habe, aber nach der höheren Kritik umgemodelt werden muß, ehe sie für unsere Zeit nutzbringend wird! Ihm

ist die lutherische Kirche eine aus vielen "hyphenated forms of Christianity". Ganz offenbar hat D. Dell seine Stellung in der Lehre seit dem Erscheinen jenes von evolutionistischen Gedanken durchzogenen Artikels im *Lutheran Quarterly* nicht geändert. Uns tut es leid, daß *Lutheran Church Work and Observer*, das neue Organ der Generalsynode, das sein Entstehen der konservativen Partei in dieser Körperschaft verdankt, sich verpflichtet fühlt, auf den liberalen Flügel durch Aufnahme solcher Artikel wie der Dellschen "Thoughts on the Conference upon Faith and Order" Rücksicht üben zu müssen. G.

Dem Prohibitionismus haben einige Beschlüsse, die in Konferenzen des Generalkonzils gefaßt worden sind, die Unterstützung der Lutheraner zugesagt. In Bellevue, Pa., wurde im April letzten Jahres folgendermaßen Stellung gegen den Getränkehandel genommen: "We are unalterably opposed to the manufacture, importation, sale, and distribution of alcoholic liquors as a beverage, and condemn the legalization of the traffic as practised in the licensing of manufactories, hotels, saloons, clubrooms, and other places." In Ligonier, Pa., redete man etwas zahmer: "Resolved, That conference declare itself in hearty sympathy with every effort to promote the cause of temperance." Dagegen beschloß die Konferenz in Greensburg: "Resolved, That conference request our synod to pass a resolution against the manufacture and sale of intoxicating liquors as a beverage", und auf der Versammlung der Pittsburghsynode in Ridgway wurde folgender Antrag zum Beschluß erhoben: "Resolved, That we are opposed to the manufacture and sale of intoxicating liquors as a beverage." G.

Die größte Presbyterianergemeinde in Amerika ist die Gemeinde in Seattle. Sie zählt 5652 kommunizierende Glieder. Ihr Pastor, D. Mark A. Matthews, ist einer der Vorkämpfer presbyterianischer Orthodoxie gegen den aus Union Seminary, Princeton und Auburn hereinbrechenden Liberalismus. G.

Über den Zionismus macht Louis D. Brandeis, dessen Ernennung zum Gliede des Oberbundesgerichtes vor mehreren Wochen erfolgt ist, und der im Exekutivausschuß der amerikanischen Zionisten den Vorsitz führt — Brandeis ist bekanntlich ein Jude —, folgende Angaben in einem Eingesandt an den *Outlook*. Der Zionismus ist nicht eine Bewegung, alle Juden der Welt in Palästina anzusiedeln. Das wäre schon deswegen unmöglich, weil Palästina nur dem Staate Massachusetts an Größe gleichkommt und daher nur ein Fünftel der 14,000,000 Juden in der Welt aufnehmen könnte. Der Zionismus hat auch nicht vor, der türkischen Regierung Palästina mit Gewalt zu rauben. Der Zionismus ist vielmehr eine Bewegung, die den Zweck hat, „den Juden eine Heimat im Lande ihrer Väter zu geben, in welchem der Jude sein Leben in normaler Weise führen, und in dem er mit der Zeit die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen und somit das Recht auf eine Art home-rule beanspruchen könne". Man beabsichtigt also etwa die Gründung eines Judenstaates unter türkischer Oberherrschaft. Brandeis behauptet, nicht die Absicht, ihre Religion unbehindert ausüben zu können, habe ursprünglich die Vorläufer der Zionisten, einige russische und rumänische Juden, bewogen, eine Ansiedlung in Palästina zu gründen. Es sei vielmehr das Nationalgefühl, verbunden mit einem Verlangen nach Gelegenheit zu normaler Entwicklung, und eine Sehnsucht nach dem Lande ihrer

Väter die Triebfeder zu dem Unternehmen gewesen. Brandeis beschreibt dann den Fortschritt der Bewegung. Erst kam ein Wiedererstehen des Hebräischen als lebender Sprache. Viele Juden Palästinas bedienen sich jetzt des Hebräischen als der täglichen Umgangssprache. Nicht Jiddisch, sondern das Hebräisch des Alten Testaments ist unter ihnen im Gebrauch, und zwar hat man aus dem alttestamentlichen Hebräisch genug Neubildungen „entwickelt", daß nun Bezeichnungen für alle Begriffe, die der modernen Philosophie, Ökonomie, Politik und Wissenschaft zugrunde liegen, vorhanden sind. Es gibt jetzt in Palästina vierzig Kolonien mit eigener Regierung, die von einigen bis mehrere tausend Familien zählen. Man beschäftigt sich vor allem mit Feldbau und hat einen ansehnlichen Handel in Orangen, Trauben, Oliven und Mandeln entwickelt. Die Zionisten besitzen einen „Jüdischen Nationalfonds", der zum Ankauf von Land verwandt wird. Dieses pachten Kolonisten, die mittellos ankommen. — Allerdings wird vielfach von amerikanischen Juden der Zionismus als unamerikanisch verurteilt. Rabbi Schulman in New York hält dafür, daß der Nationalismus, der dieser Bewegung zugrunde liegt, weder in der Geschichte Israels seit der Zerstörung Jerusalems noch in der Stellung der Juden zu den Völkern, unter denen sie jetzt wohnen, eine Berechtigung habe. Das Judentum sei keine Nation, sondern lediglich eine Religionsform. Der Zionismus sei aber ganz unreligiös und huldige einem nationalen Ideal. Dadurch würde aber die Verschmelzung von Juden mit den Völkern, in denen sie ihre Wohnsitze haben, aufgehalten; die Juden blieben ein fremder Bestandteil im Völkerleben. Und das sei unamerikanisch. Der Jude solle sich nicht als Jude, außer in seiner Religion, sondern durchaus als Amerikaner fühlen. Der Zionismus strebe das entgegengesetzte Ideal an. — Beide, Zionisten und Antizionisten, beweisen in der hier dargelegten Stellung ihren Unglauben. Der Zionist will nicht daran glauben, daß die seit 5 Mos. 28, 63 so oft wiederholte Weissagung von der Zerstreuung des abgefallenen Volkes am Israel unserer Tage noch in Erfüllung geht. Und in der Stellung der Antizionisten ist unverkennbar die Bemühung, der Weissagung des Heilandes von dem Bestehen dieses „Geschlechts" (nicht nur, dieser Religionsform) bis an den Jüngsten Tag die Geltung streitig zu machen. Der Gedanke, daß man als Jude ein Zeichen der Wiederkehr des gekreuzigten Messias zum Weltgericht ist, ist auch gar zu unheimlich. So leugnet man lieber eine Tatsache, die jedem Juden aufs Gesicht geschrieben ist, und sagt: Judaismus ist nur Religion. G.

II. Ausland.

Kriegsagenden. Ein herbes Urteil über die für den gottesdienstlichen Gebrauch während des Krieges herausgegebenen Sonderagenden wird in der „Kirchlichen Rundschau" gefällt. Der Artikel geht aus von der Beobachtung, daß man jetzt in den kirchlichen Kreisen mit „heißem Streben" sich bemühe, um jeden Preis modern zu sein, daß man „mit einem wahren Grausen dem Verdachte und dem Vorwurfe entgegenzuarbeiten sucht, als ob man den Pulsschlag der modernen Zeit nicht verstände". Nachdem auf mehrere Predigtbücher, in denen dieses Streben zutage tritt, hingewiesen worden ist, fährt dann der Verfasser, Pfarrer Brandt in Linz, mit einer schonungslosen Kritik der Geschmacklosigkeiten fort, die in den

Kriegsagenden unterlaufen: „Ein wahrhaft überzeugendes Zeugnis für das Vorhandensein dieser Strömung geben die zahlreich erschienenen Kriegsagenden; ja, es sind sogar besondere Kriegsagenden für die festliche Hälfte des Kirchenjahres erschienen. In dieser ist die schulmeisterliche Deutlichkeit bis zu einer nicht mehr zu überbietenden Höhe gesteigert. Immer die ängstliche Sorge, daß der Zuhörer, gleichviel ob er an der Krippe zu Bethlehem steht oder auf dem Berge der Himmelfahrt, nur immer daran erinnert werde, daß die evangelische Kirche um den Krieg Bescheid wußte. Es hat oft einen rührenden Anstrich, dieses Streben nach Deutlichkeit; die politische Lage wird in den Gebeten eingehend gezeichnet, dem lieben Gott wird deutlich auseinandergesetzt, wie der Friede sein muß, den wir haben wollen. Als Beispiel führe ich den Anfang eines Gebetes an, das ich in einer vielempfohlenen Kriegsagende fand. Es beginnt so: ‚HErr der Heerscharen, allmächtiger Gott, es sind so manche in unserm Volke, denen angst werden will, wenn sie sehen, wie England, unser erbittertster Feind zu Wasser und zu Lande, uns mächtig bedroht, ein Volk nach dem andern zum Kampfe wider uns herbeiführt und selber fast unnahbar bleibt bei unserm Angriff' usw. Das ist wirklich deutlich geredet; nun kann keiner mehr sagen, daß die evangelische Kirche weltfremd sei. Aber, aber — kann man das beten? Ist das noch ein Gebet? Ich hörte, wie einmal ein junger Pfarrer auf einer kirchlichen Konferenz der staunenden Umgebung mit dem edlen Stolze, wie sie jede wahre Größe hat, erzählte, daß er in seiner Gemeinde eine ganz neue Liturgie eingeführt habe und dazu die Gebete jeden Sonntag selber mache. Wir kennen alle diese liturgische Fabrikation, wie sie sich in den zahlreich gedruckten Programmen vereinigt hat. Der Grundsatz der Deutlichkeit ist häufig mit einer geradezu unheimlichen Geschicklichkeit durchgeführt; selbst Gebete müssen diesem Zwecke dienen. Nehmen wir z. B. einen der jetzt üblichen Kriegsgottesdienste. Da wird im Eingangsgebet die augenblickliche politische und militärische Lage auseinandergesetzt (man vergleiche z. B. die Kriegsandachten von Köhler); der Pfarrer gibt sich vor Gott und vor der Gemeinde als ein Mann zu erkennen, der genau Bescheid weiß über das, was ist, und was not tut. Das Schlußgebet muß dazu dienen, noch einmal, wie das am Ende einer guten Unterrichtsstunde üblich ist, die Hauptgedanken der Predigt oder Ansprache kurz und knapp zusammenzufassen, so daß ein Mißverständnis auf seiten Gottes und der Gemeinde ausgeschlossen ist. Gewiß, das ist deutlich, das ist unmißverständlich; der Zuhörer geht mit einem klaren Kopfe nach Hause. Aber eine wahre evangelische Kriegsandacht ist das nicht. . . . Um den Grundsatz, alles passend zu machen, durchzuführen, enthalten die Kriegsagenden natürlich auch besondere Gebete zu den Sakramenten und den übrigen kirchlichen Handlungen. Ich wähle wiederum das erste Taufgebet heraus. Da heißt es in der Kriegsagende: ‚Deine Gabe, treuer Gott, ist dieses Kind. Du hast mit ihm die Seinen hochbeglückt und reich begnadet. Wir danken dir dafür aus vollem Herzen. Wie gerne möchten nun Vater und Mutter wetteifern bei seiner Pflege und Erziehung. Doch kann's zunächst nicht also sein. Das Vaterland ruft (rief vor Wochen, vor Monaten) den Vater ab von Haus und Familie. Mutterliebe muß das Kind alleine umhegen und pflegen. Gib du der Mutter dazu Kraft und Freudigkeit und geleite ihr Sorgen und Sinnen, ihr Beten und Arbeiten mit deinem Segen. Bewahre den Vater ihres Kindes in den Stürmen dieses Krieges, schenke ihm fröhliche Heim-

kehr und laß ihn dann mit rüstiger Kraft und redlichem Willen seiner Familie und seinen Kindern leben. Deine Güte sei über diesem Hause und über uns allen. Wir hoffen auf dich. Amen.' Das ist wieder sehr passend, deutlicher kann es eigentlich nicht gesagt werden. Aber man hat das Gefühl, daß das Gebet an die falsche Adresse geraten ist. Die Worte bilden eine ganz nette, kurze Ansprache an die Taufgesellschaft, besonders bei einer Haustaufe. Es liegt so eine behäbige Gemütlichkeit über dem Gebet ausgebreitet. Man beachte vor allem das ‚Doch kann's zunächst nicht also sein' usw. Die ganze Reformrichtung, die sich in den meisten Kriegsagenden und auch in verschiedenen andern kürzlich herausgegebenen landeskirchlichen Agenden darstellt, halte ich auch deshalb nicht für mustergültig, weil sie von einem überaus einseitigen liturgischen Standpunkt ausgeht. Die Gefahr dieser Einseitigkeit besteht darin, daß die Gemeinde immer mehr zu einem Objekte herabsinkt, das angepredigt, angelesen oder auch vom Chore angesungen wird. Immer das Neueste, das Schlagendste, das ist das Beste. Die natürliche Folge ist, daß man möglichst alle fünfundzwanzig Jahre eine neue Agende zusammenstellt, die wiederum das Neueste bringt und auf die inzwischen eingetretene Veränderung der geistigen Anschauungen Rücksicht nimmt. Noch besser ist, der Pfarrer gewöhnt sich immer mehr an, selber den liturgischen Pegasus zu reiten und entsprechende Gebete und Formulare zu verfassen. Auf diese Weise wird sicher der ‚Gegenwartsgottesdienst' garantiert." Groß wunderzunehmen braucht es allerdings uns nicht, daß man in der hier beschriebenen Weise das Recht der Gemeinde auf eine Agende, bei deren Abfassung sie etwas zu sagen hat, die ihre Stellung zu Gott und zur Zeit, ihr Bekenntnis, ihren Glauben zum Ausdruck bringt, beiseitesetzt. Teils hat man schon vielfach nach dem Grundsatz gehandelt, daß jeder Pastor seine Formulare und kirchlichen Gebete in freier Willkür ändern kann, je nach der kritischen Theorie, die zur Zeit das Gros der fachtheologischen Presse auf ihrer Seite hat; teils hatte man schon, um nur das badische Ersatzbekenntnis zu nennen, den Linksliberalen offiziell gestattet, nach eigener Sinnesrichtung und unter Vergewaltigung der religiösen Überzeugung ihrer Gemeinden den Gottesdienst zu gestalten und in den kirchlichen Formularen und Gebeten die Grundwahrheiten des Christentums entweder zu leugnen oder zu verschweigen. Dadurch ist ein ganz anderer Schade geschehen als durch die naiven Geschmacklosigkeiten mancher „Kriegsagenden". G.

„Die große Gefahr." Nicht die britische Blockade, nicht die amerikanische Waffeneinfuhr, sondern die Versuchung zur Unzucht, der die Soldaten auf den Märschen und im Quartier ausgesetzt sind, wird in kirchlichen Blättern Deutschlands „die große Gefahr" für Volk und Heer genannt. Unter dieser Überschrift schrieb vor kurzem ein Blatt der siebenbürgischen Landeskirche: „Ein Hermannstädter Reserveoffizier fragt in einer Stadt Russisch-Polens, vor welcher die verbündete Front steht, nach der Einwohnerzahl dieser Stadt. Antwort: 25,000 im Frieden, jetzt 35,000! Auf die weitere Frage nach dem Grunde des merkwürdigen Unterschiedes erhält er zur Antwort: ‚Die Zahl der bürgerlichen Einwohner ist 25,000. Doch haben wir jetzt über 10,000 Dirnen hier.' Denken wir uns nun die vielen hundert ähnlich ‚bewohnter' Orte hinter den langen Fronten in den gräßlich verseuchten feindlichen Ländern, bedenken wir die gefährlichen Einquartierungen der Reserven, und bedenken wir, daß der Krieg schon länger als

ein Jahr dauert, dann begreifen wir es, in welch fürchterlicher Gefahr unsere Soldaten und deren Familien stehen." Der Vorstand der Hamburger Mitternachtsmission schreibt in einem Flugblatt, das uns zugegangen ist: „Ist es nicht erschütternd, daß nach dem Urteil von Wissenden im Verlauf des Krieges die Unsittlichkeit, statt sich zu bessern, eher zugenommen hat? In die Unzuchtstraßen strömen nicht nur Erwachsene, sondern auch blutjunge Burschen in größerer Zahl als jemals; die Schamlosigkeit und Dreistigkeit der Dirnen ist größer als je zuvor. Ja, als eine verderbende Flut wälzt sich die Sünde der Unkeuschheit und Prostitution durch unser Volk, Tausende von jungen Mädchen und Männern mit sich reißend! Oder wie beurteilt jener Mädchenhändler, der am 13. November [1915] verhaftet wurde, weil er durch frische ‚Ware' die Langeweile unserer Landsturmleute im blutig erstrittenen Antwerpen vertreiben wollte, unsere deutschen Familienväter? Spekuliert er falsch? Was antworten die aus dem opferreichen Kampf heimgekehrten 360 Soldaten, die allein in einem Lazarett unsers Landes mit Lustkrankheiten geplagt daniederliegen? O die armen Frauen! Sind sie aller Schuld bar? Hat nicht neulich ein Schloßherr in seinem Gutshof den Anschlag gemacht, daß er, wenn die nächtlichen Besuche bei den internierten Russen nicht eingestellt würden, die Namen der Besucherinnen veröffentlichen werde? Sieht man nicht vor den Gasthausquartieren unserer Neuausgehobenen beim Dunkelwerden die Mädchen sich drängen? Ja, in einer Großstadt unsers Landes sollen die Ehefrauen, die dem draußen kämpfenden Gatten die Treue gebrochen haben und unter Polizeiaufsicht gestellt sind, die zweihundert überschritten haben! Im Dresdener Künstlerhaus konnte der Monistenprediger Ostwald unter dem tollen Applaus der ‚Damen' die Hoffnung aussprechen, daß nach dem Krieg endlich die Sanktion der Pfaffen und Standesbeamten nicht mehr nötig sein möchte, um Kindern das Leben zu schenken. Und andere erschreckende Beispiele gibt es mehr. Dazu schreibt die „Jugendhilfe': ‚Das sind grauenvolle Dinge der Finsternis; sie müssen aber einmal offen genannt werden, damit jeder weiß, wie es noch vielfach im Innern unsers Volkes aussieht.' Man will in diesen Tagen nur von Deutschlands Größe und Unüberwindlichkeit hören. Wer anders redet, wird ‚vaterlandslos' gescholten. Nein, die Vaterlandsliebe unserer wackeren deutschen Presse ruft in das Volk hinein: Halt ein! Du bringst dich um den gewissen Sieg durch deine sittliche Zuchtlosigkeit. An der Front verspritzen die Kämpfer ihr Blut und leiden Schweres. Hinter der Front wollt ihr in ungezügelter Lust nichts entbehren?" Aus Dresden wird dem Verein für Innere Mission über die Erfolge der Nachtmission während des Krieges geschrieben: „Den bisherigen Betrieb glaubten wir bei Kriegsausbruch einstellen zu dürfen. Allein betrübende Erfahrungen in den ersten Mobilmachungstagen belehrten uns eines andern. Nicht einschränken, sondern ganz neugestalten und erweitern sollten wir diesen Warnungsdienst vor der Prostitution im Hinblick auf die Scharen deutscher Krieger, die sonst ungewarnt der damals in den Bordellgassen besonders dreist auftretenden Prostitution in die Hände fielen. So haben wir denn mit Hilfe einer stark vermehrten Helferschar einen täglichen Warnungsdienst eingerichtet. Abend für Abend waren wir auf unserm Posten mit unserm mündlichen und gedruckten Warnungsruf an ‚deutsche Krieger'. Und wir dürfen es bekennen: Wenn wir unsere Soldatenbrüder erinnerten an den Ruf ihres Kaisers, an den Abschied von Eltern und Bräuten, an die

Gebete von Weib und Kind, an die Entbehrungen und Wunden, die ihrer harrten, an den Soldatentod, der ihnen beschieden sein würde, dann fanden wir fast stets Verständnis. Viele schlugen beschämt die Augen nieder oder dankten bewegt. Massenweise kehrten sie um. Ganz entgegengesetzt wirkte unsere Arbeit auf die Prostitution und ihre Helfershelfer. Wir haben noch nie so viele gemeine Schimpfreden gehört und sind noch nie so mit Schmutz beworfen worden wie in jenen Wochen. Selbst eines Preßorgans bedienten sich diese Kreise, um uns zu ‚vernichten'. Der Polizei gegenüber aber wußten sie es so darzustellen, als ob unsere Flugblätter die Sittlichkeit gefährdeten, da sie ja in die Hand der Kinder kommen könnten. Gerade diese Anfeindungen führten aber zu einem Erfolge unsererseits, wie wir ihn kaum erwarten durften." Der Bürgermeister von Forbach sah sich zu folgender Kundgebung veranlaßt: „Die Unsittlichkeit in hiesiger Stadt nimmt trotz schwerer Kriegszeit, Not und Elend in bedenklichem Maße zu. Das Schlimmste dabei ist aber die ernste Tatsache, daß durch die schlechten Frauenzimmer die Gesundheit der Soldaten der Garnison Forbach auf das ernsteste gefährdet ist. Diesem unheilvollen Unfug muß nunmehr mit aller Macht entgegengetreten werden. Ich werde jetzt jedes verdächtige Frauenzimmer, das in der Nähe der Kaserne seinem dunklen Gewerbe nachzugehen versucht, festnehmen lassen und eventuell zur Bestrafung bringen. Stellt sich bei der jedesmalig erfolgenden ärztlichen Untersuchung heraus, daß das Weib geschlechtskrank ist, werde ich dasselbe in einem hiesigen oder im Metzer Krankenhause unterbringen. Das bedauerlichste Zeichen der Entsittlichung einer gewissen Weiberklasse ist die weitere Tatsache, daß sich darunter auch leichtsinnige verheiratete Frauenzimmer befinden, deren Männer im Felde stehen. Diese ehr- und schamlosen Dirnen, die durch ihren schlechten Lebenswandel ihr ganzes Familienglück untergraben, habe ich mir besonders ins Auge gefaßt. Sie sind mir und meinen Polizeiorganen genau bekannt, und ich werde sie bei jeder zukünftigen Verfehlung schon zu fassen wissen und sie öffentlich brandmarken. Ich bedauere lebhaft, an diesen elenden Kreaturen nicht die Prügelstrafe anwenden lassen zu können." — Es wiederholt sich also in diesem Kriege die Erscheinung, daß auch unter der Leitung gottesfürchtiger Männer — und daß die deutsche Heeresleitung im allgemeinen dieses Beiwort verdient, ist doch nicht zu leugnen — der Krieg eine furchtbar entsittlichende Macht ist. Doch fehlen auch in diesem trüben Bilde nicht gewisse Lichtseiten, die hervorgehoben werden sollten. Erstens sind, auch nach dem Zeugnis der Feinde Deutschlands und Österreichs, die Fälle von Vergewaltigung wehrloser Frauenzimmer im Feindesland durch Soldaten der Zentralmächte überaus selten gewesen, wenn sie überhaupt vorgekommen sind. Das will bei der großen Ausdehnung des jetzt schon so viele Monate besetzten feindlichen Gebietes viel sagen, besonders wenn in Anschlag gebracht wird, wie es die Russen während der kurzen Herrlichkeit in Ostpreußen und Galizien getrieben haben. Sodann sind gerade solche Äußerungen wie die oben angeführten ein Zeugnis für das sittliche Gewissen Deutschlands, das in den beschriebenen Zuständen „die große Gefahr" für die Sache der Zentralmächte erkennt, und das gewiß nicht nur mit Rücksicht auf die physische Verlumpung der Truppen, die ein unkeuscher Wandel mit sich bringt, sondern man hegt die Überzeugung, daß durch das Einreißen der Unzuchtssünden dem Volke die Hoffnung auf göttliche Hilfe abhanden kommt, deren Verheißung auch die Zivilgerechtigkeit hat. Doch bleibt man

nicht da stehen, sondern erfreulicherweise werden die Truppen auch auf das einzige Mittel zum Standhalten in der Versuchung gewiesen, nämlich den lebendigen Herzensglauben, wie das z. B. in einer vorliegenden Flugschrift geschieht, die den deutschen Soldaten daran erinnert: „JEsus Christus, er, voll und ganz rein, trug alle Unsauberkeit des Menschengeschlechts. So gilt es für jeden deutschen Jüngling und Mann: ‚Auf dem Kreuze trug der Reine deiner Sünden Lohn. Sieh, wie liebt dich dieser Eine, Gottes Sohn!'" G.

Archäologie. Seit Jahrzehnten sind Gelehrte aller Nationen bemüht, das Geheimnis zu lüften, das über der Sprache der Hethiter ruht. Bekanntlich gab es eine Zeit, in der die bibelfeindliche Kritik frischweg leugnete, daß es ein Volk wie die Hethiter, von dem das Alte Testament redet, je gegeben habe. In ägyptischen Inschriften fand man vor einigen Jahren die ersten außerbiblischen Bezugnahmen auf dieses Volk. Ramses II. hat mit ihm Kämpfe gehabt. In Kleinasien und auf Kreta fand man dann Baureste, die unzweifelhaft von dem Volke der Hethiter herrühren, darunter auch Inschriften in einer bisher unbekannten Sprache, deren Lautsystem den Forschern dieselben Schwierigkeiten machte wie früher das Hieroglyphensystem und die Keilschrift. Nun kommt im 56. Heft der „Mitteilungen" der Deutschen Orientgesellschaft die Notiz, daß die Sprache der Hethiter von einem ungarischen Gelehrten entdeckt worden ist. In den Ruinen von Boghazköi bei Angora im nördlichen Kleinasien hat Hugo Winckler vor einigen Jahren die Hauptstadt des Hethiterreichs aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr. festgestellt und bei seinen Grabungen Hunderte von Tontafeln mit babylonischer Keilschrift gefunden, teils in babylonischer, teils in einer unbekannten Sprache, die sich als die hethitische erwies. Winckler hat in einem früheren Hefte der „Mitteilungen" über den bedeutenden Inhalt der in babylonischer Sprache geschriebenen Urkunden gesprochen, der Arbeit an den hethitischen Texten jedoch ist er durch den Tod entrissen worden. Die Herausgabe und Bearbeitung der gesamten Tontafeln aus Boghazköi hat die Deutsche Orientgesellschaft darauf jüngeren Gelehrten übertragen. Einer von ihnen, Prof. Friedrich Hrozny aus Wien, legt nun überzeugend seine einschneidende Entdeckung dar, daß das Hethitische eine indogermanische Sprache ist, und belegt seinen vorläufigen Bericht durch viele einzelne Beispiele aus dem Wortschatz, der Wortbeugung und durch zusammenhängende Sprachproben mit Übersetzung. Die Sätze gewähren auch einen überraschenden Einblick in den Inhalt der hethitischen Texte. Wir lesen Abschnitte aus einem indogermanischen Gesetzbuch des zweiten Jahrtausends und sehen, wie die Witwe eines ägyptischen Königs um 1350 einen hethitischen Prinzen für den erledigten Thron der Pharaonen erbittet. In einem einführenden Aufsatz stellt Prof. Eduard Meyer die Entdeckung, die einen Markstein in der Geschichte Vorderasiens darstellt, in den weltgeschichtlichen Zusammenhang des Auftretens der indogermanischen Völker. — Über die Resultate der Forschungen in Palästina schreibt Dr. Cobern in seinem neusten Werk, *Recent Explorations in the Holy Land and Kadesh-Barnea:* "All those who have followed the work of the excavators must have been impressed by the countless places where the discoveries have confirmed or illustrated the Bible. In scores and hundreds of cases it is found that the statements of Scripture concerning building, repairing, or destroying of city-walls are

beautifully confirmed by the ruins, and in every case the hundreds of statements concerning the facts of history and customs of civilization at each era are borne out by the excavations so far as this is possible." "There has never been any discovery that threw discredit upon the knowledge or accuracy of the Biblical writers, while there have been multitudes of discoveries confirming the Bible narrative even in very minute particulars."

— Über Juden in China schrieb kürzlich der „Zionsfreund": „Einer der unersetzlichsten Verluste der letzten chinesischen Revolution und der ihr folgenden Plünderungen durch Räuberbanden war die Zerstörung der Mohammedanermoschee in Kaifeng-fu, Provinz Hunan, die die Reliquien einer alten jüdischen Synagoge umschloß. Verbrannt oder gestohlen wurde alles, was vorhanden war, und damit wurden sehr kostbare Überreste von vor zweitausend Jahren vernichtet. Diese alte jüdische Niederlassung hat oft die Aufmerksamkeit von Altertumsforschern und Kirchengeschichtskundigen erregt, enthielt die genannte Moschee doch drei steinerne Inschriften von unschätzbarem Wert. Aus ihnen erfuhr man, daß die Juden schon 300 vor Christi Geburt in China waren. Eine zweite Tafel trug in Chinesisch ein höchst interessantes Urteil über die jüdische Religion, entschieden von einem eingebornen Philosophen niedergeschrieben; darin heißt es: ‚In betreff der israelitischen Religion erfahren wir auf Nachforschungen hin, daß der erste Vorfahr, Adam, ursprünglich aus Asien kam. Während der Chan-Dynastie waren die heiligen Bücher bereits vorhanden (1122—250 v. Chr.). Sie sind sehr schwer verständlich und enthalten 35 Abteilungen. Die darin offenbarte himmlische Religion ist sehr geheimnisvoll und genießt dieselbe Anbetung wie der Himmel. Der Gründer der Religion ist Abraham, den man auch als den ersten Lehrer derselben bezeichnet. Dann kam Mose, der das Gesetz und die heiligen Tafeln vom Himmel herabbrachte. Während unserer Chan-Dynastie (260 v. Chr.) fand diese Religion Eingang in China. 1164 baute man in Kaifeng-fu eine Synagoge. 1296 wurde sie erneuert zu einem Ort, wo man die heiligen Schriften anbetend niederlegte.' Diese Inschrift trägt das Datum 1489. Eine andere Tafel späteren Datums besagt, daß die Juden im Jahre 1000 n. Chr. Kaifeng-fu erreichten. Die Synagoge sei öfters ausgebaut und zuletzt 1653 erneuert worden. Die ersten Nachrichten von dieser merkwürdigen Niederlassung drangen in die westliche Welt, als ein junger Jude im Jahre 1613 die Jesuitenpatres in Peking besuchte. Hundert Jahre später erreichten jesuitische Missionare die Gemeinde in Kaifeng-fu, und ihren Berichten folgend, traten Wiener und Londoner jüdische Menschenfreunde mit ihnen in Verbindung. 1857 wurden die Juden während des Taipeng-Aufstandes mit dem Rest der Stadtbevölkerung zerstreut. Der Überrest, 300 Juden ungefähr, war zu arm, um den heiligen Ort wieder aufzurichten, und so gingen die steinernen Tafeln nebst andern kostbaren Gegenständen in den Besitz der Moschee über. Der letzte der Rabbiner starb vor ungefähr vierzig Jahren. Die Gottesdienste haben aufgehört, Überlieferungen gibt es nicht mehr, und die Überlebenden sind unter Chinesen und Mohammedanern verloren gegangen. Viele Erörterungen sind angestellt worden, ob diese Judenniederlassung ein Rest aus einem der verlornen Stämme Israels gewesen sei; die Tatsache steht jedenfalls fest, daß diese Juden über tausend Jahre in China ansässig gewesen sind und während dieser Zeit sich den Glauben ihrer Väter lebendig erhielten."

G.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: Concordia Publishing House, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.



Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

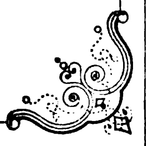
Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — April.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.





Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. April 1916. Nr. 4.

Zur Einigung.

Es ist nur natürlich, daß bei dem Herannahen der vierhundertjährigen Jubelfeier der Reformation in verstärktem Maße dem Wunsche Ausdruck gegeben wird, daß die lutherische Kirche Amerikas bei dieser Feier geeinigt dastehen möchte. Insonderheit ist auch dem Wunsche Ausdruck gegeben worden, daß die Lehrdifferenzen zwischen der Synodalkonferenz einerseits und den Synoden von Ohio und Iowa andererseits beseitigt werden möchten. Der *Lutheran* vom General Council hat sich wiederholt mit diesem desideratum beschäftigt. Aber gerade auch der *Lutheran* hat erfreulicherweise einige Male Aussprachen gebracht, die vor solchen Einigungsbestrebungen warnen, die nicht zu Einigkeit führen. So finden wir in der Nummer vom 6. April die folgenden Worte: „Der Antrieb zu fast allen Einigungsbewegungen ist der Wunsch und das Bestreben, die Differenzen (issues) zu begraben, anstatt ihnen ins Gesicht zu sehen — gewisse, unbequeme, vorhandene Tatsachen außer Betracht zu lassen und nur frommen Wünschen das Wort zu gestatten. Eine Vereinigung, die um den Preis erkauft ist, ist zu teuer — und viel zu leicht gemacht."

Das ist gewiß recht geredet. Es ist sicherlich eine überaus beklagenswerte Tatsache, wenn die lutherische Kirche Amerikas bei der bevorstehenden Jubelfeier nicht geeinigt dasteht. Das ist eine Schmach für die Kirche der Reformation sowohl vor der Welt als vor Rom und den Sekten. Aber noch trauriger wäre es, wenn Lutheraner — dem grundehrlichen Charakter ihrer Kirche zuwider — Einigkeit proklamieren wollten ohne Einigkeit in der Lehre der lutherischen Kirche. Zur Lehre der lutherischen Kirche gehört vor allen Dingen die sola gratia. Das ehrliche Bekenntnis zur sola gratia charakterisiert unsere Kirche Rom und den Sekten gegenüber. In bezug auf diese Grundlehre des Christentums bestehen Differenzen unter den Lutheranern Amerikas. Es gilt nun, diese Differenzen nicht außer Betracht zu lassen, sondern ihnen ehrlich ins Gesicht zu sehen und sie ehrlich und aufrichtig zu beseitigen. Aus gelegentlichen Äußerungen haben wir den Eindruck, daß

der *Lutheran* der Situation, sofern eine Einigung zwischen der Synodalkonferenz und der Gruppe Ohio-Iowa in Betracht kommt, nicht ganz hoffnungslos gegenübersteht. Auch wir sind nicht hoffnungslos unter der Voraussetzung, daß wir der vorhandenen Lehrdifferenz ehrlich ins Gesicht sehen. Dazu gehört, daß wir alle Zweideutigkeiten meiden, das heißt, wir müssen wohl zusehen, daß wir mit ein und denselben Worten auch ein und denselben Sinn verbinden.

Wir wollen im folgenden noch einmal kurz die Lehrdifferenz von einem Punkte aus besprechen, an dem die Differenz sich zusammenfaßt, und an dem wir mit ein und denselben Worten genau den entgegengesetzten Sinn verbinden. Wir richten die Aufmerksamkeit auf eine These, die in den ohioschen „Zeugnissen zur Einigung" vom Jahre 1914 sich findet. Diese „Zeugnisse" wurden von einem Synodalkomitee veröffentlicht, das aus den Doktoren Stellhorn, Mees und Schütte bestand. Thesis XII lautet dort: „Bei der Frage, woher es kommen mag, daß unter derselben Gnadenwirkung ein Teil der Menschen bekehrt wird, der andere nicht, stehen wir vor einem Geheimnis, welches befriedigend zu erklären uns Menschen schlechthin unmöglich ist — und auch nicht nötig."

Diese These ist ihrem Wortlaut nach völlig korrekt. Jeder Lutheraner kann sie annehmen. Sehen wir aber auf die Deutung, welche dem „Geheimnis" in den „Zeugnissen" sofort beigefügt wird (S. 38. 39) und seit fünfunddreißig Jahren offiziell innerhalb der Ohiosynode gegeben worden ist, so stellt sich heraus, daß die Glieder der Synodalkonferenz und die Glieder der Ohiosynode, falls diese die offizielle Deutung ihrer Synode annehmen, das Wort „Geheimnis" nicht bloß in verschiedenem Sinne, sondern in dem genau entgegengesetzten Sinne verstehen.

Die Glieder der Synodalkonferenz stehen bei der Tatsache, „daß unter derselben Gnadenwirkung ein Teil der Menschen bekehrt wird, der andere nicht", deshalb vor einem Geheimnis, weil sie — mit der Konkordienformel — dafürhalten, daß die Seligwerdenden sich auch übel verhalten und in gleicher Schuld mit den Verlorengehenden sind.[1] Darum — wegen des gleich übeln Verhaltens und der gleichen Schuld der Seligwerdenden — sehen sie in der Tatsache, daß „ein Teil der Menschen bekehrt wird, der andere nicht", oder daß „nicht alle bekehrt werden", oder „daß die einen vor den andern bekehrt werden",[2] ein in diesem Leben unerklärliches Geheimnis. Um eine oft wiederholte Darstellung nochmals zu wiederholen: Die Glieder der Synodalkonferenz kennen genau den Grund, weshalb ein Teil der Menschen bekehrt und selig wird. Es ist nicht ihr rechtes Verhalten oder ihre geringere Schuld, sondern allein Gottes Gnadenwirken. Die Glie-

---

1) Konkordienformel, M. 716, 57—60.

2) Diese Ausdrücke sind als gleichbedeutend in der lutherischen Kirche gebraucht worden.

der der Synodalkonferenz kennen auch genau den Grund, weshalb der andere Teil unbekehrt bleibt und verloren geht. Es ist nicht ein Mangel der Gnade Gottes, sondern allein der Menschen Schuld, speziell ihr übles Verhalten oder ihr Widerstand gegen die Gnadenwirkung. Die Glieder der Synodalkonferenz sehen sich aber vor ein in diesem Leben unerklärliches Geheimnis gestellt, wenn sie die Seligwerdenden und Verlorengehenden in bezug auf ihr Betragen oder ihr Verhalten gegen das Evangelium und die göttliche Gnadenwirkung miteinander vergleichen, wie dies die Konkordienformel tut in den Worten: „wir gegen ihnen gehalten und mit ihnen verglichen" (nos cum illis collati). Bei dieser Vergleichung kommt die Sache nicht so zu stehen, daß auf seiten der Seligwerdenden ein besseres Verhalten und eine geringere Schuld zu verzeichnen wäre, sondern die Sachlage ist die, daß die Seligwerdenden sich auch übel verhalten und in gleicher Schuld sind mit den Verlorengehenden. Angesichts der allgemeinen und ernstlichen Gnade Gottes und angesichts des gleich übeln Verhaltens und der gleichen Schuld der Menschen sehen die Glieder der Synodalkonferenz in der Tatsache, „daß ein Teil der Menschen bekehrt wird, der andere nicht", mit der Konkordienformel[3]) „unbegreifliche Gerichte und unerforschliche Wege" Gottes.

Die Glieder der Ohiosynode haben von dem Geheimnis in der Lehre von der Bekehrung genau die entgegengesetzte Vorstellung, falls sie die offizielle ohiosche Deutung des Geheimnisses zu der ihrigen gemacht haben. Sie sehen in der Tatsache, „daß unter derselben Gnadenwirkung ein Teil der Menschen bekehrt wird, der andere nicht", ein „psychologisches" Geheimnis, nämlich nicht ein Geheimnis „der unbegreiflichen Gerichte und unerforschlichen Wege" Gottes, sondern ein Geheimnis in der Seele des Teiles der Menschen, die nicht bekehrt werden. So lauten die früheren und so auch die neueren ohioschen Erklärungen. Zum Beispiel: „Das Geheimnis ist da, und wir können es nicht aufklären, aber wir können und sollen wissen, wo es liegt und zu finden ist. Es ist ein psychologisches Geheimnis, nicht ein theologisches; das heißt, es liegt nicht in Gott und seinem Willen und Wirken, sondern in der Seele des Menschen. Wir können nicht begreifen, wie ein Mensch der alles zur Bekehrung Nötige wirklich tuenden, nur nicht zwingenden Gnade Gottes so boshaft und beharrlich widerstehen kann, daß es Gott nicht möglich ist, ihn zu bekehren."[4]) In den „Zeugnissen zur Einigung" vom Jahre 1914 lautet (S. 39) die Deutung des „Geheimnisses" so: „‚Es ist das Herz ein trotziges' — maßlos arglistiges — ‚und verzagtes' — sehr verderbtes — ‚Ding; wer kann es ergründen?' . . . Diesem Wort sinne nach ein jeder, der hinabsteigt in des Herzens Tiefe; und er vergesse dabei ja nicht die Ohnmacht und Tücke des eigenen wissensbedürftigen Herzens,

3) Konkordienformel, M. 717, 64. 4) Zeitblätter 1912, S. 131.

und ferner, daß nicht alle Augen von demselben Winkel aus das, was dem Geiste sichtbar, anschauen, noch sich von einer und derselben Seelenlehre und ihren Satzungen beherrschen lassen." Hiernach stellt sich das Geheimnis in ohioscher Auffassung dar als eine Verwunderung über die unbegreifliche Torheit und Bosheit der Verlorengehenden, daß diese sich nicht ebenso „recht" oder „richtig" verhalten wie die Seligwerdenden, obwohl sie dieselbe Gelegenheit dazu hatten. „Hätte er" (der Mensch) — so hieß es in den „Zeitblättern" — „sich recht verhalten, was er in Kraft der an ihm arbeitenden Gnade konnte, so wäre er unfehlbar bekehrt und selig geworden." 5)

Demnach haben die Glieder der Synodalkonferenz, die die publica doctrina ihrer Gemeinschaft vertreten, und die Glieder der Synode von Ohio, die die publica doctrina ihrer Synode annehmen, genau die entgegengesetzten Vorstellungen von dem „Geheimnis" in der Lehre von der Bekehrung. Das Geheimnis, das die Glieder der Synodalkonferenz im Sinne haben, beruht auf der Wahrheit und dem Bekenntnissatz, daß die Seligwerdenden sich nicht besser, sondern auch übel verhalten und nicht in geringerer, sondern in gleicher Schuld sind mit den Verlorengehenden. Das Geheimnis aber, an das die Glieder der Synode von Ohio usw. denken, beruht auf der Annahme eines besseren Verhaltens und einer geringeren Schuld auf seiten der Seligwerdenden, welches rechte Verhalten gleicherweise zu leisten die Verlorengehenden in unbegreiflicher Bosheit unterlassen haben. Das Geheimnis, das die Glieder der Synodalkonferenz meinen, dient dem Festhalten an der *sola gratia*, „daß wir" — sagt das Bekenntnis —, „wenn wir gegen ihnen gehalten und mit ihnen verglichen, desto fleißiger Gottes lautere, unverdiente Gnade an den Gefäßen der Barmherzigkeit erkennen und preisen lernen", und kurz vorher: „daß wir in Gottesfurcht leben und Gottes Güte ohne und wider unsern Verdienst an und bei uns, denen er sein Wort gibt und läßt, die er nicht verstockt und verwirft, erkennen und preisen". Das offizielle ohiosche Geheimnis dient der Abweisung der *sola gratia*. Zu den Worten: „Hätte er [der Mensch] sich recht verhalten, was er in Kraft der an ihm arbeitenden Gnade konnte, so wäre er unfehlbar bekehrt und selig geworden" fügen die „Zeitblätter" sofort hinzu: „Daraus folgt aber unwidersprechlich, daß in gewisser Hinsicht Bekehrung und Seligkeit auch vom Menschen und nicht allein von Gott abhängig ist." 6) Die Glieder der Synodalkonferenz reden von einem Geheimnis, weil für sie „das verschiedene Verhalten" ein nonens ist, da die Seligwerdenden sich auch übel verhalten und in gleicher Schuld sind. Dem offiziellen Ohio ist das verschiedene Verhalten nicht nur ein ens, sondern ein ens, welches das Geheimnis, „woher es kommen mag, daß unter derselben Gnadenwirkung ein Teil der Menschen

5) Zeitblätter 1887, S. 325.

6) Zeitblätter 1887, S. 325.

bekehrt wird, der andere nicht", erklärt. Es heißt ebenfalls in den „Zeitblättern": „Also erklärt sich das verschiedene Wirken der bekehrenden und seligmachenden Gnade wohl aus dem verschiedenen Verhalten der Menschen ihr gegenüber." 7)

Aus dem Gesagten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß die Glieder der Synodalkonferenz und die Glieder der Gruppe Ohio-Iowa mit dem Wort „Geheimnis" in re Bekehrung und Seligkeit genau den entgegengesetzten Sinn verbinden. Dieser Differenz nun sollten wir gerade ins Angesicht sehen (face the issue, wie der *Lutheran* sagt) und sie zu beseitigen suchen.

Warum ist die Beseitigung dieser Differenz so wichtig? Es handelt sich um das Herz des Christentums und um alles, was Luther wider Erasmus und Rom erstritten hat, um die sola gratia, um die Wahrheit, daß die Bekehrung und Seligkeit allein von Gottes Gnadenwirkung und in keinem Sinne vom „rechten" menschlichen Verhalten abhängt. Bei dieser Wahrheit, bei der sola gratia, bleibt man aber nur dann, wenn man bei dem Satz der Konkordienformel bleibt, daß wir, die Seligwerdenden, bei einem Vergleich mit den Verlorengehenden (nos cum illis collati), das gleiche üble Verhalten und die gleiche Schuld bekennen (quam simillimi illis deprehensi) und demgemäß das „Geheimnis" bei der Lehre von der Bekehrung auffassen. Nur bei dieser Herzensstellung — sola gratia auch bei einem Vergleich mit den Verlorengehenden — ist christlicher Glaube überhaupt vorhanden, weil christlicher Glaube „auf lauter Gnade bauet".8) Wer die Lehre der Konkordienformel, daß die Seligwerdenden sich auch übel verhalten und in gleicher Schuld sind, abweist und dafür ein „rechtes" Verhalten und eine geringere Schuld der Seligwerdenden einsetzt und daher Bekehrung und Seligkeit auch vom Menschen abhängen läßt: der hat damit die christliche Gnadenlehre und das, wofür die Kirche der Reformation gekämpft hat, preisgegeben. Deshalb rief Luther Erasmus zu: „Du bist mir an die Kehle gefahren." Deshalb haben auch alle treuen Lutheraner des sechzehnten Jahrhunderts sich von Melanchthon entschieden losgesagt, insofern dieser auf die Frage, woher es komme, daß Saul verworfen, David angenommen wurde, mit dem verschiedenen Verhalten der beiden (actio dissimilis in his duobus) antwortete. Andreä sagte bei dem Kolloquium zu Herzberg im August 1578: „Was sind doch die vier paragraphi" (in den Loci Melanchthons), „die nach Luthers Tode hereingebracht sind? Es stehet darinnen: ‚Es muß notwendig in uns'" (den Menschen) „‚eine Ursache des Unterschiedes sein, warum Saul verworfen, David angenommen werde.'" Dem Magister Wolfgang Amling, der Melanchthon verteidigte und die Konkordienformel kritisierte, rief Chemnitz in der Debatte zu: „Schickt Eure Konfession vom freien Willen nach Spanien an Andra-

7) Zeitblätter 1911, S. 526. 8) Apol., M. 97, 56.

dius, nach Löwen an Toletanus, ja nach Rom schickt sie, und der Papst selbst wird sie approbieren." 9)

Die Beseitigung der Differenz zwischen der Synodalkonferenz und den Synoden von Ohio, Jowa usw. sollte leicht sein. Kein Christ — auch nicht die Doktoren Stellhorn, Schmidt, Mees, Schütte, Keyser usw. — hält in seinem Herzen und vor Gott dafür, daß die causa discriminis, weshalb er im Glauben steht und andere nicht, oder daß er vor andern das Evangelium hat und glaubt, in ihm selbst liege, sondern sie alle halten mit der Konkordienformel und allen Christen dafür, daß sie sich auch übel verhalten haben und in gleicher Schuld sind mit denen, die unbekehrt bleiben.10) Die Heiligen, erinnert Luther, reden öffentlich und inter disputandum manchmal anders, als sie vor Gott tatsächlich stehen. Mit den Gliedern der Ohiosynode sollte auch deshalb eine Verständigung nicht so gar schwer sein, weil diese Synode schon vor dem Streit über die Bekehrung und Gnadenwahl, nämlich im Jahre 1875, das psychologische Geheimnis abwies und dafür ausdrücklich das Geheimnis der Konkordienformel substituierte.11)

F. Pieper.

Reden des synoptischen JEsus über sein Erlösungswerk.

(Fortsetzung.)

Zunächst wird unter den hierher gehörigen Reden JEsu in der Synopse unser Augenmerk auf die ersten Aussprüche JEsu zu richten sein. Und da treten die Vorgänge der Taufe JEsu in den Vordergrund. Als der Täufer Johannes in besonders segensreicher Tätigkeit begriffen war, löste sich aus den Volkshaufen auch JEsus ab und nahte dem Täufer mit demselben Begehr wie das andere Israel. Johannes erwartete JEsum, ohne ihn freilich persönlich zu kennen. Aus dem aber, was er an JEsu wahrnahm, vermutete er sofort in ihm den längst ihm göttlich angekündigten Messias und Sohn Gottes. Auf das angelegentlichste (διεκώλυεν, Matth. 3, 14) wehrte er daher das Ansinnen JEsu ab; ihn taufen zu sollen. Seiner Opposition begegnete JEsus indes mit dem kategorischen: Gestatte es alldieweil; denn so ist es für uns geziemend, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Wir können „erfüllen" hier nicht gut anders fassen als die ähnliche Redewendung in der Bergpredigt: Ich bin gekommen, das Gesetz oder die Propheten zu erfüllen. Das

9) Protokoll oder Acta des Colloquii zu Herzberg usw. Halle, 1594. Die Verhandlungen über den freien Willen sind mitgeteilt in „L. u. W." 1882, S. 360 ff.

10) Die weitere Darlegung dieses Punktes in „Zur Einigung", Kap. VIII: „Die Zustimmung aller Christen zur Darstellung der Konkordienformel."

11) A. a. O., S. 102. L. u. W. 1914, S. 198 f.

Wort kann nur ein aktivischer Begriff hier sein ähnlich dem andern in der Bergpredigt gebrauchten: den Willen meines Vaters im Himmel tun. JEsus erklärt demnach: er wolle jedes Stück des Willens Gottes offenbarend und ausführend vollbringen, um in der Rechtbeschaffenheit zu sein, wie sie der Wille des Vaters sei, den er, der Offenbarer solches göttlichen Willens, hiermit als ihnen beiden geltend und demnach auch als ihm selbst geltend dartue. Und der Täufer stehe in keinem andern Verhältnis: der Wille des Vaters ist auch für ihn die Direktive. Somit erklärt sich JEsus als in einer Kategorie mit Johannes stehend: beide seien sie Gesandte Gottes, um des Vaters Willen zu tun. Im gegenwärtigen Augenblick — das sage ihm der Sohn des Vaters als in dessen Auftrage — sei die Taufe JEsu des Vaters Wille. Unter dieser Prämisse administriert Johannes das Sakrament. Derart nimmt es JEsus an. Das ist die Synopse dieses Aktes aus dem Leben Christi.

Alle drei Synoptiker eröffnen mit dieser Episode die Beschreibung des Lebens des erwachsenen JEsus. Sie sind nun aber himmelweit davon entfernt, ihren ganzen evangelischen Bericht historisch-genetisch zu gestalten oder wenigstens so aufgefaßt haben zu wollen. Das evolutionistische Prinzip läßt sich wohl an die Synoptiker anlegen, aber nur um abgewiesen, nicht um verwendet werden zu können. Mit der Erklärung JEsu, daß er gesonnen sei, alles zu tun, was der Vater von ihm wolle, stellte sich jener geheimnisvolle Mann von Nazareth nicht bereitwilligst in den Dienst Gottes, um nun eine Laufbahn zu betreten, auf der man avancieren konnte, um letztlich sich zu den höchsten Idealen und Ehrenstellungen durcharbeiten zu können (vgl. das im vorletzten Vers des Markusevangeliums erwähnte Sitzen zur rechten Hand Gottes). Das hieße auf die Synopse ein Licht werfen, das, abgesehen von undurchdringlichen Schattenseiten, ganz verschwommene Dämmerlichtseiten erzeugen würde. Nein, Matthäus, Markus und Lukas ist der Akt der Taufe JEsu der Anfang des Evangeliums von JEsu Christo, dem Sohne Gottes, Mark. 1, 1. Sie wissen sich von vornherein nicht sowohl als Berichterstatter als vielmehr als Heilsherolde. Ihnen ist ihre Evangeliumsgeschichte nicht in erster Linie Historie, sondern Evangelium, Unterweisung zur Seligkeit durch den Glauben an Christum JEsum. Ja, die von ihnen mitgeteilten Heilstatsachen (πράγματα) tragen bei zur völligen Glaubensfreudigkeit unter ihnen (πεπληροφορημένα ἐν ἡμῖν, Luk. 1, 1). Während sich freilich die einzelnen Tatsachen als fortlaufende Geschichte geben, so daß es einen Anfang des Evangeliums gibt, ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου, so ist jedoch die Bedeutung jeder dieser Heilstatsachen sofort etwas Ganzes, das Evangelium, τὸ εὐαγγέλιον Ἰησοῦ Χριστοῦ, υἱοῦ τοῦ θεοῦ. Das Evangelium entwickelt sich nicht nach und nach, es erscheint nicht in Abstufungen, sondern es ist im Anfang wie am Ende seines Berichtes das Geheimnis, das von der Welt her verschwiegen gewesen, nun aber offenbart, enthüllt ist als ein völlig fertiges Gemälde, das nun zum Anschauen dargestellt ist als der neutestament-

liche Gnadenstuhl. Bei näherem Betrachten sieht man wohl die einzelnen Züge des Gemäldes, nichtsdestoweniger leuchtet nach den Synoptikern schon aus der Taufe JEsu dasselbe Evangelium wie aus den Wunden des am Kreuz verschiedenen Heilandes. JEsu Taufe trägt nach ihnen ebensosehr zur Glaubensfreudigkeit bei wie das Sitzen Christi zur Rechten Gottes als des Hauptes der Gemeinde.

Ebendeshalb verwehrte gewiß schon Johannes JEsu die Taufe so entschieden, weil er diesen als den Stärkeren, den ἰσχυρότερον, wußte, V. 11, hingegen von seiner Taufe sich bewußt war, daß sie zur Erlangung der Vergebung der Sünden führe (vgl. Mark. 1, 4; Luk. 3, 3). Der auch im göttlichen Heilsplane Johannes persönlich weit überragende JEsus bedürfe nicht der Taufe z u r V e r g e b u n g d e r S ü n d e n. Beiderlei Einwand läßt der HErr nicht gelten, nicht etwa wegen eigener innerer Veranlassung zur Taufübernahme, wegen, wenn auch nicht Mannes-, so doch Jugend-„Übereilungen", wie Keim, Wittichen und andere neuere Kritiker nicht ohne Blasphemie meinen. Zwar räumt JEsus ein, daß in seinem Getauftwerden durch Johannes eine Umkehr der natürlichen Ordnung liege. Aber er untergibt sich diesmal dem Johannes: Laß (gestatte) es diesmal, ἄφες ἄρτι. Keil: „Auf ἄρτι liegt der Nachdruck." Laß es zurzeit zu! Trotz JEsu höherer Stellung im Himmelreich soll der von Gott darin auf niedrigere Stufe gestellte Johannes das ihm befohlene Werk an dem Vorzüglicheren vollführen, so empfiehlt es ihm eben der Ausgezeichnetere. Der Grund liege, wie gesagt, in dem über beiden stehenden Willen des himmlischen Vaters. Und ebenfalls infolge desselben göttlichen Willens solle andererseits, was JEsum betrifft, dieser, trotzdem er der Höhere über Johannes ist, dennoch sich der Taufe der Sündenvergebung unterziehen. Auch das bedeutet JEsus als der HErr dem Johannes. Und dieser läßt ihm darauf den Willen. Er erfaßt es, daß der Sohn Gottes gekommen war, des Vaters Willen hinsichtlich der Sündenvergebung zu tun, mit andern Worten: um der Christ zu sein, auf den hin in der Taufe die Sündenvergebung gesprochen wurde, um demnach der gesalbte Amtsverwalter Gottes unter den Menschen für die Vermittlung der Sündenvergebung zu sein, deren Sünden, sie zu sühnen, er eben aus ihrem Taufwasser auf sich genommen habe. Und von vornherein verspricht dieser Christus Gottes, alles tun zu wollen, was in dieser Hinsicht zu tun sei. Sein Blick, das tut er hiermit Johannes kund, ist von Anfang an auf den ganzen Umfang dieses Amtes gerichtet. Er sieht auch schon das bevorstehende Leiden, aber als Tun des Willens Gottes. Und daß in solchem Verständnis Johannes dann die Taufe JEsu zuließ, zeigt sein bald darauf erfolgter Ruf: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt", das ist, hinwegnimmt, sühnt.

Die erste Christenheit sollte denn schon aus dem Bericht der Synoptiker über JEsu Rede bei seiner Taufe durch seinen Vorläufer lesen und wissen, daß der Anfänger des Heils auch der Vollender desselben ist.

Die ersten Empfänger der Evangelien waren ja nicht erst noch Missionsobjekte, sondern bereits Missionsgarben, längst durch die mündliche Predigt der Apostel bekehrte und gläubige Kinder Gottes. Sie erhielten die Evangelienschriften, um in ihrem Glauben nur bestätigt und gegründet zu werden. Markus schreibt ja als Hermeneut, als der Sekretär des Petrus. Auch Lukas hat dann als Sekretär Pauli sich zum Schreiben veranlaßt gesehen, indes allein zu dem Zweck, um die gewisseste schriftliche Wahrheit des Evangeliums für schon daran Gläubige zu bieten. Und vor ihnen hatte bereits Matthäus sein zuvor mündlich verkündigtes Evangelium nun in Schrift verfaßt, um durch sein schriftliches Evangelium nochmals darzutun, daß JEsus sich als den im Alten Testament geweissagten Erlöser Israels und Heiland aller Völker erwiesen habe und als solcher von Gott durch Wunder und Zeichen erwiesen worden sei. Die ersten Leser der Evangelienschriften waren also nicht alttestamentlich noch unklare, sondern über Weissagung und Erfüllung ins reine gekommene Kinder Gottes. Denen stand JEsus als erschienener Messias und Christ Gottes unauslöschlich vor Augen gemalt. Die verstanden beim Lesen unserer Taufgeschichte sofort, was der HErr meinte, wenn er seinem Vorläufer sagte: „Uns gebühret es, alle Gerechtigkeit zu erfüllen", daß nämlich die Übernahme des Wesens der Taufe durch JEsum die tatsächliche Entscheidung dazu sein sollte, durch Verlieren (ἀπόλλυμαι τὴν ψυχήν) und Lassen (τιθέναι τὴν ψυχήν) des Lebens das messianische Ziel zu verwirklichen. So weit hatte JEsus gelebt, um sein vollkommen männliches Alter unter dem Gehorsam des vierten Gebotes zu erreichen; nun aber will er sein vollkömmliches Leben dargeben zu einer Erlösung der Menschen von ihren Sünden. In der bei der Taufe vernommenen Vergebung der Sünde aber hatte er bereits auch die Zusicherung, daß der Vater das Opfer seines Sohnes zur Versöhnung der Welt annehmen werde. D. Stöckhardt merkt zur Taufe JEsu an: „Er unterzog sich der Taufe der armen Sünder und erklärte sich damit feierlich bereit, auch durch sein ferneres Tun und Leiden für die Sünde der Welt zu büßen und genugzutun. ‚Hier fängt er recht an, Christus zu sein.' (Luther.) Mit seiner Taufe ist JEsus in sein Christusamt, in sein Erlöseramt, in sein prophetisches, hohepriesterliches, königliches Berufsleben, öffentlich eingetreten. Christus ist von Anfang an unser Heiland und Erlöser, unser Prophet, Priester und König." (Bibl. Geschichte d. N. T., S. 23.) So faßt man nicht erst heutzutage von seiten der Orthodoxen die Taufe JEsu auf, sondern schon die Empfänger der Autographen der Evangelien haben gewiß in noch viel herrlicherer Weise an dem Feuer derselben ihr Glaubenslicht immer wieder entzündet und genährt. Schon durch diese Rede JEsu ist denn von vornherein klargestellt: Der Wille des himmlischen Vaters, den Christus geoffenbart hat, ist eine stellvertretende Sühneleistung für die Sünder durch Christum als den Verwalter dieses Amtes und Werkes in allen seinen einzelnen und sämtlichen Teilen.

Nach der Taufe wurde JEsus bekanntlich alsbald vom Geist Gottes in die Wüste geführt, daß er in vierzigtägiger Versuchung sich wider den bösen Geist auf der begonnenen Amtsbahn verfestige. Schließlich wies er den Erzverführer energisch von sich. Obgleich er sich selbst entäußerte und erniedrigte, vermochte der Fürst dieser Welt doch nichts wider ihn. Und bald erwies sich der Nazarener auch als den Mächtigeren über den Satan in allerlei Teufelaustreibungen. Vor Menschenaugen mußten die bösen Geister diesem scheinbar geringen JEsu gehorchen. Seine Herrschaft war so augenfällig, daß die Zuschauer massenhaft die Frage ventilierten: „Dieser ist doch nicht der Sohn Davids?" also der schon lange verheißene Christus. Sie waren geneigt anzunehmen, daß sich dieser JEsus infolge der Teufelaustreibungen als den Sohn Gottes und infolgedessen als Erlöser aus Satans Gewalt in der Tat und Wahrheit offenbare. Und die Ahnung war Tatsache. Selbst JEsu Feinde, Hohepriester und Pharisäer, erkannten das und erschauten darin so große Gefahr für ihre Autorität unter dem Volk, daß sie durch Verleumdung dem Tun JEsu die Spitze abzubrechen und die Bedeutung zu nehmen suchten. Sie insinuierten, JEsus stecke mit dem Beherrscher der Teufel unter einer Decke, und nur durch die Gemeinschaft mit diesem Beelzebub bringe er Teufelaustreibungen zustande. In seiner Verteidigungsrede muß JEsus von sich selbst und seinem Werk Zeugnis ablegen. Uns interessieren hierbei nur die Worte: „Wie kann jemand in eines Starken Haus gehen und ihm seinen Hausrat nehmen, es sei denn, daß er zuvor den Starken binde und alsdann ihm sein Haus beraube? Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahrt, so bleibt das Seine mit Frieden. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt und überwindet ihn, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verließ, und teilet den Raub aus", Matth. 12, 29; Mark. 3, 27; Luk. 11, 21 f. D. P. Leyser macht in der Evangelienharmonie bei Behandlung dieser Perikope die Bemerkung: „Damit er selbst, der HErr JEsus, als dieser Stärkere von den Menschen erkannt werde, hat er zu dem Zweck öfters aus Besessenen, deren Leiber und Seelen böse Geister besetzt hielten, diese allein durch die Kraft seines Wortes und aus eigenem Befehl wunderbar ausgetrieben, auf daß er so in der Tat erwiese, daß er jener verheißene Rächer des Menschengeschlechtes und jener Sohn Gottes ist, der dazu erschienen sei, daß er die Werke des Teufels zerstöre." Dieses Lehrurteil D. Leysers wollen wir, wie es aus dem Text eruiert ist, nun auch durch den Text zu erhärten suchen.

Öfters kam JEsus mit den Schuppen Satans in Konflikt. Das war nicht sonderbar oder auffällig, sondern eigentlich ganz natürlich. Denn es handelte sich um die Suprematie eines der beiden in der Welt. Durch Verführung des Menschen, des Herrschers in der Schöpfung, war der Teufel der Fürst im Weltgebäude geworden. Infolge seines Harnisches, der Todesgewalt und der dadurch verbreiteten Todesfurcht, übte Satan strenge Herrschaft über die unter sich gebrachten Menschenkinder,

da sie alle in, mit und nach Adam sündigten, und die Sünde der Stachel des Todes ist. Später kam das geoffenbarte Gesetz noch in die Welt und steigerte nur die Sünde und somit die Todesfurcht. In ihrem ganzen Leben mußten die Menschen wegen der Sünde, des Gesetzes und des Todes Knechte des Teufels sein. Scheinbar unumschränkte Herrschaft hatte der alt' böse Feind in der Welt aufgerichtet. Nur das Wort, bereits im Paradies gesprochen: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; derselbe soll dir den Kopf zertreten" beunruhigte ihn und ließ ihn beständig auf dem Lugaus nach diesem verheißenen Stärkeren sein. Da war nun einer gekommen, der war vom Himmel herunter als der Sohn Gottes erklärt worden, und er — der Teufel — hatte sich alsbald mit ihm gemessen und dabei den kürzeren gezogen. Jener — JEsus — trieb auch des Teufels Gesellen aus leiblich Besessenen aus und heilte viele derartige Kranke ohne Satans Dank. Der Teufel war bislang der starke Fürst über den Menschen gewesen; der Nazarener, äußerlich wahrnehmbar ein Mensch, erwies sich als Stärkerer über dem Teufel. Er war bereits in des Starken Weltgebäude gekommen und entriß ihm Gefäße darin, Körper leiblich Besessener samt den darin geschaffenen Seelen. Das hat Bedeutung, und zwar für jetzt und für später. Zunächst ließ es sich an, als ob der JEsus offenbar der sei, durch den die von Gott angekündigte Feindschaft zwischen der alten Schlange und dem Weibessamen zum Austrag gebracht werden soll, um dadurch die Menschen aus des Teufels Gewalt zu erlösen. Somit ist Christus der göttlich bestellte Herold der Menschen wider den Teufel. Er ist stärker als die Menschen, auch stärker als Satan; er ist offenbar Mensch, aber auch ein Geist, höher als die höllische Geisterwelt. Er ist ἄνθρωπος, aber auch πνεῦμα θεοῦ, ja, ἐν δυνάμει κατὰ πνεῦμα ἁγιωσύνης υἱὸς θεοῦ. So geriert er sich wenigstens; als das muß er sich weiterhin ausweisen. Hier sagt er nun selbst: Er muß (das rhetorische „Wie kann jemand" usw. = er muß) den Starken überwinden und ihm seinen Harnisch nehmen. Nur so gibt es Erlösung vom Teufel und dessen Gewalt, dem Tode, daß JEsus die Sünde sühnt, infolgedessen das Gesetz vollkommen erfüllt und den Sold der Sünde, den Tod, auf sich nimmt und also mit Tod, Hölle und Teufel sauer und heiß, aber bis zum glorreichen Sieg kämpft. Und ob das auch damals, als Christus unsere Worte redete, vorerst noch in der Zukunft lag, und wenngleich erst im Leiden und Sterben Christi die Feindschaft mit dem Teufel zum Austrag kam, die Wahrheit davon hat Christus schon hier verkündigt, die Folgen des Sieges hat er hier schon vorweggenommen, ohne daß Satan, der Starke, es wehren konnte. Die volle Austeilung der Beute folgte später um so gewisser, die dann nicht so sehr bestand nur in Entreißung leiblich Besessener aus des Teufels Klauen als vielmehr in geistlicher Errettung aus der Gewalt der Obrigkeit der Finsternis und in Herzuführung vieler aus Israel und aller derer, die ferne waren, und in ihrer Versetzung in das Reich

des Sohnes Gottes, das mitten in der Welt, dem Gebäude des Fürsten dieser Welt, aufgerichtet wird, ohne daß die Pforten der Hölle etwas dawider vermögen, da der Teufel, der Fürst auch der Hölle, nun mit ewigen Banden in Finsternis gebunden ist.

D. Stöckhardt kommentiert (a. a. O., S. 59) unsere Worte also: „JEsus äußert sich bei dieser Gelegenheit noch weiter über die tiefere Ursache der Heilung der Besessenen. Christus, Gottes Sohn, ist jetzt als der Stärkere über den Starken, den Satan, gekommen, hat ihn gebunden und ihm seinen Harnisch, seine Gewalt, genommen. Der ganze Lebensgang Christi war Kampf mit dem Satan und Sieg über den Satan. Durch sein Leben, Leiden und Sterben, durch seinen tätigen und leidenden Gehorsam hat Christus den Teufel überwunden, welcher durch die Sünde Gewalt über die Menschen bekommen hatte, und hat also die Menschen von der Gewalt des Satans erlöst. Und die Folge ist nun, daß er des Teufels Hausrat und Raub austeilt, ihm seinen Besitz nimmt, daß er die leiblich Besessenen von den bösen Geistern befreit, aber auch die Seelen der Menschen durch Wort und Geist dem Besitz Satans entreißt." Diese Rede des synoptischen JEsu fügt also zur Verkündigung der vorigen Rede von dem tätigen Gehorsam unsers Erlösers auch noch die Predigt von dessen leidendem Gehorsam hinzu. Das erst macht die vollständige Betrachtung der πᾶσα δικαιοσύνη des Christus aus. Auch an dem, das er litt, hat er Gehorsam gelernt, und ist er vollendet worden. Es gibt kein Heil Gottes ohne den Fersenstich der alten Schlange in den Schlangentreter. So gigantisch der Kampf Christi mit dem Teufel ist, so viel hat es eben gekostet, uns zu erlösen nach Leib und Seele. So frei und gratis menschlicherseits die Gnade und Liebe Gottes auch ist, so ist sie doch nur durch Christi, des Sohnes Gottes, Leben der Gesetzeserfüllung unter Gebetsgeschrei und Tränen und durch dessen Todesleiden und -schmerzen im Kampf mit finsteren Mächten böser Geister vermittelt. Die Neueren können das Supranaturale im Evangelium nicht leiden; daher finden sie JEsu Kampf mit den satanischen Geistern unter dem Himmel unverständlich, unmöglich. Demgegenüber ist richtig, worauf Dir. Dunkmann (a. a. O., S. 98 f.) weist: „Wenn sich die christliche Religion siegreich behauptet hat, so verdankt sie das dem Alten Testament. . . . Das Alte Testament ist der rocher de bronce für die ewige Wahrheit des Glaubens. Nur von ihm aus kann JEsus erkannt werden." Aus dem Alten Testament heraus verstehen wir den siegreichen Kampf Christi über den starken Teufel und erkennen die Siegesbeute solchen Kampfes. Die ersten Empfänger der synoptischen Evangelien lebten noch viel lebendiger im Alten Testament als wir. Wie Timotheus wußten sie zum Teil von Kind auf die Heilige Schrift, nämlich die des Alten Testaments. So war ihnen diese Rede JEsu gewiß auch noch viel klarer und vollgewichtiger als uns. Ihnen war sie nicht erst viel auszulegen, sondern als reines, helles Licht leuchtete sie ihnen in dem dunklen Ort dieses

Jammertales, ein Licht, das ihnen alsbald die finsteren Mächte der Sünde, des Todes, der Hölle samt dem Fürsten der Finsternis verscheuchte und ihnen ihren Heiland in seiner Kampfes- und Leidensschöne samt der seligmachenden Freiheit und Erlösung in ihm nur um so herrlicher verklärte, ja ihnen die Klarheit Gottes von der gnädigen Sündenvergebung in dem Angesichte dessen, der mit roten, blutbespritzten Kleidern von Bosra kam, verherrlichte zu ihrer Wonne und Freude über ihre eigenen dadurch erlangten weißen Kleider des Heils.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Walther als Schrifttheolog. Wie man von Luther behauptet, daß er, im Grunde genommen, stecken geblieben sei in der Autoritätstheologie des Mittelalters, so hat man auch von Walther gesagt, daß er, genau besehen, ein Vätertheolog sei, weil er in seinen Artikeln und Referaten seine Anschauungen mit Aussprüchen aus Luther und den lutherischen Dogmatikern zu belegen pflegte. Und Tatsache ist allerdings, daß sich auch in Amerika mancherlei Keime zu einer papistischen Vätertheologie nachweisen lassen, z. B. in der Bedeutung, die man den alten lutherischen Kirchenordnungen gab, in dem Bekenntnis zur Lehre von der Gnadenwahl, „wie sie in Übereinstimmung damit von den Lehrvätern unserer Kirche im großen und ganzen je und je geführt worden ist“, in mancherlei Erörterungen über kirchliche Dogmenbildung und kirchliche Lehrentscheidungen usw. Walther aber hat alle diese Ansätze zu einer Vätertheologie von Anfang an mit ebenso großer Klarheit wie Entschiedenheit bekämpft. Daß Walther allen modernen Fälschungen gegenüber nicht bloß das **sola gratia**, sondern auch das sola Scriptura aufrechterhalten hat, ist denn auch in „Lehre und Wehre“ schon wiederholt ausgeführt worden. Hier möge darüber nur eine Aussprache aus seinen Briefen Platz finden. In dem Schreiben an P. Ottesen vom 23. April 1866 sagt z. B. Walther: „Wir Menschen sind durch den Sündenfall so in Blindheit geraten, daß wir in vielen Sachen auch bei dem ernstesten Forschen entweder nicht zur Klarheit und Gewißheit kommen oder eine verkehrte Gewißheit erlangen. Das hat aber so wenig mit dem Verlust unsers Heils zu tun wie unsere Schwachheits*sünden*, die wir bei allem Kampfe nie ganz los werden. Gott sieht das Herz an. Steht das aufrichtig zu Gott, so breitet Gott seinen Gnadenhimmel über alle unsere Irrtümer und Sünden. Nur sollen wir in keiner Sache unser Gewissen auf Menschenautorität gründen. Das wäre wider das erste Gebot. Jeder soll *seiner* Meinung gewiß sein. (Röm. 14, 5.)“ Nach Walther soll also jeder Christ seine eigene Meinung haben; und diese soll sich gründen allein auf die Schrift; Götzendienst ist es, wenn man auf

Menschenautorität baut. In demselben Briefe erklärt Walther: „Freilich sind Sie, wenn Sie im Tiegel der Anfechtung liegen, in Gefahr zu verbrennen; aber da gilt es eben, in das Wort zu fliehen und zum Gebet seine Zuflucht zu nehmen, damit das eigene böse Herz und Satan nicht den Sieg davontragen." „In das Wort fliehen", so lautet Walthers Mahnung, wenn uns über irgendeine Lehre Zweifel kommen. Und von sich selber schreibt Walther: „Es ist wahr, ich traue mir auch nicht, wenn ich in Sachen der göttlichen Wahrheit allein den Resultaten meiner eigenen Forschung folgen soll; aber das kann ich Ihnen auf mein Gewissen versichern, daß ich auch von den Alten, auch von Luther selbst, nichts auf deren Autorität hin annehme. Ich habe, wenn ich weiß, was die Alten, besonders was Luther sagt, schon ein gutes Vorurteil dafür; aber ich nehme es nicht eher an, als bis sie mich aus der Schrift, entweder aus einer eigenen Stelle dafür oder aus dem ganzen Lehrzusammenhange, innerlich überzeugt und beruhigt haben, was aber bei den alten Lehrern in der Regel geschieht, weil diese immer, wenn sie auf etwas steif stehen, durch irgendein Wort Gottes oder durch das Ganze desselben gebunden sind. Habe ich aber schon vorher selbst gemeint, etwas klar aus Gottes Wort zu erkennen, habe aber aus Mißtrauen gegen meine Schwachheit nicht abschließen wollen und finde endlich durch das Zeugnis der treuen Väter das Ergebnis meines Suchens in der Schrift bestätigt, dann macht es mich allerdings außerordentlich gewiß. Das ist aber keine Sache des Vertrauens auf Menschen, sondern der regelrechte Gang in der christlichen Kirche, wo Gott nicht mehr unmittelbar, sondern mittelbar durch das leibliche, mündliche Predigtamt Licht und Gnade geben will." „Ruft uns doch Gott selbst in seinem Worte zu: ‚Die Weissagung verachtet nicht!' (1 Thess. 5, 20.) Wir sollen also nicht nur die Schriften der Propheten und Apostel nicht verachten, sondern auch diejenigen nicht, denen Gott mehr als uns Epigonen die Gabe der Weissagung oder Schriftauslegung gegeben hat. Das macht uns keineswegs zu Menschenknechten, vorausgesetzt, daß wir ihnen nicht blind folgen, sondern beachten, was auf jene Worte unmittelbar folgt: ‚Prüfet aber alles und das Gute behaltet!' (1 Thess. 5, 21.)" — Die Väter, insonderheit Luther, hat Walther zwar fleißig zitiert; ein Vätertheolog aber war er nicht. F. B.

Walther und Benjamin Kurtz. Walther hat fleißig Luther, das lutherische Symbol und die alten lutherischen Dogmatiker zitiert. Bei jeder Gelegenheit wies er hin auf den reichen Schatz reiner Lehre, den hierin unsere Kirche besitzt, den man aber in der damaligen lutherischen Kirche in Amerika in eben dem Maße verachtete, wie man ihn nicht kannte. Wie zeitgemäß und nötig dieser Hinweis war, zeigt z. B. folgende Aussprache, die Dr. Benjamin Kurtz im *Lutheran Observer* vom 23. November 1849 veröffentlichte: "The Fathers, — who are the 'Fathers'? They are the children; they lived in the infancy of the Church, in the early dawn of the Gospel day. John the Baptist was

the greatest among the prophets, and yet He that was least in the kingdom of God, in the Christian Church, was greater than he. He probably knew less, and that little less distinctly than a Sunday-school child, ten years of age, in the present day. Even the Apostle Peter, after all the personal instructions of Christ, could not expand his views sufficiently to learn that the Gospel was to be preached to the Gentiles, and that the Church of Christ was to compass the whole world. A special miracle was wrought to remove his prejudices, and convince him of his folly. Every well-instructed Sunday-school child understands this thing without a miracle, better than Peter did. Who, then, are the 'Fathers'? They have become the children; they were the fathers compared with those who lived in the infancy of the Jewish dispensation; but, compared with the present and advanced age, they are the children, and the learned and pious of the nineteenth century are the fathers. We are three hundred years older than Luther and his noble coadjutors, and eighteen hundred years older than the primitives; theirs was the age of infancy and adolescence, and ours that of full-grown adult manhood. They were the children; we are the fathers; the tables are turned." — Wo solche wüste, pietätlose Geister in der lutherischen Kirche hausen, ist es da nicht an der Zeit, auch mal wieder die „Väter" aus dem Staube zu heben? F. B.

Walther über kirchliche Lehrentscheidung. Im vorigen Jahre sind wir u. a. auch auf die wunderliche Behauptung gestoßen, daß Walther ein Gegner der Dogmengeschichte gewesen sei und von einem dogmengeschichtlichen Unterricht am theologischen Seminar in St. Louis nichts habe wissen wollen. Aber auch hier hat man zwar lauten gehört, aber nicht zusammenschlagen. Hat doch Walther selber dogmengeschichtliche Arbeiten geliefert, die man getrost neben das Beste stellen kann, was sonst darüber geschrieben worden ist. Wovon freilich Walther nichts wissen wollte, das ist die moderne Theorie von der allmählichen dogmenbildenden Tätigkeit der Kirche und den autoritativen Lehrentscheidungen derselben in den Symbolen usw., wie das alles seinerzeit in „Lehre und Wehre" von Walther ausgeführt worden ist. Aber auch in einem Briefe vom 5. August 1867 berührt Walther diesen Punkt in einer Weise, die einen über seine Stellung nicht im unklaren läßt. In einem „P. S." lesen wir hier: „Vor einigen Tagen stieß ich auf die Bemerkung Calvörs gegen Calixt über die Symbole der fünf ersten Jahrhunderte: ‚Quod capita quaedam fidei, eaque praecipua, iisdem minime contineantur aut expresse proponantur, ea cumprimis, quae istis synodis sub disceptationem non venere; qualia sunt: de satisfactione et merito Christi, de universali Dei gratia et redemtione Christi, de justificatione solius fidei, de sacra eucharistia etc.; quae num ideo neganda ad articulos fidei pertinere, quod illis Symbolis et Confessionibus definita non extent? Num ideo vel ab homine Christiano necessario credenda ea non sunt, vel ob dissensum de iisdem et simili-

bus capitibus Symbolis non contentis aliquis haereseos arguendus non erit?" (System. Loc. th. I, 912.) Wie nun auch die Artikel, welche nicht in den früheren Symbolen vorkommen, doch von der Kirche ‚entschieden' waren, so auch jetzt die, welche in der Konkordia nicht vorkommen. Eine papistische Anschauung der Symbole scheint mir das πρῶτον ψεῦδος der Herren Dorpater zu sein, was sich mit ihrem Latitudinarismus seltsam paart." — Walther war kein Feind der Dogmengeschichte, wohl aber von modernen Dogmenbildungstheorien usw., die der Autorität der Heiligen Schrift zu nahe treten. F. B.

Die Reformation, die Walther anstrebte. Walther hat man es zum Vorwurf gemacht, ja ihn deshalb verspottet, daß er die Kirche habe reformieren wollen, und daß er an dieser fixen Idee zu Fall gekommen sei. In Wahrheit ist aber Walther nur eingetreten für das reiche, herrliche Erbe der Reformation, das er nicht verschleudert wissen wollte. Als Walther auftrat, wurde in Deutschland die lutherische Kirche tyrannisiert von der sogenannten theologischen Wissenschaft und in Amerika geschändet durch das Puritanertum. Sein Ruf lautete darum mit Recht: Zurück zu Luther, zurück zu den lutherischen Symbolen, zurück zur Schrift! In einem Brief an den „Lutheranerverein" in Dresden vom 1. März 1869 schreibt er: „Lassen Sie die Theologen närrischerweise warten und warten, ‚bis der HErr etwas tut', und daher müßig die Hände in den Schoß legen, und erkennen Sie hingegen, daß eben Sie es sind, denen Gott das Licht gegeben hat, durch die der HErr etwas tun will. Lassen Sie auch die un- und schwachgläubigen Theologen mit der tiefgesunkenen Christenheit ein Kompromiß machen, weil sie nur durch Abbrechen der Spitzen etwas auszurichten hoffen; Sie hingegen wagen es in des HErrn Namen, wieder Gehorsam zu fordern gegen das ganze Wort Gottes und darum auch gegen das ganze mit dem Worte stimmende Bekenntnis. Gleicher Grad der Erkenntnis, also gleiche Reinheit derselben, wird und kann ja in diesem Leben nie erreicht werden; aber das Prinzip müssen wir wahren, daß Gott nicht mit sich handeln läßt, und daß wir, die Haushalter, nichts vergeben können, kein Jota, kein Tüttelchen. Läßt man die Theorie von den offenen Fragen in geoffenbarten Wahrheiten gelten, betreffe sie auch scheinbar noch so untergeordnete Punkte, so ist man verloren. Der Teufel will die Außenwerke nicht um der Außenwerke willen, sondern um der Burg willen." Gehorsam gegen das ganze Wort Gottes und darum auch gegen das ganze mit dem Worte stimmende Bekenntnis, das ist die Reformation, die Walther anstrebte. Und wer wollte nicht wünschen, zumal angesichts des nahenden vierhundertjährigen Reformationsjubiläums, daß dies in der ganzen Welt die Losung der lutherischen Kirche würde?

Walthers Kämpfe. Wie man gegenwärtig in der ganzen Welt nicht müde wird, den Deutschen Militarismus vorzuwerfen, so will auch der Vorwurf nicht aussterben, daß Walther streitsüchtig gewesen sei. Und wahr ist es auch, daß Walther tapfer gekämpft hat für das, was

er als göttliche Wahrheit erkannt hatte; aber streitsüchtig, das war er nicht. In jedem Kampf, den Walther geführt hat, ist er nur seinem in Gottes Wort gebundenen Gewissen gefolgt. Er gehörte nicht zu denen, die je nach Umständen auch anders können. Für seine Lehren ist Walther immer eingetreten mit dem Gefühl: „Ich kann nicht anders", nie mit dem Bewußtsein, daß er bloß so wolle und zur Not auch anders könne. Wie ein rechtschaffener Soldat kämpft nicht aus Lust zum Streit, sondern weil das seine Pflicht ist, so kämpfte auch Walther nur, wo er wußte, daß er dazu Beruf und Befehl von Gott hatte. Aus fleischlicher Lust zum Streiten hat Walther nicht gekämpft. In einem Briefe vom 10. April 1868 schreibt er: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich, je älter ich werde, namentlich in Kirchensachen so schnell allen Mut verliere, verzagt und hoffnungslos werde. Vielleicht kommt es daher, daß ich mit dem Älterwerden mein Nichts in jeder Beziehung besser einsehen lerne und von falschem Mut und Selbstvertrauen mehr loskomme. Helfe mir nur Gott, daß ich nicht gar endlich ein dem Hausherrn ganz unbräuchliches Gefäß der Unehren werde, wovor mich jetzt öfter als je die Furcht überfällt." Ferner in einem Briefe vom 18. März 1869: „Die 'root'-Arbeit haben wir getan; nun mag die fernere Arbeit von denen geschehen, die nicht bloß Handarbeiter und Taglöhner sind wie wir, vor allem ich, sondern die gelernte Agrikulturisten und Hortikulturisten sind. Ich bin des Kampfes namentlich oft so müde, daß ich in großer Versuchung bin, mein Schwert und Schild, wenn es niemand haben mag, zu vergraben und mein Leben wie Hieronymus an der bethlehemitischen Krippe meditando hinzubringen, soviel mir etwa der HErr über Leben und Tod noch gewähren mag. Man hält mich für streitsüchtig; kennte man mich recht, so würde man bald sehen, daß ich viel mehr streitflüchtig bin, und daß mich nur Gottes Befehl unter den Waffen zu bleiben bewegt." Endlich lesen wir in einem Brief an P. Brunn vom 29. Juli 1871: „Gott sei ewig Lob, daß er Ihrer Anstalt selbst durch das letzte Jahr, dieses Jahr so heißer Probe, gnädig hindurchgeholfen hat! Es ist das in der Tat ein Wunder vor unsern Augen. Gott will ohne Zweifel auch damit unsern schwachen Glauben stärken und, während so viele uns hassen, absondern, schelten und unsern Namen verwerfen als einen boshaftigen, uns damit zurufen wie den Arbeitern am Bau des zweiten Tempels: ‚Ich bin mit euch', Hagg. 2, 5. Gott weiß es, wie sehr wir dieser Stärkung bedürfen. Ist doch die Aufgabe, die wir haben, die alte Lutherlehre in diesen letzten Zeiten fast allein allem, was groß, gelehrt, weise und heilig ist, gegenüber zu vertreten, so groß, daß wir armen Würmlein fort und fort versucht sind, fast zu verzagen. Es geht uns, wenn es erlaubt ist, Kleines, ja, Nichtiges mit Großem zu vergleichen, wie Jeremias, welcher Gott bekennt: ‚Du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen; du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen. Aber ich bin darüber zum Spott worden täglich. . . . Da dachte ich: Wohlan, ich will seiner nicht mehr gedenken

und nicht mehr in seinem Namen predigen. Aber es ward in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, in meinen Gebeinen verschlossen, daß ich es nicht leiden konnte; und wäre schier vergangen. . . . Aber der HErr ist bei mir wie ein starker Held', Jer. 20, 7. 9. 11. Wohlan, so wollen wir denn auch den Posten, auf den uns der HErr dadurch gestellt hat, daß er uns die alte, sich nie ändernde Wahrheit hat erkennen und an unserm Herzen erfahren lassen, nicht verlassen. Wird ja doch die Stunde gewiß bald schlagen, da der HErr uns ablösen wird." Walther war allerdings kein Indifferentist, dem jeder Weg recht und gangbar ist; aber ebensowenig war er streitsüchtig. F. B.

„Stellvertretender Glaube." Die „Reformation" schreibt: „Ein junger Theolog, der eine schwere Leidenszeit im Lazarett durchgemacht hat, spricht in folgenden Worten aus, was viele bewußt oder unbewußt empfinden: ‚In der Zeit meiner Schwachheit war ich nicht einmal fähig, die tägliche Losung zu lesen. Kaum vermochte ich die Kraft zu einem Stoßgebet aufzubringen. Ich möchte fast sagen, ich war überhaupt keiner Gefühle fähig, weder menschlicher noch religiöser, weder der Liebe noch des Glaubens. Da war es mir manchmal ein Trost, wenn mir einfiel: Es gibt einen stellvertretenden Glauben: die Kirche der Christen glaubt und hofft für dich.'" Welch ein Unverstand, und gar bei einem Theologen! In „Stoßseufzern" und zuweilen auch in „Gefühlen" mag der Glaube sich äußern, aber darin besteht er doch nicht. Er kann darum vorhanden sein, auch dann, wenn er sich nicht gerade in dieser Weise kundgibt. Glauben heißt eben, Christum als seinen Heiland erkennen und die in den Gnadenmitteln angebotene Vergebung für sich selber haben wollen, was freilich ein anderer, nämlich Gott, in uns wirken muß. Beten kann und soll ein Christ auch für andere; glauben aber muß jeder für sich selber. F. B.

„Katholisch müssen wir doch alle wieder werden." So urteilt der Jesuit M. Reichmann in den „Stimmen der Zeit", die früher den Titel führten „Stimmen aus Maria Laach". Seite 422 schreibt er: „Das Prinzip des Subjektivismus und Individualismus, das jeden Protestanten zu seinem eigenen Schriftausleger, Priester und Papst stempelt, verträgt nun einmal keine dauernde, nach festen Gesichtspunkten geleitete Organisation auf religiösem Gebiet. Vielleicht bringt diese Erkenntnis den einen oder andern Protestanten zu der Schlußfolgerung, die vor Jahren schon ein hochstehender Berliner Herr in die Worte kleidete: Katholisch müssen wir doch alle wieder werden." Der Subjektivismus ist nicht und war nie das Prinzip des Luthertums. Unser Schriftausleger, Priester und Papst ist nicht das eigene Ich, sondern die Schrift selber, die klar ist und sich selber auslegt wie jedes andere klare Buch in der Welt auch. Wie wir keinen Papst oder Priester oder sonstigen Ausleger neben uns stehen haben, wenn wir miteinander reden oder unsere kirchlichen und weltlichen Blätter oder sonstige Bücher lesen, so bedarf es erst recht keines menschlichen Auslegers, wenn man die

Bibel liest; denn sie ist, wie Luther sagt, von allen Büchern in der Welt das klarste, zumal wo es sich um Fragen des Glaubens und Lebens handelt. Wir hätten religiös wenig verloren, wenn uns alle Päpste, Priester und sonstigen Schriftausleger gestohlen würden, solange uns nur die Schrift selber bleibt. Aus dem Gesagten folgt nicht, daß wir gute Schriftausleger verachten, sondern nur, daß es falsch ist, wenn man behauptet, daß man ohne den Papst oder andere Ausleger die Schrift, da sie dunkel sei, nicht nützlich und heilsamlich gebrauchen könne.

Wunder der Panhagia von Tenos. Während der schweren Erkrankung des Königs von Griechenland im Mai d. J. wurden allerlei wundertätige Bilder in den Palast gebracht und zu Häupten des Kranken aufgestellt, aus Chios das wundertätige Bild der heiligen Marcella, aus Zakynthos die Reliquien des heiligen Dionysios usw. Da die Rippenfellentzündung mit wässeriger Eiteransammlung trotzdem schlimmer wurde, ließ der Metropolit von Athen das Marienbild von der Insel Tenos, südlich von Euböa, noch herzuholen, „auf welchem anerkanntermaßen die wundertätige Macht des Höchsten ruht". Am 27. Mai, früh 6 Uhr, traf das Bild im Hafen ein, vom Klerus und Tausenden von Menschen empfangen, die betend am Ufer niedersanken, als es aus dem Schiff getragen wurde. Die Kirchenglocken läuteten ernst und feierlich. Alle Geschäfte waren geschlossen. Das Bild wurde zunächst in die benachbarte Kirche gebracht, wo ein Bittgottesdienst für die Genesung des Königs gehalten wurde. In und außer der Kirche weinten und seufzten die Tausende und beteten immer inbrünstiger: „Panhagia", das heißt, Allheilige, „rette unseren König!" Männer, Frauen, Kinder, jung und alt, drängten sich herzu, das Bild zu küssen, vor ihm die Knie zu beugen und Gelübde zu tun. Gegen zehn Uhr holte es der Metropolit in langsamem, feierlichem Zuge mit einer Schar von Bischöfen in farbenprächtigen Gewändern nach Athen ein, während das Volk neben-, vor- und hinterher nicht aufhörte zu singen: „HErr, erbarme dich und rette unsern König!" Ganz Athen war auf den Beinen, Tausende und aber Tausende standen auf den Straßen. Alle Geschäfte, Kanzleien und Ministerien waren geschlossen. Der Zug geht zur Hauptkirche. Die Menge durchbricht die abschließende Militärkette. Sie umdrängt das Auto mit dem Bilde, um es zu küssen, anzurühren, Gaben daran zu hängen. Sie flehen das Bild laut um Gnade für das Leben des Königs an. Andere liegen weinend und betend auf den Knien. Auf den Balkonen und an den Fenstern brennen Kerzen, und überall steigt Weihrauch in weiten Schwaden zum Himmel empor, ein Wahrzeichen des Flehens und Betens eines ganzen Volkes. In das Beten und Singen des folgenden Gottesdienstes mischt sich das Seufzen und Schluchzen der unzähligen Menge. Nach Beendigung des Gottesdienstes bringen nachmittags 2 Uhr der Metropolit und der Kultusminister das Bild im Auto zu dem Palast des Königs hinüber. Feierliche Stille auf den Straßen und leises Beten der Menge. Kerzen

brennen, und Weihrauchduft steigt zum Himmel empor. Die königlichen Prinzen und Minister empfangen das Marienbild im Garten des Palastes. Der Kronprinz nimmt es aus den Händen des Metropoliten, küßt es in Ehrfurcht und trägt es zu den andern Prinzen herum, die es ebenfalls küssen. Dann wird das Bild in das Krankenzimmer des Königs getragen. Dieser ist ein gläubiger, orthodoxer Christ. Kaum sah er das heilige Bild, so richtete er sich auf, ergriff es mit den Händen, machte das Zeichen des Kreuzes, bedeckte es mit Küssen und bat, es neben ihn zu stellen. Und sofort trat in seinem Befinden eine merkliche Erleichterung ein. War es die heftige Bewegung des Sichaufrichtens, war es die seelische Bewegung des Kranken: die Wunde der Seite, die vielleicht durch ein Eiterstückchen im Innern verstopft war, öffnete sich, und es erfolgte ein starker Ausfluß des Eiters, eine wesentliche Erleichterung des Allgemeinbefindens und ein Sinken der hohen Fiebertemperatur. Gewaltig war der Eindruck auf die Volksmenge. „Die Panhagia hat ein Wunder getan und unser Gebet erhört!“ ging es jubelnd durch die Reihen. Und jubelnd erzählte man sich, wie der König sich gesund aufgerichtet und um eine Zigarette gebeten habe. Bei der Volkserregung ist es erklärlich, daß man bald weitere Wunder erlebte mit dem Bilde. Noch in derselben Nacht wurde ein neues erzählt und geglaubt. Bei dem König hielt die Besserung nur einige Tage an. Dann trat ärgste Verschlimmerung ein mit äußerster Gefahr, wochenlangem Krankenlager und Siechtum. Aber dieser zweite Teil der Krankheit ist bald vergessen, unvergessen aber das große Wunder des heiligen Bildes. Ein Kriegsschiff brachte es nach Tenos zurück. Ein königlicher Prinz, der Metropolit und zwei Minister gaben ihm das Geleite, Kanonendonner begrüßte es und ehrte es beim Abschied. Jedes Jahr im Mai wird man den Tag des Wunders festlich begehen.

Erasmus über das Bibellesen. Auf den 1. März 1916 fiel das vierhundertjährige Jubiläum der Veröffentlichung der ersten Ausgabe des Neuen Testaments in Griechisch von Desiderius Erasmus (1467 bis 1536). Erasmus war zwar nichts weniger als ein Anhänger Luthers und der Reformation (im Grunde war und blieb er ein Humanist und Rationalist); mit seiner Herausgabe des griechischen Neuen Testaments hat er aber der Reformation einen nicht geringen Dienst erwiesen, indem er es Luther, wenn nicht ermöglichte, so doch erleichterte, seine Übersetzung auf das griechische Original zu gründen. In der Widmung seines Testaments vom 1. Februar 1516 an Leo X. erinnert Erasmus den Papst an seine Pflicht, „den Christen die Gebote ihres Meisters wieder bekanntzugeben aus den evangelischen und apostolischen Schriften selber“. In der „Paraclesis ad lectorem“, die Erasmus der Widmung folgen läßt, bekämpft er die Theologen, welche den Laien das Lesen der Bibel verbieten, wobei er den Wunsch ausspricht, daß die Schrift in alle Sprachen übersetzt werden möchte, damit Türken und Sarazenen, Schottländer und Irländer, ja selbst alle kleinen Mädchen sie lesen, und daß

Christen sie zum Gegenstand ihres täglichen Gespräches machen möchten.' „Die Briefe", sagt er, „die uns ein Freund geschrieben, bewahren wir, küssen wir und tragen sie mit uns herum und lesen sie immer wieder. Dennoch gibt es Tausende von Christen, die die evangelischen und apostolischen Bücher in ihrem ganzen Leben nicht einmal lesen. Die Mohammedaner beobachten ihre Dogmen; die Juden studieren bis zum heutigen Tag ihren Moses von Kindheit auf: warum tun Christen nicht dasselbe? Die Benediktiner, Augustiner, Franziskaner beobachten streng die Regeln, die ihnen Menschen vorgeschrieben haben; kann es aber etwas Heiligeres geben als die Regeln, die allen gegeben sind von Christo? Wenn jemand den Rock Christi zeigt oder die Spur seiner Fußtapfen auf der Erde, so liegen wir auf unsern Knien, so beten wir an und bedecken es mit Küssen. Würden wir aber gleich alle Kleider und alles Hausgerät Christi zutage fördern, so gibt es doch nichts, das Christum lebendiger und wahrer und völliger zurückrufen und ausdrücken und darstellen kann als die Schriften der Evangelisten und Apostel." Bekanntschaft mit den Evangelien und Paulus, erklärt Erasmus, sei viel mehr wert als mit den Schriften Aristoteles', Averroës' und der Sophisten und Scholastiker. „Ich wollte lieber ein frommer Theolog mit Hieronymus sein als ein Held mit Scotus: Malim cum Hieronymo pius esse theologus quam cum Scoto invictus. Der ist ein großer Doktor, der nichts lehrt als Christum: Abunde magnus doctor est, qui pure docet Christum." Es wundert uns darum nicht, wenn Katholiken anfangs Erasmus mit Luther unter einer Decke wähnten und das Schlagwort prägten: „Erasmus peperit ovem, Lutherus exclusit: Erasmus hat das Ei gelegt, Luther hat es ausgebrütet." Aber schon die ganze Art und Weise, wie Erasmus vom Bibelstudium redet, verrät, daß er von dem süßen Kern der Schrift, wie ihn Luther entdeckte, dem Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo JEsu, keine Ahnung hatte, wie das ja auch später sein Kampf wider Luther bestätigt. Wenn aber heute Jesuiten schreien, daß Luther die römische Kirche verleumde, wenn er behaupte, daß vor ihm die Bibel unter der Bank gelegen habe, so tritt auch Erasmus als Zeuge für die Richtigkeit der Behauptung Luthers auf. F. B.

Wie Eliot sich blamiert. Seit Ausbruch des Weltkrieges hat sich auch D. Eliot, der frühere Präsident von Harvard, in einem recht zweifelhaften Lichte gezeigt. In einer Ansprache vom 9. Mai 1913 sagte er: die Deutschen hätten zwei große Lehren entwickelt. "The first was the doctrine of universal education, developed from the Protestant conception of individual responsibility, and the second was the great doctrine of civil liberty, liberty in industries, in society, in government, liberty with order under law. These two principles took their rise in Protestant Germany; and America has been the greatest beneficiary of that noble teaching." In seinem Buch *The Road Toward Peace* von 1915 lautet dagegen sein Urteil: "The Government of

Germany is the most autocratic in Europe. . . . The German people do not know what political and social liberty is. They have no conception of such liberty as we enjoy." In der Rede von 1913 sagte er: "The German universities to which the first American students resorted were in part recent creations and in part reconstructions on old foundations, but how rich they were, how free and how strong! . . . The American pioneers in Germany brought back various knowledge, various skills, and many pregnant doctrines. The variety of knowledge and skill which could be procured at the German universities was something astonishing to these American youths, something indescribably rich and various. With their own personal experiences and gains they brought back also to America the structure of the modern German university, then young in Germany, and in America not yet conceived of. They had, moreover, absorbed that noble policy of academic freedom, freedom for the student and teacher alike. This academic freedom meant emancipation from tradition and prejudice and from authority, whether *governmental* or ecclesiastical." In seinem Buch von 1915 dagegen erklärt er: "The German universities are chiefly supported and ruled by the Government, and there are no free endowed institutions to compete with them. For any vital teaching of civil and religious liberty one must go back to individual German teachers and preachers of an earlier time." — In seiner Rede von 1913 sagte Eliot: "The educational obligations of America to Germany are indeed wide and deep. They relate to literature, science, art, education, and religion. . . . The pioneers from New England in the first half of the 19th century have been followed by a stream of American youth, going over to enlarge their experiences, to make new observations, to put in practise the inductive method of arriving at truth, and to learn to think profoundly and accurately in the German universities. That stream has flowed backward all over this country, fertilizing it with German thought and German methods. These thousands have absorbed in Germany that splendid spirit of scientific research now developed in all fields of knowledge on the same method and in the same spirit. Scientific research has been learned through practise in Germany by thousands of American students and teachers. It is impossible to describe or even to imagine what an immense intellectual gift this has been from Germany to America. It is, of course, true that America is indebted not only to Germany, but also to other countries, . . . but America is more indebted to Germany than to any other nation, because the range of German research has been wider and deeper than has been that of any nation." Ganz anders 1915: "There is another field of human activity, the development of great pioneers in thinking and imagining, in which the Germans are accustomed to claim leadership; but that claim is without warrant. In the first place, German literature and

philosophy are, like German industrial development, comparatively young. That they should become preeminent so soon was not to be expected. In the next place, the German race has not yet developed leaders of thought, in literature, philosophy, poetry, who can bear comparison with the supreme." — In seiner Rede von 1913 rühmt Eliot: "The Teutonic peoples set a higher value on truth in speech, thought, and action than any other peoples. . . . They love truth, they seek it; they woo it. They respect the man who speaks and acts the truth even to his own injury. The English Bacon said of truth: 'It is the sovereign good of human nature.' That is what all the Teutonic peoples believe. They want to found their action on fact, not fancy; on the truth, the demonstrated truth, not on imaginations. I say that there is a fine bond of union, a real likeness of spirit, a community in devotion and worship among all the Teutonic peoples." Zwei Jahre später schreibt derselbe Eliot: "Germany has developed and accepted the religion of valor and the dogma that might makes right. In so doing, it has rejected with scorn the Christian teachings concerning humility and meekness, justice and mercy, brotherhood and love. The objects of its adoration have become strength, courage, and ruthless will-power; let the weak perish and help them to perish; let the gentle, meek, and humble submit to the harsh and proud; let the shiftless and incapable die; the world is for the strong and the strongest shall be rulers. . . . Germans do not know how free peoples regard the sanctity of contract, not only for business purposes, but for political purposes, to say nothing of honorable obligation." — "The famous Dr. Eliot" — ja, was ist überhaupt das Urteil eines Mannes wert, der sein Denken so leicht umzukrempeln vermag und, ohne auch nur den Mund zu wischen, heute verneint, was er gestern begeistert bejahte? Wir erinnern hieran, weil Eliot vor etlichen Jahren sich auch berufen fühlte, seine feindliche Stellung dem Christentum und der Kirche gegenüber aller Welt kundzugeben. "The failure of the Church is that it clings to archaic metaphysics and morbid poetic imaginings" — so und ähnlich orakelte damals Eliot. Und wie viele mag er durch sein Ansehen irregemacht haben! Und doch sprach auch hier Eliot nur nach, was ihm Männer wie Harnack vorgesagt hatten. Und hier wäre ein Umlernen angebracht; aber davon läßt Eliot nichts verlauten. Was von Deutschland Gutes kommt, verwirft er; was schlecht ist, behält er. Doch, welchen Wert hat das Urteil eines solchen wankelmütigen, überzeugungslosen Mannes? Lassen wir uns doch nicht imponieren, wenn Männer, die die Welt als Sterne erster Größe anbetet, ihren Mund aufreißen wider das Christentum und die christliche Kirche! Scheint es nicht, als ob Gott in dem gewaltigen Ringen des Weltkrieges auch den Zweck verfolge, die Götzen zu zerschmettern, die ihm und seinem Wort die Ehre nehmen?

Pastoren im Kriege. Die „A. E. L. K." schreibt: „Es sind bisher weit über 1000 Angehörige des deutschen evangelischen Pfarrhauses, die ihre Liebe zum Vaterland mit dem Leben bezahlt haben, unter ihnen viele Pfarrer und junge Theologen, vom 48- bis zum 19jährigen Kriegsfreiwilligen. Aus der altpreußischen Landeskirche befanden sich 306 Geistliche im Heeresdienst; davon dienten 75 mit der Waffe, 131 waren als Garnison-, Lazarett- und Feldprediger und 100 im Sanitätsdienst tätig. In Württemberg gab es im Oktober vorigen Jahres gar schon 92 Pfarrer und Predigtamtskandidaten unter den Waffen, zehn auf hundert der Gesamtzahl vorhandener Pfarrer; 59 standen als Feldprediger und Krankenpfleger im Dienst. Gefallen waren bis Ende 1914 im ganzen 72. Baden zählte Anfang 1915 von im ganzen 400 Pfarrern 30 im Waffendienst und 30 andere in Krankenpflege und Seelsorge. Bayern gab für dieselbe Zeit an, daß 100 Geistliche in Seelsorge und Krankendienst beschäftigt waren, 13 unter den Waffen standen. Wir geben nur einige Ziffern. In Österreich hat die Hörerschaft der evangelisch-theologischen Fakultät Wien sich freiwillig gestellt; aus Ungarn stellten sich zum Heeresdienst 40 evangelische Pfarrer. Eine sehr genaue Statistik hat der Elsaß-Lothringische Pfarrerverein, der sich jetzt dem großen deutschen Pfarrerverein angeschlossen hat, aufgestellt. Danach standen 67 Pfarrer und Pfarrangehörige im Dienste mit der Waffe, 13 waren gefallen, 16 waren mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, vom Sanitätsdienst, in dem 26 standen, waren zwei gefallen, 6 schmückt das Eiserne Kreuz, als Feldprediger in der Front wirkten 15 (10: Eisernes Kreuz). Bekannt geworden ist die Erzählung von der „Pfarrerkompagnie" in den Argonnen, deren Führer und Offiziere sämtlich Pfarrer und Vikare waren. Ob das deutsche Volk und besonders der deutsche Protestantismus je wieder vergessen wird, wie der deutsche Pfarrer sich mitten unter das Volk gestellt hat, wie er Gut und Blut gegeben hat gleich dem höchsten und geringsten Gemeindeglied? Sie machen uns den deutschen Offizier und Soldaten nicht nach, die andern, aber auch nicht den deutschen Pfarrer und Lehrer." — Wie die Teilnahme der Pastoren am Kriege zu beurteilen ist, darüber siehe Walthers Briefe I, S. 162. F. B.

„Der Tod fürs Vaterland", sagt ein religiöser Schriftsteller in Deutschland, „ist nur scheinbar ein Sterben. In Wirklichkeit ist es der höchste Trotz und Triumph unsers im Grunde unantastbaren Wesens, das sich dem Tode siegesgewiß in die Arme wirft, die stärkste Bekräftigung, Steigerung und Ausspielung unsers Seins, eine unüberbietbare Überlegenheit über Endlichkeit und Vergänglichkeit, kurz, eine Himmelfahrt des Lebens, das sich über die Macht des Todes hinausschwingt und sich ihm entreißt, indem es ausströmt." Das sind Phrasen eines Menschen, der noch weniger von Christentum als vom Sterben auf dem Schlachtfelde etwas weiß. Sieg und Triumph bedeutet der Tod nur für den, der im HErrn stirbt. Den andern, auch

in den Schützengräben, gilt das Wort: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.“ „Es gibt ja auch“ — bemerkt O. Willkomm in seiner „Trostpredigt über Jes. 38, 17“ — „in der gegenwärtigen Kriegsnot manche natürliche Trostgründe, die geeignet sind, uns vor trostloser Verzweiflung zu bewahren. Da ist vor allen Dingen der Umstand, daß wir ein gutes Gewissen haben. Wieviel elender sind die daran, deren Söhne, Brüder, Gatten, Väter auf sündigen Wegen oder in einem ungerechten Kriege umkommen! Gewiß macht der Tod fürs Vaterland nicht selig, wie so viele wähnen, aber er ist ein ehrenvoller Tod, und es gewährt den Hinterbliebenen doch in gewisser Weise Trost, daß sie wissen, die Ihrigen haben ihr Leben geopfert fürs Vaterland, für unsere Freiheit und Sicherheit, dafür, daß wir hier im Inneren des Landes trotz des Krieges ruhig und wie im Frieden leben können. Dazu kommt als ein zweiter natürlicher Trostgrund noch dies, daß wir wissen: viele erfahren mit uns das gleiche Leid. Keiner, der einen oder auch mehrere seiner Lieben jetzt in diesem Kriege dahingeben muß, darf sagen: Mich trifft's allein! Und es ist ja wirklich ein Trost, Genossen im Unglück zu haben. Aber das sind doch immerhin nur menschliche Trostgründe. Und wenn wir weiter nichts hätten, so wäre es schwer, dem Verzagen zu wehren.“ Wirklichen Trost aber kann auch den auf dem Schlachtfelde Sterbenden sowie ihren Angehörigen daheim nur spenden das Wort von der Gnade Gottes in Christo JEsu und nicht heidnische Phrasen von dem Heldentode fürs Vaterland. Steht aber jemand im Glauben an seinen Heiland, und opfert er im Gehorsam gegen ihn und seine Obrigkeit willig sein Leben fürs Vaterland, so ist das allerdings nicht bloß ein bürgerlich ehrenvoller, sondern auch in jeder Hinsicht ein seliger Tod. F. B.

Die Theologische Schule in Bethel bei Bielefeld blickt jetzt auf eine Arbeitszeit von zehn Jahren zurück. 450 Studenten haben in dieser Zeit durch sie ihre Ausbildung empfangen. Mit 12 Studenten fing sie an, und im letzten Semester vor dem Kriege hatte der Besuch die bisherige Höchstzahl von 84 Studierenden erreicht. Auch in den drei vergangenen Kriegssemestern ist die Arbeit bei folgender Frequenz fortgegangen: Wintersemester 1914/15 mit 24 Studenten, Sommersemester 1915 mit 25 Studenten, Wintersemester 1915/16 mit 10 Studenten; darunter befanden sich auch einige Feldgraue Akademiker aus den Lazaretten Bethels, welche die Wartezeit dazu benutzten, um sich durch wissenschaftliche Arbeit wieder geistig zu erfrischen. Der Studienplan des Sommersemesters 1916 ist folgender: P. Jäger: Die Weltgeschichte im Lichte des Weltkrieges; Einführung in die Theologie; P. Östreicher: Jesaia, Hebräisch, Arabisch, Assyrisch, Türkisch; P. Schrenk: Römerbrief; die Parusieerwartung und ihre Geschichte; kursorische Lektüre des Neuen Testaments; D. Warneck: Das Gebet in der Völkerwelt; Missionsgeschichte. Für Realabiturienten wird griechischer Privatunterricht vermittelt.

Amerikanische Friedensmissionen. Die Bemühungen Fords, Mac-Farlands u. a., eine „entente spirituelle“, eine „geistliche Verständigung“, zwischen den Christen in den kriegführenden Ländern Europas herzustellen, aus der dann die Friedensstimmung hervorwachsen soll, findet begreiflicherweise auch in neutralen Ländern wenig Anklang und Verständnis. Über seine Begegnung mit einem amerikanischen Quäker berichtet D. Hadorn in seinem Baseler „Kirchenfreund“: „Ich gab ihm zu verstehen, daß nach meinem Gefühl die Christen in Deutschland statt Grüße von den Christen in Amerika lieber die Einstellung der amerikanischen Munitionslieferungen vernehmen würden. Darauf erwiderte er mir, echt amerikanisch und für einen Quäker recht seltsam, man müsse die christliche und die rechtliche Frage streng auseinanderhalten, und was die letztere betreffe, so würde Amerika sehr gern auch Deutschland Munition liefern, wenn Deutschland die Ware nur abnehmen könnte, ‚und‘ — fuhr er mit einem höflichen Lächeln weiter — ‚wenn Sie in der Schweiz einmal mit einem Nachbar Krieg führen müßten, so wären Sie doch sicher froh und dankbar, wenn Sie im neutralen Ausland Munition kaufen könnten‘.“ „Die Vorträge, welche die amerikanischen Vertreter dieser Mission in den neutralen Ländern halten, lassen an dem idealen Bestreben des Herrn Ford keinen Zweifel aufkommen. Der große Fehler dieser Aktion besteht darin, daß diese Vorträge: Genug des Tötens! in den kleinen neutralen Ländern Europas gehalten werden statt in Nordamerika, dessen Munitionslieferungen allein schuld sind, daß der Krieg noch fortdauert und nicht schon beendigt ist. Darum empfinden wir auch in der Schweiz diese amerikanische Friedenspredigt, so schön sie klingt, als an die unrichtige Adresse gerichtet.“ F. B.

Seelenkrankheit der Franzosen. Fredrik Böök, einer der Schweden, die auf Einladung der französischen Regierung Frankreich bereist haben, kommt in seinen Berichten zu dem Resultat, daß es „reine Krankheitssymptome“ seien, wenn man sich jetzt in Frankreich förmlich im Haß gegen die Deutschen wälze, von ihnen das Unsinnigste glaube und keiner vernünftigen Belehrung mehr zugänglich sei. — Die Beschießung der Kathedralen, glauben sie fest, geschah aus purer Lust am Bösen oder aus übler Laune über einen Mißerfolg! Die Auffassung von Deutschland als dem wilden Tier im Käfig, das in Raserei über seine Machtlosigkeit (Belgien, Nordfrankreich, Polen, Kurland, Serbien!) an den Eisenstangen rüttelt, ist gewissermaßen offiziell übernommen. Die Deutschen sind „Boches“. In der französischen Phantasie hat sich der Boche zu einem perversen, satanischen Untier ausgewachsen, zu etwas nach der Art des Werwolfs in der Sage. Man steht hier vor einer reinen Psychose, vor einer Massensuggestion schrecklichster Art, die ganz der der Hexenprozesse zu vergleichen ist. Ein französischer Offizier gab sein Ehrenwort, daß er mit eigenen Augen eine Ulanenlanze gesehen habe, auf der vier Kinderleichen aufgespießt waren. Es handelte sich hier um einen reifen, urteilsfähigen Mann, der vor Ausländern, bei denen er

doch immerhin Kritik voraussetzen konnte, eine Geschichte erzählte, die schon aus rein physischen Gründen sinnlos ist: Wie in aller Welt sollte der Reiter aussehen, der mit einer Lanze noch zu manövrieren vermöchte, die schon mit vier so schrecklichen Trophäen belastet ist! Ein anderer Offizier, ein bekannter und angesehener Advokat, erklärte, er habe Beweise dafür gesehen, daß die Deutschen in den eroberten Provinzen systematisch die Frauen mit Drogen sterilisieren, um sich von den kommenden Jahresklassen von Rekruten zu befreien. Der Psycholog kann hier sogleich darauf hinweisen, wie charakteristisch gefärbt eine solche Phantasie ihrem Ursprung nach ist; denn nicht in Deutschland, sondern in Frankreich hat das ganze Motiv eine Art Aktualität besessen, besonders vor ein paar Jahren, als man in der Presse gewisse Operationen diskutierte, zu denen sich Pariser Ärzte hergaben. Genau die gleiche Beobachtung kann man in bezug auf einen großen Teil jener Literatur und Kunstgattung machen, die bequem unter der Rubrik „Belgische Grausamkeiten" zusammengefaßt werden kann. In Paris sind ganze Ladenfenster mit diesem widrigen Genre angefüllt, und davor stehen Ausländer, die mit Schaudern Wirklichkeitseindrücke empfangen und Nahrung für ihre schäumende Entrüstung holen. Das sind jedoch zum großen Teil Werke von Künstlern (besonders von Radierern) und Schriftstellern, die sich schon längst vor dem Kriege hauptsächlich mit der Verherrlichung grausamer, pervers-sexueller und phantastisch-absonderlicher Motive befaßt haben. Nach Kriegsausbruch sind sie ruhig und methodisch dazu übergegangen, aktuelle und symbolische Titel unter ihre Ausschweifungen zu setzen, wie „Das vergewaltigte Belgien", „Erinnerung an Löwen", „Denkmal Wilhelms des Bluthundes". Das hat die Verkäuflichkeit erhöht und einen neuen Kreis von Kunden angezogen, ohne daß die alten sich abgestoßen fühlen. Es gibt keine Worte für das, was man hierbei fühlt. Sadisten als Pharisäer! Es wäre natürlich vorschnell und ungerecht, zu behaupten, daß es in der ganzen Nation keine andern Stimmungen und Gefühle gegen den Feind gibt als die, welche in so erschreckenden Formen zum Ausdruck kommen. Mit aufrichtigem Schmerz muß ich bekennen, daß ich für meinen Teil keine von den Gemäßigten gesehen habe, daß ich sie vergebens da suchte, wo ich hoffte, sie finden zu können. Es nützt nichts, zu beschönigen und zu verschleiern; man muß der Wahrheit gerade ins Auge schauen können. Und die Wahrheit ist die, daß die Franzosen, die Deutschland kennen sollten, alles vergessen haben, was sie vorher gewußt, daß sie das möglichste tun, um sich und andern einzureden, daß ein Deutscher kein Mensch sei, sondern ein wildes Raubtier, ohne Gewissen, ohne menschliche Gefühle und mit Recht von aller menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Es ist ganz klar, hier steht man vor reinen Krankheitssymptomen. — So weit der Schwede, der zugleich dem deutschen Volke das Zeugnis ausstellt, daß es seiner Majorität nach „wirklich neutrale Gefühle gegen das französische Volk hegt, mit dem es doch in einen

Kampf auf Leben und Tod verwickelt ist", und die Neutralen ermahnt, den „hart geprüften Franzosen" wieder zur Vernunft zu helfen. Die „A. E. L. K." bemerkt, daß sich hier der Satz bewähre: „Der Starke ist immer der Ruhige, der Unterliegende der Erregte und Rasende." Daß aber auch unter den Führern des Volkes alles nur Psychose und und Hysterie sei, glauben wir nicht. Hier ist es vielfach der Voluntarismus, der die Wahrheit und den Glauben dem Willen unterstellt und in Lügenhetzen sich austobt. Diesen Führern sind die Deutschen Vandalen, Hunnen, Bestien, Boches usw. nicht etwa, weil sie sich davon überzeugt haben, sondern weil sie wollen, daß sie es sind, weil sie es einfach sein sollen, weil sie es ihren Interessen entsprechend sein müssen und nichts anderes sein dürfen. Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas. "They simply don't want to know the truth in New York. They won't listen to it!" — so urteilt ein Korrespondent über die New Yorker Presse. Was für ein Urteil müßte sie auch über sich selber fällen, wenn sie diesen Willen zur Lüge fallen lassen wollte! Wo aber also der Glaube das Opfer des Willens wird, was anders als Psychose und Hysterie kann da die schließliche Folge solcher widernatürlichen Vergewaltigung sein? F. B.

Mediumistische Krieger. Der „Weissagungsfreund", Nr. 10, berichtet der „Reformation" zufolge: Eine Leserin in Holland sendet uns ein holländisches Blatt („Onge Courant" vom 31. Juli 1915) mit folgender Notiz: „Schmerzlich berührte uns die Nachricht, daß die englische Regierung eine Anzahl erprobter Medien zur Front schicke, um die Pläne des Feindes zu offenbaren. Unter dem Militär lacht man darüber; doch der englische Oberbefehlshaber muß diese mediumistischen Krieger sehr gut brauchen können und ihr Kommen verlangt haben. Nicht daß der englische Oberbefehlshaber spiritistisch gesinnt wäre, aber er soll der Meinung sein, daß die Medien kräftig helfen könnten, die Truppen zu beeinflussen und sie tapfer zu machen." Das holländische Blatt fügt zu dieser Mitteilung die Bemerkung: „Wir haben einige Zeit auf Berichtigung dieser betrübenden Nachricht gewartet; da sie jedoch nicht kam, glauben wir, sie mitteilen zu dürfen. Wer denkt dabei nicht an das tragische 28. Kapitel des ersten Samuelisbuches, als die Philister sich versammelt hatten zu Aphek, und Saul Hilfe suchte bei der Hexe zu Endor, die, auch ein Medium, den Ausgang des kommenden Kampfes voraussagen sollte!" Zu Anfang des Krieges brachten amerikanische Blätter wiederholt die Prophezeiungen Pariser Hellseher und Hexen von der baldigen Gefangenschaft des Kaisers und dem nahe bevorstehenden völligen Untergang des deutschen Volkes. Symptome der vielgepriesenen modernen Kultur! F. B.

Wie in Riga die Russen hausen, zeigt folgender Brief, den die „A. E. L. K." mitteilt aus den „Stimmen aus dem Osten": Die Deutschen in Riga und Livland durchleben unbeschreiblich schwere Zeiten. Alles, was in den Fabriken und Werkstätten irgend fortzubringen war,

mußte weggeschafft werden; was zurückblieb, wurde zerstört. Dieses Schicksal traf auch die Fabrik meines Vaters, die er in zwei Jahrzehnten als sein Lebenswerk zu ihrer schließlichen Höhe heraufgebracht hatte. Um die Waggons wieder frei zu bekommen, wurden die Maschinen, die nicht gleich Empfänger fanden, hinausgeworfen und liegen im Inneren des Reiches längs den Bahndämmen, dem Diebstahl und dem Verderben preisgegeben. Riga ist geplündert worden. Zuerst wurden die Kirchen ihrer Glocken beraubt, um sie „vor den Deutschen zu retten". Als man eine alte Glocke der Jakobikirche heruntergeschafft hatte, fand man auf ihr die Aufschrift: „HErr, schütze uns vor Pestilenz und dem Moskowiter!" Auch aus der russischen Kathedrale wurden die großen Glocken entfernt. Dann wurden allen Leuten deutscher Herkunft die Schießwaffen abgenommen; hinterher kamen die Haussuchungen bei den Deutschen, infolge deren viele nach Sibirien wandern mußten, da man konstatierte, daß sie „germanophil" seien. Denn man fand doch deutsche Briefe, Ansichtskarten, deutsche Bilder u. dgl. — das genügte. Schließlich erging der Befehl an die Einwohner: jedermann müsse alle Metallgegenstände innerhalb dreier Tage abliefern, „um sie vor dem Feinde zu retten". Zuwiderhandlung: 3000 Rubel Strafe oder drei Monate Gefängnis. Nur das Allernotwendigste, was man unmittelbar zur Wirtschaft brauchte, durfte man behalten. Ich habe selbst gesehen, was für herrliche Kunstgegenstände, Meisterstücke aus Bronze, wie Armleuchter, Kronleuchter, kunstvoll gearbeitete Teemaschinen, Vasen usw., auf dem Sammelplatz lagen, Schätze aus den altrigaer Patrizierhäusern. Zu guter Letzt wurden alle feuerfesten Fächer in den Banken, um sie zur „Aufbewahrung" ins Innere des Reiches zu bringen, beschlagnahmt. Eine große, aber ohnmächtige Empörung entstand. In den feuerfesten Schränken liegen nicht nur Vermögen in Wertpapieren, sondern außer Kostbarkeiten andere unersetzliche Dinge: Testamente, Urkunden, Chroniken — fortgeschafft, niemand weiß wohin. Hundert Seiten und mehr könnte ich voll schreiben über Erpressungen, Betrug und Diebstahl, über unglaubliche Erlebnisse und über die Not und das Leiden der alten Stadt Riga und der armen Deutschen in Riga. Tag und Nacht haben wir nur den einen Gedanken: „Wann kommen die Deutschen, uns zu erlösen?" Viele haben Hab' und Gut verloren, viele Familienhäupter sind verschickt und verderben in Sibirien. Man will uns zwingen, die Stadt zu verlassen, durch „Aushungern", indem man keine Lebensmittel einführen läßt; aber wir hungern und darben und warten und hoffen. Gott gebe, daß es nicht umsonst ist!

Generalfeldmarschall Mackensen schrieb folgenden Brief an seine greise Mutter: „Nun ist Dein Junge Generalfeldmarschall geworden, hat die höchste Würde erlangt, die einem Soldaten in seinem Beruf beschieden sein kann, und hat sie sogar vor dem Feinde, also in Betätigung seines Berufes, erworben. Der liebe Gott hat meine Berufswahl und damit mein Leben sichtbar gesegnet. Weit über mein Verdienst und mein

Erwarten hat er mich mit Glück überhäuft, von Stufe zu Stufe emporgetragen und mich zum Werkzeuge der Siege gemacht, mit denen er unser Volk begnadigt. Ich vermag es oft gar nicht zu fassen, daß das alles Wirklichkeit ist, und warum gerade ich es bin, den das Soldatenglück sich ausgesucht hat. Meine Dankesschuld ist unermeßlich. Und welch ein weiteres Glück, liebe Mutter, daß Du diesen Aufstieg Deines Sohnes, diese Erfüllung seines Berufes, noch erlebst. Wenn etwas meiner Freude noch eine besondere Weihe geben kann, so ist es diese ungewöhnliche Tatsache. Ich erblicke in ihr eine ganz besondere Gnade Gottes und messe Deinen Gebeten einen großen Anteil an den Erfolgen, die sich an meinen Namen knüpfen, bei. Wie viele Männer in meinem Alter können noch an eine Mutter schreiben, wie wenige sich noch ein Kind nennen hören und damit jung fühlen! Ich glaube, Du bist die erste nichtfürstliche Frau in unserm Vaterlande, die einen Sohn als Generalfeldmarschall auf betendem Herzen durchs Leben tragen kann." — Mackensen, Hindenburg, Kaiser Wilhelm und viele andere Größen ersten Ranges liefern jetzt den lebendigen Beweis dafür, daß sich wahres Christentum nicht nur sehr wohl verträgt mit Geistesgröße, Charakterstärke und Heldentum, sondern daß es diese Eigenschaften erhöht und ihnen eine wundervolle Weihe gibt. Es ist eine schändliche Verleumdung, wenn die Welt das Christentum verschreit als Muckertum und auf das Konto geistiger Schwäche und mangelhafter Bildung setzt. F. B.

„Moralische Nerven!" Im „G. d. G." bittet W. R., Hofprediger in Potsdam, Aufklärung über folgenden Fall: „Ein durch Rückenmarksschuß gelähmter prächtiger Westfale, der seinem Tode entgegengeht, diktierte mir gestern wie alle Tage im Lazarett bei vollem Bewußtsein folgende Karte an seinen Vater: ‚Lieber Vater, ich habe heute das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse und die Rettungsmedaille bekommen und bin zum Leutnant befördert. Schicke mir doch wieder Äpfel; die ersten waren sehr schön. Dein treuer Sohn Theodor.' Als ich die Karte dem behandelnden Arzt zeigte, lächelte er: ‚Also ist klar, daß ein Nerv angegangen ist, der dem Menschen das sittliche Bewußtsein gibt. Er weiß natürlich gar nicht, daß er lügt, sondern befindet sich in diesem Wahn ganz wohl — natürlich ja nicht widersprechen, sondern ihn in seiner Meinung lassen.' Was sind das wieder für Perspektiven psychologischer Art! Also ein Nerv gelähmt, und die Sittlichkeit ist gelähmt nach ärztlicher Auffassung. Kann da nicht jeder Schuft sagen: Auf Grund der Lähmung irgendeines Nervs kann ich nicht anders, als gemein, brutal, diebisch oder lügnerisch sein? Und die weitere Konsequenz wäre Irrenpflege statt Rechtspflege. Dieser eine Fall hat mich wieder gegenüber von hunderten, wo so klare Seelen- und Geistesbeherrschung auch des größten Leides von mir gesehen wurde, ganz unsicher gemacht, etwa wegen seiner Exzeptionalität, und weil er so sichtlich Wasser auf die materialistische Mühle ist. Können Sie und wollen Sie da helfen?" Der Herausgeber, D. Pfennigsdorf, gibt folgende Antwort: „Das enge

Geflecht seelischen und leiblichen Lebens wird niemand so auseinanderzulegen vermögen, daß die Grenze zwischen beiden klar und sichtbar wird. Beide Faktoren bedingen sich fortwährend gegenseitig: das Gehirn den Geist, der Geist das Gehirn. Sind Saiten des zartesten Instrumentes verletzt, zerrissen, so gibt es den rechten Ton nicht mehr. Sollen wir darum glauben, daß die Musik sich selber spielt, die Kunst in den Saiten selber beschlossen liegt? ‚Moralische Nerven!‘ Als ob es sich bei der Moral um Zwangsvorstellungen handelte und nicht gerade um die Fähigkeit, gegen den Naturzwang die sittlichen Werte zu bejahen. Auf dem Gebiet der Logik und des Denkens wird das noch klarer: ‚Logische Nerven‘! Wer sie doch hätte! Aber wir wissen alle, daß die blinden Assoziationen und Phantasiebilder, die der Naturzwang durch die Seele treibt, kein Denken sind. Dies beginnt erst, wenn der Mensch anfängt, seinen Vorstellungsablauf nach der Norm der Wahrheit zu lenken. Wäre der Mensch an die Kette des Naturzwanges gelegt, so gäbe es kein Denken, keine Moral, kein Menschentum. Die Tatsache, daß unser Erinnern, Urteilen und Denken von dem Zustand unsers Nervensystems mit abhängig ist, bildet keinen Gegenbeweis. Die alltägliche Erfahrung, daß wir uns über den Naturzwang erheben können und sollen, gibt uns die Gewißheit, daß der Geist und nicht der Leib die bestimmende Macht im Menschenleben ist, auch dann, wenn das geistige Leben von der leiblichen Seite her getrübt wird.“ F. B.

Sozialdemokratie und Monarchie. Der Reichstagsabgeordnete Peus schreibt in den „Sozialistischen Monatsheften“: „In unserm Staate ist nach der Verfassung ein Monarch der Inhaber der höchsten Gewalt, die durch Gesetz in ihrem Umfang umschrieben ist. Einer muß übrigens diese Macht haben. Es kann auch ein gewählter Präsident sein. Nach den gegebenen Machtverhältnissen, wie sie historisch geworden sind, ist es bei uns ein erblicher Monarch. Man kann meinen, auch er sei berufen, die Klassenherrschaft zu schützen. Demgegenüber ist die Frage am Platz, ob die gewählten Präsidenten nicht vielleicht noch mehr Werkzeuge der herrschenden Klasse sein müssen. Doch davon ganz abgesehen, das Staatsoberhaupt ist da, es vertritt die Würde und Bedeutung des Staates. Die Achtung vor dem Staat erfordert auch Achtung vor der Würde seines Repräsentanten. Byzantinische Verehrung wird jeden modernen Menschen anwidern. Aber ein höflicher Respekt kommt dem ersten Diener des Staates unbedingt zu.“ Auch in sozialdemokratischen Kreisen bricht sich die Überzeugung Bahn, meint hierzu die „Ref.“, daß für Deutschland die monarchistische Spitze besser ist als eine republikanische. Der Krieg ist doch ein großer Lehrmeister auch in grundsätzlichen Fragen.

Neuentdeckte römische Katakomben. Um den Jahreswechsel ist man in Rom auf neue Katakomben gestoßen, und zwar an einer für die altchristlichen Begräbnisstätten klassischen Stelle, gegenüber den bekannten

Kallixtus-Katakomben an der Appischen Straße. Die Entdeckung erfolgte dadurch, daß ein spielendes Kind plötzlich einbrach und, ohne sich zu verletzen, in die Tiefe versank. In die Sandgrube münden Gänge, die zu einer christlichen Begräbnisstätte gehören. Diese neuen Katakomben sollen weder mit den auf derselben nordöstlichen Seite der Appischen Straße gelegenen Prätextatus-Katakomben zusammenhängen noch auch mit den Kallixtus-Katakomben, da unter dem öffentlichen Grunde und Boden der Straße Grabstätten nie angelegt wurden. Man hat also eine neue Katakombenanlage anzunehmen. Vorläufig sind die Gänge noch mit Schutt angefüllt, so daß die nähere Erforschung wohl noch längere Zeit auf sich warten lassen wird. Doch haben bereits die jetzt zugänglichen Räume einige interessante Funde ergeben, vor allem an Malereien. Eine davon zeigt ein überraschend individuell charakterisiertes Brustbild eines Mannes, das als kunstgeschichtlich wertvoll bezeichnet wird; eine andere Darstellung zeigt einen Rennwagen (das Leben ein Wettlauf). Aus einer Inschrift ist zu ersehen, daß die Anlage im sechsten Konsulatsjahre des Kaisers Honorius, also im Jahre 404, bestanden hat, wie überhaupt die Funde auf das Ende des vierten und fünften Jahrhunderts deuten. Die Erbrechung der Grabnischen läßt darauf schließen, daß auch hier Grabräuber am Werke gewesen sind. Die Vermutung ist ausgesprochen worden, daß der Grabraub bei Gelegenheit der Belagerung Roms durch die Goten 537/38 erfolgt ist, als diese, wofür Zeugnis vorliegt, die Katakomben als Unterstände benutzten.

Alkohol in Deutschland. Einer im „G. d. G.“ mitgeteilten Ansichtskarte entnehmen wir folgende, wohl etwas übertriebene Angaben: „In zwölfjähriger Amtstätigkeit bin ich in unzähligen Fällen von Jammer und Elend dem Feind unsers Volkes begegnet, dem Alkohol. Da sind mir die Augen darüber aufgegangen, was für eine Ernte von Blut und Tränen dieser Mörder jedes Jahr in unserm Volke hält: 80,000 Deutsche, die jedes Jahr vorzeitig sterben; 30,000 Deutsche, die jährlich ins Irrenhaus kommen; 400,000 notorische Säufer mit 1,000,000 verelendeten Angehörigen — alles durch Schuld des Alkohols.“ „Es wird nicht so bleiben, wie es heute ist, daß in Preußen je 36 Männer eine Wirtschaft erhalten müssen, und eine fünfköpfige Familie jährlich 30.5 Liter Branntwein und 620 Liter Bier trinkt. Deutschland wird nüchtern werden und sich von seinem Peiniger losmachen.“ In Verbindung hiermit wird berichtet, daß die Medizinalabteilung des preußischen Ministeriums eine Warnung vor dem Versand alkoholischer Genußmittel an Soldaten hat ausgehen lassen, die mit den Worten schließt: „Wer Alkohol unmittelbar an Soldaten schickt, erweist ihnen keinen Liebesdienst, sondern schädigt ihre Kriegstüchtigkeit.“ F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Westlichen Distrikts mit einem interessanten Referat von Prof. Th. Gräbner über das Thema: „Das Papsttum des Mittelalters und der Anbruch des neuen Tages.“ 18 Cts.

2. Synodalbericht des Canada-Distrikts mit einer zeitgemäßen Arbeit von P. P. Graupner über die Frage: „Was sagt die Schrift von den letzten Tagen der Welt?“ 10 Cts. F. B.

Briefe von C. F. W. Walther an seine Freunde, Synodalgenossen und Familienglieder. Herausgegeben von L. Fürbringer. Zweiter Band: Briefe aus den Jahren 1865 bis 1871. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. $1.00.

Der Verlag bemerkt zum vorliegenden Bande: „Als im Jahre 1915 der erste Band dieser Briefe herauskam, wurde das Buch nicht nur von den Verlegern selber, sondern besonders auch von dem Publikum als ein Experiment angesehen. Walthers Bedeutung für die lutherische Kirche Amerikas war zwar — auch in gegnerischen Kreisen — nie in Frage gezogen worden; aber man bezweifelte doch, ob ein genügendes Interesse an Walthers Person jetzt, ein viertel Jahrhundert nach seinem Tode, noch genügend rege sein würde, um die Herausgabe seiner intimeren literarischen Produkte zu rechtfertigen.“ Diese Frage, ob Walthers Briefe auch Absatz finden würden, ist uns nie gekommen. Ist doch Walther immer noch der weitaus populärste und einflußreichste amerikanisch-lutherische Theolog und, genau besehen, wohl auch der bedeutendste aller Deutschamerikaner. Wie sollte darum das Publikum nach Briefen nicht greifen, in denen man diesem großen Manne bis ans Herz hinan nahetreten kann. In der gründlichen Erfassung, der klaren Darstellung und geschickten Verteidigung der christlichen Lehren sowie in der Treue gegen das lutherische Bekenntnis ist Walther von niemand übertroffen worden. Und selbst in Deutschland hat es seit den Tagen der Reformation wenig Männer gegeben, die wie er in Luthers Geist und Lehre eingedrungen sind. Was insonderheit die Briefe Walthers betrifft, so hat der Verlag recht, wenn er bemerkt: „Walthers Größe erleidet in seinen Briefen keine Einbuße. Mancher, der ihn nur aus längerer Perspektive gekannt hat, gewinnt ihn bei familiärer Bekanntschaft erst recht lieb, indem er in dem Theologen und Polemiker einen trauten Freund und tiefchristlichen Menschen entdeckt.“ Walther war ein ebenso frommer, ernster und energischer Christ wie ein klarer und scharfsinniger Kopf, ein schlagfertiger und gewandter Schriftsteller und Redner und ein peinlich genauer Arbeiter. Gerade das letztere zeigt sich in seinen Briefen, die nirgends leichtgeschürzt sind, sondern überall Zeugnis ablegen von der jetzt berühmt gewordenen deutschen Sorgfalt und Genauigkeit. E longinquo major reverentia! Walther aber kann es ertragen, daß man ihm auch ganz nahetritt. Wir freuen uns darum, daß mit diesem Bande Walthers Briefe nicht alle sind, sondern „daß noch eine große Anzahl geschichtlich höchst wertvoller und persönlich sehr interessanter Briefe des Druckes harren“. F. B.

Sängerbote. Lyrisches Quartalheft. Lyrical Quarterly. Herausgegeben von der Sängerbote-Gesellschaft. Success Printing Co., St. Louis. 50 Cts.

Was wir von den bisherigen Heften geurteilt haben, gilt auch von dieser 13. Nummer. Hoffentlich findet dies löbliche Unternehmen immer mehr Liebhaber! Sind gleich nicht alle Gedichte Beiträge zur Poesie, so sind sie doch vom theologischen und patriotischen Standpunkte aus alle unsträflich. F. B.

Nationalität und Internationalität in der Mission. Verlag der Brüdergemeinde in Herrnhut. 50 Pf.

Dieser Separatdruck aus dem Jahrbuch der Vereinigten deutschen Missionskonferenzen bietet die Vorträge, welche auf der sechsten Herrnhuter Missionswoche im Oktober 1915 gehalten wurden von Prof. D. Lütgert, Missionsdirektor P. Hennig und Prof. D. Julius Richter. F. B.

Deutsche Theologen über den Krieg. Stimmen aus schwerer Zeit, gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Laible. Zweite Auflage. Dörffling & Franke in Leipzig. M. 3.50; geb. M. 4.20.

Selbstverständlich hat auch die Theologie etwas zum Weltkriege zu sagen. Hat doch z. B. niemand über den Krieg zutreffender geredet als D. Luther. Ja, von Rechts wegen hat auch hier das letzte, ausschlaggebende Wort niemand anders als der Christ und Theolog, der den Krieg, wie alle Dinge, betrachtet sub specie aeternitatis und beurteilt nicht nach jeweiligen vergänglichen Interessen und nach dem menschlichen Machwerk des internationalen Rechts, sondern nach den ewigen Normen der Moral. Wer nun hören möchte, was die hervorragendsten deutschländischen Theologen über den Weltkrieg zu sagen haben, Zutreffendes wie Falsches, der hat hier alles auf 247 Seiten beieinander. Zu Worte kommen Männer wie Althaus, Bachmann, v. Bezzel, Bonwetsch, Bornhäuser, Dunkmann, Grützmacher, Haußleiter, Hilbert, Ihmels, Kittel, Uckeley und Wohlenberg. Schade aber, daß in dieser Sammlung nicht ein Missourier zu Worte gekommen ist, der auch die deutschländischen Theologen zur Buße ermahnt hätte, insonderheit über ihren Abfall von Luther und der Heiligen Schrift. F. B.

Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Von Paul Joachimsen, Professor der Geschichte in München. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. M. 1.25.

In dieser Schrift kommen folgende Gegenstände zur Besprechung: 1. Die Entstehung eines deutschen Volkes aus dem Germanentum. 2. Das Kaisertum des Mittelalters. 3. Römisches Reich und deutsche Nation. 4. Die Erbstücke der Vergangenheit. 5. Die Neubildung der deutschen Kulturnation. 6. Kulturnation und Nationalstaat. 7. Liberalismus und Romantik. 8. Der Versuch der Begründung des deutschen Volksstaats. 9. Die Begründung des deutschen Machtstaats. 10. Das neue Deutsche Reich. — Eine zeitgemäße Schrift, die aber, um sie würdigen zu können, Kenntnis der deutschen Geschichte voraussetzt und nicht selten zum Widerspruch herausfordert. F. B.

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (Werner Scholl) in Leipzig hat uns zugehen lassen:

1. „Die tägliche Vergebung der Sünden.“ Vortrag, gehalten auf der X. Allgemeinen Lutherischen Konferenz zu Lund von D. Ludwig Ihmels, Professor der Theologie zu Leipzig. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. M. 1.50.

2. „Hebräische Sprachlehre.“ Grammatik, Vokabular und Übungsstücke. Von Dr. theol. et phil. Wilhelm Lotz, o. Professor an der Universität Erlangen. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Geb. M. 3.60. — Beides vortreffliche Schriften, die wir gerne empfehlen. Die erstere richtet sich wider die methodistische Heiligungsauffassung unter den Gemeinschaftsleuten, die kein rechtes Verständnis dafür haben, daß auch Christen noch täglich viel sündigen und sich darum täglich der göttlichen Vergebung getrösten. F. B.

CONVERSATIONS WITH LUTHER. Selections from recently published sources of the Table Talk translated and edited by *Preserved Smith,* Ph. D., and *H. P. Gallinger,* Ph. D. The Pilgrim Press. Boston, New York, Chicago. 260 Seiten 5×7, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: $1.00 netto.

Die Vorbereitungen für das große Reformationsjubiläum des Jahres 1917 mehren sich, und eine der allerbesten Veranstaltungen ist, daß Luthers Werke in

englischer Sprache unserm Volke zugänglich gemacht werden. Dahin gehört Lenkers Ausgabe der Werke Luthers, die bis zu vierzehn Bänden gediehen, aber seit einigen Jahren ins Stocken geraten ist; vor allem die neue in Philadelphia erscheinende Ausgabe, die auf zehn Bände berechnet ist, und von der zwei Bände bereits erschienen sind. Dahin rechnen wir auch Sanders *Devotional Readings from Luther's Works* und nun die Auswahl aus Luthers Tischreden, die in dem vorliegenden Werke in handlichem Format und in schöner Ausstattung dargeboten wird. Für die gute Ausführung bürgt der Name des Dr. Preserved Smith, der als Lutherforscher in unserm Lande bekannt und schon, abgesehen von Artikeln in Zeitschriften, mit zwei größeren Werken über Luther hervorgetreten ist: *The Life and Letters of Martin Luther* und *Luther's Correspondence and Other Contemporary Letters*. Dr. Gallinger ist Professor der Geschichte am Amherst College. Das Buch enthält zuerst eine längere, der Sache entsprechende Einleitung, dann in 36 Abschnitten ausgewählte Tischreden Luthers, teils nach seinem Lebensgang, teils nach dem Inhalt unter Stichworten geordnet, endlich einen Literaturnachweis und ein wertvolles Register. Luthers Tischreden bleiben für alle Zeiten hoch interessant, weil sie seine Persönlichkeit und Eigenart uns so nahebringen; doch dürfen sie andererseits nie als ausschlaggebend für seine Meinungen und Ansichten betrachtet werden, weil sie eben nicht von Luther selbst, sondern von Schülern und Tischgenossen aufgeschrieben worden sind, und der Nachweis nicht geführt werden kann, daß Luther genau so sich ausgedrückt hat, ganz abgesehen davon, daß Luther da familiär und nicht für den Druck geredet hat, die Veröffentlichung wohl auch nicht gebilligt haben würde. Mit den "recently published sources" im Titel scheint vor allem die neue Bearbeitung der Tischreden in der Weimarer Ausgabe der Werke Luthers gemeint zu sein und Krokers Fund und Veröffentlichung „Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung". In der Einleitung wird auch von Luthers derber Sprache und seinen harten Worten über die deutschen Bauern geredet und abfällig geurteilt. Dabei sollte aber noch mehr hervorgehoben werden, daß das die Weise der damaligen Zeit war, und daß Luther dabei besonders die Bauernaufstände im Auge hatte. Unter den Literaturnachweisen hätte wohl auch die St. Louiser Ausgabe der Tischreden Luthers, die Dr. Smith nach sonstigen Veröffentlichungen wohl kennt und schätzt, eine Erwähnung verdient. Prof. D. Tschackert urteilte in der neuen Ausgabe des Lehrbuchs der Kirchengeschichte von Kurtz darüber: „Die bis dahin beste Gesamtausgabe" (der Tischreden von Förstemann und Bindseil, die in dem vorliegenden Werke genannt wird) „wird an kritischer Sichtung und sorgfältiger Verwertung aller bis dahin eröffneten Quellen weit übertroffen durch die Bearbeitung des Prof. Hoppe für den 22. Band der im Auftrag der Missourisynode erneuten Walchschen Lutherausgabe." Wir empfehlen das auch mit fünf guten Bildern (Luther, Katharina von Bora, Luthers Haus, Luthers Zimmer, Luthers Familie) ausgestattete Werk allen für diesen ganz eigenartigen Teil der Schriften Luthers besonders interessierten Lesern. L. F.

THE SHADOW OF A CRIME. Based on the German *Seile der Liebe* of *Alfred Ira*. By *Mary E. Ireland*. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 30 Cts.

Es ist dies eine spannende Erzählung, die man getrost der Jugend in die Hände geben kann, und die Ältere mit Interesse und Nutzen lesen werden.

F. B.

THE TEACHINGS OF CHRISTIAN SCIENCE. By *Prof. J. N. Kildahl, D. D.* Augsburg Publishing House, Minneapolis, Minn. 10 Cts.

In diesem Hefte werden folgende Punkte ausgeführt: Christian Science rejects the doctrine of the Trinity, the divinity of Jesus Christ, the conception of Christ by the Holy Spirit, the atonement of Christ, the death, resurrection, and ascension of Christ, the second coming of Christ, the doctrine of the forgiveness of sins, the efficacy of prayer, salvation by faith, the reality of sin, sickness, death, and evil, the existence of Satan, final judgment, the reality of matter and of our own birth and death.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

D. **Stellhorn rezensiert** in der Februarnummer (1916) der „Theologischen Zeitblätter“ eine neulich erschienene Predigtsammlung P. C. C. Schmidts, „Weg des Lebens“. Er lobt die schöne Sprache und den „fast ausnahmslos vortrefflichen Inhalt des Buches“, unterläßt es aber nicht, folgenden Angriff auf die Lehre unserer Synode von der Gnadenwahl und der Bekehrung vom Zaune zu brechen: Die Missourisynode „versteht im entschiedenen Gegensatz zu der ganzen lutherischen Kirche das Bekenntnis derselben so, daß die Gnadenwahl stattgefunden habe, und die Bekehrung stattfinde ohne alle Rücksicht auf das Verhalten des Menschen gegenüber der bekehrenden und seligmachenden Gnade, so daß also, wer erwählt ist, einfach bekehrt und selig werden muß und dies auch selbst nicht hindern kann. So kann einem der Gedanke kommen, wie denn wohl ein missourischer Prediger, der an eine solche absolute, sich einfach allem Widerstreben gegenüber durchsetzende Gnadenwahl und eine solche bei denen, die erwählt sind, unwiderstehliche, sich ebenfalls einfach durchsetzende Bekehrungsgnade glaubt, über den Heilsweg predigen wird“. Von dieser Darstellung unsers Standpunktes urteilte D. Walther vor fünfunddreißig Jahren[1] im Anschluß an einen ganz ähnlichen Ausspruch Stellhorns, daß hier „dialektische Taschenspielerkünste“ vorliegen, durch die „nicht nur denkfaule und denkunfähige, sondern auch nachdenkende, aber arglose Leser leicht betrogen werden; der Parteileute gar nicht zu gedenken, die dadurch nur zu gern betrogen sein wollen“. Es liege hier vor „die unter den Synergisten gebräuchliche fallacia compositionis“, indem nämlich, „um das Synergistische in der Lehre von den Ursachen der Erwählung zu verhüllen“, die Ursachen der Verwerfung hinzugenommen werden, „um aus diesen jene zu erweisen“. Walther schrieb: „Unsere Gegner machen es da wie falsche Spieler, die . . . mit großer Behendigkeit es dahin zu bringen verstehen, daß eine gewisse Karte durch eine Volte an einen bestimmten Platz zu liegen bekommt, dahin sie nicht gehört. So verstehen es unsere Gegner, der Wahl durch eine dialektische Volte eine Stellung zur Nichtwahl zu geben, die jene gar nicht hat. Sobald ein Leser diesen Kunstgriff durchschaut hat, dann gehen alle Beweisführungen unserer Gegner in Rauch auf.“ „Puren Rationalismus“ nennt er es, „wenn die Gegner fort und fort aus den Ursachen der Nichtwahl oder Verwerfung die notwendige Ursache der Wahl und andererseits aus der Verneinung einer im Menschen liegenden Ursache der Wahl auf die ebenso notwendige Verneinung einer im Menschen liegenden Ursache der Nichtwahl oder Verwerfung schließen.“ Nur so glaube man, mit Recht behaupten zu können, „der Unterschied, daß sich einige bekehren, während sich andere nicht bekehren, und daß Gott die einen erwählt habe, während er die andern nicht erwählt habe, liege im Menschen, nämlich in der schließlichen freien Entscheidung seines Willens, nicht allein in Gott“. (S. 411.) — Allerdings, nicht nur Walther, sondern auch seine Gegner (L. u. W. 1881, S. 406) machten den Unterschied zwischen Wahl und Nichtwahl (Verwerfung), aber so wenig wie damals verstehen unsere Gegner jetzt unter diesen Begriffen,

1) L. u. W. 1881, S. 404 ff.

was wir darunter verstehen. Die Schrift redet unmißverständlich von einer ἐκ-λογή, die christliche Dogmatik von einer e-lectio, Wahl im Sinne von Auswahl; das Bekenntnis bezeugt, daß die Wahl „nur über die Kinder Gottes gehe"; unsere Gegner aber sagen ganz unmißverständlich, daß die Wahl schlechthin „identisch ist mit dem allgemeinen Heilsrat Gottes", „Zeugnisse", 1914 (Ohio), S. 15. Ja, „nach dem göttlichen Heilswillen, an und für sich betrachtet, schließt auch die Wahl die Gottlosen mit ein". (L. c.)[2] Man sieht, in der Unterscheidung von Erwählten und Nichterwählten, die ja auch von unsern Gegnern anerkannt wird, finden diese etwas ganz anderes als wir, da ja ihr Begriff der Wahl ein anderer ist. Diese ist ihnen nämlich nicht eine ἐκ-λογή, Wahl, sondern lediglich eine Bestätigung des allgemeinen Heilswillens an solchen, die das Heil annehmen und beharrlich glauben. So hat man denn das Wort „Calvinismus" umgeprägt und wendet es auf alle an, die eine wirkliche Wahl bestimmter Personen zum Glauben und ewigen Leben als eine Ursache der Berufung, Bekehrung, Heiligung, Verharrung und Seligmachung glauben. Man fragt sich unwillkürlich: Ist etwa doch von unsern Theologen und von den rechtgläubigen Theologen im Zeitalter der Konkordienformel so mißverständlich geredet worden, daß wenigstens der Verdacht des Calvinismus als gewissermaßen berechtigt erscheinen möchte? Ist von uns je so geredet worden, als ob es sich wirklich um ein Vorübergehen der Gnade an den einen, um eine reichere Gnade für die, welche selig werden, handle? Wir möchten die furchtbare Entstellung unserer Lehre, wie sie wieder in jener Rezension D. Stellhorns vorliegt, einigermaßen unserer Unvorsichtigkeit, unserer Ungenauigkeit auf Rechnung schreiben, wenn das anginge; denn dann wäre ja in etwas schärferer Fassung mißverständlicher Wendungen unsererseits der Weg zur Verständigung gebahnt. Wie gerne geschähe das! Aber die Tatsachen lassen dieses Zum-besten-Kehren von Auslassungen wie der eingangs zitierten nicht zu. Nein, gerade wo der Kontroverspunkt zur Sprache kam, wo es sich handelte um den Unterschied zwischen Wahl und Verwerfung, Erwählten und Nichterwählten, ist von unserer Seite — und schon von den alten Dogmatikern — mit allergrößter Sorgfalt, mit geradezu peinlicher Genauigkeit in der Formulierung der Gedanken geredet worden. Chemnitz schreibt in seinem „Enchiridion", S. 113, zu dem Spruche „Wenige sind berufen" usw.: „Die aber Christi Stimme nicht hören oder der gehörten Stimme nicht folgen und in solchem Wesen verharren, die sind nicht auserwählt, wie droben erkläret. Und also sind viele berufen und wenige auserwählet."[3] Achten wir, mit welcher Schärfe Walther, „L. u. W." 1883, S. 92, jeden Vorwurf der absoluten Wahllehre abweist: „Was das Geheimnis der discretio personarum betrifft, so besteht dasselbe nach unserer Lehre keineswegs darin, daß wir nicht wüßten, warum die Nichterwählten nicht erwählt sind, sondern darin, daß wir nicht wissen, warum gerade wir vor andern erwählt seien. Jenes ist in Gottes Wort klar geoffenbart; die Ursache davon liegt nämlich nach der Schrift im Menschen selbst; nicht im Nichtwollen Gottes, sondern allein im Nichtwollen und hals-

---

2) Vgl. „Kirchenzeitung" vom 8. April 1916, Bericht über eine Disputation: „Die Gnadenwahl: P. Berg" (Ohiosynode) „erklärt auf Grund der Heiligen Schrift: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen."

3) Cf. F. C., p. 713, § 40.

starrigen Widerstreben des Menschen gegen die Gnade, die ihn zur Seligkeit führen will. Dieses hingegen, warum gerade wir vor andern erwählt sind, ist uns in Gottes Wort nicht in gleicher Weise offenbart." Schon früher hatte Stöckhardt geschrieben: Bei denen, die verloren gehen, ist „ihr Unglaube, ihr beharrlicher Unglaube, der sich bis zuletzt der Gnade Gottes, dem Locken, Drängen, Nötigen des Heiligen Geistes, widersetzt, der einzige Grund ihrer Verdammnis. . . . Ihr Unglaube hat es bewirkt, daß Gott sie nicht selig macht, wie er doch gern wollte, sondern verdammt. Und weil Nichtwahl mit Verwerfung identisch gebraucht wird, so können wir auch mit Chemnitz uns also ausdrücken, daß sie eben deshalb, weil sie dem Heiligen Geist beharrlich widerstreben, nicht auserwählt sind". (L. u. W., 1881, S. 365.) In demselben Jahre schrieb Walther in seiner „Beleuchtung des Stellhornschen Traktats": „Wir haben fort und fort die Lehre bekannt, daß diejenigen, welche nicht erwählt sind, um ihres vorhergesehenen halsstarrigen Unglaubens und mutwilligen, hartnäckigen Widerstrebens willen nicht erwählt seien" (S. 13 u. 19). Und wenn Luthers Brief (L. u. W., 1881, S. 241) zitiert wird: „Diejenigen, welche von uns ausgegangen sind, sind nicht prädestiniert", so wird daran erinnert, daß Luther in demselben Zusammenhang sagt: „Die Prädestination Gottes ist vielen eine Ursache zu stehen, niemandem eine Ursache zu fallen." Kurz, wohin wir sehen, ist man äußerst behutsam umgegangen mit den Ausdrücken, die von den Seligwerdenden und den Verlorengehenden handeln, damit ganz klar hervortreten möchte: wer selig wird, wird selig „auf dem Wege, den Gott für alle Menschen geschaffen hat, und von dem kein Mensch nach Gottes Willen ausgeschlossen ist". So Stöckhardt zu der Stelle Röm. 9, 13: „Allerdings hat Erwählung, ἐκλογή, dem Begriff nach zum notwendigen Korrelat andere, die nicht erwählt sind, oder eine Menge, aus der die Betreffenden erwählt sind. Jakob ist erwählt und berufen, nicht Esau.[4]) Die Kinder Gottes, die schließlich selig werden, sind aus der massa perdita erwählt. Damit", fügt Stöckhardt aber gleich hinzu, „ist aber keine πρόθεσις θεοῦ in malam partem, keine Prädestination zur Verdammnis gesetzt und gegeben. Eine solche hat auch im vorliegenden Text nicht den geringsten Anhalt. Was die Ursache der Verdammnis ist, das sagt Paulus nicht an unserer Stelle, kommt aber . . . noch darauf zu reden." (Kommentar zum Römerbrief, S. 431 f.) Wer einer solchen Ausführung nicht beistimmt, wagt entweder nicht, den Begriff „Wahl" ernstlich zu fassen, nämlich als eine wirkliche Aus-wahl,[5]) ἐκ-λογή, oder hat tatsächlich einen Begriff von

---

4) Stöckhardt will, so wenig wie Luther, über Esaus Ende urteilen, sondern nimmt an, daß er schließlich noch selig geworden ist. Esau ist hier Repräsentant der Natur wie Jakob der Gnade: Sowenig Gott bei der Wahl Jakobs und Nichtwahl Esaus zum Stammvater Israels durch ein besseres Verhalten des ersteren bestimmt worden ist, so wenig wird er bei der Gnadenwahl durch ein besseres Verhalten derer, die er erwählt hat, bestimmt. Die Wahl Jakobs zum Stammvater des Gottesvolks ist ein Analogon zur Prädestination der zum ewigen Leben Erwählten. Daher die Benutzung des Beispiels, wo Paulus von Wahl und Verwerfung (9, 14 ff.) redet.

5) „Jeder sieht, daß es gar keinen Sinn hat, von einer Wahl oder, was hier dasselbe ist, von einer Auswahl zu reden, wenn dieselbe über alle Menschen geht; denn eine Auswahl, die über alle Menschen ohne Ausnahme geht, ist ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst. Eine Auswahl zeigt ja an, daß man eben nicht alle nimmt, sondern aus allen nur einige, seien es nun wenige oder

der Wahl, der von der Schrift abweicht. Auf keinen Fall aber ist man berechtigt, wie das jetzt D. Stellhorn wieder tut, aus unserer Darstellung der Wahllehre eine absolute Prädestination zu folgern. Jenes Urteil vom Jahre 1881 (L. u. W., S. 247) hat noch heute seine Anwendung: „Nur durch Entstellung unserer Lehre gewinnt man das scheinbare Recht, gegen uns aufzutreten. Die Christen würden, wenn man unsere Lehre darlegte, wie sie wirklich von uns geführt wird, unsere Gegner sofort fragen: ‚Was wollt ihr denn eigentlich mit dem Geschrei „Calvinismus"?' " G.

Über die Preparatory Conference, die in Garden City, N. Y., vom 4. bis zum 7. Januar abgehalten wurde, liegen jetzt vollständige Berichte vor. Vertreter waren erschienen aus der Episkopalkirche, aus der Kongregationalistengemeinschaft, aus verschiedenen baptistischen und presbyterianischen Körperschaften, Reformierte, Glieder der Brüdergemeinde, der Disciples of Christ (Campbelliten), Quäker und Generalsynodisten. Letztere war die einzige unter den lutherischen Synoden, die eine Vertretung hatte. Das Generalkonzil war auch eingeladen gewesen, hatte aber mit einer längeren Begründung, die von der letzten Versammlung dieses Körpers zum Beschluß erhoben worden war, abgelehnt. Im *Lutheran Church Work and Observer* berichtet nun Dr. J. B. Remensnyder, einer der Vertreter der Generalsynode, es sei ihm die Ehre zuteil geworden, die einzige formelle Ansprache zu halten, und er habe diese Gelegenheit benutzt, "to present a sketch of generic Christianity from an essential Lutheran standpoint". Er glaubt sich auf das Zeugnis seiner lutherischen Kollegen berufen zu dürfen für die Behauptung, daß er keinen Versuch gemacht habe, "to modify Lutheran convictions"; "assuredly it was a rare opportunity to present before so distinguished a gathering a statement of the generic Lutheran faith". "The generic Lutheran faith" ist ein Lieblingsausdruck D. Remensnyders, und was ihm unter diesem vagen Terminus vorschwebt, wird aus dem Bericht über seinen Vortrag vor der Garden City-Konferenz einmal klar. Nachdem auch die Generalsynode ihre Zustimmung zur Augsburgischen Konfession beschlußmäßig festgelegt hat, war eigentlich zu hoffen, daß wenigstens dieses „generische" Bekenntnis der lutherischen Kirche als Ideal einer Plattform für die wiedervereinigte Christenheit hochgehalten worden wäre. Davon findet sich aber nichts in dem Bericht über Remensnyders Ansprache, die gerade die doktrinelle Basis der Einladung zur geplanten Weltkonferenz (Conference on Faith and Order) behandeln sollte. Remensnyder führte vielmehr aus, daß zur Erreichung kirchlicher Einigkeit Zustimmung zu vier Lehrstücken nötig sei; wenn von den verschiedenen Gemeinschaften die Gottmenschheit JEsu, die Erlösung durch das Kreuz, die Auferstehung JEsu und die Einheit der christlichen Kirche anerkannt würde, so könnten die christlichen Gemeinschaften unter einem Kirchendach zusammenwohnen. "Schisms have come alike from demanding too little and too much. Only by avoiding both extremes, with faith and yet with charity, could they dwell in one Christian home until the One Holy Catholic Church should be realized." Solche Aussprüche von einem Lutheraner sind betrübend. Vergeblich suchen wir hier eine Bezugnahme auf die Grundlehren von der Inspiration der Schrift und von der

---

viele, sich auswählt. Das kann schon ein Kind einsehen. Das sagt aber auch die Konkordienformel ganz ausdrücklich." (Walther, Die Lehre von der Gnadenwahl, S. 44.)

Rechtfertigung durch den Glauben, auf das Sola Gratia, auf die Schriftlehre von den Sakramenten. In seinem Bericht sagt Remensnyder, es sei wirklich merkwürdig gewesen, mit welcher Zustimmung sein Vortrag aufgenommen worden sei. Hätte er auch nur das Apostolikum als Grundlage der gegenseitigen Anerkennung in Vorschlag gebracht und dazu die Zustimmung der Konferenz erhalten, so wäre das schon eher merkwürdig zu nennen. So können wir uns nur über die Verblendung wundern, die zutage tritt, wenn Remensnyder am Schluß seines Berichtes sagt: "Such a platform for our Lutheran ideas [!] would seem to show that it was a duty to take part in this great movement for unity, provided that we be carefully on our guard against any *harmful weakening compromise*"! Uns ist jede Unionsbasis, die weniger als unser lutherisches Bekenntnis umfaßt, ein „verhängnisvoll schwächlicher Kompromiß". Und was anderes als ein Kompromißmachen en gros deutet der Umstand an, daß hier Presbyterianer, Baptisten, Campbelliten und Quäker gemeinschaftlich mit Episkopalen, Kongregationalisten und Methodisten nach dem vorliegenden Bericht "Blest be the tie that binds Our hearts in Christian love, The fellowship of kindred minds Is like to that above" singen konnten? Allein daß die "fellowship of kindred minds" auch den Quäker einschloß, hätte D. Remensnyder schon etwas wankend machen sollen an dem Urteil eines Presbyterianers, das er in seinem Berichte anführt, daß nämlich die allgemeine Zustimmung zu Remensnyders Ansprache ein Beweis sei, "that American Christianity is more soundly evangelical than we had hoped". Auch die andern Aussprachen, die von den Vertretern der Generalsynode auf dieser Versammlung gefallen sind, sind als höchst unbefriedigend, wenn nicht als offener Verrat an der Schriftwahrheit, zu bezeichnen. In der Schlußsitzung führte D. Singmaster von Gettysburg den Vorsitz. Er wurde von einem Quäker vorgestellt. Aus Dankbarkeit für die ihm von dieser Seite widerfahrene Ehrung bezeugte Singmaster, die Quäker seien "small in numbers, but strong in their faith in the Spirit. He hoped that they might, in Quaker phrase, 'be favored' to put themselves in the sweep of the tide that the Spirit of God, in its flow, might carry them to the completion of their task". Sollte es wirklich Herrn D. Singmaster nicht gegenwärtig gewesen sein, daß die Quäker vom „Geiste Gottes" und dem "light of the Spirit" immer im ausgesprochenen Gegensatz zur Erleuchtung durch die Schrift reden, das „innere Licht" des Geistes als einzige Erkenntnisquelle auffassen und schon deswegen außerhalb der sichtbaren Christenheit stehen? Was für ein unerhörtes Spiel mit Worten, die unser inneres Glaubensleben berühren, ist es, da von „starkem Glauben an den Geist" zu reden!

G.

Über den Zweck der Polemik redet der Bericht über die Garden City-Konferenz nicht mit genügender Klarheit. "Centuries of polemics have left us unable to comprehend irenics." Das ist eine unrichtige Gegenüberstellung. Rechte Polemik steht mit rechter Irenik durchaus nicht auf gespanntem Fuße. Ja, im Grunde genommen, ist die Irenik oder Henotik (Friedenstheologie) nur eine besondere Art, die Streittheologie oder Polemik zu behandeln. Der Mißbrauch dieser wie jener ist verwerflich. Geht die Polemik über ihren Zweck hinaus, das heißt, versucht sie mehr oder etwas anderes, als durch Schriftbeweis den Gegner von seinem Irrtum zu überzeugen und die Anhänger der Wahrheit vor der Lüge zu warnen, so gehört

sie nicht mehr in die Theologie. Wo ein anderer Zweck vorliegt, als der uns Gal. 1, 6 ff.; 3, 1; 4, 9 ff.; 5, 7. ff.; Phil. 3, 2. 18 ff.; 1 Kor. 15, 12 ff.; 2 Kor. 11, 13; 2 Thess. 2, 1 ff.; 1 Joh. 2, 18 ff.; 4, 1 ff.; 2 Joh. 7 ff.; 3 Joh. 9 ff.; Offenb. 2, 6. 14 ff. usw. vorbildlich gewiesen ist, da mag noch über Religion gestritten werden, aber der rechtmäßige polemische Gebrauch des Wortes Gottes findet nicht statt. Hingegen, wo die Irenik, um Hagenbachs Ausdruck zu gebrauchen, auf „ein gutmütiges Vertuschen der Unterschiede und willkürliches Abstumpfen der Schärfen" hinausläuft, kann wiederum von rechter theologischer Tätigkeit nicht die Rede sein. Die rechte Irenik sucht in der Weise Frieden herzustellen, daß sie dem Gegner Vorurteile und Wahnvorstellungen zu nehmen versucht, die bei ihm in bezug auf die Lehre, die er bekämpft oder zu bekämpfen meint, vorliegen. Sie ist nichts anderes als die Polemik auf der Defensive. Die Strategie des Kampfes ist dieselbe: es gilt, den Gegner zu gewinnen und, falls er nicht zu gewinnen ist, die Anhänger der Wahrheit vor ihm zu warnen; aber die Taktik ist eine andere: hier ein Angriff auf die falsche Stellung des Gegners, dort, in der Irenik, das Bestreben, ihn von der Wahrheit dessen, was er bekämpft, zu überzeugen oder ihm falsche Ansichten über den obwaltenden Gegensatz zu nehmen. Indem sie von dem Grundsatz ausgeht, daß nur durch die Zustimmung zur Lehre des Wortes Gottes ein gottwohlgefälliger Friede erreicht werden kann, dient jede theologische Polemik, recht gehandhabt, dem kirchlichen Frieden, ist eine Anwendung des usus elenchticus mit wahrhaft irenischem Zweck und darf nicht, wie das im offiziellen Bericht über die Garden City-Konferenz (S. 18) geschieht, zur Irenik in Gegensatz gestellt werden. Nur wo einerseits die Polemik unlauter wäre, oder andererseits die Irenik den Indifferentismus zum Ausgangspunkt hätte, wäre ein Gegensatz zu konstatieren. Wiederum wird dadurch, daß etwa fehlerhafte Logik oder fleischlicher Eifer bei der Polemik unterläuft, diese nicht an sich verwerflich, so wenig wie eine unionistische Irenik dadurch entschuldbar wird, daß, die sie üben, von wirklicher Liebe zur Kirche und andern zweifellos edlen Motiven getragen werden. Wo die Irenik, wie das in Garden City der Fall gewesen ist, nun an Stelle der Polemik treten will, kennzeichnet sie sich schon als durchaus indifferentistisch. Durch Kompromissemachen erzielt man allerdings einen Frieden, aber einen, durch den der Wahrheit das Genick gebrochen wird. Irenik, die rechter Art ist, geht jederzeit mit rechter Polemik Hand in Hand. Beide sind in Chemnitz' „Examen Concilii Tridentini", „der ersten Frucht, und der besten, der lutherischen Polemik", aufs vollkommenste gepaart. G.

Auch in die Sonntagsschulliteratur der Methodisten ist die neuere Theologie eingedrungen. Man sieht sich veranlaßt, bei der Jahresversammlung gegen das Überhandnehmen des Unglaubens in den Textbüchern und sonstigem Unterrichtsmaterial Protest einzulegen. Eine Petition, die folgenden Wortlaut hat, wird gegenwärtig unter der methodistischen Geistlichkeit und auch in den Gemeinden zirkuliert: "Whereas it is declared by responsible persons that doctrines not only antagonistic, but destructive of evangelical standards are advocated in books issued by The Methodist Book Concern, are propagated in Methodist Sunday-school periodicals and other Sunday-school literature, and are taught by instructors in Methodist schools and colleges, therefore we, the undersigned ministerial and lay members of the Methodist Episcopal Church, hereby appeal to your honorable body

to take such action as will secure the maintenance of the standards of evangelical Christianity and of the Methodist Episcopal Church at your present session." Ob es den Methodisten gelingen wird, dem Eindringen einer radikal ungläubigen Theologie in ihre Sonntagsschullehrbücher Einhalt zu gebieten, steht abzuwarten. Den nördlichen Presbyterianern glückte es vor zwei Jahren, in dieser Hinsicht bei sich eine Art Kehraus zu halten; ob jedoch bei dem fast ganz geschwundenen Konfessionalismus der Methodisten dieses möglich sein wird, ist sehr fraglich. G.

Amerikanisches Polentum und römischer Absolutismus. Der „Kuryer Polski", eine in Milwaukee erscheinende polnische Zeitung, hat ihren Prozeß gegen Erzbischof Meßmer verloren. Der „Kuryer" ist ein unabhängiges Blatt, das unter den 85,000 Polen Milwaukees seinen Hauptleserkreis hat. Es ist vor 27 Jahren als ein Vertreter der Rechte der polnisch-katholischen Laien gegenüber der Gewaltherrschaft der Priester und Bischöfe gegründet worden. In der Nummer vom 18. April 1914 erschien eine Beilage von vier Seiten, in welcher die Frage gestellt und beantwortet wurde: „Was fehlt den vier Millionen polnisch-amerikanischen Bürgern dieses Landes?" Die Antwort lautete aus auf eine Forderung, daß den Polen bessere Bildung, eine freie Presse, religiöse Freiheit und Gleichheit für alle zugestanden werden müsse, ehe es um sie recht bestellt sein könne. Diese Forderungen wurden weiter ausgeführt. Es wurde hingewiesen auf eine Anzahl von Klagen, die von seiten der Priesterschaft gegen Michael Kruszka, den Redakteur des „Kuryer", sowie gegen dieses Blatt angestrengt worden waren. Im Jahre 1912 erklärten fünf katholische Bischöfe in Wisconsin und Michigan einen öffentlichen Boykott gegen den „Kuryer Polski", infolgedessen dieses Blatt dieselben auf $100,000 Schadenersatz verklagte. Am 7. Januar 1911 wurde der Redakteur des Blattes auf $200,000 wegen Charakterschmähung verklagt. Dieser Fall wurde am 6. April 1914 gegen die Verkläger und zugunsten des Angeklagten entschieden. Mehrere andere Fälle wurden in der Beilage vom 18. April 1914 angeführt, in welchen es sich um die Rechte der Glieder von katholischen Organisationen handelt. Angesichts dieser vielen gerichtlichen Prozesse fuhr der „Kuryer Polski" des weiteren fort: „Was liegt diesen Klagefällen zugrunde? Warum herrscht so viel Unruhe unter den Polen? Sind sie streitsüchtiger als andere Leute? Nein, darin liegt es nicht. Es sind nicht persönliche Differenzen, die hier zum Austrag kommen. Die Polen bestreben sich, die Fesseln mittelalterlicher Sklaverei, in denen ihre geistlichen Herren sie jahrhundertelang gefangen hielten, abzuschütteln. Es ist der Geist des Lichts und der Freiheit im Kampfe gegen den Geist der Finsternis und der Unterdrückung; der Geist der religiösen Freiheit im Kampfe gegen den Geist der ‚heiligen Inquisition'; der Geist der bürgerlichen Freiheit Amerikas im Kampfe gegen den Geist einer mittelalterlichen, auswärtigen, despotischen Gewaltherrschaft; der Geist der Konstitution der Vereinigten Staaten im Kampfe gegen die fremdländischen Gesetze des dunklen Mittelalters. Deshalb gärt es jetzt im polnisch-amerikanischen Volke. Diese Polen wollen freie und aufgeklärte amerikanische Bürger sein, während auf der andern Seite ihre bisherigen geistlichen Herren alle gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel anwenden, sie in Unwissenheit und Knechtschaft zu halten, und über solche Zeitungen, welche sich bestreben, das polnisch-amerikanische Volk aufzuklären und gute Bürger aus ihnen zu machen, den Boykott verhängen und sie gerichtlich ver-

klagen. Der ‚Kuryer Polski'", heißt es weiter in dem Artikel, „greift weder die katholische noch irgendwelche andere Religion an. Wir stehen ein für Religionsfreiheit und für gleiche Freiheit für alle. Der amerikanische Bürger, der einer gewissen Kirche angehören will, sollte diese Freiheit haben und nicht belästigt werden. Er braucht auch niemand Rechenschaft für seinen Glauben zu geben. Er darf nicht wegen seines Glaubens verfolgt werden, sei er Jude, Protestant oder Katholik. Ein Kommunikant der römisch-katholischen Kirche sollte weder verspottet, belästigt noch verfolgt werden, weil er ein treuer Katholik ist; aber andererseits sollte er auch nicht von der Gesellschaft anderer ausgeschlossen, geboykottet und verfolgt werden, weil er seiner Kirche nicht in allen Dingen Gehorsam leistet. Wir glauben an die Religion [!], und die Religion muß ihre Kirchen und ihre Geistlichen haben. Aber wir glauben nicht an den Mißbrauch der Religion, der Kirche und des priesterlichen Amtes, um die Leute in Unwissenheit zu halten, auf daß man sie für Geldzwecke ausbeuten oder zur Verfolgung derer ausnützen kann, welche das Volk aufklären wollen. Wir stehen ein für religiöse Freiheit, sind aber entschieden gegen kirchlich-politische Organisationen und gegen das Bestreben solcher Organisationen, das Volk und das Land zu knechten, sich über die Gesetze des Landes zu erheben, den Strom des Fortschritts und der Zivilisation einzudämmen und die despotische Herrschaft der Kirche des Mittelalters über ein freies Land und Volk wieder aufzurichten. Darum wird aber auch der ‚Kuryer Polski' auf allerlei Weise und mit allerlei Mitteln so bitter verfolgt." Das Blatt setzte dann auseinander, wie dieser Kampf zwischen der Priesterschaft und dem katholischen Laienstande sich entwickelt habe. Noch vor wenigen Jahren seien zirka 95 Prozent aller hiesigen Polen sehr ergebene Katholiken gewesen. Sie hätten sich willig allen Regeln, Verordnungen, Forderungen und Geboten der Priester und der höheren kirchlichen Behörden unterworfen. Aber durch eine „progressive" (genauer doch wohl, „ungläubige") Presse seien sie allmählich mehr „aufgeklärt" und unterrichtet worden, sowohl über ihre bürgerlichen als auch über ihre kirchlichen Rechte. Dann fingen sie an, gewisse Forderungen zu stellen, wie z. B.: „1. daß die vielen groben Mißbräuche in der finanziellen Verwaltung der 1000 polnischen Gemeinden in diesem Lande aufhören sollten; 2. daß die Verwaltung der Finanzen und des Kircheneigentums in die Hände der Laienglieder gelegt werden sollte; 3. daß die Bischöfe und die Priester das Volk in einer weniger brutalen und mehr anständigen Weise behandeln sollten; 4. daß sie das Recht haben sollten, als Mittel der Aufklärung diejenigen Zeitungen zu halten, die sie selbst sich wählten; 5. daß entweder die Gemeindeschulen gehoben werden, oder die Polen das Recht haben sollten, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, damit sie die bestmögliche Erziehung erhalten und zu möglichst guten Bürgern dieses Landes herangebildet werden möchten". Auf diese Forderungen hin, so heißt es am Schluß des Artikels, haben die Oberhirten erklärt: „1. daß ‚die römisch-katholische Kirche eine absolute Alleinherrschaft sei'; 2. daß folglich ‚ihre Ergebenen in den Angelegenheiten der Kirche absolut keine Stimme haben'; 3. daß ‚sie sich den Verordnungen und Forderungen der Priester und Bischöfe absolut unterwerfen müssen ohne jede Einwendung oder Protesterklärung'; 4. daß ‚die Kirche das alleinige Recht habe zu entscheiden, was Katholiken lesen, oder was für eine Erziehung die Kinder katholischer Eltern empfangen dürfen'; 5. daß ‚die Gesetze der Kirche

höher seien als die Landesgesetze' ". Seitdem hat der „Kuryer" öfters Beispiele angeführt von der Wirksamkeit des über ihn verhängten Boykotts. In einem Falle hat eine Nonne in der Mittagspause einem Schulmädchen den Imbiß weggenommen und ihn in den Hof geworfen, weil er in den „Kuryer Polski" eingewickelt war. Recht amerikanisch schleppte sich der Prozeß gegen den Erzbischof von einem Jahr zum andern hin, bis am 14. März dieses Jahres endlich die Entscheidung bekanntgegeben wurde. Das Staatsobergericht hat zugunsten des Erzbischofs und gegen den „Kuryer" sein Urteil gefällt — wie uns vorkommen will, ein vernünftiges Urteil. Der Erzbischof und die ihm untergeordneten Bischöfe haben nach diesem Urteilsspruch das Recht, über Katholiken die Exkommunikation zu verhängen, die ein Blatt, das „katholischen Glauben und Disziplin untergräbt", lesen, halten oder dafür schreiben. Ein vernünftiger Entscheid; denn so gewiß es ist, daß unter der bestehenden Preßfreiheit Artikel wie der angeführte im Druck verbreitet werden dürfen, so gewiß ist es andererseits auch, daß die kirchlichen Behörden kirchliche Strafen über diejenigen verhängen dürfen, die eine solche Agitation unterstützen. Ganz anders stünde es, wenn man entweder die Leser solcher Zeitschriften durch den weltlichen Arm bestrafen oder die Redakteure und Verleger derselben, wie man das jetzt durch zwei Vorlagen im Kongreß zu tun versucht, zwingen will, über den römischen Absolutismus zu schweigen. G.

Jesuiten gibt es jetzt 16,894 in der Welt. Von diesen sind 8262 Priester, 4481 Scholastiker und 4151 Laienbrüder. In den Vereinigten Staaten gibt es 2676 Jesuiten. Von diesen sind 1211 Priester, 910 Scholastiker und 555 Laienbrüder. Sie verteilen sich auf die vier Ordensprovinzen unsers Landes, wie folgt: Maryland und New York: 895 Glieder; Missouri: 859; California: 404; New Orleans: 243. Außer diesen 2676 arbeiten noch 256 Jesuiten, die europäischen Ordensprovinzen angehören, in den Philippinen, in Colorado und New Mexico. Seit dem 1. Januar 1914 betrug die Zunahme in der Zahl der hiesigen Ordensbrüder 58, in der ganzen Welt 180. Im Verhältnis zu ihrer geringen Gliederzahl ist die „Gesellschaft Jesu" der einflußreichste Verein der Welt. Die angeführten Zahlen sind dem Jesuitenblatte „America" entnommen. G.

II. Ausland.

Gegen den Plan, alle „Richtungen" sowohl in den lutherischen wie in den evangelischen und unierten Landeskirchen Deutschlands nach dem Kriege in eine „Reichskirche" zu vereinigen, richten sich folgende Thesen des Freimund: „1. Wir hoffen und erbitten von Gott, daß der Krieg, wie unserm Volk, so auch der lutherischen Kirche zugute komme und ein für beide gutes und ersprießliches Ende gewinne. 2. Insonderheit hoffen und erbitten wir unserer Kirche als Gewinn, was englisches Wesen und englisches Christentum durch diesen Krieg an Einfluß und Ausbreitung verlieren wird. 3. Allen jetzt schon sich ankündigenden Versuchen, das mächtig gesteigerte nationale Bewußtsein nach dem Krieg zur Herbeiführung einer kirchlichen Einigung des deutschen Protestantismus zu benutzen, die nicht die ungeänderte Augsburgische Konfession zur Grundlage hätte, gilt es, entschiedensten Widerstand zu leisten, da solche Einigung den Untergang der lutherischen Kirche Deutschlands bedeuten und Verrat an ihr und Sünde wider Gottes Wahrheit

sein würde. 4. Auch ein weiterer Ausbau des Berliner Kirchenausschusses durch Zuziehung von synodalen Deputierten ist als ein Schritt vorwärts auf der schiefen Ebene, die zur unierten deutschen Reichskirche führt, entschieden zu verwerfen." Auch von anderer Seite wird das lutherische Volk aufgefordert, gegen diese Vereinigungspläne auf der Hut zu sein. Als Prof. Feine in Halle eine „Arbeitsgemeinschaft" aller kirchlichen Organisationen, die nicht auf ein bestimmtes landeskirchliches Gebiet beschränkt sind, in Anregung brachte, erwiderten die Straßburger „Theologischen Blätter": „Also wieder ein neuer Unionsversuch! Man will dadurch ein näheres Kennenlernen erzielen [was nicht immer wünschenswert ist, sich genauer zu kennen! Red.], unnötige Polemik vermeiden [allein, die Polemik würde durch solche widernatürliche Vereinigung erst recht genährt. Red.], den Blick für das Große und Notwendige öffnen [was ist das Große und Notwendige? Darüber sind die Ansichten verschieden und würden es auch bleiben, ja erst recht zum Vorscheine kommen nach solcher ‚Paarung'. Red.]. Es soll in einem Worte ‚die evangelisch-kirchliche Arbeit' dadurch gefördert werden. Was ist dies für eine ‚evangelisch-kirchliche' Arbeit, welche allen Vereinen gemeinsam wäre? Darüber schweigt die Geschichte." Daß es keineswegs die Absicht der liberalen Richtungen ist, dort, wo sie das Heft in Händen haben, durch solche Arbeitsgemeinschaft den gläubigen Kreisen auch nur gerechte Vertretung zu schenken, geht schon aus den Vorarbeiten zu derartigem gemeinschaftlichen Wirken hervor. In Berlin ist auf Einladung des Zentralausschusses für Innere Mission eine „Arbeitsgemeinschaft" der größeren evangelischen Wohltätigkeitsvereine ins Leben getreten. Man glaubte, die gemeinsame Arbeit, die in der Linderung der Kriegsnot geschehen war, nun auch im Gebiete der speziell kirchlichen Arbeit (Nachtmission usw.) betreiben zu können. Doch fand die rechtsstehende (positive) Presse bald Anlaß, ihr Mißtrauen äußern zu müssen, weil man sich in den Einladungen zu den vorbereitenden Versammlungen strikt an die ungläubige Richtung gehalten hatte. Es war z. B. der „Evangelische Bund", der „Evangelisch-soziale Kongreß" um Vertretung ersucht worden, nicht aber der „Allgemeine Positive Verband", die kirchliche Zentralorganisation der Rechten. „Wir verstehen", schrieb man im Organ der positiven Richtung, „das Verlangen nach größerer Einigkeit, aber dann müßte man doch nicht mit den Bestreitern der Offenbarung anfangen und Vertreter der Offenbarung von vornherein ausschließen." Aus dem Vorfall ist ganz klar, die Bestreiter der Offenbarung, also die Vertreter der radikalen Richtung, befürworten eine „Arbeitsgemeinschaft", in der sie ein "controlling interest" haben. Das ist die berühmte Toleranz der Liberalen. Die Positiven aber sollten sich nicht beklagen darüber, daß man sie von einer Arbeitsgemeinschaft ausgeschlossen hat, die nur zu weiteren Verleugnungen geführt hätte, wenn ihnen Gleichberechtigung zugestanden worden wäre. Was noch an konfessionellem Halt bei den Anhängern der gläubigen Richtung zu finden ist, muß verloren gehen unter solcher Mitarbeit mit den Gegnern eines biblischen Christentums. G.

Aufhebung der Universität in Dorpat. Nachdem das durch deutsche Bestrebungen ins Leben gerufene Polytechnikum zu Riga bereits nach Moskau verlegt worden ist, hat nun auch die ehemals deutsche Universität in Dorpat ihr Schicksal erreicht. Sie ist nach Perm im äußersten Osten Rußlands ver-

legt worden. 1632 durch den Schwedenkönig Gustav Adolf gegründet, mehrfach von den Russen aufgehoben und vorübergehend wiederhergestellt, war das schöne Dorpat („das nordische Heidelberg“) seit 1801 eine blühende Pflanzstätte deutscher Wissenschaft und Kultur gewesen, bis in den achtziger Jahren unter Alexander III. die Verrussung begann, und 1893 die Universität unter dem Namen „Jurjew“ ganz russisch wurde. Seitdem sank die Hörerzahl von 1800 auf 400 herab.

(Mitteilung d. V. f. Deutschtum.)

Lutheraner in Polen. Ausgenommen einige tausend Polen slawischer Abkunft, ist die ganze lutherische Bevölkerung Polens aus deutschem Stamme und spricht oder versteht Deutsch. Von den 70 Pastoren sind nur 7 slawischen Ursprungs. In 104 Kirchen wird Gottesdienst abgehalten. Außer den 66 Parochien und 38 Einzelgemeinden bestehen 382 Predigtplätze mit Kapellen oder Versammlungsräumen. Über die kleinen Gemeinden sind 260 Laien als „Kantoren“ gesetzt. Diese leiten die Gottesdienste, taufen Kinder, begraben die Toten und erteilen auch Religionsunterricht. Diese Kantoren erhalten zum Teil in Alt-Tschau in Schlesien ihre Ausbildung. In Warschau besteht eine sehr große lutherische Gemeinde, die von fünf Pastoren bedient wird. Sie besitzt ein Waisenhaus mit 200 Acker Landes. Auch Lodz hatte zwei sehr volkreiche Gemeinden, die bei Ausbruch des Krieges gerade daran waren, für zwei neue Zweiggemeinden ansehnliche Gotteshäuser zu bauen. G.

Die japanische Regierung ist so anständig, daß sie alle im Lande befindlichen Deutschen trotz des Krieges ruhig gewähren läßt. Auch die in Tsingtau befindlichen Deutschen werden gut behandelt. Missionsdirektor Voskamp, bei Ausbruch des Krieges in Tsingtau tätig, schreibt uns am 9. Februar: „Gott hat uns in aller Not mit seiner Gnade beigestanden. Wenn ich auch in meiner Bewegungsfreiheit als Kriegsgefangener, der das Weichbild der Stadt nicht verlassen darf, beschränkt bin, so freue ich mich doch den beiden Gemeinden in den chinesischen Vorstädten Dabandan und Taitungtschen regelmäßig das Evangelium verkündigen zu dürfen. Auch die Schule habe ich in bescheidenem Maße wieder eröffnen können. Eine kleine Gemeinde in Jatu (das heißt, ‚Hebe-das-Haupt-auf‘) hat es ermöglicht, trotz ihrer Armut ein kleines Gotteshaus fertigzustellen. Der ‚Lutheraner‘ ist das einzige Blatt, welches ich, obwohl verspätet, erhalte. Weihnachten haben meine Frau und ich den in Japan gefangenen Brüdern Pakete zusenden dürfen, und fast zwei Drittel meiner Bibliothek habe ich nach Sibirien senden dürfen. Ich hoffe, daß die Bücher, meistens ältere Erbauungsliteratur, den nach Lesestoff hungrigen Deutschen in den unwirtlichen Einöden Sibiriens von Segen sein werden.“ — Das Empfindlichste für die Deutschen in Japan ist, daß kein Geschäft mehr geht. Sowohl Einfuhr- als Ausfuhrhandel ist den von der Heimat abgeschnittenen Deutschen so gut wie unmöglich gemacht, und es ist kaum einer unter ihnen, der nicht schwere Verluste erlitten hätte. Aber auch hier hat sich wieder bewährt, daß die Not beten lehrt. Der Kirchenbesuch in Kobe z. B., wo die deutsche Kolonie noch 150 Mitglieder zählt, hat nach einer Meldung Missionar Schillers, in überraschender Weise zugenommen. In ganz Japan befinden sich jetzt über 4000 kriegsgefangene Deutsche. Sie sind auf zwölf Plätze über das ganze Land hin zerstreut worden. Missionar Schiller hat, allerdings nicht ohne Schwierigkeit, die Erlaubnis erhalten,

diese Lager zu besuchen und die Gefangenen seelsorgerlich zu bedienen, nachdem er eidlich versichert hatte, daß er nur über Religion und das, was zur Tröstung gereiche, sprechen werde. Einmal erschien in der Zeitung des betreffenden Ortes ein Auszug aus der Predigt, die er dort gehalten hatte. Überall werden die Gefangenen gut behandelt. Krankheiten kommen kaum vor, denn die sanitären Einrichtungen sind vortrefflich, und an einigen Plätzen dürfen die Internierten sogar größere Märsche unternehmen. „In Osaka", schreibt Schiller, „fand ich beim Gottesdienst ein Klavier und einen Sängerchor vor, in Tokushima ein Streichorchester und einen Sängerchor. In Marugama werden von den internierten (Berliner) Missionaren zuweilen Gottesdienste gehalten; dort wird auch jeden Abend gemeinsam ein Choral gesungen, und der die Aufsicht führende Feldwebel bat mich, dies auch den andern Lagern mitzuteilen. Ein Harmonium war dort auch vorhanden. In Tokushima ist zwar kein Missionar, aber der rangälteste Offizier hält dort zuweilen einen Gottesdienst; Weihnachtsbäume brannten in allen Lagern; sie waren von den amerikanisch-japanischen Jünglingsvereinen gestiftet worden. Auch der Geburtstag unsers Kaisers konnte in den Lagern festlich begangen werden. . . . Die japanische Bevölkerung (lauter Heiden) hat sich bisher den Gefangenen gegenüber immer korrekt und teilnehmend verhalten, wie ja dem japanischen Charakter überhaupt Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit in hohem Maße zu eigen ist." G.

Das Merkwürdigste, was der Krieg in Japan hervorgebracht hat, ist vielleicht ein Trostbrief, den die buddhistischen Jünglingsvereine des Landes an die gefangenen Deutschen in Tokio geschrieben haben. Er lautete also: „Der japanische Verein junger Buddhisten beehrt sich, die ruhmvollen Verteidiger von Tsingtau zu begrüßen. Von Feindschaft kann zwischen Ihnen und uns keine Rede sein. Zwischen Deutschen und Japanern besteht überhaupt kein Haß. Leider hat der furchtbare europäische Krieg seinen Schatten bis nach Japan geworfen und unsere fünfzigjährige Freundschaft auf eine harte Probe gestellt. Der bloße Gedanke, daß Freunde das Schwert gegeneinander gezückt haben, erfüllt das Herz junger Buddhisten, die das buddhistische Gebot der gleichen Liebe gegen alle ohne Unterschied als ihr höchstes Ideal zu verwirklichen suchen, mit tiefem Schmerz. Sie, meine Herren, haben im Dienste des Vaterlandes wie Helden bis aufs äußerste die Feste Tsingtau verteidigt. Erst dann sind Sie gewichen. Bewunderung und Teilnahme erfüllt unser Herz. Ein jeder von Ihnen hat mit Todesverachtung seine Pflicht getan. In unsern Augen heißt das, durch die Tat das höchste Gebot des Buddhismus erfüllen; die treue Hingabe an die Pflicht ist die einzige Grundlage, auf der einmal der ewige Weltfriede sich verwirklichen läßt. Diese Überzeugung kann Ihnen eine tröstende Genugtuung geben. Wir bezeugen Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde unsere bewundernde Hochachtung und verbinden damit den Ausdruck der frohen Hoffnung, daß die alte Freundschaft bald wieder in ungetrübtem Glanze erstrahlen wird." Noch erfreulicher als dieser immerhin etwas phrasenhafte Trostbrief der buddhistischen Jünglinge ist ein Aufsatz eines japanischen Christen in der „Kiristokoyo Sekai". Hier schreibt Herr Kjurschiro u. a.: „Das Christentum war freilich zu schwach, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern, aber hervorgerufen hat den Krieg nicht das Christentum, sondern alles, was dem Christentum entgegengesetzt ist. Die gewaltigen Kriegsrüstungen,

die materialistische Zivilisation, die Tyrannei des Kapitalismus, die Machtpolitik des Militärs, diese und andere Dinge haben diese gewaltige Explosion in Europa verursacht. . . . Der Krieg selbst hat aber zahlreiche bewundernswerte Beispiele von Vaterlandsliebe und Opfermut in allen Ländern hervorgebracht. . . . Mit andern Worten: das Christentum, das im Westen die Grundlage der Vaterlandsliebe ist, hat eine Gelegenheit gefunden, seinen Einfluß und Wert als den nichtchristlichen Einflüssen überlegen zu erweisen. Nun kann das Christentum auch den Beweis bringen, daß es falsch ist, zu sagen, es sei mit Vaterlandsliebe nicht vereinbar, wie die Japaner das oft behauptet haben." Diese Briefe finden sich in deutscher Übersetzung abgedruckt in der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" 1915, Nr. 6 und 7, und zwar mit der Bemerkung, daß die Wiederherstellung guter Beziehungen zwischen Japan und Deutschland durchaus kein Ding der Unmöglichkeit sei, und daß der Mission hierbei eine wichtige Aufgabe zufalle. G.

Das Heilige Land ist von einer Heuschreckenplage heimgesucht worden, wie sie in ihrer Größe seit dem Jahre 1865 nicht dagewesen ist. Obwohl die Regierung angeordnet hatte, daß jedermann eine bestimmte Menge Heuschreckeneier abliefern solle, und infolge dieses Befehls auch z. B. im Bezirk Jerusalem allein in einem Monat mehr als eine halbe Million Eier gesammelt und vertilgt wurde, so überfluteten doch ungezählte Heuschreckenheere Stadt und Land. Tagelang kämpften die Feld- und Gartenbesitzer gegen die furchtbaren Eindringlinge, indem sie mit Wasser gefüllte Gefäße in die Erde gruben und die über die Häufelmauer vordringenden Schwärme zu verscheuchen suchten; die Schulen leerten sich, weil jedes Kind für diesen Verteidigungskampf eingestellt wurde. Aber schließlich hat alles nichts genützt, die Felder und Gärten, darunter auch die der kleinen deutschen Missionsgemeinden Bethlehem, Betdjala und Bet Sahur, der Weinberg, die Obstbäume und die Gemüseanlagen des Armenischen Waisenhauses in Bethlehem haben furchtbar gelitten; nicht ein einziges grünes Blättchen ist übriggeblieben. Die Weinstöcke, die Oliven und Maulbeerbäume stehen kahl da, und von den Beeten ist die letzte Spur fröhlichen Wachsens verschwunden. „Unser Garten", so schreibt der Hausvater des Armenischen Waisenhauses, „ist zur Wüste geworden; ein Stück Lebensarbeit ist vernichtet. Die Fluren Bethlehems gleichen einer Winterlandschaft, über der glühende Sonnenhitze liegt. Natürlich ist nun die Not unter den Gemeindegliedern erheblich, zumal die Teuerung ohnehin groß ist, die Bauarbeiter und Handwerker jetzt keine Einkünfte haben, und die Herstellung von Perlmutter- und Olivenholzwaren, die sonst manchen guten Verdienst brachte, infolge des Krieges, der den Fremdenverkehr gänzlich unterbunden hat, aufhören mußte." — Wie aus dem Syrischen Waisenhause berichtet wird, bietet die türkische Regierung in Palästina den ganzen Landbesitz des abgesetzten Sultans zum Verkauf aus, um das scheinbar sehr nötige Geld in die Hand zu bekommen. Ein großer Teil dieses Besitzes liegt in Palästina, umfaßt fast das ganze Jordantal vom See Genezareth bis zum Toten Meer. Man nimmt an, daß die Juden dieses Angebot freudig ergreifen und einen großen Teil des Besitzes, insbesondere des im Heiligen Lande gelegenen, ankaufen werden, um so immer mehr das Land ihrer Väter in Besitz zu bekommen. (Ev. K. Z.)

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.

Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.

In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.

Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

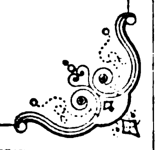
Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — Mai.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.



Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. Mai 1916. Nr. 5.

Zum gegenwärtigen Stand der Kontroverse.

In einer Antwort der „Theologischen Zeitblätter" auf den Artikel D. Piepers „Wird Einigkeit werden?" (L. u. W. 60, S. 193) wird gesagt (IV, 4, S. 300), die Ohiosynode habe „nichts Neues, bisher in der lutherischen Kirche Unerhörtes, aufgebracht", und zur Widerlegung dieser Anklage werden einige „von Missouri hartnäckig ignorierte Erklärungen" [1]) lutherischer Theologen aus dem Reformationsjahrhundert angeführt. Wir können uns wohl vorstellen, daß die Leser der „Theologischen Zeitblätter" durch diese Abwehr der Anklage, die Lehre Ohios und seiner Gesinnungsgenossen sei „etwas Neues und Unerhörtes" in der lutherischen Kirche, vollkommen überzeugt worden sind. Wieder ist eine von missourischer Seite erhobene Beschuldigung mit siegreicher Polemik abgewiesen worden. Aber — ist denn diese Anklage je von unserer Seite gegen Ohio erhoben worden? Und müssen wir „feierliche Erklärungen hochangesehener Theologen unserer Kirche" „hartnäckig ignorieren", um das Unlutherische an der offiziellen Lehre Ohios herauszustellen? Wir wollen uns mit diesen Fragen im nachstehenden etwas beschäftigen. Es hat das den Zweck, zunächst — was uns zu jeder Klarstellung des Differenzpunktes unerläßlich scheint — die Lehre unserer Gegner in ihr historisches Licht zu rücken und von hier aus zur Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Kontroverse Richtlinien zu gewinnen.

Zunächst wäre zu betonen, daß es uns gar nicht einfällt, die Lehre der ohioschen und iowaschen Theologen und ihrer Gesinnungsgenossen im Generalkonzil und in der Generalsynode als etwas „Neues, bisher in der lutherischen Kirche Unerhörtes" hinzustellen. Nein, der Synergismus ist — leider Gottes! — nichts Neues in der Kirche des lutherischen Bekenntnisses. Schon 1560 lehrte Strigel auf der Weimarer

1) Es werden Aussprüche Nicolais und Leysers angeführt, die teils ganz unanstößig sind, teils die genugsam bekannte Tatsache belegen, daß man im Eifer gegen den Calvinismus auf unebene und falsche Wendungen geraten ist. Der viel bedeutendere Flacius ist in der entgegengesetzten Richtung abgewichen.

Disputation, im Willen des Unbekehrten wohne eine latente Kraft, die zur Bekehrung mitwirksam werde. Sooft Strigel von Flacius auf jenem Kolloquium in die Enge getrieben wurde, antwortete er ausweichend: „hominem non renatum non cooperari — at in conversione cooperatur". Daß der Mensch nur mitwirkt, quatenus ex renovatione Spiritus Sancti datum est bonum velle (insofern das Wollen des Guten ihm in der Bekehrung mitgeteilt worden ist), gab er nicht zu. Strigel lehrte eine Wiederbelebung im Menschen schlummernder, in sich freilich ohnmächtiger, aber nun sich wieder betätigender Kräfte. Dieses — und nicht nur, wie man in Ohio definiert, die Lehre, daß der Mensch sich aus natürlichen Kräften bekehren kann — nennt die Dogmengeschichte Synergismus.

In seinem großen Werk über die „Entstehung der lutherischen und reformierten Kirchenlehre" bezeichnet Tschackert (S. 521) folgenden Satz aus dem Leipziger Interim (welches Melanchthon, Major und andere Theologen zum Schrecken treuer Lutheraner wie Corvinus annahmen) als typisch „synergistische Lehrweise": „Gott zeucht den Menschen also, daß sein Wille auch mitwirket." Wir finden diesen Satz wieder in einer Schrift der Wittenberger und Leipziger Theologen gegen die Jenenser vom Jahre 1570.[2] Die angeführten Worte werden dort fol. Xriii lobend erwähnt. Die Schrift erschien im Verlauf des synergistischen Lehrstreites. Um was handelte es sich da? Um die Frage, ob der Mensch aus eigenen Kräften zum Glauben kommen könne? Mitnichten. Den unverhüllten Pelagianismus lehrten dazumal nicht einmal die Papisten mehr. Die synergistische Lehrweise tritt in der genannten Schrift der Melanchthonianer vielmehr in folgenden Wendungen hervor: „Wenn der menschliche Wille durch die Stimme des Evangelii berufen wird, soll er wissen, daß Gott ihm entgegenlaufe und zuvorkomme, und er in Erkenntnis seiner Schwachheit und Anrufung der verheißenen göttlichen Gnade Gott wiederum entgegengehen müsse." (Fol. Niii.) Hier ist vom Ursprung des geistlichen Lebens geredet. Es findet ein Anrufen, Entgegenkommen des Willens statt vor der Bekehrung, damit es mit dem Menschen zur Bekehrung komme. Und das wurde seinerzeit als Synergismus bekämpft. Über das Cur alii prae aliis? wird erst richtig gesagt: Die verloren gehen, haben die Gnade Gottes mutwillig zurückgewiesen; dann aber: Die selig werden, „haben gerungen und gearbeitet, damit sie das gepredigte Wort mit Glauben ergreifen und annehmen und in solchem Kampfe gnädige Hilfe, Stärke und Regierung des Heiligen Geistes von Herzen bitten". (Fol. Ss.) Ein Geheimnis ist hier nicht vorhanden. (Man beachte das „Hilfe". Schon bei Melanchthon ist stehend das "adju-

2) Endlicher Bericht und Erklärung der Theologen beider Universitäten, Leipzig und Wittenberg usw. Wittenberg, gedruckt durch Hans Luft 1570. (Dieses Datum, nicht 1571, wie das Meuselsche Handlexikon angibt, trägt der uns vorliegende Originaldruck.)

vari" des menschlichen unbekehrten Willens durch die Gnade Gottes.) Ferner: „Der kommt zum Glauben, der nicht widerstrebt, sondern durch Hilfe des Heiligen Geistes sich befleißigt, Gottes Wort zu gläuben." (Fol. Ssii.) Auch die facultas se applicandi ad gratiam Melanchthons wird gutgeheißen mit der ausdrücklichen Beschränkung, nicht aus eigenen Kräften schicke sich der Wille zur Gnade; aber doch „tut und wirkt der Wille des Menschen auch etwas". (Fol. Ssiii.) „Der Wille des Menschen wird durch das Wort beweget und gestärkt, daß er nun auch anfähet, Beifall zu geben oder zu glauben." Der Wille „wird ermuntert und erweckt, die angebotene Gnade desto herzlicher zu bitten [!] und mit Glauben zu erfassen". (Fol. Tt.) Hiernach schafft der Heilige Geist kein Neues im Menschen, sondern weckt die Kräfte zur Betätigung, die der Mensch hat. Verworfen wird daher auch disertis verbis ein Lehrsatz wie dieser: „Soll eine cooperatio und Mitwirkung geschehen, so muß ja zuvor von Gott ein neu geistlich Licht in unsern Herzen durchs Wort angezündet werden." (Fol. Mmii.) Dadurch wäre allerdings die Bekehrung in solidum zu einem Werk des Geistes Gottes gemacht; denn das Anzünden des Lichtes im Herzen ist nicht eine der Bekehrung vorlaufende geistliche Erleuchtung, sondern ist die Bekehrung selber. Auch diesen Satz wollte man nicht gelten lassen: „Die neugebornen Kräfte können und sollen mitwirken." (Fol. Mmii.) Denn dadurch wäre eben ausgeschlossen, daß die Mitwirkung schon im Akte der Bekehrung stattfindet. Dagegen sagen die Leipziger und Wittenberger: „Wenn im Anfang der Wiedergeburt Gott durch sein Wort den Verstand erleuchtet, wird den natürlichen und durch die Sünde verderbten Kräften also wieder geholfen" (das adjuvari Melanchthons!), „daß ihre Wunden" (nur Wunden? Wo bleibt das „Tot in Übertretungen und Sünden"?) „anfangen zu heilen, und die Natur, sofern sie von Gott geschaffen, nicht geschwächt, sondern gestärkt und zum Guten angeleitet." (Fol. Mmiii.) Und „so der Mensch höret, lernet, sich mit Gottes Wort aufrichtet und anfähet zu Gott zu treten" (nun hat der Mensch sein Teil getan!), „soll er wissen, daß ihm Gott gewißlich durch seinen Sohn und Heiligen Geist Hilfe tun und ihn gnädiglich nach sich ziehen wolle". (Fol. Kki.)

Das ist der Synergismus in thetischer und antithetischer Darstellung. Aus solchen Aussprüchen ist aber auch ersichtlich, weshalb wir die Führer der Ohio- und der Iowasynode nicht bezichtigen würden, daß sie „Neues und Unerhörtes" in die lutherische Kirche hineingebracht haben. Oder liegt nicht auf der Hand, daß wir es mit demselben Gegensatze zu tun haben, den seinerzeit Amsdorf, Wigand, Musäus, Heßhusius, Judex, Gallus, Westphal und andere bekämpften? Man lese die Ausführungen in den ohioschen und iowaschen Zeitschriften über das menschliche Verhalten als das entscheidende Moment in der Bekehrung; man lese die Keyserſche Schrift *Election and Conversion*. Man achte auf die Parallelen, die sich herausstellen. Da ist nichts Neues, Un-

erhörtes. Keyser, dessen Buch in allen gegnerischen Lagern mit solchem Jubel begrüßt wurde, hat den "spiritually enabled will" (S. 90) konstant als Bedingung der Bekehrung. "The willingness to have faith is the turning-point" (S. 36). Jetzt wie damals ist nicht der eigentlich verfängliche Ausdruck dieser: daß des Menschen Wille in der Bekehrung tätig sei,[3] sondern dieser, daß der Wille durch die vorbereitende und vorlaufende Gnade in ein Äquilibrium gesetzt wird, in dem er nun Tod oder Leben wählen könne, in einen Zustand, "in which the will has the power of alternate choice" (Keyser, S. 91). "God enables the sinner to choose to let himself be saved or not" (S. 100). "The sinner can decide whether he will let God save him or not." Worin unterscheiden sich diese Redeweisen von jenen, die in der genannten Schrift der Leipziger und Wittenberger Kryptocalvinisten, nach dem Vorgange Melanchthons, gutgeheißen werden: „Tantum velit, et Deus praecurrit" („Wenn er [der Sünder] nur will, eilt Gott ihm entgegen"); „trahit Deus, sed volentem trahit" („Gott zeucht, aber er zeucht den, der schon will"); „praecedente gratia, comitante voluntate" („unter vorlaufender Gnade und begleitendem Willen"); „consentire vocationi vel ab ea dissentire, propriae voluntatis est" („der Berufung zustimmen oder ihr widerstehen, liegt in der Fähigkeit des Willens") (l. c., fól. Ttii)? Hier liegt auch heute die Differenz. Hier muß es sich entscheiden, ob man der kirchlichen Einigkeit näher gekommen ist oder nicht.

Auch in der Antithese ist hier kein Unterschied. Die Synergisten des sechzehnten Jahrhunderts warfen ihren Gegnern vor, sie lehrten eine Gnade, die den Sünder bei den Haaren in den Himmel zieht. (Fol. Ii, iii.) Sie verurteilten „den ganzen Traum von der neuen Erschaffung des guten Willens durch göttlich Zwingen und gewaltsames Hinreißen". (Fol. Ii, iii.) Mit demselben Argument operiert man auch jetzt gegen die schriftgemäße Darstellung der Bekehrung. Man sagt, wer die ohiosche Lehre vom Verhalten nicht teile, der müsse lehren, „es käme nichts auf das Verhalten des Menschen an";[4] der Mensch könne sich „verhalten, wie er wolle, sowohl vor wie nach seiner Bekehrung;[5] wollte Gott ihn bekehren und selig machen, so würde er schon dafür sorgen, und zwar auf unwiderstehliche Weise, daß der Mensch durch sein gottloses, verkehrtes Verhalten seine Bekehrung nicht hinderte". (Stellhorn, Theol. Zeitblätter, Juli 1914, S. 300.)

Besonders die Zwangsbekehrung figuriert hervorragend sowohl in der Literatur der Melanchthonianer im sechzehnten Jahrhundert wie in den Schriften unserer Gegner. Aus unserer Lehre folge — so drückt man sich gewöhnlich aus —, daß Gott mit unwiderstehlicher Gewalt die

3) L. u. W. 1872, S. 267; 1897, S. 163. 333. Vgl. Konkordienformel, S. 608, § 83. 89.

4) Man lese hierzu Pieper, „Zur Einigung", S. 29 f.

5) Das ist mehr als Entstellung.

Sünder bekehre. Oft ist man aber auch weniger ehrlich und sagt frischweg, Missouri lehrt eine Zwangsbekehrung. Auch in dieser Art der Polemik handeln Ohio und Iowa nach Mustern des sechzehnten Jahrhunderts. Den Lutheranern warfen die Philippisten nicht nur vor, sie lehrten, der Mensch sei einem Block zu vergleichen im Handel der Bekehrung, sondern logen noch dazu, man lehre, daß der Mensch „ohne Betrachtung göttlichen Wortes, ohne sehnliches Begehren" bekehrt werde, „könne auch den Trost des Evangeliums nicht verstehen, ergreifen noch fassen" (l. c.); der Mensch werde bekehrt, „er achte Gottes Wort oder nicht, begehr' göttlicher Hilfe oder nicht, denke, es sei alles gleich, dieweil die Wiedergeburt ohn' all unser Tun und Mitwirken von Gott allein aus lauter Gnade und unaussprechlicher Kraft und Allmacht im Menschen gewirkt werde". (L. c.) Besteht ein Unterschied zwischen dieser Argumentation der Philippisten gegen die biblische Wahrheit des Allein aus Gnaden und den oben angeführten Worten D. Stellhorns? Weder hier noch bei Keyser treffen wir in diesem Punkte auf etwas Neues, Unerhörtes. Keyser argumentiert genau so: Wenn nicht ein Augenblick der Willensfreiheit eintrete, so müsse eine "forced conversion" gelehrt werden. (L. c., p. 101. 94. 141, passim.) Und im *Lutheran Standard* fragt man erst kürzlich wieder (5. Februar 1916): "If man in no sense has anything to do [?!] with accepting the Gospel or with believing, why appeal to him to do so?" Also Missouri lehrt, daß der Mensch „in keinem Sinne irgend etwas zu tun habe mit der Annahme des Evangeliums und dem Glauben"! Für solche Entstellung der gegnerischen Lehre muß man allerdings zurückgehen in die Zeit, da „hochangesehene Theologen" das wahre Luthertum verunglimpften. Und die Beispiele sind jetzt so dicht gesät wie damals. Auf Seite 296 der Julinummer schreibt D. Stellhorn in den „Theologischen Zeitblättern", wir lehrten mit Calvin, „daß ein Mensch bekehrt werden könne, er möge sich gegen die bekehrende Gnade verhalten, wie er wolle, oder daß die Gnade das richtige Verhalten unwiderstehlich herbeiführe". Hier wie dort dasselbe Bild. Wohl zwanzigmal wird in der genannten Schrift den Jenenser Theologen von den Philippisten ihre „Klotzbekehrung" und „Klotzbuße" vorgehalten und, wie jetzt in den „Theologischen Zeitblättern", gefolgert, der Mensch könne nach unserer Lehre ruchlos Gottes Wort und die Mahnungen des Geistes von sich weisen, er werde doch, so es sein soll, durch unwiderstehliche Gnade zwangsweise bekehrt.[6])

Die Konkordienformel hat mit dem Synergismus ihrerzeit aufgeräumt. Sie gab ihr Urteil ab gegen die Wittenberger und Leipziger Philippisten. Sie sagt: Ja, der Mensch ist in der Bekehrung wie ein Block und Stein, er kann gar nichts zu seiner Erleuchtung und

6) Was über diese ganze Materie vom Widerstreben des Menschen gegen die Gnade Gottes zu sagen ist, findet sich in unübertrefflicher Weise in der Konkordienformel (S. 603—610) dargelegt.



Bekehrung tun, ja, ist schlimmer als ein Block. Der Mensch „hält sich ärger als ein Block, daß er Gottes Willen widerspenstig und feind ist, wo nicht der Heilige Geist in ihm kräftig ist und den Glauben . . . wirkt". (S. 594, § 24.) „Jedoch kann er zu seiner Bekehrung ganz und gar nichts tun und ist in solchem Falle viel ärger denn ein Stein und Block, denn er widerstrebet dem Wort und Willen Gottes, bis [!] Gott ihn vom Tode der Sünden erwecket, erleuchtet und verneuert." (S. 602, § 59.) Des unwiedergebornen Menschen Herz „vergleicht die Schrift derhalben einem harten Stein, so dem, der ihn anrühret, nicht weichet, sondern widerstehet, und einem ungehobelten Block und wildem, unbändigem Tiere", indem er nämlich in seiner selbst Bekehrung nichts wirken oder mitwirken kann. (S. 593, § 19; 594, § 24.) Das Bekenntnis verwirft mit Augustinus die Lehre, „nostrum esse credere et velle, Dei autem, dare credentibus et volentibus facultatem operandi" („die Kraft, daß sie etwas wirken könnten") (S. 595, § 27), und bezeugt, daß es „unrecht gelehrt sei, wenn man vorgibt, daß der unwiedergeborne Mensch noch so viel Kräfte habe, daß er begehre, das Evangelium anzunehmen, sich mit demselben zu trösten, und also der natürliche menschliche Wille in der Bekehrung etwas mitwirke". (S. 599, § 45.)[7] Als „der Form gesunder Lehre nicht ähnlich" und deswegen zu meiden werden (S. 609, § 86) die Ausdrücke der Philippisten, die auch in der oben mehrfach erwähnten Schrift vorkommen („Deus trahit, sed volentem trahit" etc.), bezeichnet. In der Bekehrung ist der Mensch rein „subjectum patiens", das „nichts tut oder wirket, sondern leidet" (S. 609, § 89). Hingegen wird als der Synergisten Lehre bezeichnet, daß „der Mensch nicht allerdings", das heißt, vollständig, „in geistlichen Sachen zum Guten erstorben, sondern übel verwundet und halb tot" sei; „daß der Wille etlichermaßen etwas, wiewohl wenig und schwächlich, dazu tun, helfen und mitwirken, sich zur Gnade Gottes schicken und applizieren und dieselbe ergreifen . . . könne" (S. 606, § 77). Erst folgt die Lebendigmachung (S. 590, § 11, und oft), dann ist der Mensch tüchtig, in geistlichen Sachen etwas Rechtes a u c h n u r z u d e n k e n (S. 591, § 12). Wo gelehrt wird, daß der Wille auch das Geringste tun kann, die Gnade Gottes anzunehmen, das ist Synergismus, der im Grunde den Gebrauch natürlicher Kräfte zur Bekehrung voraussetzt (S. 607, § 77). Statt eines Unterschiedes unter den Menschen, was ihr Verhalten unter den Ein-

7) Man beachte, daß unser Bekenntnis j e d e Lehre vom Mitwirken des Menschen in der Bekehrung auf die Voraussetzung einer n a t ü r l i c h e n Befähigung des Menschen, sich gut gegen die Gnade zu verhalten, begründet findet — dieses, weil ein Rest des Guten, er sei auch noch so klein, vorhanden sein muß, wenn die göttliche Gnade in den Unbekehrten, Unbußfertigen, etwas vorfindet, was fähig ist, mitzuwirken zur Bekehrung. Nicht nur der Pelagianismus, sondern auch der semipelagianische Synergismus leugnet, im Grunde genommen, das erbsündliche Verderben.

wirkungen der Gnade betrifft (wenn man sie untereinander vergleicht), konstatiert die Konkordienformel die Schriftlehre, daß sich die Menschen gleichermaßen übel verhalten — „quam simillimi illis deprehensi" —, „indem wir in durchaus gleichem Zustand wie jene [die verloren gehen] erfunden worden sind", als uns die Gnade zu Christo zog (S. 717, § 60). Der Geist „zeucht" den Menschen; ja, „durch die Predigt und Gehör seines Wortes wirkt Gott und bricht unsere Herzen" (S. 601, § 54). Doch darf derjenige — und hier berühren wir einen andern Punkt, in dem völlige Klarheit herrschen muß, wenn kirchlicher Friede auf dem Grunde der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses erreicht werden soll — es darf derjenige, der diese Lehre (die also vollständig ein Mitwirken des unbekehrten, unbußfertigen Menschen zu seiner Bekehrung verwirft und von einem — vergleichsweise — besseren Verhalten derer, die selig werden, vor jenen, die verloren gehen, nichts wissen will) bekennt, deswegen nicht beschuldigt werden, er lehre eine Zwangsbekehrung. Was die Synergisten des sechzehnten Jahrhunderts einen „Traum" nannten, daß nämlich im Menschen durch das Wort und Geist Gottes ein neues Herz geschaffen wird, das bezeugt die Konkordienformel als Schriftlehre, und zwar sei damit keine Zwangsbekehrung gelehrt, denn „wiewohl Gott den Menschen nicht zwinget, daß er muß fromm werden, doch zeucht Gott den Menschen also, daß . . . aus einem widerspenstigen Willen ein gehorsamer Wille wird". (S. 603, § 60.)

Der Synergismus ist hundert Jahre nach dem Strigelschen Streit[8]) noch einmal in der lutherischen Kirche erstanden, als Latermann von einer virtus collatae divinae gratiae und von geschenkten Kräften (vires, quas illa donat) redete wie auch von einem Zustand, in dem sich der Mensch bekehren oder auch nicht bekehren könne. Auch Latermann stellte durchaus in Abrede, daß man von natürlichen Kräften reden dürfe, wenn man auf die Bekehrung zu sprechen komme; doch wurde ihm nachgewiesen, daß nach seiner Lehre von dem Gebrauch geschenkter Kräfte vor der Bekehrung doch eine Fähigkeit im Menschen angenommen werde, wodurch unter Zuhilfenahme der dazukommenden Gnade das zur Bekehrung Nötige geleistet wird.[9]) Genau also wie die Konkordienformel jeden Synergismus auf die Annahme einer Kraft zum Guten im unbekehrten Menschen zurückführte.

Sooft der Synergismus in der christlichen Kirche aufgetreten ist, gilt das, was Johann Gerhard an den Papisten seines Jahrhunderts wahrnahm: „a durioribus majorum suorum vocibus abhorrere videntur", während sie „ipsos errorum nervos", „das innere Wesen des Irrtums", festhielten. Gerhard weist nach, daß die Scholastiker den nackten

---

8) Wir sehen hier von Aussprüchen einzelner guter Theologen ab, die in ihrem Eifer gegen den Calvinismus in synergistische Ausdrucksweise verfielen, aber in der Sache nicht abgewichen sind.

9) Siehe Pieper, „Zur Einigung", S. 28.



Pelagianismus lehrten,[10]) während die Jesuiten sich dagegen wehren, daß sich der Mensch propria virtute der Sünde entziehen und ohne „auxilium Spiritus Sancti" bekehrt werden könne. Gott muß erst „durch vorlaufende Gnade den Sinn erleuchten";[11]) ja, die Römlinge gebrauchen sogar das Bild eines Steines, um zu zeigen, wie unfähig der Mensch zum Guten sei![12]) Der Wille erhalte die Kraft zum Wirken nur durch die vorlaufende Gnade Gottes. Wiederum weist Gerhard darauf hin, daß der Synergismus auch in dieser zahmsten Form das Vorhandensein natürlicher geistlicher Kräfte voraussetzt, also Pelagianismus ist und die Erbsünde leugnet. Er schreibt: „Bellarminus beweist ganz klar, wenn er beschreibt, wie in der Bekehrung der Wille bewegt wird, daß er eigentlich sagen will, daß der Mensch seine natürlichen Kräfte in Anwendung bringt und mit der Gnade mitwirkt." (S. 255, § 59.)

In den Zeitschriften der Ohio- und der Iowasynode kommen die krassen nackt pelagianischen Wendungen nicht mehr vor, die in manchen Äußerungen zu Anfang des Streites zu vernehmen waren. A durioribus majorum suorum vocibus abhorrere videntur, cum interim ipsos errorum nervos retineant, muß von unsern heutigen Gegnern gelten, solange ein Mitwirken des menschlichen Willens in der Bekehrung, ein verschiedenes Verhalten des Menschen unter den Einwirkungen der Gnade, als Erklärungsgrund der Wahl gelehrt, und der Kirche, die ganz und voll auf dem Grund des Wortes Gottes und des lutherischen Bekenntnisses steht, eben weil sie keine Erklärung des Geheimnisses kennt, eine „absolute Wahl" und „Zwangsbekehrung" zur Last gelegt, und sie des Calvinismus beschuldigt wird. G.

Reden des synoptischen JEsus über sein Erlösungswerk.

(Fortsetzung.)

Und was es um das Sündenvergeben auf Erden eigentlich ist, dafür haben wir in den Synoptikern auch eine Rede JEsu, stammend aus seiner ersten galiläischen Lehrtätigkeit. Nach seiner Heimkehr von seiner ersten Rundreise in Galiläa, Mark. 1, 38; 2, 1, fiel dieses Wort JEsu in seinem Hause zu Kapernaum ebenfalls gegen seine Feinde unter den Schriftgelehrten und Pharisäern bei der Heilung jenes Gicht-

10) Loci XI, S. 251. Übrigens haben auch manche Scholastiker schon den feineren Synergismus gehabt. Petrus Lombardus hat den Ausdruck „Liberum arbitrium bonum eligit assistente gratia", also ganz wie die Philippisten. (Lib. sent. 2, 24.)

11) So D. Keyser. Wenn die vorlaufende Gnade den Sünder erleuchtet hat, "his free moral agency comes into play". (L. c., S. 67.)

12) Bellarminus bei Gerhard, a. a. O., S. 252.

brüchigen, Mark. 2, 1. Als dieser Kranke von seinen Freunden durchs Dach vor JEsu Füße niedergelassen war, erwarteten alle, auch die dasitzenden Pharisäer, daß JEsus gegenüber solcher Sehnsucht nach Hilfe das kurierende Wort zu dem an den Füßen Gelähmten spräche: „Stehe auf und wandle!“ JEsu Mund öffnet sich auch, aber von seinen holdseligen Lippen fließen diese Worte: „Sei getrost, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben.“ Hiermit hat JEsus von vornherein ein für allemal erklärt, worin hauptsächlich das Heil besteht, das er den Menschen gebracht hat; er hat damit den verborgenen Grund aller seiner Güte und Wohltat aufgedeckt. Die Pharisäer aber ergriff Entsetzen. Wären sie nicht in JEsu Haus gewesen, so hätten sie diesem Entsetzen auch in Worten Luft gemacht; so aber gedachten sie nur in ihrem Herzen: „Wie redet dieser solche Gotteslästerung? Wer kann Sünde vergeben denn allein Gott?“ V. 7. Hier haben wir sogar in den Synoptikern ein Beispiel des neuerdings so gerühmten Gottvaterglaubens. **Nach Markus und Lukas heißt es wörtlich: Wer kann Sünde vergeben außer einer oder ein alleiniger, Gott, und zwar ὁ θεός, Gott über alles,** der Allvater? Man kann bei Leuten dieses Schlags sehr erhabene Bezeichnungen und Prädikate Gottes wahrnehmen. Und diesem Allherrn stehe es selbstverständlich zu, nach seinem eigenen Wohlgefallen und aus seiner Machtvollkommenheit den schwachen Menschenkindern ihre Verirrungen aus Gnaden zu verzeihen. Ihren Standort aber habe diese Vergebung im Himmel, dem majestätischen Thronsitz des Vaters aller. Nun könne freilich niemand in den Himmel dringen und mit der Botschaft der Vergebung wieder herunterkommen. Da indes die Vergebung einen so erhabenen Standort habe, so sei denn auch, solange wir Menschen hier auf Erden weilten, eine bescheidene, abwartende Sprache in dieser Sache am Platz. Die gewisse Aussage: „Deine Sünden sind dir vergeben“ [1]) ist auch ein Punkt in JEsu Worten, der dessen Feinde ihn verabscheuen läßt. Welch ein Frevelmut, wie er spricht! Man wird ja erst bei seinem Tode und dann in jener Welt über die Sündenvergebung gewiß! Bis dahin solle man brav leben und der frohen Hoffnung sein, daß dereinst Gott sein Zepter dem niedergebeugten Sünder, der überdies gute Werke getan hat, in Gnaden zuneigen werde. Lehren neuere Theologen, wenn vielleicht auch nicht mit denselben Worten, aber doch in der Meinung von der Vergebung der Sünden, so sind sie nur Kinder jener alten Pharisäer und stehen nach Luthers kräftigem, aber gutem Urteil auf einer Stufe mit den Türken und Heiden, die auch davon reden, daß der gütige Gott im Himmel ihre Sünden und Schwachheiten vergeben werde, jedoch sich selbst betrügen, wie der Blinde von der Farbe reden und nichts wissen von Gnade und

1) Wenigstens bei Lukas *ἀφέωνται*, was nach Suidas dorische Form des Indikativs des Perfekts im Passiv = *ἀφεῖνται* ist. Matthäus und Markus bieten dafür nach ℵB *ἀφίενται*, offenbar mit demselben Sinn.

Vergebung der Sünden. Luther läßt sich in einer während der Zeit des Marburger Gesprächs mit hohem Schwung gehaltenen Predigt also vernehmen (St. L. XI, 1734): „Die Juden, Türken, falschen Christen und Werkheiligen rühmen auch, daß Gott barmherzig sei, und ist kein Mensch auf Erden, der nicht wisse von Gottes Gnade zu sagen; und fehlen doch alle, daß sie keine Gnade und Vergebung der Sünden erlangen. Das macht, sie wissen nicht, wie man dazu komme, das ist, sie haben den Schatz nicht, in dem sie liegt und daher sie fließt. . . . Denn es ist beschlossen, daß ohne und außer Christo niemand vor Gott kommen, keine Gnade finden noch der allergeringsten Sünde Vergebung erlangen soll. . . . Also haben wir wohl eitel Gnade und Vergebung der Sünden, aber nirgend denn durch und in dem einigen Christo, da muß es allein gesucht und geholt werden."

Bei dem rationalistischen Gottvaterglauben mangelt es hinsichtlich der Vergebung der Sünden auch in dem Lehrstück von der Sünde und in dem von Gott (De Peccato et De Deo). Die Sünden sind nicht nur Verfehlungen und Schwachheiten, sondern sie sind (man vergleiche den Gichtbrüchigen) schon hier in der menschlichen Gesellschaft der Leute Verderben nach Leib und Seele und selbst der Verstandeskräfte. Ein mehr als tausendköpfiges Ungeheuer von Elend hat die Sünde, als sie in die Welt kam, nach sich gezogen. Vor allem aber ist die Sünde Verschuldung, ein Majestätsverbrechen. Und je höher der Beleidigte steht, desto schwerer die Beleidigung. Da es nun die Sünde mit Gott zu tun hat, und Gott der HErr aller Herren, der unumschränkte Souverän über alles, der ohne alle Flecken Heilige und unbedingt Gerechte ist, so ist jede Sünde das höchste Verbrechen auf dem Erdboden. Vergäbe daher Gott ohne weiteres, gleichsam ganz willkürlich, die Sünden und Missetaten, so würde er seine göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit verleugnen. Er kann sich aber selbst nicht leugnen, er kann nicht verneinen, daß er der Sünde feind ist und bleibt. Und des Menschen Gewissen weiß das auch. Daher muß die Vergebung der Sünden, die Gott uns zuteil werden läßt, eine Sühne in sich schließen. Eine Vergebung ohne Sühne und Erlösung würde unserm Herzen und Gewissen nicht genügen. Was will ein Mensch seinem Herzen erwidern, wenn es ihn, trotzdem er es mit einer süßlichen Liebe und willkürlichen Vergebung Gottes zu beschwichtigen sucht, vor Gott verklagt und verdammt? Womit will er seinem geängsteten Gewissen beweisen, daß die Sünde nun doch keine Kraft und Geltung mehr hat? Allein die Erlösung, ἡ ἀπολύτρωσις, die völlige (ἀπό), alle Seiten befriedigende Loskaufung, ἡ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ, die in Christo vorhanden ist, stillt unser Herz. Darum sollen wir in Christo, allein in Christo, dem Erlöser, Gnade und Vergebung suchen. Außer Christo gibt es einfach keine Vergebung der Sünden, oder es ist nur eine eingebildete Vergebung. Wenn die selbstgewachsenen Heiligen (pharisäische Menschen) die Fehler, die sie noch eingestehen, mit ihren eigenen vermeintlich guten Werken gutmachen wollen, so haben sie ihren

Trost dahin. Christus tröstete unsern Gelähmten ganz anders. „Denn jene menschliche [pharisäische] Frömmigkeit mag wohl der [obrigkeitlichen] Strafe und dem Henker entgehen und zeitlicher Güter genießen; aber dahin kann sie es nicht bringen, daß sie Gottes Gnade und Vergebung der Sünden erlange.“ (Luther, XI, 1728.)

D. M. Chemnitz macht in der „Evangelienharmonie“ zu unserer Geschichte diese Anmerkungen: „Christus vergibt die Sünden 1. merito, um seines Verdienstes willen, da er nämlich durch seinen Tod die Sünde sühnte; 2. auctoritate et potestate, kraft seiner Vollmacht und Gewalt, welche er als Mittler von Gott empfing; 3. ut Deus *in terra:* des Menschen Sohn vergibt wie Gott auf Erden. So nämlich wird diese Klausel [„auf Erden“] voll Trostes sein. Denn die Sünden scheiden uns und Gott voneinander, Jes. 59, 2, weshalb das Gewissen, wenn es bei Gott Vergebung der Sünden sucht, in Bangen, Ängsten und Zweifeln ist, was Gott im Himmel tue, ob er nein oder aber ja sagt. Er schickte daher den Sohn als Mittler, begabt mit dieser Gewalt, daß er inmitten seiner Kirche, welche auf Erden ist, da sei und so gegenwärtig auf Erden uns die Sünden vergibt, damit wir sicher seien, dieselben seien auch gewißlich im Himmel vergeben. Er zeigt aber und übt jene Macht, sei es unmittelbar wie hier, sei es mittelbar, durch das Amt des Evangeliums, bei welchem er wahrhaft zugegen ist; vgl. Matth. 18, 18. 20; 2 Kor. 2, 10.“ So knapp und doch alles umfassend kann nur ein Chemnitz die Hauptlehre unserer Perikope hervorkehren. Seinen Spuren werden wir nachzugehen haben, um die Wahrheit auch dem heutigen Widerspruch gegenüber behaupten zu können.

JEsus sah ihren Glauben; er ist der Herzenskündiger; das heißt aber, er ist allwissend, Gott gleich. Nach manchen Auslegern hätte indes JEsus sofort erkannt, daß die Lähmung dieses Menschen Folge einer besonderen Sünde, etwa eines ausschweifenden Lebens, gewesen sei. D. Stöckhardt bemerkt dazu: „Dieser Annahme bietet der biblische Text keinerlei Halt. Er sagt überhaupt nichts davon, daß auf dem Gewissen des Kranken besonders schwere Sünden gelastet hätten, wie auf jener großen Sünderin, welcher der HErr mit ähnlichen Worten die Absolution sprach. Nein, der Gichtbrüchige war ein frommer, gläubiger Israelit, trotzdem aber freilich ein armer, sündhafter Mensch. Und indem der HErr nun sein leibliches Elend, seine hilflose Lage, vor Augen hatte, schaute er tiefer und durchschaute zugleich sein geistliches Elend und erbarmte sich dessen und heilte zuvörderst den Schaden seiner Seele und vergab ihm seine Sünden. Dieser tiefere Schaden war auch dem Kranken selbst wohl bewußt. Das beweist der Zuspruch des HErrn: ‚Sei getrost, mein Sohn!‘ Mit der Zusicherung der Vergebung tröstete und beruhigte ihn der HErr über das, was eben seine Seele bekümmerte, über seine Sünden, seine ganze sündige Art und Natur. Die gläubigen, frommen Israeliten gehörten zu den mühseligen und beladenen Seelen und verlangten nach dem Heiland der Sünder, hofften auf den Erlöser,

der für Zion kommen und das gottlose Wesen von Jakob abwenden werde. Vgl. Röm. 11, 26. Der war jetzt erschienen. Den hatte auch der Gichtbrüchige im Glauben erkannt und nahm nun im Glauben auch das große, teure Wort von der Vergebung der Sünden in seine betrübte Seele auf." (Mag. f. ev.-luth. Homiletik. St. Louis, Jahrg. 21, 290 f.)

Hier stellen wir nun die Frage: Wenn nach D. Stöckhardt der Mann schon solchen Glauben hatte, sollte die erste Kirche, die die synoptischen Evangelienschriften längere Zeit nach der Vollendung Christi empfing, nicht um so mehr solchen Glauben im Herzen gehabt und denselben an solcher Geschichte gestärkt haben? Es ist wahr, in unserm Abschnitt der Synopse ist noch nichts von dem schweren Sühneleiden Christi enthalten, und damals, als diese wunderbare Heilung geschah, war Christus noch nicht gestorben. Aber wir befassen uns auch gar nicht damit, zu untersuchen, wie viele und wie die ersten Zuschauer dieser Wundertat zum Glauben an die Vergebung der Sünden kamen. Dazu hatte nie ein Gläubiger Beruf noch Pflicht. Dennoch hat Chemnitz recht, wenn er als ersten Punkt der Vergebung durch Christum angibt, daß dieser es merito, infolge seines Verdienstes, getan hat. Der Gichtbrüchige hat es selber so auffassen müssen. Denn JEsus sagte ihm nicht anwünschend: Deine Sünden mögen vergeben werden! sondern positiv: „Deine Sünden sind dir vergeben." Er verkündigt ihm die Vergebung als Evangelium, als frohe, vollgültige Botschaft. Der aber so spricht — anders konnte es der Gelähmte als gläubiger Israelit gar nicht fassen —, der muß die Sühne auf sich genommen haben, der muß für dieselbe Bürgschaft und Genüge leisten. Wie, das war ihm noch nicht ganz klar und offenbar, aber gewiß war ihm die Sühne seiner Sünden in Christo, und ihm nicht allein, sondern jedem Gläubigen unter den Zuhörern Christi. Klar und offenbar aber war das der ersten Kirche, der „Urgemeinde"; so klar war es ihr, daß ihr diese Erzählung in der gedrängten Kürze genügte, wie sie in den Evangelien vorliegt. Sie wußte eben von keiner andern Vergebung außer durch Christum oder um Christi willen. Das war von jeher seit der Erlösung, die in Christo JEsu vorhanden ist, die Summa der christlichen Religion, die Quintessenz des Evangeliums: der Artikel von der Vergebung der Sünden aus Gnaden, um Christi willen, das heißt, auf Grund seines blutigen Verdienstes. Das war in der Kirche in allen ihren Teilen und zu allen Zeiten der Glaube der Christen. Es ist daher auf Vater Luther zu hören, welcher sagt: „In der Christenheit soll es in einerlei Weise und Ordnung gehen, und niemand soll ein Eigenes vornehmen und nach eigenen Gedanken fahren, damit er nicht sich und andere betrüge." (A. a. O., 1736.) Doch gab es auch von jeher innerhalb der äußeren Grenzen der christlichen Kirche Feinde dieses Hauptartikels der christlichen Religion. Im besten Falle legten sie das Evangelium Christi aus, wie D. Chemnitz angibt: „Einige erklären optative, anwünschend:

mögen vergeben werden, wie man sagt: Mag sich Gott deiner erbarmen! und: Er möge dir die Sünden vergeben!" Unwiderleglich sind des Doktors Gegengründe: „Aber zu diesem Sinn paßt es nicht, daß Christus sagt: ‚Sei getrost!' Auch hätten davon die Pharisäer kaum Gelegenheit zu einer Lästerung nehmen können, falls Christus anwünschend geredet hätte; denn solches kann irgend jemand einem andern anwünschen." Pharisäische Menschen ärgern sich an der positiven Rede JEsu, weil sie auf ihre eigene Gerechtigkeit pochen, und weil es in ihnen begründet ist, daß ihnen der Artikel von der Vergebung der Sünden zuwiderläuft.

Wer kann Sünden vergeben *εἰ μὴ μόνος ὁ θεός*, außer der alleinige Gott? Luk. 5, 21. Das ist, freilich nicht im pharisäischen Sinn, aber an sich ein richtiger Satz. Die Sündenvergebung ist eine Prärogative Gottes, ein Recht und Akt der göttlichen Majestät. Gott wurde durch die Sünde beleidigt, so hat auch er allein Macht und Recht, die Sündenschuld zu erlassen, wie er auch allein Macht und Recht hat, die Ungehorsamen und Widerstrebenden zu verderben und zu verdammen. Wenn nun Christus in seinem eigenen Namen die Absolution spricht, proprio jussu, so muß er auch diese Macht, *ἐξουσία*, voll und ganz eignen. Und das offenbart nun hier Christus den Feinden, zunächst durch einen sie selber betreffenden Beweis, daß er nämlich ihnen ihre argen, ihm Unrecht antuenden Gedanken aufdeckte. Er las in ihren Herzen, und Herzenskündiger ist nur Gott. Der *μόνος ὁ θεός*, der alleinige Gott also, war in diesem JEsus allwissend tätig. Somit war er nicht ein gewöhnlicher Mensch, sondern Gott war in Christo. Dann aber eignete er die göttliche Macht und Majestät ohne Maß, und zwar auf dem geistlichen wie auf dem leiblichen Gebiet. War nun indes in diesem Menschen JEsus Gott als aus eigener Machtvollkommenheit wirksam, dann war er ferner der von der Weissagung in Aussicht gestellte, besondere Knecht des HErrn. Und so fügt denn JEsus zu jenem ersten für die Pharisäer mehr privaten Beweis den offensichtlichen Beweis der wunderbaren Heilung, aber nicht ohne ihn mit einer neuen Offenbarung einzuleiten; er nennt sich nämlich hier öffentlich zum ersten Male des Menschen Sohn, also im Singular: des Menschen Sohn, was dem Ausdruck „des Weibes Same" entspricht, dem gegenüber denn die ganze Menschheit wie ein Ding ist, und er ist ihr Herzog, ihr Führer, auf den die Blicke der andern gerichtet sind, und in den ihrer aller Hoffnung gesetzt ist. Es kommt uns hierbei nur darauf an, daß sich JEsus hiermit öffentlich als den verheißenen Messias Israels bezeichnet und nun auch von sich beweist, daß in ihm, dem äußerlich geringen Nazarener, die göttliche Machtvollkommenheit ihren Sitz hat. Er hatte eben die göttlich-geistliche Macht der Sündenvergebung auf Erden, das ist, mit menschlich hörbarer Stimme und Anrede und infolgedessen mit sichtlicher Zuwendung derselben an eine bestimmte Person, geübt. Im Urtext stehen die Ausdrücke „des Menschen Sohn" und „auf Erden"

nahe beisammen, um eben zu lehren, daß nur durch seine Erscheinung als Gottes Sohn im Werke der Erniedrigung und Erlösung es ermöglicht wird, auf der Erde Sündenvergebung zu erhalten. Diese geistliche Macht als göttliche Machtvollkommenheit bestätigt er jedoch nun auch mit der leiblichen Machtentfaltung der Heilung des Gichtbrüchigen, ebenfalls nur durch das Wort der Zuwendung solcher Hilfe. Für ihn war das eine Wort samt dessen Erfolg so mühelos wie das andere. Er war und ist also der verheißene Christus, an ihm offenbart sich eine Weise eines Menschen, der Gott der HErr ist. Somit hat und eignet er auf Erden die Macht, die nur eine Prärogative Gottes ist. Er kann in der Tat und Wahrheit die Sünde vergeben auf Erden so, daß sie vergeben ist vor Gott im Himmel.

Und nun fehlt nur noch das letzte Glied unserer Beweisführung: Also ist Christus der Erlöser von der Sünde; er ist's, der bei dem Propheten so redend eingeführt wird: „Mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht in deinen Missetaten. Ich, ich tilge deine Übertretung um meinetwillen", das ist, aus Gnaden, Jes. 43, 24 f. Und an einem andern Ort heißt es: „Ich muß bezahlen, das ich nicht geraubt habe", Ps. 69, 5. Dieser JEsus und kein anderer leistet die Sühne der Sünde. Analog dem Hohenpriester vor dem Gnadenstuhl im Alten Testament legt er vor Gottes Thron sein eigen Blut, das Blut der Versöhnung, nieder, dieweil er effektiv die Sünden vergibt. Und wenn er zu jener Zeit der Heilung des Gelähmten das Lösegeld noch nicht völlig erlegt hatte, so verbürgt die schon geübte Sündenvergebung als Frucht jener Erlösung für deren baldige ewige Erfindung. Das war, wie gesagt, dem gläubigen Paralytischen und den andern gläubigen Zuhörern Christi infolge ihres alttestamentlichen Zuschnitts gewiß. Ja, eine Ahnung davon stieg selbst damals schon in allem anwesenden Volk auf. Christus hatte nicht nur über Sündenvergebung Vorlesung gehalten, sondern hatte die Vergebung gepredigt, hatte die Vergebung mit dem Absolutionswort zugesichert und ausgeteilt dem, der das Wort annahm. Das Volk ahnte, daß in der Person des Menschensohnes diese Macht als neue Gottesgabe verliehen ist. Zur Zeit der Abfassung der synoptischen Evangelien war das nicht mehr bloße Ahnung, da war die volle Bedeutung dieses Lobpreises des Volkes völlig erschlossen. „Solche Macht hat durch den HErrn Christum, wie wir hören, angefangen und ist danach bei uns Menschen geblieben, sonderlich bei denen, so im Amt sind und den Befehl haben, daß sie das Evangelium, das ist, Buße und Vergebung der Sünden, im Namen JEsu predigen sollen." (Luther, XIII, 912.) Somit hat schon die Geschichte der Heilung des Gichtbrüchigen in der dabei gefallenen Aussprache JEsu an den Tag gegeben, daß nur auf Grund der Offenbarung durch Christum, daß nur um seines Sühneleidens willen Vergebung vorhanden ist, oder daß nur das Blut JEsu Christi, des Sohnes Gottes, uns rein macht von aller Sünde, womit wir im Glauben unser Herz und Gewissen be-

sprengen zu unserer Versöhnung mit Gott. Und schon damals hat Christus in seinem Hause zu Kapernaum sich durch Wort und Werk als den Sohn Gottes und unsern Erlöser von Sünden offenbart, so daß in keinem andern Heil ist, auch keine andere Offenbarung den Menschen gegeben ist, durch welche sie von wegen ihrer Sünden ihr Herz und Gewissen ohne Betrug beschwichtigen können.

Des Menschen Sohn hat indes auch bald auf sein Sühneleiden hingewiesen. Denn daß er von vornherein um den fatalen Ausgang wußte, den er zu Jerusalem nehmen sollte, und zwar nicht als unausbleibliche, schlimme Folge seiner entschiedenen Gegenstellung zu den Pharisäern und der jüdischen Obrigkeit, sondern daß er sich aus bedachtem Rat und Vorsehung Gottes dahingegeben wußte, das erfahren wir auch schon aus frühen Aussprachen seiner Prophetentätigkeit, die wiederum die Synoptiker uns mitteilen samt der Bedeutung solches seines Lebensendes. Zwar müssen wir um der Begrenztheit unsers Themas willen absehen von dem bei der ersten Tempelreinigung gesprochenen und nur von Johannes überlieferten Wort: „Brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten", Joh. 2, 19, obwohl die Synoptiker bei JEsu Verhör vor dem Hohenpriester durch die falschen Zeugen daran erinnern lassen. Jenes Wort ist, wie ähnliche Imperative, z. B. in dem Spruch: „Zürnet, und sündiget nicht!" als Vorder- und Nachsatz zu fassen: Wenn ihr meinen Leib, in dem die Fülle der Gottheit als in ihrem Tempel wohnt, durch gesetzliches, amtliches Töten hinsichtlich seiner Lebenskraft gebrochen und also das leibliche Leben aufgelöst haben werdet, so werde ich das gewaltsam zerstörte Leben durch Auferweckung am dritten Tage dennoch wiederherstellen, und das bedeutet, daß ich der Fürst des Lebens und also auch der HErr über den steinernen Tempel, kurz, Gott, der HErr über alles, bin, daß ich demnach selbst mein Leben lasse, und zwar nicht um meinetwillen, sondern für meine Schafe, auf daß ich damit die, so unter dem Gesetz des Tempels waren, von dem Fluch des Gesetzes, dem Tode, freimache und erlöse. Die Bildersprache dieses Ausspruchs JEsu war für Orientalen deutlich genug, wie die spätere Nichtübereinstimmung der Zeugen für dieses Wort JEsu vor dem Hohen Rat ausweist. Doch, wie gesagt, die Synoptiker schweigen im Anfang ihrer Evangelien hiervon. Sie berichten dafür diesen, noch vor dem nächsten, also vor dem zweiten Osterfest[2]) gefallenen Ausspruch Christi: „Wie können die Hochzeit-

2) Vgl. Mark. 2, 23 mit Luk. 6, 1, wo „Aftersabbat" den Samstag der Osterwoche bedeutet, der, wenn zu Ostern der erste Ostertag auf Freitag fiel, was infolge anderer Berechnung wohl nicht mehr unter den heutigen Juden vorkommt, aber zu jener Zeit noch infolge der Aufsätze der Alten als erster Sabbat der Ostern gefeiert wurde, so daß die Feier des eigentlichen ersten Ostertages auf den zweiten Ostertag verlegt, das ganze Osterfest um einen Tag verschoben wurde, und der Freitag seine gewöhnliche Bedeutung als „Rüsttag" beibehielt, was übrigens in dem fünfzehnjährigen Zyklus des damaligen jüdischen Kalenders nach

leute", seine Jünger, „fasten, dieweil der Bräutigam", des Menschen Sohn, „bei ihnen ist? Alsolange der Bräutigam bei ihnen ist, können sie nicht fasten. Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten", Mark. 2, 19 f. Wir versagen es uns, bei dieser Stelle auf einen besonders tiefen geistlichen Sinn der Worte JEsu zu fahnden in Gemäßheit des mißverstandenen Ausspruches JEsu: „Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben", Joh. 6, 63 (so Olshausen). Wir nehmen die Worte so einfach, wie sie lauten. JEsu Jünger sind die „Hochzeitleute", Teilnehmer an einer glücklichen Freudenzeit. Denn ausdrücklich wandte sich einst Christus zu seinen Jüngern und sprach insonderheit (Luk. 10, 23): „Selig sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören. Wahrlich, ich sage euch, viele Propheten und Gerechte haben begehret zu sehen, das ihr seht, und haben's nicht gesehen" usw., Matth. 13, 16 f. Diese ihre Fröhlichkeit dauerte jedoch nur eine Zeitlang, *ὅσον χρόνον ἔχουσιν τὸν νυμφίον μετ' αὐτῶν*, Mark. 2, 19. Denn es werden von Christo ganz bestimmte Tage in Aussicht gestellt (*ἐλεύσονται ἡμέραι*, Futur der bestimmten Erwartung), wann der Bräutigam von ihnen genommen sein wird (*ὅταν ἀπαρθῇ*, Konj. d. Aor. mit *ὅταν* hier im Sinn des lat. Fut. ex.). Und dann werden sie fasten. Meyer macht zu diesem „dann" die wohl völlig richtige Anmerkung: „In *τότε* (dann) liegt nur die angegebene bestimmte Zeit, die Folgezeit nicht mit bezeichnend."

Der Bräutigam ist natürlich Christus; seine Braut ist die Kirche. Denn schon beim Propheten Hosea hat der Messias der Kirche versprochen: „Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit", 2, 19. Wenn der Bräutigam *μετ' αὐτῶν*, noch bei den Söhnen des Brautgemaches (*οἱ υἱοὶ τοῦ νυμφῶνος*) oder noch unter ihnen ist, sind diese noch nicht ausgegangen, die Braut zum Hochzeitsfest abzuholen. Denn deren Pflicht war, die Braut, von ihren Gespielinnen begleitet, unter Gesang und Musik in das schwiegerelterliche Haus, wo im Unterschied von unsern Gewohnheiten die Hochzeit gefeiert wurde, und das Brautgemach sich befand, zu führen und dem gewöhnlich siebentägigen Hochzeitsfeste beizuwohnen. So weit freilich reicht unsere Bilderrede hier nicht. Bislang ist der HErr Christus nur erst noch mit seinen sogenannten Brautführern in Gesellschaft. Später folgte deren Ausgehen, um die Braut für Christum zu werben. Indes, ehe das geschieht, tritt bei dieser Hochzeitsfeier eine scheinbar unliebsame Unterbrechung ein. Noch ehe die Söhne des Brautgemaches zur Abholung der Braut ausgehen, wird der Bräutigam von ihnen genommen. Das deutet auf eine gewaltsame

zwei Jahren wieder eintreffen mußte und im Todesjahr JEsu tatsächlich wieder eingetroffen ist. Sonst wurde am zweiten Ostertag die Ernte durch ein Hebopfer für den Gebrauch geweiht; daher meinten die Jünger, auch an diesem Aftersabbat Ähren raufen zu dürfen, was freilich vor dem gesetzlichen Hebopfer nicht gestattet war.

Wegnahme (ἀπαρθῇ), auf ein Verhängnis. M. Büchner macht in seiner Konkordanz das treffende Einschiebsel: „Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam (seiner sichtbaren Gegenwart nach) von ihnen genommen wird.“ Das, was sonst Christus seinen Hingang zum Vater nennt, ist mit dieser gewaltsamen Wegnahme gemeint, sein aus dem Lande der Lebendigen Weggerissenwerden; vgl. Jes. 53, 8. Diese Entfernung seiner sichtbaren Gegenwart nach erstreckte sich über die Zeit von Karfreitag bis Himmelfahrt oder Pfingsten. Daher steht wohl der Plural: Es werden Tage kommen. In dieser Zeit haben die Jünger gefastet oder, was die Hauptsache beim Fasten war, Leid getragen, sonderlich in der ersten Zeit dieser Tage, und zwar so sehr wie in Kindesnöten sich Befindliche; vgl. Joh. 16, 21 f. Die danach folgende Zeit aber schließt das „dann“, τότε, nicht mehr ein, wie Meyer richtig bemerkt hat. Denn nachdem ihr Meister in dem Heiligen Geist seine Jünger wiedergesehen habe, würden sie sich freuen, und ihre Freude solle niemand von ihnen nehmen; vgl. Joh. 16, 22. Es lag eben dem HErrn daran, wieder einmal zu verraten, daß ihm allezeit sein Hingang zum Vater, sein Leiden, Sterben, Auferstehen und Himmelfahren, vor der Seele schwebte. Denn das und nichts anderes ist der einfache Sinn unserer Stelle. Freilich verallgemeinert mag unser Satz werden. Auch in den Tagen der vortrefflichsten Christen wechselt selbst nach im Herzen erlebten Pfingsten Regen mit Sonnenschein ab. Es treten bei ihnen wiederholt solche Zeiten ein, da Trübsal kommt, und der HErr sie züchtigt. „Alle Züchtigung aber, wann sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit sein.“ Doch auch solche Zeiten haben immer ihr τότε, ihre Zeitgrenze des Wechsels. Denn es heißt in jener Hebräerstelle weiter: „Aber danach wird sie“ — die Züchtigung — „geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind“, Hebr. 12, 11. In der Zeit jedoch nach Himmelfahrt und Pfingsten vertrauen die Diener Christi als die Söhne des Brautgemaches Christo, dem Bräutigam, die Kirche und führen sie ihm als eine keusche Braut ohne Flecken und Runzeln dem Jüngsten Tage und ihrem Einholen in den himmlischen Hochzeitssaal entgegen.

Die „Urgemeinde“ war, wie ja selbst in unserer Zeit auf der oppositionellen Seite noch erkannt wird, viel mehr am Alten Testament orientiert als wir spätgebornen Kinder der Kirche. So hat sie beim Lesen unserer Stelle auch viel eher Vermehrung für ihren Glauben gesehen. Denn das Alte Testament führt gerade das Gleichnis von Christo, dem Bräutigam, und der Kirche, seiner Braut, noch weiter aus. In jener Hoseastelle verheißt z. B. der kommende König David (3, 5) noch: „Ich will mich mit dir vertrauen in Gerechtigkeit und Gericht, in Gnade und Barmherzigkeit.“ In der Umgebung von Gnade und Barmherzigkeit heißt hier Gerechtigkeit und Gericht, daß in dem zukünftigen König David, dem großen Davidssohn, Gott selber zu Gericht über die Missetaten seines Volkes sitzen und ihre Gerechtigkeit durch dessen Blut und

Tod herstellen werde, so daß dadurch ihre Schuld in Gnaden erlassen werde. Und das liegt auch in dem gewaltsamen Wegnehmen des Bräutigams an unserer Stelle. Gott wird mit ihm dabei in Angst und Gericht gehen wegen der Sünden derer, für die er eintritt, um die er wie ein Bräutigam um seine Braut eifert. Denn der Zustand der Braut Christi ist von Natur ein wenig begehrlicher. Sie hat ihren HErrn verlassen, sie hält sich schändlich und spricht: „Ich will meinen Buhlen nachlaufen", Hos. 2, 5. Sie lören auf ihren Lagern, statt anbetend den HErrn zu rühmen, 7, 14; und so folgt denn: sie pflügen Böses und ernten Missetat und essen Lügenfrüchte, 10, 13. Denn Israel brachte sich in Unglück, 13, 9. Und hierher gehört noch jenes große 16. Kapitel des Propheten Hesekiel: „Niemand begehrte dein, daß er sich über dich hätte erbarmet, . . . sondern du wurdest aufs Feld geworfen. Also verachtet war deine Seele. . . . Ich aber ging vor dir über und sah dich in deinem Blute liegen und sprach zu dir . . .: Du sollst leben. . . . Und siehe, es war die Zeit, um dich zu werben. . . . Und ich gelobte dir's und begab mich mit dir in einen Bund, spricht der HErr HErr, daß du solltest mein sein. Und ich badete dich mit Wasser und wusch dich von deinem Blut und salbete dich mit Balsam und kleidete dich mit gestickten Kleidern. . . . Summa, du warest gezieret mit eitel Gold und Silber und gekleidet" usw. Wie aber von der alttestamentlichen Kirche, so gilt das namentlich von der neutestamentlichen Gemeinde; denn wir hören diese beim Propheten Jesaias also jubilieren: „Ich freue mich im HErrn, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet . . ., wie eine Braut in ihrem Geschmeide bärdet", Jes. 61, 10. Christus hat eben geliebt die Gemeinde und sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte, Eph. 5, 25 f. Denn daß Christus als Bräutigam der Braut damals entrissen wurde, hatte in den Augen der „Urgemeinde" nicht einen das Eheverhältnis trennenden Sinn, sondern daraus ersah sie, wie ihr Bräutigam mit Gottes, des höchsten Vaters, Rat und Willen für seine Braut eintreten und sie heiligen und sie sich so schmücken und zieren wollte, daß sie vor den Augen des heiligen Gottes bestehen und zu Gnaden angenommen werde. Das ἀπαρθῇ, das Weggenommenwerden des Bräutigams von den Söhnen des Brautgemaches, erschloß schon den ersten Empfängern der synoptischen Evangelien Christi stellvertretende Sühnung ihrer Missetaten. Denn damit „hat er sich dem Gericht unterzogen, das den Bundesbrüchigen bestimmt war. Diesen Mahlschatz hat er für seine Braut eingesetzt: sein eigenes Blut. Also hat er durch sein eigenes Blut seine Gemeinde erkauft, erworben". (Stöckhardt, Adventspr., 120.) Dann aber, wenn die Zeit des Leidens vorüber sei, würden auch die Hochzeitsleute, statt zu trauern, in dem HErrn geschäftig sein um die Braut, sie nun mit den von ihrem Bräutigam beschafften Kleidern des Heils zu zieren, so daß sie ganz herrlich inwendig ist, mit güldenen

Stücken gekleidet, auf daß sie als Freunde des Bräutigams stehen und ihm zuhören und sich hoch über des Bräutigams Stimme im Evangelium freuen mögen. Was für eine ganz andere, wahrhaft köstliche Arbeit an der Kirche ist doch die Arbeit eines evangelischen Dieners Christi gegenüber der mühevollen, gehaltlosen Düftelei eines modernen „wissenschaftlichen" Theologen! Wer eben im „naiven" Glauben an das alte und doch ewig neue Evangelium steht, wer in Christo, dem heutigen rex verbalis, Vergebung seiner Sünden gefunden hat, dem leuchtet dieses Licht hinfort wie eine Sonne. Dem werden in solcher Sonne selbst so kurze Aussprüche des HErrn wie in unserer Stelle verklärt, daß er auch da in dem Angesichte JEsu Christi die Klarheit der Gnade Gottes erschaut. Erinnern wir uns hierbei der unvergleichlichen Auslegungen des unvergeßlichen Stöckhardt. Wem aber nicht der „naive Gemeindeglaube" alle seine Gedanken, auch seine theologischen Gedanken Tag und Nacht durchdringt, „der ist blind und tappet mit der Hand und vergißt der Reinigung seiner vorigen Sünden" (vgl. die „Wissenschaftlichen" der neueren Zeit). (Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

„Deutsche und englische Reformation." In einem Vortrage über obiges Thema führt der „Th. Litg." zufolge der Leipziger Historiker Dr. G. Seeliger folgende Gedanken aus: Die Verschiedenheit der Religiosität beider Völker habe ihren Grund in der Verschiedenheit der Reformation, die sie erlebt haben. Die englische Reformation setze an die mittelalterlichen Bewegungen an, in denen der Staat Einfluß auf die Kirche zu gewinnen suchte. Heinrich VIII. wurde nicht etwa von Gewissensfragen getrieben, sondern hatte lediglich nach Zweckmäßigkeitserwägungen die Verfassungsfrage als Machtfrage des Staates im Auge. Sein Volk folgte ihm bei seiner Loslösung von Rom, weil die Beseitigung des maßgebenden Einflusses der fremden Macht und der finanziellen Leistungen für Rom den englischen Volkswünschen entsprach. Erst nachträglich und notgedrungen nahm die englische Reformation dies und das der reformatorischen Lehre auf, aber in widerspruchsvoller Art, im Schwanken zwischen Katholizismus und Protestantismus. Die deutsche Reformation ist dagegen die Vollenderin der wahrhaft religiösen Bestrebungen des späteren Mittelalters. Luther schafft eine neue Religiosität ohne jede Rücksicht auf Verfassungs- und politische Fragen. Aus dieser Verschiedenheit der Reformation erklärt es sich, daß England das Kirchentum der politischen Machtidee dienstbar macht, warum gerade der Calvinismus in England Aufnahme fand. Der starke Zug des Calvinismus nach Herrschaft und seine Übertragung altjüdischer Machtvorstellungen auf das eigene staatliche Sein komme dem Zuge der englischen Reformation entgegen. Im Puritanertum wird der Glaube,

daß England als auserwähltes Volk zur Herrschaft über die ganze Erde bestimmt sei, genährt. Charakteristisch für die Reformation in England ist: Beobachtung der äußeren Form, zähes Festhalten an ihr wie an einem geheiligten Erbe, aber Willkür in allem, was unter der gleichmäßigen Form geschieht. Trotz aller nachträglichen Anlehnung an die Dogmen der deutschen Reformation ist doch ihr Geist der anglikanischen Volksreligion fremd geblieben. F. B.

Das Memorieren im Religionsunterricht wird bekanntlich von modernen Pädagogen verworfen als nutzloser, ja schädlicher „pädagogischer Materialismus“. Durch die Kriegserfahrungen nur verhärtet, spottet immer noch die „Leipziger Lehrerzeitung“ in rohester Weise über den Wert gelernter Sprüche und Lieder: „Kranken- und Sterbebettgebet und Luftpumpe, wir sind diese Register gewöhnt. Es mag Leute geben, auf die sie wirken.“ Andere sind aber durch die Kriegserfahrungen etwas zur Besinnung gekommen, wenngleich nach ihrer eigenen Weise. So schreibt z. B. der liberale Niebergall von Heidelberg: „Endlich aber vernehmen wir so oft, daß in religiös erregten Augenblicken bestimmte Stücke des religiösen Besitzes eine große Rolle gespielt haben. So etwa hat ein gebildeter Mann in einer ganz schweren Lage zu seinen Kameraden gesagt: Jetzt bleibt uns noch ein Augenblick für ein Vaterunser, und dann mag es gehen, wie es gehen will. Oder, was noch häufiger vorkommt, ein Bibelspruch oder ein Gesangbuchsvers hat, zu rechter Zeit vom Gedächtnis dem Geiste dargeboten, Wunder gewirkt. Eigene Gedanken tragen in schweren Zeiten viel weniger, als wir Intellektuellen glauben; einmal hält man sich an Gedanken, wenn der Sinn umnebelt ist von Angst und Leidenschaft, und dann versagt auch das eigene Denken, wenn auch sonst die Denkmaschine leidlich arbeitete. Hier bedarf es großer fremder Aussprüche, die mit ihrer Autorität und ihrer klassischen Gestalt uns zur Verfügung stehen. Wenn man am Sinken ist, kann man sich nicht an sich selber halten, sondern nur an etwas, was feststehen bleibt. Das sind die großen, ewigen Worte, die wir als die Perlen der Bibel und des Gesangbuches kennen. Sie sind entstanden nicht als Beweissprüche, sondern aus Erfahrungen heraus, die Menschen in ihrer Not mit ihrem Gott gemacht haben. Darum tragen sie die ganze Kraft des Erlebens an sich und können auch wieder zum Erleben desselben Segens führen, der sie ihren Urhebern auf die Lippen gelegt hat. In diesem Stoff liegt Kraft. Wir werden uns wieder mit großer Ehrfurcht vor diesen Stützen und Geländern erfüllen lassen müssen, die die Menschen schon in Jahrhunderten durch ihre Not geleitet haben. Sie sind mehr wert als unsere Gedanken, mögen diese noch so gut theologisch begründet und methodisch gewonnen und eingeprägt worden sein. Darum, so wichtig die religiöse Kraft ist, die die Schüler religiös urteilen und vor allem religiös wertschätzen und wollen lehrt, noch wichtiger ist der Besitz von einigem Stoff, der einmal zu noch viel größerer Kraft werden kann. Den festen Besitz

von ganz und gar praktisch brauchbarem und wertvollem Stoff wollen wir ja nicht verachten. Man soll mit der Verwendung des Modewortes ‚Erleben‘ vorsichtig umgehen: gewisse Sachen lassen sich von den Kindern gar nicht erleben, die nun auch dazu gehören. Es ist etwa sehr wertvoll, sie davon in Kenntnis zu setzen, wie sich ein zusammengebrochener Mensch wie Paulus oder Luther wieder zurechtfindet, oder wie ein Hiob sich aufrichtet; aber das können sie einfach gar nicht erleben, weil ihnen dazu die innere Anschauung fehlt. Jedoch phantasiemäßig oder wenigstens oberflächlich gedankenmäßig können sie es verstehen, wie sie ja auch das Vaterunser nur in seiner ganzen ehrwürdigheiligen Stimmung und in seinem Gedankengehalte erfassen können, ohne in seine Tiefe mit all den hehren Anliegen einzudringen. Ist es aber einmal so halbwegs verstanden und dann gelernt, was nötig ist, dann heißt es, immer und immer wieder die Sachen überhören, bis sie sich ganz und gar für alle Zeiten im Gedächtnis festgesetzt haben. Dazu gilt es, alle Hilfen zu benutzen, die wir der modernen Psychologie verdanken; auf dem Wege des Auges, des Ohres und der Bewegung muß sich der Inhalt dem Gedächtnis einprägen, und Verbindungen mit allen möglichen andern Besitztümern des Geistes müssen geschlagen werden, so daß es ein großes Gebäude gibt, von dem ein Stein den andern trägt.“ — Man merkt es Niebergall an, wie ungern er dem Bibelspruch dies Zeugnis ausstellt, und wie er das Geheimnis desselben sich natürlich zu erklären versucht. Uns erscheint die Sache einfach genug: Wie sollte Gottes Wort sich an den Herzen nicht bewähren als göttliche, seligmachende Kraft! F. B.

„Ein Kapital, das später Zinsen trägt.“ So bezeichnet der Vorsitzende der Kirchlich-Liberalen Badens in den „Süddeutschen Blättern“ die in der Schule gelernten Bibelworte, Lieder, Psalmen usw. Er schreibt: „Im Religionsunterricht wird mehr gelernt werden müssen. Ich trete nicht etwa für eine Vermehrung des Lehr- oder Lernstoffes ein, aber dafür, daß der Stoff, der in weiser Auswahl zu treffen ist, auch wirklich gelernt wird. Ich denke vor allem an Lieder, Bibelworte, Psalmen, biblische Geschichten. Das Ästhetisieren und Individualisieren im Unterricht war eine Überspannung. Das Jahrhundert des Kindes, das mit lauter Süßigkeiten erzogen wird, das alles spielend und tändelnd lernt, war eine Verirrung. Die Erziehung erfordert eine feste Hand und einen klaren Plan und keine Sentimentalitäten. Wenn das, was so gefühlsmäßig aufgenommen wird, längst sich verflüchtigt hat, soll der Stoff bleiben als das feste Rückgrat, als ein Kapital, das vielleicht eine Weile tot liegt, das aber Zinsen trägt zu seiner Zeit.“ Der Krieg ist doch ein großer Lehrmeister! F. B.

„Deutsche Art, Gott zu dienen“, sagt der Hallenser D. Feine, „ist die Beugung vor Gott dem Allmächtigen, dem HErrn der Welt, der die Geschicke der Völker wie des einzelnen führt, groß, mächtig, im Sturm

des Wetters wie in der Stille des Innenlebens. Der Deutsche, der von Gott ergriffen ist, dient ihm nicht am siebenten Tag und schließt dann für die andern sechs Tage dies Schubfach zu, sondern er weiß sich in seinem ganzen Denken und Tun vor Gott verantwortlich. Auch die tägliche Arbeit und den Beruf stellt er unter Gottes Willen. Er dient ihm nicht mit Zeremonien und sucht seinen Gott nicht in dem geheimnisvollen Zauber und mystischen Dunkel unverstandener Formeln und glanzvollen kirchlichen Gepränges, sondern in dem hellen Tageslicht des irdischen Tuns strebt er, seines Gottes Willen zu erfüllen. Der fromme Deutsche kennt nicht den Knechtsgehorsam, der von außen her die Gebote nimmt, und dem ein anderer sagen müßte, was Pflicht und Gottesdienst ist; er trägt in seinem eigenen Innern, wenn es in Gott gebunden ist, das Maß der Dinge. Er fühlt sich als Kind Gottes frei der Welt gegenüber und doch demütig und willig, mit seinen Gaben andern zu dienen. Nicht der Zweifel, die Kritik, nicht die subjektive Empfindung, Stimmung und Gefühl sind ihm Hinderung, zu Gott, dem lebendigen Gott, zu kommen. Er sucht und findet seinen Gott dort, wo Gott zu ihm spricht, sich ihm kundgetan hat und kundtut. Die Bibel ist uns die Quelle aller Lebensweisheit. Zu JEsus, in dem sich Gott uns offenbart, blicken wir auf als dem HErrn unsers Lebens. Das Kreuz Christi ist uns der feste Ankergrund des Vertrauens, daß wir einen gnädigen Gott haben. Dort holen wir uns die Kraft der Vergebung, dort den freien Mut der Welt und ihren Aufgaben gegenüber. Der Geist Christi und Gottes ist die Lebensmacht, die wir Tag für Tag in unser eigenes Leben hinziehen." — Wie unbestimmt und mager ist dies Bekenntnis Feines, verglichen mit dem Bekenntnis auch aller deutschen Christen in den drei Artikeln unsers Glaubens, zumal verbunden mit Luthers herrlicher Auslegung! F. B.

Akademisches Leben nach dem Kriege. In den Organen der Deutschen Burschenschaft und anderer studentischen Verbindungen wird daran erinnert, daß die Zeit nach dem Kriege auch ein neues Studentenleben bringen müsse. Hierzu schreibt D. Götz von Leipzig: „Lebendiger als je ist in der Burschenschaft die Erinnerung an ihre Gründungszeit vor hundert Jahren und an große, der gesamten Studentenschaft richtunggebende Ideale. Aber ich will nicht von dem Neuen ausgehen, was angestrebt werden wird, sondern von der Gesinnung derer, die heimkehren. An sie alle richte ich einige Fragen, die auch für die Zukunft der Munichia entscheidend sein werden. Könnt ihr, die ihr die große Zeit und ihren Ernst erlebt habt, zurückkehren in die Nichtigkeiten des bisherigen Korporationslebens? Könnt ihr, die ihr dem Tode täglich ins Auge gesehen habt, die ihr die Liebsten unserer Kameraden und Bundesbrüder habt sterben sehen, noch einmal zu öden Trinkgelagen zurückkehren? Könnt ihr, die ihr die Tapferkeit des schlichten Mannes, des Arbeiters und des Bauernsohnes gesehen habt, noch jemals auf den Gedanken kommen, daß der Farbenstudent etwas Besonderes in der Welt sei?

Könnt ihr, die ihr die Mitglieder anderer studentischen Korporationen und vor allem auch der nichtschlagenden und grundsätzlichen Gegner der Mensur und des Duells als Offizier und Kameraden und manchen davon als Helden neben euch gesehen habt, noch jemals wieder glauben, die Mensur sei das Wundermittel, das zur Mannhaftigkeit, zur Tapferkeit, zur Kaltblütigkeit erziehe? Könnt ihr, die ihr das große Streiten der Völker als ein furchtbares Stück Weltgeschichte miterlebt habt, noch wieder ein Genügen finden an den Streitigkeiten über die Güte von Mensuren und ihre Beurteilung? Könnt ihr wünschen, daß die künftige junge Generation ihren Geist mit solchen Dingen ertöte? Wenn wir von dem großen Geist der Zeit, von den Erhebungen und von den Leiden, die sie mit sich gebracht hat, nicht mehr in die Zukunft hinüberretten als die Erinnerung, so möge ein neuer Abschnitt deutscher Geschichte ruhig über uns und unsere akademischen Verbände hinweggehen. Reformiert sich die Studentenschaft jetzt nicht selber, so wird sie von außen her reformiert werden; künftig werden nicht nur Freistudenten und die Mitglieder der christlichen Studentenvereinigungen für Neues kämpfen, sondern die Universitäten, die akademischen Lehrer und der Staat haben die Pflicht, den Blick der Studentenschaft auf Höheres hinzulenken. Fortan muß es heißen: Was nicht die innere Kraft Deutschlands steigert, ist vom Übel. Was geistige Kräfte abstumpft, statt sie zu entwickeln, was den Blick verengert, statt ihn zu erweitern, was Schranken innerhalb der Nation aufrichtet, statt sie zu beseitigen, was auch nur einen Mann der militärischen Dienstpflicht entzieht, anstatt ihn dafür brauchbarer zu machen, das muß fortan vom Übel sein." Die „Freikirche" bemerkt hierzu: „Wir halten diese Anregung für sehr wichtig, fügen aber hinzu, daß auch in betreff der unter den Studenten (und leider auch Professoren) eingerissenen Laxheit in Beurteilung grober Vergehen gegen das sechste Gebot eine gründliche Wandlung zu wünschen ist, soll das akademische Leben wirklich gesunden. In demselben Sinne hat sich der bekannte Philosoph Professor Dr. Eucken in Jena in einer Sitzung des deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke ausgesprochen. Der ‚Reichsbote' berichtet darüber: ‚Der Redner warf nun einen Blick auf die sittlichen Zustände in Deutschland vor dem Kriege und wies auf die Zeichen der Entartung hin, ganz besonders wie sie sich zeigten durch den sinnlosen Luxus, durch die Verwilderung des Geschlechtslebens, durch den Mißbrauch des Alkohols. In warmen Worten mahnte er hier zum Heile unsers Volkes zur Umkehr. Umkehren muß das deutsche Volk zu einfacher Schönheit, zu sittlichem Adel und zur Heilighaltung der Ehe; abkehren muß es sich von den alten, schlimmen, verhängnisvollen Trinksitten, die die Ursache so vieler Laster und Vergehen sind. Eucken sieht in solchem Kampfe und in solcher Arbeit im Christentum einen wertvollen Bundesgenossen, und er ruft im Sinne des Christentums auch dem deutschen Volke zu: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an

seiner Seele?“ Möge das deutsche Volk vor allem danach trachten, daß es keinen Schaden an seiner Seele nehme!‘“ F. B.

Künftiges Verhältnis von Christentum und Islam. Im preußischen Abgeordnetenhaus erklärte D. Traub am 14. März, daß die Türkei fortan kein geeignetes Objekt für christliche Missionstätigkeit sei, und meinte, das künftige Verhältnis von Christentum und Islam dürfe nur noch ein solches wechselseitiger religiöser Befruchtung sein. Hierzu bemerkt Schreiber in den „Allg. Missionsnachrichten“: „D. Traub hätte sich seines Urteils zurzeit besser enthalten. Aus naheliegenden Gründen kann die Zukunft der christlichen Missions- und Liebeswerke im Orient und das Verhältnis von Christentum und Islam jetzt nicht frei und gründlich erörtert werden. Es darf aber das Mißverständnis nicht aufkommen, als ob D. Traubs Ansicht von irgendeiner Gruppe der christlichen Missionskreise Deutschlands geteilt werde. Sie sind vielmehr, ohne Unterschied der Konfession oder Richtung, der entgegengesetzten Überzeugung. Die evangelischen Liebeswerke im Orient haben eine Islamkommission gebildet. Die ‚Christliche Welt‘ erklärte kürzlich, daß wir ‚selbstverständlich‘ auf christliche Mission in der Türkei ‚nicht verzichten dürfen‘ und ‚von unserer Regierung erwarten, daß sie uns hier nicht im Stiche läßt‘. Auf katholischer Seite hat Professor Dr. Schmidlin in Berlin, Wien und Budapest Orientkonferenzen gehalten, die dazu führten, daß der Verein vom Heiligen Lande in München deutscherseits die Sorge für die Orientmission übernahm. Die deutschen Missionen sind ohne Ausnahme davon überzeugt, daß eine geeignete Fortführung ihrer Orientarbeit die vaterländischen Interessen nicht schädigt, sondern fördert und auch für die befreundete Türkei den allerbesten und nötigsten Dienst bedeutet.“ Dieselbe Missionsarbeit schulden aber die Positiven auch den Liberalen in ihrer eigenen Mitte, deren Glaube, wie Traub ganz richtig fühlt, sich von dem der Türken nicht wesentlich unterscheidet. F. B.

Armenische Greuel. Daß das „heilige Rußland“, von den unglücklichen Juden und andern abgesehen, gegen zwei Millionen deutscher Bauern verschleppt und Zehntausende deutscher Mütter und Kinder hat elend verschmachten lassen, dafür findet sich selbst in Amerika wenig Sympathie. Um so mehr freuen wir uns, daß man gerade auch in Deutschland gegen die Mißhandlung der Armenier, obwohl diese sich durch russische und britische Intrigen zur Rebellion hatten verleiten lassen, von Anfang an Protest eingelegt hat und nun auch zur Hilfeleistung und Liebestätigkeit für die unglücklichen Armenier auffordert. In „G. d. G.“ lesen wir: „Es ist gewiß wertvoll, in der armenischen Frage die Schuld der Armenier und den beträchtlichen Anteil Englands festzustellen, weil wir so doch einigermaßen ein Verständnis für das Verhalten unserer türkischen Bundesgenossen gewinnen, was uns nicht gleichgültig sein kann. Aber es ist nicht einzusehen, warum die Erkenntnis armenischer Schuld und englischer Mitschuld, selbst wenn es

damit weit schlimmer stände, als es der Fall ist, uns von einer Hilfeleistung abhalten sollte. Das paßte nicht zum Standpunkte christlicher Liebe. Wenn wir immer die Schuldfrage stellen wollten, dann hörte von vornherein ein großer Teil christlicher Liebestätigkeit, vor allem der Rettungsarbeit auf. Dazu kommt aber noch etwas sehr Gewichtiges. Wir können uns auch als aufrichtige Freunde der Türken nicht vor der Tatsache verschließen, daß die Maßnahmen gegen die Armenier und zum wenigsten ihre praktische Durchführung in keinem Verhältnis zu deren Schuld stehen. Man lese, um von ausländischen Quellen ganz abzusehen, nur die bisher in deutschen Zeitungen und Zeitschriften (Allg. Miss.-Zeitschr., November 1915) veröffentlichten Berichte, die übrigens nur einen Bruchteil des entsetzlichen Stoffes bieten, der als verbürgt an den zuständigen Orten vorliegt. Es mag sein, daß die Armenier sich da und dort unzuverlässig oder gar verräterisch erwiesen haben (gelegentlich wurde auch von türkischer Seite selbst Lobenswertes berichtet), eine derartige grauenhafte Verfolgung und, wie es scheint, planvolle Vernichtung des ganzen Volkes als Volkes, auch der fern von jedem Operationsgebiet liegenden Teile, ist damit unmöglich gerechtfertigt. Das ist uns Deutschen außerordentlich unangenehm, aber es hilft nichts, wenn wir es uns verschleiern. Die deutsche Christenheit wird auf die Dauer ihre Verantwortung, die geschlagenen Wunden zu heilen, nicht verkennen und die Hilfe nicht bloß andern überlassen. Einmal den Armeniern selber zuliebe, die nach wie vor einen wichtigen Bestandteil des Landes und Volkes bilden werden, in dem Deutsche leben und wirken wollen, und die es erkennen sollen, daß wir wirklich ihnen Mitchristen und Freunde sind, nicht ihre Feinde und Urheber ihrer Leiden, wie man ihnen vorsagte. Dann aber auch um der Sache des Evangeliums willen. Wir sind doch darin einig, daß wir dieses trotz aller Freundschaft mit den Mohammedanern nicht verleugnen wollen. Darum dürfen wir auch nicht, wo jetzt die erste Probe kommt, versagen. Und diese Probe ist da! Denn so gewiß die Maßnahmen gegen die Armenier anfangs militärisch-politischer Art waren, so gewiß haben sie sich nach und nach unlöslich mit fanatisch-religiösen Bestrebungen verknüpft und nur deshalb solchen Umfang und solchen furchtbaren Charakter annehmen können. Beweis dafür ist, abgesehen von anderm, die einfache Tatsache, daß diejenigen verschont werden, welche ‚einen Revers unterschreiben, in dem sie um die Gnade bitten, der heiligen Religion des Islam beitreten zu dürfen‘. Daß sich aus solcher Lage Schwierigkeiten, gerade für uns Deutsche, ergeben und ebenso besondere Aufgaben, ist augenscheinlich. Jedenfalls aber wird es nicht wohl fragend heißen dürfen: ‚Für Armenien?‘ sondern entschieden und tatkräftig bejahend: ‚Für Armenien!‘“ F. B.

Die französische Schutzherrschaft über die Katholiken im Morgenlande geht nun wirklich zu Ende. Seit Jahrhunderten war Frankreich im Morgenlande die rechtmäßige Schutzherrin der Armenier, Syrier und

der übrigen Katholiken. Das Ansehen, das sich Frankreich durch die Kreuzzüge errungen, und die Unterstützung, die es später den damaligen Herrschern der Türkei zuteil werden ließ, sicherten ihm in den Jahren 1535 bis 1740 eine Reihe wichtiger Vorrechte, die den Grundstein der französischen Vorherrschaft im Morgenlande legten. Selbst die Revolution und das nachfolgende Kaiserreich übernahmen diese Erbschaft der alten Könige Frankreichs. Jede französische Regierung setzte bis auf unsere Zeit ihre ganze Kraft in die Stärkung und Festigung des französischen Einflusses durch Festhalten an der Schutzherrschaft. Das wichtigste Vorrecht war der Schutz der Katholiken, welchem Volke sie auch angehörten, im ganzen dem Sultan unterstehenden Gebiet. Der Berliner Vertrag vom Jahre 1878 hat die französische Schutzherrschaft bestätigt. Er erkannte zwar das Recht der Großmächte, deren Untertanen und ihre religiösen Einrichtungen zu schützen, an, behielt aber Frankreich das Recht vor, als Schutzmacht weiter aufzutreten. Bis in die letzten Jahre waren etwa 2000 französische Franziskaner im Morgenlande tätig, schufen dort Ordensniederlassungen, Schulen und Anstalten aller Art und trugen so zur Stärkung des französischen Einflusses bei. Nunmehr sind auf Grund eines Abkommens zwischen Deutschland und der Türkei bayrische Franziskaner nach Palästina und Syrien abgereist, um dort an die Stelle französischer Ordensleute zu treten. — Die „Ref.“ erblickt hierin ein gerechtes Strafgericht für die „Gottlosigkeit“ Frankreichs. F. B.

Anstalten in Bethel bei Bielefeld, Westfalen. Als der alte Bodelschwingh starb, war wohl die größte Sorge bei vielen, ob sein Erbe in seinem Geiste fortgeführt werden könne; nicht bloß in seiner Gesinnung, sondern in seinem Geiste. Nachdem eine Reihe von Jahren dahinging, darf man sagen, sein Geist ist von seinen Anstalten nicht gewichen. Mit wachsender Freude liest man, was von Bethel kommt; viel Kraft und Leben, der heilige Optimismus seines Gründers und die Liebe, die mit ihrem Lichte alles durchdringt, gehen von dort aus. Die Theologenschule blüht, die Anstalten arbeiten im Segen, und der Krieg hat nirgends was gemindert, sondern den Geist des Glaubens und der Liebe gemehrt. Diese Gedanken kommen uns aufs neue, wenn wir die letzte Nummer der Monatsschrift „Beth-El“ zur Hand nehmen. Nr. 1 bringt u. a. einen vorzüglichen Artikel von Stabsarzt Dr. Mosberg über die „ärztliche Tätigkeit in der Kriegsbeschädigtenfürsorge“; die beigegebenen Bilder zeigen an den Armen Gelähmte oder an beiden Beinen Amputierte bei fröhlicher Arbeit in der Tischlerei und Schlosserei zu Bethel. Fr. v. Bodelschwingh beschreibt in seiner sonnigen Art die „Ansiedelung der Kriegsbeschädigten im eigenen Heim“. Nr. 2 enthält Artikel von Jäger und Östreicher über den „Weltkrieg“ und „Rechts und Links vom Suezkanal“; beide aus dem Tag und für den Tag geschrieben, besonders der erstere in großer Zuversicht des Glaubens.

Der Kinodämon. Ein deutschländisches Blatt schreibt: „Noch immer die alte Geschichte. Vor etlichen Wochen wurde ein siebzehnjähriges Mädchen wegen Diebstahls und Landstreicherei zu vier Monaten in einer Zwangsarbeitsanstalt verurteilt. An und für sich nur eine der vielen traurigen Lebensgeschichten aus einer Millionenstadt. Aber die Begleitumstände machen sie zu einem ernsten Spiegelbild der Zeit. Was war die Triebfeder der Verbrechen? Der tägliche Kinobesuch! Um dafür Geld zu haben, stahl und betrog sie. Anstatt zur Arbeit ging sie ins Kino und ergab sich dem Müßiggang. Immer wieder die alte Geschichte! Aber kein Wunder, wenn man sieht und liest, was — doppelt widerlich und verderblich in dieser ernsten Zeit — an Aufführungen angepriesen wird. Ich greife wahllos aus deutschen Groß- und Kleinstädten heraus: ‚Die Schicksale der Gräfin Leonore! Nur für Erwachsene!‘ ‚Fantomas, der Apachenpolizist! Raffiniertester und sensationellster Detektiv-Filmroman!‘ ‚Heldentaten des berühmten amerikanischen Detektivs Sexton Blake!‘ ‚Ein Schrei in der Nacht! Sherlock Holmes, Meisterdetektiv!‘ ‚Opfer der Nacht! Das Abenteuer eines Lebemannes!‘ Sind das nicht Zeichen einer sittlichen Fäulnis, die gerade jetzt doppelt verderblich wirkt? Ganz abgesehen von dem Geld, das für derartige ‚Vergnügungen‘ gerade von den Volkskreisen, die über Lebensmittelteuerung am lautesten schreien und am meisten darunter auch leiden, ausgegeben wird — wieviel Kapital an sittlicher Kraft wird hier verdorben! In einigen Stadtteilen Berlins sind die Erträge der Kinosteuer in den letzten Wochen um 50 Prozent gestiegen! Und in andern Städten geht es ähnlich. Der Magistrat von Perleberg hat sich genötigt gesehen, folgendes bekanntzugeben: ‚Es ist wiederholt aufgefallen, daß das hiesige Kino recht zahlreich von solchen Kriegerfrauen besucht wird, die wegen ihrer angeblichen Bedürftigkeit Familienunterstützung beantragt haben. Wir machen darauf aufmerksam, daß Kinobesuch die Höhe der Unterstützung beeinflußt.‘ Das ist wahrlich bezeichnend genug! Wir müssen unsere ganze wirtschaftliche und noch mehr unsere ganze sittliche Kraft zusammennehmen, um siegreich durchhalten zu können. Und der Dämon Kino zerfrißt uns die Kraft! Kampf gegen den Kinoschund und Kinoschmutz mit allen Mitteln! heißt die Losung. Und wer es gut mit seinem Volke meint, der muß überall da, wo er steht, seine Stimme erheben und auch an das Gewissen der verantwortlichen Behörden schlagen. Wir wollen nicht die alte Geschichte von neuem erleben, daß ein Volk, siegreich nach außen einer ganzen Welt gegenüber, innerlich moralisch zermürbt und verlumpt!“ Wahrlich, auch in Amerika beherzigenswerte Worte! F. B.

Propaganda der Weltfriedensliga. An zehntausend Pastoren des ganzen Landes sind von New York aus Briefe gesandt worden, die vom früheren Präsidenten Taft, als Vorsitzendem der Liga zur Durchführung des Weltfriedens, und von einem Ausschuß hervorragender Pastoren unterzeichnet sind. In diesen Briefen werden die Pastoren aufgefordert,

in ihren Predigten am 21. Mai die Zwecke und Ziele der Liga ihren Gemeinden zu erläutern. Es wird zwar zugegeben, daß kein vernünftiger Grund vorliege, zu hoffen, daß die Nationen der Welt gegenwärtig abrüsten und ein internationales Heer und Flotte schaffen würden, um die Polizeigewalt über die Welt auszuüben. „Immerhin", so heißt es in dem Briefe, „hoffen wir, bei Beendigung dieses Krieges an den Punkt zu kommen, wo Grund für die Hoffnung vorhanden ist, daß die Gemeinschaft der Nationen das tun wird, was jede primitive Gemeinschaft früher oder später tut, nämlich sich zu vereinigen, um einen Überwachungsausschuß zu bilden, in dem sie ihre vereinte Gewalt aufbieten, um das Banditenwesen niederzuhalten und den Frieden aufrechtzuerhalten." Diese von Taft geführte Propaganda wird ohne Zweifel wieder zu einem Feldzug der Lüge, Hetze und Insinuation wider die Deutschen ausgebeutet werden, wenigstens indirekt. Das Peace Forum, dessen Vizepräsident Taft war, und dem Carnegie, der schon vor 25 Jahren in der *North American Review* sich für Preisgabe unserer Unabhängigkeit erklärte und den Untergang Amerikas im britischen Weltreich herbeisehnte, die Geldmittel darreichte, war nichts als ein verkapptes Institut im Interesse der britischen Weltherrschaft. Wie Taft als Präsident ein Handlanger Gibbons' war, so dient er jetzt als das Instrument der Briten und ihrer amerikanischen Helfershelfer. Daß Taft nicht anders steht als Root, Lodge, Morgan, Schwab, Eliot u. a., geht schon daraus hervor, daß er von Anfang an für den Waffenschacher eingetreten ist und in den letzten Monaten auch für die Humanitätspolitik, die England frei gewähren läßt und der deutschen Regierung Inhumanität vorwirft und ihr mit dem Kriege droht, wenn sie im Submarinkrieg nicht verzichten will auf ihr Recht und ihre heilige Pflicht, das eigene Volk und Land gegen feindliche Angriffe und Blutvergießen zu beschützen. Es ist schlimm genug, wenn sich die Presse zum Mund der Lügen und Verleumdungen macht, ohne daß auch noch die Kirche mit ihren Dienern sich in solchen Dienst stellt, wie z. B. Parkhurst zu Anfang des Krieges, der *Presbyterian* und allen voran der anglikanische *Churchman* und andere Blätter und Prediger unsers Landes. F. B.

Die Brüdergemeinde sieht in Deutsch-Ostafrika auf eine 25jährige Missionstätigkeit zurück. Am 31. März 1891 brach die erste Expedition von Herrnhut nach dem Kondeland am Nordende des Njassasees auf. Ihr Leiter, Missionar Th. Meyer, steht noch heute als Präses an der Spitze der dortigen Arbeit. Auf sechs verschiedene Volksstämme in vier dialektisch verschiedenen Sprachgebieten haben die Herrnhuter ihre Tätigkeit ausgedehnt, die jetzt einen Landstrich etwa von der Größe des Königreichs Sachsen umfaßt. Von den 60 ausgesandten Missionsarbeitern (einschließlich der Frauen) stehen noch 37 im Dienst, 8 starben auf dem Missionsfelde, 15 mußten aus Gesundheitsrücksichten zurückkehren. Als greifbarer Erfolg der Arbeit bestehen jetzt am Njassa

9 Haupt- und 89 Außenstationen mit 1086 Predigtplätzen, auf denen 2000 Christen und ebenso viele Taufbewerber gesammelt sind; ferner 166 Schulen, die von 8000 Schülern regelmäßig und von weiteren 7000 gelegentlich besucht werden. Dadurch hat die Mission einen weitgehenden, geistig und sittlich bedeutsamen Einfluß auf die eingeborne Negerbevölkerung gewonnen und sich als ein wichtiger Kulturfaktor in der Kolonie bewährt. Außerdem sind die Volkssprachen erforscht und teilweise durch Schaffung einer kleinen Literatur zu Schriftsprachen erhoben worden. Seit 197 arbeitet die Brüdermission auch noch in der die große Negerstadt Tabora umgebenden Landschaft Unyamwesi. Dort sind jetzt 30 Missionsarbeiter auf 6 Haupt- und 6 Außenstationen sowie 142 Predigtplätzen tätig. In 27 Schulen werden 1100 bis 1200 Schüler unterrichtet. In geistlicher Pflege stehen hier etwa 1000 Seelen, von denen gegen 475 getauft sind. Auch die Berliner Mission begann vor bald 25 Jahren ihre gesegnete Tätigkeit in der jetzt so schwer bedrohten ostafrikanischen Kolonie.

Deutsche Missionen in Indien. Die „Allg. M.-N." berichten: „Die ‚Golconda' hat am 31. März von Bombay aus mit 400 gefangenen Deutschen ihre zweite Reise um das Kap der Guten Hoffnung nach Europa angetreten, wo sie Ende Mai ankommen soll. Unter den Gefangenen befinden sich von der Basler Mission: 33 Männer, 9 Frauen, 2 Schwestern, 7 Kinder; von Breklum: 16 Männer, 17 Frauen, 28 Kinder; Hermannsburg: 5 Männer, 2 Frauen; Leipzig: 14 Männer, 10 Frauen, 15 Kinder; Brüdergemeinde: 1 Mann; zusammen also 159 Missionsangehörige. Da nach der ersten Reise der Leipziger Propst Mehner und der Hermannsburger Missionar Wickert in England zurückgehalten wurden, sind ähnliche Fälle jetzt nicht ausgeschlossen.

Unterdrückung eines Aufstandes in Madagaskar. Hierüber berichten die „Allg. Missionsnachrichten": „Die französische Regierung hat den Anfang einer Verschwörung entdeckt, die Madagaskar von der europäischen Herrschaft befreien sollte. Es hatte sich unter gebildeten, aber überspannten und unerfahrenen jungen Leuten eine Geheimgesellschaft gebildet, deren Mitglieder sich dadurch Einfluß verschaffen wollten, daß sie die Namen der bekanntesten und geachtetsten Familien der Eingebornen annahmen. Man hat deshalb mehr als 200 Madagassen, besonders in Tananarivo und Fianarantsoa, verhaftet, unter ihnen die angesehensten und treuesten evangelischen Glieder, katholische eingeborne Priester, Prediger der Kongregationalisten und einige vornehme Freidenker. Die Gerichtsverhandlung fand am 19. Februar statt. Die meisten Angeklagten wurden freigesprochen; nur 16, deren Namen man in Paris noch nicht kennt, wurden bestraft. Direktor Bianquis von der Pariser evangelischen Mission, der mehrere Jahre in Madagaskar war, glaubt weder an die Schuld der Protestanten, die er genau kennt, noch an die der eingebornen katholischen Priester, meint vielmehr, daß der Krieg in ungeklärten jungen Köpfen eine ungesunde Erregung hervor-

gerufen und eine Flut von schmählichen Verleumdungen entfesselt hat. Die europäische Bevölkerung Madagaskars war durch diese schweren Ereignisse sehr beunruhigt, und einige Blätter forderten unnachsichtliche Sühne. Direktor Bianquis erklärt mit Recht, daß die Mission der Verwaltung helfen müsse, mit Weisheit die religiöse und moralische Entwicklung der madagassischen Volksseele zu leiten."

Bothas „Kreuzzug" gegen Deutsch-Ostafrika. „De Volkstem", das südafrikanische Regierungsblatt, sucht den Buren plausibel zu machen, daß Bothas Krieg gegen die Deutschen im Grunde ein Krieg gegen den Islam sei, ein Krieg nicht im Interesse Englands, sondern der erhabensten Moral. Der Triumph der Vereinigung von islamitischer Religion und deutschem Militarismus werde auch Südafrika bedrohen. Schon jetzt lasse sich Südafrika nur schwer gegen die Ausbreitung des Islam verteidigen. Wie werde es erst werden, wenn die grüne Fahne des Propheten gemeinsam mit dem deutschen Reichsbanner durch Afrika im Triumphe ziehe! Darum sei es kein Dienst für England, sondern eine Lebensnotwendigkeit der Union, wenn jetzt zehntausend Weiße die Eingebornen in Ostafrika zur Vernunft bringen wollten. „De Burger" aber, das Kapstädter Nationalistenblatt, reißt Botha diese scheinheilige Maske ab, indem er schreibt: „Wir müssen bekennen, daß unser Zeitgenosse auf dem Gebiet der Moral sonderbare Vorstellungen hat. Die Expedition soll nötig sein, um dem Einfluß des Islam entgegenzurücken. Wir wollen nicht leugnen, daß es Pflicht eines christlichen Volkes wie der holländischen Afrikaner ist, mit jedem rechtmäßigen Mittel das Christentum zu verbreiten, aber dazu kann man das Schwert nicht rechnen. Christus hat wohl gesagt: ‚Verkündigt das Evangelium allen Geschöpfen', aber vom Schwert hat er dabei nur in verwerfendem Sinne gesprochen. ‚Nicht durchs Schwert, sondern durch meinen Geist soll es geschehen.' Wäre die Argumentation der ‚Volkstem' richtig, dann müßte man fragen, warum nicht schon vor Jahren das Schwert gezogen wurde, um dem Einfluß des Islam in Zentralafrika zu begegnen. Die holländischen Kirchen sind ihm auch entgegengetreten, aber im Geiste Christi, durch die Verkündigung des Evangeliums. Die Eroberung Ostafrikas durch das Schwert wird das Christentum nicht verbreiten. Die friedliche Arbeit der Missionare würde mehr dazu beitragen. Nach unserer Meinung ist es verbrecherisch, auf die religiösen Gefühle unsers Volkes einzuwirken, um für die Politik der Regierung Sympathie zu erwecken. Die Moral der ‚Volkstem' ist nichts anderes als eine Bangemachermoral." F. B.

Notschrei geknechteter Völker in Rußland. Eine Liga, bestehend aus russischen Finnen, Juden, Polen, Litauern, Ukrainern, Balten, Georginern, Weißrussen und Mohammedanern, hat im Namen der Humanität an Wilson und das amerikanische Volk einen Notschrei erlassen. In dieser Botschaft, die die vielen, unerträglichen Leiden unter

der russischen Regierung aufzählt, heißt es: „Wir russischen Juden sind geknechtet wie kein anderes Volk auf Erden. Wir sind körperlich und geistig dem Elend preisgegeben. Schulen und Universitäten sind uns verschlossen. Wir sind der Armut und Verzweiflung ausgesetzt. In barbarischen Pogromen läßt man die tierischen Instinkte des Pöbels auf uns los." Das Dokument richtet die Aufmerksamkeit auf die Finnen: die Aufhebung ihrer Verfassung, Unterdrückung ihrer Muttersprache und die Verbannung ihrer Beamten und Richter nach Sibirien. Ferner auf die Litauer: die Verfolgung ihrer Religion und Sprache, Umwandlung ihrer Kirchen in russisch-orthodoxe, die Konfiskation ihres Eigentums, Verbannung nach Sibirien wegen Besitzes von Gebetbüchern in litauischer Sprache. Ferner auf die Polen: die Verheerung und Plünderung ihres Landes durch russische Soldaten und die zwangsweise Verschickung der Bewohner polnischer Distrikte in das innere Rußland. Ferner auf die 30 Millionen Bewohner der Ukraine: die Verfolgung ihrer Kirche und Sprache und die Beraubung der Preß- und Vereinigungsfreiheit. Endlich auf die 25 Millionen Mohammedaner: die Konfiskation ihres Landes, das Ausplündern ihrer Wohnstätten und die Mißhandlung ihrer Frauen. „Rußland" — sagt die Liga — „hat die Nationen, die seinem Schutze unterstanden, in Sklavenketten gelegt und sie der Verzweiflung nahe gebracht. Es hat die Gewalt mißbraucht, seine eigenen Untertanen qualvoll behandelt und den Besitz von Generationen vernichtet. Rußland wird die Verfolgung unserer Rassen fortsetzen. Es wird nicht aufhören, bis die fremden Rassen vom Erdboden vertilgt sind. Deshalb rufen wir Ihnen zu: Helfen Sie uns und retten Sie uns vor Vernichtung!" — Die russische Liga hat sich offenbar an Wilson gewandt und sucht Hilfe von Amerika, weil man hier in der Presse und in öffentlichen Dokumenten viel von Humanität hören konnte. Ohne Heuchelei und mit Erfolg kann aber auch Amerika für Humanität, Recht und Gerechtigkeit erst eintreten, nachdem es den Waffenschacher eingestellt, der schließlich allein daran schuld ist, 1. daß es überhaupt zum Ausbruch des inhumanen Krieges gekommen ist, 2. daß er solche blutige Proportionen angenommen hat und 3. immer noch kein Ende finden kann. Von unserm Waffenschacher führt eine Linie auch zu russischen Greueln und Vergewaltigungen. F. B.

Daß „römische" Beamte in Washington bevorzugt werden, bezeugt Frau Monroe, die allwöchentlich aus der Bundeshauptstadt an unsere englischen Blätter Briefe schreibt. Vor einiger Zeit schrieb sie, daß in allen Regierungsdepartements die Angestellten nicht nur der Mehrzahl nach zur römisch-katholischen Kirche gehörten, sondern daß diese auch immer zuerst auf Beförderung rechnen könnten. Sie schreibt wörtlich: „Die letzten drei Präsidenten, Roosevelt, Taft und Wilson, hätten die Römischen, was die Beförderung in amtliche Stellungen in den Departements anbetrifft, nicht mehr begünstigen können, wenn sie selbst zu dieser Kirche gehört hätten." (Z. u. A.)

Von der Haltung der Chinesen und Japaner gegen die Deutschen schreiben die „Allg. Missionsnachrichten“: Über die deutschfreundliche Gesinnung der Chinesen schreibt Superintendent Voskamp aus Tsingtau: „Ganz China, vom Präsidenten herunter bis zum letzten Kuli, steht auf seiten Deutschlands“, erklärte der englische Gesandte Jordan. Woher kommt das? Die englischen Blätter sehen darin die geheime Wühlarbeit der deutschen Missionare. Für mich ist die Antwort eines alten Chinesen verständlicher: ‚Ich sehe das Tun der Götter, die die alte Schuld des Opiumkrieges heimsuchen.‘ In jedem Gebete eines chinesischen Christen wird unsers Volkes und seiner schweren Not gedacht. Man fühlt instinktiv unter den Chinesen, als ob mit dem Siege Deutschlands auch hier für Ostasien die Lösung aus schwerer Gebundenheit kommen müsse. Und so ist es auch. Nicht der terror mongolicus soll herrschen, sondern das Evangelium, wie sich ein alter Chinese ausdrückte. Diese Stimmung des Chinesen ist um so erfreulicher, als Deutschlands Feinde im Herbst 1915 alles getan haben, um China in den Krieg gegen Deutschland zu zwingen. — Dagegen macht sich leider ein Nachlassen der freundlichen Haltung Japans gegen die deutsche Mission in der Südsee geltend. Der Liebenzeller Mission ist seit Oktober 1915 jeder Unterricht außer in Religion verboten, ebenso die Aufnahme neuer Zöglinge in ein Lehrerseminar, da die Regierung selbst das ganze Schulwesen in die Hand nehmen will. Um die Eingebornen nicht von der Arbeit abzuhalten, sollen christliche Versammlungen an den Wochentagen nur abends erlaubt sein, obwohl dies kaum einzurichten ist.

Folgende Angaben über Belgien entnehmen wir der „Ref.“: Belgien ist mit einem Flächeninhalt von rund 29,500 Quadratkilometern etwas größer als die benachbarte preußische Rheinprovinz (27,000 Quadratkilometer). Seine Bevölkerung belief sich nach der letzten Volkszählung vom 31. Dezember 1910 auf 7.4 Millionen Einwohner (Rheinprovinz 7.1). Davon sprachen Flämisch 3.2 Millionen, Französisch 2.8 Millionen, beide Sprachen 0.9 Millionen. Obwohl die französische Sprache nur im Süden vorherrscht, wurde sie im höheren Unterricht ausschließlich angewendet. Ebenso kannte das belgische Heerwesen sie allein als amtliche Befehlssprache. Dem Bekenntnisse nach wurden 1900 30,000 Evangelische und 3000 Juden gezählt; alle übrigen Belgier waren katholisch. Der Wert des Ein- und Ausfuhrhandels, ausschließlich der Durchfuhrwaren, wurde für 1913 mit 6.9 Milliarden Mark angegeben (Deutschland 20.9 Milliarden Mark); er überstieg damit den Wert des Außenhandels von Österreich-Ungarn um 1.7 Milliarden, den von Italien um mehr als 2 Milliarden und blieb hinter dem Frankreichs (12.3 Milliarden) um weniger als die Hälfte zurück. Trotz dieser glänzenden äußeren Entwicklung stand Belgien vor dem Kriege in sozialer, sittlicher und religiöser Hinsicht auf einer überaus niedrigen Stufe. Äußere und innere Entwicklung halten eben nicht immer gleichen

Schritt miteinander. Nicht Handel und Industrie allein, sondern Gottesfurcht und soziale Gerechtigkeit erhöhen ein Volk. Und aller Glanz des Goldes kann von dem Sündenverderben einer religiös und sittlich entarteten Kultur nicht retten.

Im Konversationslexikon. Der Schriftsteller Dr. Friedrich Adler (Prag) berichtet: „Der liebenswürdige Wiener Lustspieldichter Karlweis erzählte mir einmal eine hübsche Geschichte. Seine Tochter war ganz begeistert, als sie des Vaters Namen im Konversationslexikon fand. Er aber sagte ihr: ‚Liebes Kind, hineinzukommen, das ist nicht so schwer, aber drin bleiben. Da kommt ein Kehrbesen und fegt viele Namen weg. Drin bleiben, das entscheidet.‘ An diese Anekdote wurde ich in den letzten Tagen erinnert. Ich wollte in dem bekannten Buch von Herrmann A. L. Degener ‚Wer ist's?‘ die Daten über Hindenburg nachschlagen. Nun weiß jeder Deutsche, wie verläßlich dieses prächtige Werk ist. Aber siehe da, Hindenburg steht nicht drin, wenigstens nicht in der neuesten Ausgabe für 1914. Ich nahm die ältere Ausgabe zur Hand — richtig, alles da, ganz genau. Was ist da geschehen? Der Kehrbesen hat den pensionierten General, der so gar nicht von sich reden machte, einfach weggefegt. Ist das nun nicht eine lustige Verspottung allen Ruhmes, der in den verschiedenen Lexicis aufgestapelt ist? Gerade die Ausgabe 1914 hatte keinen Platz mehr für Hindenburg. Aber der Redakteur hatte doch recht. Denn wer in der ganzen Welt wird heute beim Namen Hindenburg fragen: ‚Wer ist's?‘ Alle Welt kennt ihn, und künftig wird er auch wohl drin bleiben."

„Gott mit uns!" Vor einiger Zeit flehte auf dem Schlachtfeld ein schwerverwundeter Franzose einen deutschen Krieger um Hilfe an. Dieser tat, was er in der Eile zu tun vermochte. Da zog der Verwundete ein Koppelschloß, das er einem gefallenen Deutschen abgenommen haben mochte, aus der Tasche hervor, las die daraufstehenden Worte „Gott mit uns" und sagte in seiner Sprache: „Eine Armee, die so etwas trägt, wird jede Schlacht gewinnen." Hierzu bemerkt die „Ref.": „Man sieht, welch tiefen Eindruck die religiöse Haltung unserer Truppen auf die Franzosen macht. Wollte Gott, unsere Soldaten trügen ausnahmslos diese Worte nicht nur auf dem Koppelschloß, sondern auch im Herzen!"

Schnelle, leichte Siege würden dem deutschen Volke nicht zum Glück gedient haben. So urteilt v. Stein, der aus dem Felde schreibt: „Die überraschenden Erfolge des deutschen Heeres in Belgien bei Beginn des Feldzugs konnten in unserm Volke falsche Vorstellungen erwecken. Der nüchternen Abwägung der eigenen und fremden Kräfte durfte nicht verborgen bleiben, daß die Hauptkämpfe noch bevorstanden. Sein oder Nichtsein von großen Staaten, Leben oder Sterben von mächtigen Völkern fordern die letzten Kräfte zur Entscheidung heraus. Nicht immer enden solche gewaltige Kämpfe in großen Siegen oder Niederlagen, ihre Bedeutung zeigt sich oft erst in den Folgen. Unserm Volke

würden schnelle und leichte Siege nicht zum Glück gedient haben. Die nach den Erfolgen des Feldzuges 1870/71 hervorgetretenen Auswüchse würden sich noch stärker geltend gemacht haben. Seit jener Zeit hat der gewaltige Aufschwung einen größeren Ausschlag zur sinnlichen Richtung verursacht. Der Ausgleich zwischen geistigen und äußerlichen Kräften war noch nicht vermittelt. Wenn jetzt alle Kräfte, geistige wie äußere, zum endgültigen Erfolge angespannt werden, so erstreben wir den vollen Sieg. Wir dürfen aber nicht rechten über die Form, in der ihn uns Gott verleiht. Ob er im vorüberrauschenden Wetter einer Entscheidungsschlacht oder im zähen Ringen durch den letzten überragenden Kräfteeinsatz oder in beiderlei Gestalt uns zufällt, muß uns gleich bleiben. Aber unser wird er sein, wenn jeder an seiner Stelle bereit ist, auch das Letzte einzusetzen für des Vaterlandes Bestand und Zukunft." Wer in einer gerechten Sache in rechter Weise kämpft, darf sich allerdings einem solchen Vertrauen hingeben. Aber auch was den schließlichen Sieg selber betrifft, will nicht übersehen sein, daß er nicht immer derart ist, wie man sich selber ihn gedacht und gewünscht hat.

Der Chemiker Boyle gehört zu den Männern, denen die Wissenschaft den Glauben nicht geraubt hat, und die sich ihres Christentums auch nicht schämen. Von der Heiligen Schrift sagt er: „Neben die Bibel gehalten, sind alle menschlichen Bücher, auch die besten, doch nur wie Planeten, die all ihr Licht und ihren Glanz nur von der Sonne empfangen." Von seiner Gesinnung zeugt auch folgender Vergleich: „In ihrer Trunkenheit kehrten einige Matrosen von der Kneipe zurück, taumelten in ihr Boot hinein und wollten zu ihrem Schiff zurückkehren. Eine ganze Weile hatten sie gerudert, bis endlich einer rief: ‚Wir kommen ja nicht vorwärts!' Nun sah man nach und merkte, daß das Boot noch fest angebunden war; in ihrem Taumel hatten die Matrosen das Tau nicht gelöst. Und manche Christen erfüllen Woche um Woche, Jahr um Jahr viele Stücke kirchlicher Ordnung, kommen aber nicht vorwärts. Mit dem Tau irgendeiner Sünde sind sie noch angebunden. Los von dem geheimen Strick!" F. B.

Billy Sunday betreffend wurde in den St. Louiser Zeitungen eine Erklärung der lutherischen Pastoren veröffentlicht, in der sie u. a. auch sagen: „Wir sind der Ansicht, daß die christliche Kirche eine Mission zu erfüllen hat, die von jedermann in Ehre und Achtung erhalten werden sollte, und daß es inkonsequent und vernunftwidrig sein würde, wenn man mit einem Manne zusammenarbeiten wollte, der die Kirche lächerlich und zum Ziele des Spottes macht." „Die Methoden der modernen Evangelisten nach der Art von Billy Sunday stehen in schreiendem Kontrast zu den Methoden der Apostel und riechen sehr nach Geschäft. Die lutherische Kirche glaubt nicht, daß die Überreiztheit der Methoden Sundays irgendwelche dauernden Resultate zeitigen wird. Wir sind für systematische Predigt des Evangeliums und regelmäßige religiöse Belehrung während des ganzen Jahres." „Wir sind weiter

der Überzeugung, daß eine von Billy Sunday abgehaltene Kampagne weiter nichts bedeutet als eine ungesunde Zerstreuung, die dazu dient, die feststehenden Methoden der christlichen Prediger in Mißkredit zu bringen. Wir fürchten, daß, wenn Billy Sunday nach St. Louis kommt, die Kirche und die Prediger moralisch geschädigt würden, und weigern uns entschieden, mit solchen protestantischen Predigern zusammenzuarbeiten, die Billy Sunday nach St. Louis bringen wollen." F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts mit einem Referat von P. W. J. Janssen über das Thema: „JEsus Christus, unser Heiland, nach Joh. 1." (10 Cts.)

2. Proceedings of the Second Convention of the English District of the Synod of Missouri, Ohio, and Other States, mit einer Arbeit von P. M. Walker über "Christian Stewardship". (13 Cts.) F. B.

Homiletisches Reallexikon nebst Index Rerum. Von E. Eckhardt. S—T. Success Printing Co., St. Louis, Mo. Preis: $2.10. Porto extra. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Wie die voraufgehenden, so zeugt auch dieser Band von viel harter, ausdauernder, aber auch geschickter Arbeit. Und das Herrliche dabei ist, daß man hier nicht bloß eine reiche Fülle von genuin lutherischen Gedanken hat, sondern zugleich auch die richtige Beurteilung aller möglichen Gegensätze. Die wichtigsten der behandelten Gegenstände sind folgende: Sabbat, Sakramente, Saloon, Saufen, Schöpfung, Schrift, Schriftauslegung, Seligkeit, Sonntag, Sozialismus, Spiritismus, Sprachenfrage, Sünde, Synergismus, Synode, Tanz, Taufe, Temperänz, Teufel, Theologie, Tod, Trauereden, Unglaube, Union, Unterstützungsgesellschaften. Hoffentlich wird nun aber auch bald der letzte Band erscheinen. F. B.

Füllsteine Nr. 2. Geschichtliche Lesestücke für die Oberklasse. „Geschichten aus der deutsch-amerikanischen Geschichte", gesammelt von Fr. Meyer. Bezugsstelle: 1019 Tenth St., Milwaukee, Wis. 25 Cts.

Das Vorwort läßt sich über Zweck und Inhalt dieses Bändchens also vernehmen: „Wie sein Vortrab, ‚Füllsteine Nr. I', so soll auch dies Büchlein dem ergänzenden Leseunterricht in der Oberklasse dienen. Aber es will noch in einem andern Stück ergänzen, noch eine andere Lücke ausfüllen. Unsere landläufigen United States School Histories wissen zwar viel zu erzählen von den Ansiedlungen der englischen, schwedischen, französischen, holländischen und spanischen Kolonisten; daß es auch deutsche gegeben hat, erfährt man nur aus einigen wenigen. Selbst in den magersten Textbüchern finden sich Bilder und Personalien von ganz unwichtigen ‚Helden'; dagegen wird auch in den meisten umfangreicheren Geschichtsbüchern außer Herchheimer, Steuben, Kalb, der gewöhnlich als Franzose bezeichnet wird, und Schurz fast kein anderer aus dem deutsch-amerikanischen Zweige unsers Volks erwähnt. Nur den sogenannten ‚Hessen' wird in allen Lehrbüchern ein schimpfliches Denkmal gesetzt, und die Schüler nehmen gewöhnlich die ganz verkehrte Vorstellung mit ins Leben: die schlimmen 'Hessians' waren die schrecklichen ‚Barbaren', die Deutschland zur Bekämpfung unserer Freiheit herüberschickte!" Was dies Büchlein bietet, sind aber, mit der Wirklichkeit verglichen nur etliche Tropfen im Eimer! Ganz fehlen z. B. solche Namen wie Walther, Wyneken, Sihler usw. durch alle deutschen Synoden und Kirchen hin. F. B.

Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament, begründet von H. A. W. Meyer. Göttingen. Vandenhöck und Ruprecht. — Das Johannesevangelium. Von der 6. Auflage an neu bearbeitet von D. B. Weiß. 543 Seiten 6×9. Preis: M. 8; gebunden: M. 9.50. — Die Apostelgeschichte. Von der 5. Auflage an neu bearbeitet von D. H. H. Wendt. 370 Seiten 6×9. Preis: M. 8; gebunden: M. 9.20. — Die Briefe Petri und Judä. Völlig neu bearbeitet von D. R. Knopf. 329 Seiten 6×9. Preis: M. 6.40; gebunden: M. 8.

Im Jahre 1829 erschien der erste Teil eines groß angelegten Werkes unter dem Titel: „Das Neue Testament Griechisch nach den besten Hilfsmitteln kritisch revidiert mit einer neuen deutschen Übersetzung und einem kritischen und exegetischen Kommentar." Dieser erste Teil umfaßte in zwei Bänden den Text und die Übersetzung; die erste Probe des Kommentars, die drei synoptischen Evangelien umfassend, folgte im Jahre 1832. Das war der Anfang des berühmten Meyerschen Kommentars, der also bald hundert Jahre auf dem theologischen Büchermarkt sich befindet und weitere Verbreitung gefunden hat als irgendein neueres Auslegungswerk. Das hatte hauptsächlich zwei, besser: drei Ursachen. Erstlich befolgte dieser Kommentar die sogenannte glossatorische Methode, erklärte ein Wort nach dem andern. Diese Weise legte alles Gewicht auf die Worterklärung, machte auch den Gebrauch und das Nachschlagen sehr leicht und bequem. Dazu kam die Art und Weise der Auslegung, daß der genaue grammatisch-historische Sinn der Worte festgestellt und verteidigt wurde. Und drittens kam gerade die eingehende Beschäftigung mit dem Schriftwort dem Werke je länger, je mehr zugute. Der Meyersche Kommentar war nie ein fest auf der unfehlbaren Schrift stehender, nie ein orthodox-lutherischer, enthielt namentlich anfangs viel rationalistische Exegese, wurde aber von Auflage zu Auflage unter Meyers Leitung nicht nur immer gründlicher und umfassender, sondern auch in seinen Resultaten immer positiver, immer kirchlicher. Am höchsten werten wir darum — um das gleich am Anfang zu sagen — die letzten Ausgaben von Meyers und seiner ersten Mitarbeiter Hand. Das Werk ist ein Beleg dafür, wie die intensive Beschäftigung mit dem Schriftwort dem Forscher selbst zum größten Segen gereicht, ihn immer besser in die heilsame Wahrheit hineinwachsen läßt. Unermüdlich war Meyer für das Werk tätig, fortwährend daran bessernd bis zu seinem im Jahre 1873 erfolgten Tode. Er selbst bearbeitete die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die Briefe an die Römer, Korinther, Galater, Epheser, Philipper, Kolosser und an Philemon. Für die andern Teile des Neuen Testaments zog er von allem Anfang an jüngere tüchtige Kräfte herbei: Huther für die Pastoralbriefe, Petri-, Jakobi-, Judä- und Johannisbriefe, Lünemann für die Thessalonicherbriefe und den Hebräerbrief, Düsterdieck für die Offenbarung. Auch diese Mitarbeiter sind schon alle gestorben, manche Teile des Kommentars sind schon in die dritte Hand zur Bearbeitung gelegt worden, die einzelnen Teile haben sechs, sieben, acht, neun, zehn Auflagen erlebt und öfters große, durchgreifende Veränderungen erfahren; aber der Name „Meyers Kommentar" bleibt, ein Beweis der Beliebtheit, des Ansehens und der Tüchtigkeit des Werkes. Die Hauptperson der seit Meyers Tod mit der Bearbeitung betrauten Exegeten ist der Nestor der neutestamentlichen Exegeten der Gegenwart, der bekannte, hochbetagte Professor Bernhard Weiß in Berlin, der selbst Matthäus, Johannes, Römerbrief, Pastoralbriefe, Hebräerbrief und Johannisbriefe neu herausgegeben hat. Ihm zur Seite standen oder stehen sein Sohn Joh. Weiß (Markus, Lukas), Wendt (Apostelgeschichte), Heinrici (Korintherbriefe, der erste später von Joh. Weiß bearbeitet), Sieffert (Galaterbrief), Haupt (Gefangenschaftsbriefe, vorher von Francke bearbeitet), von Dobschütz (Thessalonicherbriefe, vorher von Bornemann bearbeitet), Knopf (Petribriefe und Judasbrief, vorher von Kühl bearbeitet), Beyschlag (Jakobusbrief), Bousset (Offenbarung). Die jetzigen Bearbeiter vertreten sehr verschiedene Richtungen, von dem im ganzen noch konservativeren B. Weiß bis zu dem ultraradikalen und liberalen Religionsgeschichtler Bousset. Die glossatorische Methode ist von mehreren Mitarbeitern ganz aufgegeben und hat der reproduzierenden Methode Platz gemacht, unsers Erachtens durchaus nicht zum Vorteil des Ganzen, da bei der letzteren Weise viel leichter die einzelnen

Worte außer acht gelassen werden und zurücktreten, und die Meinung des Exegeten in den Vordergrund gerückt wird, wenn auch der Gedankengang straffer dargestellt werden kann. Gerade die neuesten Bearbeitungen zeigen den Einfluß der modernsten Theologie und bringen kritische Anschauungen und exegetische Resultate zu Worte, die wir rundweg ablehnen müssen, und wir sagen wieder: Der alte „Meyer“ ist uns lieber. Aber es liegt auch in den Neubearbeitungen oft ein tüchtiges Stück Arbeit vor; sie machen Aufsehen und werden studiert und zitiert; es ist immer noch der Meyersche Kommentar; neben Falschem findet sich, namentlich in philologischer Hinsicht, viel Wertvolles, so daß ein Wort der Orientierung am Platze erscheint. — Von den drei in der Überschrift genannten Teilen geben wir der Bearbeitung des Johannesevangeliums den Vorzug. Meyer selbst hat fünf Auflagen seines Johanneskommentars erscheinen lassen: in den Jahren 1834, 1852, 1856, 1862, 1869; die sechste Auflage, von Weiß, „völlig umgearbeitet“, kam 1880 heraus; die siebente, achte und neunte Auflage, „neu bearbeitet“, erschien 1886, 1893 und 1902. Weiß hält in dieser Zeit des Kampfes um das Johannesevangelium fest an dem apostolisch-johanneischen Ursprung desselben und schließt seine Ausführungen über diesen Punkt mit den Worten: „Jedenfalls bleibt es dabei, daß der Behauptung der Unechtheit noch viel größere Schwierigkeiten entgegenstehen als der traditionellen Ansicht“ (S. 27). Freilich, dem theologischen Gehalt des Johannesevangeliums wird Weiß nicht gerecht, weder bei der Erörterung des Logosbegriffs, in dem er nicht mehr findet, als daß JEsus „der sei, welcher seinem ursprünglichen Wesen nach der Offenbarer Gottes ist“ (S. 34), noch bei der Auslegung der Aussage Kap. 1, 14: „eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater“, bei der er es ablehnt, daß mit *μονογενὴς παρὰ πατρός* „das metaphysische Verhältnis seines Ursprungs aus Gott“ bezeichnet werde (S. 54), noch bei der Erklärung des Hochzeitswunders, Kap. 2, 9. 11, bei der er eine „Substanzverwandlung“ bezweifelt, „da auch ein Wasser, das Farbe, Geschmack und Wirkung des Weines empfangen hat, für die populäre Betrachtung Wein geworden ist“ (S. 95). Der Benutzer des Kommentars muß beständig die Augen offen halten. Der Wert liegt in der Einzelexegese und in der philologischen Akkuratesse. — Die Apostelgeschichte hat Meyer selbst viermal herausgegeben: 1835, 1854, 1861, 1869; die fünfte Auflage, von D. Wendt in Jena neu bearbeitet, erschien 1880, die sechste und siebente 1888, die achte 1899, die neunte 1913. In dieser neuesten Auflage findet sich zuerst eine 64 Seiten umfassende Einleitung, die über die isagogischen Fragen eingehend orientiert, in der aber der Verfasser die weitgehendsten Zugeständnisse an die Kritik macht. Während gerade in neuester Zeit die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte in glänzender Weise von Ramsay, Zahn und selbst von Harnack verteidigt wird, gibt Wendt beides ziemlich preis. Die Abfassung des ganzen Werkes durch Lukas stellt er in Abrede; er läßt den Verfasser der Apostelgeschichte von Josephus abhängig sein, was ihre Entstehung erst nach dem Jahre 94 fordern würde, und zu der geschichtlichen Zuverlässigkeit des Werkes, das doch gerade von einem Historiker geschrieben ist, hat er im allgemeinen wenig Vertrauen. Er redet von „unglaubwürdigen Momenten in der Apostelgeschichte“ (S. 9), sagt: „An unserer Stelle (Kap. 11, 30) liegt ein Irrtum vor“ (S. 195) usw. Alle diese Aufstellungen Wendts sind entschieden zurückzuweisen als nicht begründet. In der Einzelerklärung, sowohl der Wort- als auch besonders der Sacherklärung, finden sich viele gute Ausführungen, die das richtige und allseitige Verständnis des Textes fördern, aber wegen der liberalen Stellung des Verfassers zu dem ganzen Buche ist und bleibt uns der alte Meyer viel lieber. — Die Auslegung der beiden Briefe Petri und des Judasbriefs liegt in der siebenten Auflage vor. Die ersten vier hatte Huther besorgt, 1851, 1860, 1867 und 1877, die fünfte und sechste Kühl in den Jahren 1887 und 1897, und die neue, obwohl Kühl noch am Leben und exegetisch tätig ist, Prof. Knopf in Wien. Hier ist die glossatorische Methode völlig aufgegeben, der Kommentar ist glatt und flüssig geschrieben, aber leider in den kritischen Partien ganz links stehend und in der Auslegung ganz modern-religionsgeschichtlich gestaltet. Alle drei Briefe sind unecht, das heißt, nicht von den Personen geschrieben, von denen sie geschrieben sein wollen. Knopf drückt sich ganz bestimmt darüber aus. „Darüber, daß der [1.] Brief selber von dem Felsenmanne Petrus geschrieben sein will, kann kein Zweifel bestehen“ (S. 12), aber negative Beobachtungen und positive Tatsachen „schließen die Urheberschaft des Petrus endgültig aus“ (S. 16). Ebenso

beim zweiten Brief. Knopf sagt ganz richtig, „daß der Brief vom Apostel Petrus geschrieben sein will, und daß dieser Anspruch nicht bloß an dieser oder jener Stelle, sondern durch das ganze Schreiben festgehalten wird“. Aber er fährt dann gleich fort: „Wider diesen hohen Anspruch erheben sich aber die allerschwersten Bedenken. Gegen die Echtheit keines andern Schriftstückes innerhalb des neutestamentlichen Kanons lassen sich so durchschlagende Beweisgründe vorbringen wie gegen 2 Petri, und sie sind so stark und von solcher Art, daß sie es nicht nur unmöglich machen, den Brief dem apostolischen Zeitalter zuzuschreiben, sondern daß sie ihn erheblich weit ins zweite Jahrhundert herabdrücken. Er ist sicher die späteste Schrift des Kanons, wie er auch die einzige ist, bei der die Pseudonymität folgerichtig durchgeführt ist“ (S. 249). Damit wird der ganze Brief als das Werk eines ausgemachten Lügners und Betrügers hingestellt. Und wie wir diese Kritik a limine zurückweisen müssen — die „durchschlagenden Beweisgründe“ sind nicht durchschlagend, und die Zählung des Briefes zu den Antilegomena seitens mancher alten Kirchenlehrer läßt sich wohl erklären —, so können wir auch viele Einzelauslegungen nicht als richtig anerkennen. Die viel verhandelte, am meisten erklärte und am meisten umstrittene Stelle des Briefes, Kap. 3, 19. 20, wird nach Spitta „auf eine Predigt Christi an die gefallenen und ins Gefängnis eingeschlossenen Göttersöhne“ (Gen. 6) gedeutet (S. 147 ff.). Besonders aber findet sich viel religionsgeschichtlicher Ballast. Bei 1 Petr. 1, 2 („zum Gehorsam und zur Besprengung des Blutes JEsu Christi“) steht ein längerer Exkurs über heidnische Anschauungen von Opfer, Blut und Sühne mit Zitaten aus Cumont, „Die Mysterien des Mithra“, und Curtiss, „Ursemitische Religion im Volksleben des heutigen Orients“ (S. 35 f.). Als ob die Opfervorstellung aus dem Heidentum ins Christentum gedrungen wäre und nicht auf dem Schriftgrund des Alten Testaments ruhte! Aber die Religionsgeschichtler heutzutage sehen eben das Christentum als eine synkretistische Religion, als einen Mischmasch aus allerlei Religionen, an: es ist e i n e Wahrheit, aber nicht d i e Wahrheit; Wahrheitsmomente finden sich in jeder Religion, im Christentum nur am meisten, höchsten und besten. Ein ähnlicher Exkurs findet sich dann gleich zu 1 Petr. 1, 3 über *ἀναγεννήσας*, „der uns wiedergeboren hat“, wieder mit Zitaten aus Werken über die Religion der Naturvölker; und Knopf schließt seine dahingehende Untersuchung, die auch nicht das Geringste zum Verständnis des Begriffs „Wiedergeburt“ beiträgt — die gleichzeitige griechische Sprache hat nicht einmal das Wort *ἀναγεννάω*, viel weniger die Sache — mit diesen Worten: „Mit Staunen sehen wir die weitgehende Analogie zwischen christlichem und außerchristlichem Religionswesen in Ausdruck und Empfindung. Es ist wirklich so, daß das Christentum, um sich sein Bestes klar zu machen und zu beschreiben, zu den Formen der es umgebenden Welt des Hellenismus hat greifen müssen, von dessen Frömmigkeit in einigen Schichten wir sehr hoch denken müssen“ (!) (S. 43). — Wir fassen zusammen: Weiß' Johanneskommentar geht noch im großen und ganzen in den mit Recht gerühmten Traditionen des Meyerschen Kommentars einher. Die beiden andern Teile haben formell und inhaltlich diese Bahnen verlassen. Sie sind hochmodern, und man kann sich aus ihnen unterrichten über den Betrieb der neutestamentlichen Exegese seitens vieler Gelehrten in der Gegenwart, über kritizistische Exegese an dem Werke Wendts über die Urgeschichte des Christentums, über religionsgeschichtliche Exegese an dem Kommentar Knopfs über die herrlichen Briefe des „Zeugen der Leiden, die in Christo sind, und teilhaftig der Herrlichkeit, die geoffenbart werden soll“, 1 Petr. 5, 1. Aber eben deshalb bezeichnen sie einen großen Rückschritt gegen die früheren Auflagen des Meyerschen Kommentars, und wir wiederholen, daß uns der alte Meyer viel höher steht als Wendt, und daß wir auch der ersten Bearbeitung von Wendt, in der er noch Lukas für den Verfasser der ganzen Apostelgeschichte hielt und auch sonst konservativer war, den Vorzug geben vor der letzten Ausgabe. Und ebenso schätzen wir Huthers und dann auch Kühls Leistung über die Petribriefe viel höher und für das grammatisch-historische Verständnis des Textes ertragreicher als Knopfs Arbeit. Der Verlagshandlung aber sei es einmal nahegelegt, ob sich nicht auch eine Ausgabe des alten Meyer lohnen würde. Gerade auf dem Gebiet der Exegese gibt es Werke, die nicht veralten. L. F.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Abfall der Episkopalkirche. Wie weit man in der Episkopalkirche von den Grundwahrheiten des Christentums abgewichen ist, tritt aus einer Nummer des Organs der liberalen Partei (Broad Church), des *Churchman*, mit erschreckender Deutlichkeit zutage. Bei einer Besprechung der Revision gewisser Abschnitte im *Book of Common Prayer* kommt ein Rev. John P. Peters auch auf die im *Book of Common Prayer* enthaltene Liste der Schriftlektionen für den täglichen Gebrauch zu sprechen. Da wird denn (*The Churchman*, 1916, S. 361) der Vorschlag gemacht, man solle alle aus dem Buche Esther entnommenen Lektionen ausscheiden, da diese Schrift doch nach neuerer allgemeiner Auffassung nicht unter die historischen Bücher gehöre, sondern ritualistische Fiktion sei. Dafür sollten Abschnitte aus dem ersten Makkabäerbuche gleich nach Nehemia und Esra eingefügt werden. Auf einer andern Seite derselben Nummer findet sich ein Aufsatz über "The Unappropriated Christ". Der Inhalt ist etwa: Man hat bis jetzt in den theologischen Systemen eine Reihe bedeutender Momente im Leben JEsu und in seiner Lehre unberücksichtigt gelassen. Das sei nachzuholen. Vor allem sei JEsus als der „erste Bürger" ("the first citizen") anzuerkennen. Er sei als Erster für die Pflicht gegen das Gemeinwesen und für Patriotismus eingetreten. Andere haben das später getan, aber in unvollkommener Weise; JEsus bleibe Vorbild. "Here was a citizen who, for the purging of the sources of His nation's life, willingly gave Himself, refusing to appeal to the multitude to defend Him, refusing to turn the uninformed and untrained crowd into the sanctuaries of government, offering His life absolutely and unconditionally in order to bring into clear relief not only the evils that tainted the nation's life, but to teach that larger lesson holding good for all time, that only the selfless gift of devotion to the common weal can work the miracle of a spiritual regeneration, without which even the most successful revolution is only an exchange of tyrants." Man sieht, der Schreiber hat die Anschauung der neueren Theologie vom Sterben JEsu als einer vorbildlichen Tat der Menschenliebe zu der seinigen gemacht. Er hält auch die Vorstellungen der alten Theologie, die in Christo einen Propheten, Priester, Stellvertreter, Mittler, in seinem Werk ein Opfer, eine Genugtuung, eine Versöhnung erkannte, für Anschauungen, die wohl dem Verständnis der ersten drei Jahrhunderte angepaßt waren, aber für unsere Zeit ohne Bedeutung seien. Man habe damals eben unter solch beschränkten Anschauungen wie „Prophet", „Priester", „Opfer" gelebt und sich danach das Heilandsbild gemacht. In der Sprache der Familie fand sich „Sohn", „Erstgeborner", „Bräutigam"; also legte man diese Namen Christo bei. In der Sprache der Sklaverei (!) hieß er „Meister", „Erlöser". Den "citizen Jesus Christ" habe jene Zeit nicht würdigen können. Man habe nicht verstanden, daß JEsus mit dem Verbot des Scheltworts „Du Narr" lehren wollte, man dürfe keinem Menschen das Recht der "self-expression" verbieten usw. Offenbar ist dem Verfasser des Artikels das Neue Testament ein rein menschliches Buch, in dem sich die Gestalt JEsu eben nach der beschränkten Anschauung jener Zeit reflektiert; nur zu einer Zeit, in welcher die Sklaverei als etwas Selbstverständliches galt, konnte der Be-

griff eines „Loskaufers“, “Redeemer”, entstehen! Wir haben es hier mit einer Leugnung aller Grundlehren des christlichen Glaubens zu tun. Ein paar Seiten weiter schreibt ein Einsender: solange man die Kreuzigung und Auferstehung Christi glaube, “it matters little about the rest”. Er habe in Low Church- und High Church-Kirchen seiner Gemeinschaft die Gottesdienste besucht, sei auch öfters in der römischen Messe gewesen, habe in einer Presbyterianerkirche, in einer Kongregationalistenkirche und in einer jüdischen Synagoge Gottesdiensten beigewohnt und habe da gefunden: “Amid a great diversity in customs and practise I found all worshiping God, apparently with the greatest earnestness and fervor. I heard sermons in all these churches that no good Christian could object to. I found ‘unity’ in the great central fact that we are the children of God, and that we owe Him obedience and service.” Hier hat das konfessionelle Bewußtsein jedenfalls sein Nadir erreicht. Was solche Leute überhaupt noch in der Episkopalkirche hält, sind nicht die Wahrheitsmomente, die sich noch im *Book of Common Prayer* finden — man fühlt sich ja eins mit Römlingen und Rabbinern —, sondern der Aberglaube, daß die Kirche Christi da sei, wo man (vielleicht) die apostolische Sukzession und damit die Sakramente hat. Offenbar ist die Episkopalkirche in ihrem liberalen Lager die Beute derer geworden, die man noch vor zwanzig Jahren kurzweg Ungläubige genannt hätte. G.

Es gibt noch Episkopale, die dem Treiben nach links in ihrer Gemeinschaft zu steuern versuchen. Sie kommen auch hie und da zu Wort. Im *Churchman* bittet jemand, es möge doch irgendein “responsible presbyter” sagen, ob die Episkopalkirche “comprehensive” genug sei, “to tolerate Romanism on the one hand and Unitarianism on the other”. Der Korrespondent berichtet, ihm habe ein prominenter Geistlicher auf die Frage: “Should this Church tolerate Romanism?” geantwortet: „die Auslegung, die sich ein Mann von der Lehrstellung seiner Kirche mache, sei dessen Privatsache, in der man ihn ungestört lassen sollte“. Aber könne die Episkopalkirche Unitarismus dulden? Antwort: “The interpretation of creeds is a personal matter.” Trotzdem glaubt Einsender, gerade mit der Hinneigung zu Rom sei die Sache jetzt in ein Stadium getreten, das Besorgnis erregen müsse. Die römische Messe werde, und zwar lateinisch, in Episkopalkirchen gefeiert; römische Textbücher würden in den Schulen gebraucht; dazu komme die Feier des Abendmahls ohne Kommunion; die Lehre von der Transsubstantiation; die Lehre, der Ehestand und der Priesterstand seien Sakramente: “Holy Matrimony as being ‘for providing receivers of Sacraments.’ Holy Orders as being ‘for providing givers of Sacraments.’” Unter den Vorkämpfern gegen den eindringenden Romanismus ist Randolph H. McKim in Washington einer der eifrigsten. Er ist Präsident der Church League, die aus Episkopalen besteht und den Kampf gegen den römischen Einfluß in wirksamer Weise betreibt. In einer Declaration dieser Liga wurden folgende Punkte als episkopaler Lehre zuwider verworfen: „priesterliche Vorstellung von dem Amt des Neuen Testaments; die Lehre vom Fegfeuer; Meßopfer; die Lehre von einer objektiv realen Gegenwart Christi im Abendmahl; Anbetung des Sakraments; Reservation des Sakraments; Bußgerichtshöfe; Gebete zur heiligen Jungfrau; der Gebrauch römischer Andachtsbücher; Leugnung der Wirksamkeit des Heiligen Geistes durch Geistliche, die nicht episkopale Weihe erhalten haben“. Größeres Aufsehen als

diese Kundgebungen der Church League hat jedoch ein Artikel gemacht, den ein junger Geistlicher namens George H. Toop kürzlich im *Churchman* unter der Überschrift "Alternatives" veröffentlichte. Die Alternative, vor die Rev. Toop seine Genossen stellt, ist: Romanismus oder Protestantismus. So, wie es jetzt in der Episkopalkirche aussehe, könne es kaum weitergehen. Die Differenzen zwischen den verschiedenen Richtungen seien jetzt in die Sonntagsschulliteratur gedrungen. In einer Sonntagsschule würden die Kinder gelehrt, Gott erhalte sich die Kirche durch einen göttlich gestifteten, durch Handauflegung des Bischofs mit priesterlicher Gewalt ausgestatteten geistlichen Stand; "in another church the child is taught that there is no longer any priesthood, because there is no longer any sacrifice; that to-day we know only a ministry, and that the apostolic succession, if there is such a thing (and he is told that it is historically very doubtful), is useful for order and convenience of administration only; that the true sanctification, the real qualification for officiating in the name of God, whether at the altar or elsewhere, is forgetfulness of self and consecration of the heart to God; that authority in the Churches comes not from above (from God), but from below (from the congregation). In one church he will learn there are seven Sacraments, in another church he will be taught there are but two. And so on to the end of the child's period of instruction, which, when it is come, is often accompanied by disillusionment and lack of vital interest, even if not actual opposition, violent protest, and resultant atheism. The man of the world might well say to us, 'You have no shadow of right to ask me for my child, for you cannot teach it things you do not know yourself, and you cannot know them if you are not consistent with yourself, but teach two sets of diametrically opposed facts about every doctrine of your Church and faith'". Die meisten Aussprachen, die durch diesen Artikel hervorgerufen wurden, sind nur ein Beweis dafür, wie tief der Indifferentismus in der Episkopalkirche eingefressen ist. Die fundamentalen Differenzen, auf die Toop aufmerksam macht, kommen den meisten seiner Respondenten gar nicht so gefährlich vor. Wozu dieser Lärm? ist der Gedanke, der sich durch fast alle diese Kundgebungen hindurchzieht. Was ist denn Neues daran, daß in der Episkopalkirche zwei Richtungen bestehen? Und warum sollen sie nicht weiterbestehen? Der *Churchman* betont editoriell, die Episkopalkirche sei eine "comprehensive Church", die gar wohl zwei verschiedene "religious types" unter ihrem Dache beherbergen könne; man solle keinen hinaustreiben, weil er gewisse Schriftlehren leugne, denn nur Gott könne da ein Urteil sprechen. Daß Gott das Urteil in seinem klaren und unfehlbaren Wort schon gesprochen und seiner Kirche den Auftrag gegeben hat, alle Lehre danach zu beurteilen und die Irrlehrer zu meiden, ist diesem Episkopalen nicht gegenwärtig. Ein anderer Korrespondent schreibt: wer eine Spaltung in der Kirche befürchte, solle doch 1 Kor. 13 lesen und Gott dann bitten, er möge ihm verleihen, daß er seine Brüder recht verstehe und friedlich mit ihnen lebe, auch wenn er sie nicht verstehe! Damit soll sich ein Protestant beruhigen, wenn in seiner Kirche die geweihte Hostie angebetet wird! Man versteigt sich sogar dazu, zu sagen, es sei die eigentümliche Herrlichkeit, "the unique glory", der Episkopalkirche, daß sie „sowohl katholisch wie protestantisch sei" (*The Churchman*, S. 346); vielleicht aber gehöre Rev. Toop zu denen, die da lehren, die Bibel sei Gottes Wort ad literatim, ad punctuatum, und dann

gehöre er zu einer "rapidly diminishing number of Churchmen", das heißt, Episkopalen. Ein anderer Korrespondent macht im selben Blatte darauf aufmerksam, die protestantische (Low Church-) Richtung in der Episkopalkirche sei in sich selber uneins, "ranging from the dear old-fashioned Evangelical to the suave Broad Churchman, who has cast off the Gospel birth-tales as so much folklore, has cut the sacred text to pieces, and has fashioned a faith which is, at least, fearfully and wonderfully made. On the other hand, the Catholics", das heißt, die High Church-Partei, "have the advantage of being wholly united upon the Scriptures, the creeds, the Sacraments, the Church, without any equivocation or veiled denial. Their teaching is identical with the teaching of historic Christianity, and if they look back, it is to the primitive Christianity of the Fathers." An anderer Stelle wird den Leuten, die sich gegen Überhandnahme der romanisierenden (High Church-) Partei wehren, kurz und bündig bedeutet: "Let the Protestant unite himself with the children of Martin Luther, and let him leave God's Church in peace" — eine für die „Kinder Luthers" recht schmeichelhafte Distinktion. — Daß es zu einem Bruch kommt, steht allerdings nicht zu erwarten. Auch die besseren Elemente der beiden Richtungen — die dem Romanismus feindliche Gruppe in der Low Church und die den Liberalismus bekämpfende Gruppe in der High Church — haben schon zu viele Stücke der Wahrheit preisgegeben, als daß sie für den Rest evangelischer Überzeugung, der hier wie dort etwa noch vorhanden ist, bereit wären, ihre Pfründen aufzugeben. Der Indifferentismus hat keine Märtyrer. G.

Der Papst beehrte die Garden City-Konferenz mit einem Schreiben. Da man auf der World Conference on Faith and Order, für die man in Garden City die vorbereitenden Schritte tat, beraten will, wie die Christenheit vereinigt werden kann, glaubte man, bei Einladungen zur Teilnahme an dieser Konferenz die römische Kirche nicht übergehen zu dürfen. Der Papst antwortete durch seinen Sekretär mit einem Schreiben, das mit geradezu glänzender Diplomatie die uralten Ansprüche des Papstes auf geistliche Oberherrlichkeit zur Geltung bringt. Das Schreiben ist wert, daß wir es hier übersetzen: „Der Vatikan, den 18. Dezember 1915. Ihren Plan, eine internationale Versammlung aller, die an JEsum Christum als Gott und Erlöser glauben, einzuberufen, auf der beraten werden soll, wie das Gebet des HErrn um Einigkeit in der Kirche möglichst schnell erfüllt werden möchte, habe ich dem Allerheiligsten Vater vorgelegt. Ich brauche hier die Liebe nicht zu beschreiben, mit der ich den erlauchten Oberhirten gegen Sie erglühen sah. Sie wissen ohne Zweifel, daß die Pläne der römischen Oberhirten, ihre Sorgen und Bemühungen" — dahin sind zu rechnen die spanische Inquisition, der Dreißigjährige Krieg, die Austreibung der Salzburger, der Gun Powder Plot und derartiges mehr — „immer das eine Ziel gehabt haben, daß die eine und einzige Kirche, die Christus gestiftet hat, und die mit seinem Gottesblut erkauft worden ist, auf das eifrigste behütet und vollständig, rein und voll tätiger Liebe erhalten werde, und daß sie ihre Tür weit auftue für alle Menschen, die auf Erden Heiligkeit und ewige Freude im Himmel erlangen möchten. Der erlauchte Oberhirte ist daher erfreut über Ihr Vorhaben, in einfältigem Geiste und ohne Vorurteil einmal zu besehen, was die wesentliche Gestalt der Kirche oder ihr innerstes Wesen sei, und er hofft, daß unter dem Eindruck der ihr

eigenen Schönheit Sie alle Differenzen beseitigen und mit Erfolg dahin arbeiten werden, daß der mystische Leib Christi nicht mehr zerrissen und geteilt werde, sondern daß Einheit des Glaubens und der Kommunion endlich in der ganzen Menschenwelt obwalten möge. Mit herzlichem Dank dafür, daß Sie die Hilfe und Unterstützung des römischen Oberhirten für Ihr Vorhaben in Anspruch genommen haben, erlaubt sich Se. Heiligkeit, den innigen Wunsch auszusprechen, daß Ihre Erwartungen mit Erfolg belohnt werden möchten, und er fleht hierum JEsum Christum mit brünstigem Gebet an, um so mehr, als er, der Worte und Befehle Christi eingedenk, sich selbst als den erkennt, dem alle Menschen als Herde übergeben sind, und als den, in dem die Ursache und Quelle kirchlicher Einigkeit ist." Hinter feinere Phrasen hat sich der Ultramontanismus nie versteckt. Die Episkopalen jedoch, die bekanntlich in dem Projekt einer World Conference on Faith and Order*) die Führerschaft haben, fanden einen solchen Gefallen an dem Schreiben des päpstlichen Sekretärs, daß sie um Erlaubnis baten, es veröffentlichen zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde ihnen zuteil, aber offenbar befürchtete Se. Heiligkeit, daß man doch den Stachel im Schlußsatze des Briefes nicht gefühlt hätte, und antwortete daher ganz unmißverständlich: ja, die Antwort des päpstlichen Sekretärs, die allerdings „nur ein schwaches Abbild der Liebe des erhabenen Oberhirten" wiedergeben könnte, dürfe an die Öffentlichkeit gebracht werden, und der Papst wiederhole sein huldvolles Versprechen, das Unternehmen mit seinen Gebeten zu begleiten; denn er wolle „allen helfen, die sich von Vorurteilen freigemacht haben und jetzt mit aller Kraft sich bemühen, die Einheit des Glaubens und der Gemeinschaft, die Christus gestiftet und auf Petrum erbaut hat, wiederherzustellen und dahin zu wirken, daß alle, die den Christennamen tragen, sich in den Busen der liebevollsten Kirche begeben und mit Christo, dem Haupt, als Glieder verbunden werden möchten". Auch in dem Bericht D. Remensnyders über die Garden City-Konferenz wird dieser huldvollen Schreiben in Dankbarkeit gedacht; zwar rede der Papst, wie zu erwarten, der Kirche Petri das Wort; "yet we are glad to hear the pontiff express the Christian wish that by cooperation of men's minds, and likewise by the concord of their wills, unity of faith and communion may at last prevail throughout the world of men". G.

II. Ausland.

Daß man auch in England bereit ist, im Interesse der Herbeiführung einer äußeren kirchlichen Einigkeit wesentliche Stücke des christlichen Bekenntnisses preiszugeben, geht aus einem Komiteebericht hervor, in welchem Vertreter der englischen Staatskirche wie auch der Freikirchen Englands (Baptisten, Methodisten usw.) ihre Lehrstellung bekunden. Anlaß zu dem Schriftstück ist die "World Conference on Faith and Order", zu der man auch in England nun die einleitenden Schritte getan hat. (Vgl. unsere Notiz über die Garden City Conference in der letzten Nummer.) Hauptsächlich in zwei Stücken tritt in diesem Dokument eine gebrochene Stellung zu Fundamentalwahrheiten der Schrift hervor. Der Paragraph, in dem das gemeinschaftliche Komitee die zu kirchlicher Einigkeit nötige Übereinstim-

*) Unter "order" ist die episkopale Weihe — Ordination und Konfirmation durch einen Bischof aus apostolischer Sukzession — zu verstehen.

mung in der Lehre von der Autorität der Schrift in Sachen des Glaubens betont, lautet, wie folgt: "The Word of God is contained in the Old and New Testaments, and constitutes the permanent spiritual value of the Bible." "Contained in the Old and New Testaments" — das würde auch der Papst und würde auch die negative Kritik jederzeit unterschreiben. Die römische Kirche lehrt auch, daß die Bibel Gottes Wort enthält; doch seien außer der Schrift auch die Tradition der Kirche und die Offenbarungen, die von Zeit zu Zeit der Papst den Gläubigen erteilt, Quelle göttlicher Wahrheit. Und die liberale Theologie nimmt den Satz an mit der bekannten Beschränkung, daß in demselben Sinne, wenn auch nicht in gleichem Maße, die Werke eines Plato, Shakespeare, Goethe und Darwin Momente der Offenbarung des ewigen göttlichen Geistes enthalten. Noch bedenklicher ist aber der Umstand, daß in dem gemeinschaftlichen Bekenntnis dieser englischen Kirchenmänner jede Bezugnahme auf die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben fehlt. Voraussetzung ist demnach, daß die protestantischen Gemeinschaften der ganzen Welt eine Einigkeit willkommen heißen werden, in deren Lehrbasis das wichtigste Stück des Christentums ausgelassen ist. Man muß dem *Presbyterian* beistimmen, der in einer Besprechung dieser Vereinigungssätze zu dem Resultat kommt: "This statement of agreement of doctrines by the Churches of England at two fundamental points threatens the faith of the whole Church, and, if adopted, would have the Church exposed to all the wiles and darts of the devil and the destructive blasts of unbelief." G.

Es muß anders werden. In „Kreuz und Kraft", dem Blatte des Deutsch-Evangelischen Volksbundes, auf den wir bei dieser Gelegenheit wieder einmal nachdrücklich hinweisen möchten, lasen wir kürzlich einen Aufsatz aus Heinrich Stuhrmanns Feder mit der Überschrift: „Es muß anders werden", der auf manche Flecken hinweist, die der Krieg leider noch nicht von unserm Volke getilgt hat. Es heißt darin: „Wird's nicht anders, so ist der sittliche Bankerott unvermeidlich. Bußtagsglocken läuten, und Totensonntagsklänge tönen, auf den Schlachtfeldern stehen Millionen deutscher Männer im Kampfe für ihr Volk, und dies Volk der Heimat lebt zum großen Teil sein altes Leben weiter, vergnügt sich in Theatern und Kinos an seichten und oberflächlichen Darbietungen; ein Teil desselben Volkes schwelgt in Unzucht und Trunksucht, wenn deren ekelhafte Ausbrüche auch durch militärpolizeiliche Maßnahmen abgeschnitten werden; ein anderer Teil desselben Volkes schämt sich nicht, durch Lebensmittelwucher Bereicherung aus der Notlage des Vaterlandes zu ziehen. Wahrlich, die schwarzen Schatten aus der Tiefe, die einige Monate hindurch verdrängt waren, steigen wieder herauf. Hier gilt Luthers Wort: ‚Die Zeit des Schweigens ist vergangen, die Zeit des Redens ist gekommen.' Es muß anders werden! Der heiligste Krieg muß beginnen, der Krieg gegen die Volkssünden in jeder Gestalt. Soll's aber anders werden, so schlage jeder zuerst an die eigene Brust und bete: ‚Gott, sei mir Sünder gnädig!' Dann folge der Schlag an das Volksgewissen. Der heilige Gott zerschlägt Millionen Menschenleben und Menschenherzen. Und er wird und muß so lange zerschlagen, bis er das Gewissen unsers Volkes so getroffen hat, daß es sich in Buße und Anbetung vor ihm beugt. Aus zerschlagenen Steinen baut er seinen Tempel. Aus zerschlagenen Gewissen richtet er uns ein neues Deutschland auf. Und dann — ja dann wird's anders werden." (D. a. G.)

Vettez und die Verbalinspiration. In seinem Buche „Die Bibel Gottes Wort" schreibt der unlängst verstorbene Naturforscher und Apologet Fr. Vettez über die Inspiration der Heiligen Schrift: „Gegen diese Bibel wurden von jeher Einwände genug laut. Und heutzutage schießen sie wie Pilze auf. Selbst bei solchen Christen, die doch gern glauben möchten, sonderlich unter den Gebildeten, werden Einwände gegen die Inspiration laut, ja, ist die Ansicht fast allgemein geworden, an dem mittelalterlichen Inspirationsbegriff der Heiligen Schrift könne man heutzutage nicht mehr festhalten. Um diesen Einwänden zu begegnen, müssen wir auf den Begriff der Persönlichkeit zurückgehen. Eine Persönlichkeit ist ein Mittelpunkt von Kräften, die sie bewußt oder unbewußt, wo sie geht und steht, ausströmt. Sie ist ein Geist, der unaufhörlich nach oben oder nach unten andere beeinflußt und begeistert; denn worin soll sonst die Tätigkeit eines Geistes bestehen? . . . Inspiration heißt ‚Einhauchung', und das All zerfiele in das einstige Nichts, hörte Gott auf, ihm immerfort Leben und Geist einzuhauchen. Diese Inspiration ist zuerst eine allgemeine der Lebenskraft überhaupt. Seinen Kindern aber verspricht Gott seinen Geist, den Heiligen Geist. Er schenkt ihn im höheren Maße denjenigen, die er zu großen Taten in seinem Reiche bestellt. ‚Die heiligen Männer haben geredet, getrieben vom Heiligen Geiste.' Wie kommt denn eine immer geistlosere Welt und leider auch mancher Christ dazu, die Bibelinspiration als einen unverständlichen und veralteten Begriff aufzugeben? Sie ist vielmehr, wenn wir überhaupt einen Gott annehmen, der Geist ist und sich seinen Geschöpfen offenbart, eine so unbeweisbare Folgerung und eine so klare Vorstellung, daß wir sie a priori feststellen müßten, wenn die Bibel nichts davon sagte. Aber dieses göttliche Wort wiederholt nicht nur hundertfältig: ‚Und das Wort des HErrn kam zu . . .', sondern sagt ausdrücklich: ‚Ich will mein Wort in deinen Mund legen.' Das heißen wir Inspiration. Schon die Heiden wußten es: ‚Es gibt Worte, von Gott eingegeben.' Ja, an eine Inspiration glauben wir immer noch, sagen manche Christen, aber nicht mehr an die nun unhaltbar gewordene Verbalinspiration (als ob diese nicht von jeher der menschlichen Weisheit unhaltbar vorgekommen wäre). Und wir sagen: Um eine Nichtverbalinspiration geben wir wenig. Eine solche verflüchtigt sich beim Anfassen zu Nebel oder zu einem bloßen Trieb des Geistes, Gutes und Wahres zu sagen, wie Augustin und Luther ihn auch empfanden. Auf das heiße Sehnen und Fragen der Seele: ‚Wo finde ich sichere, felsenfeste, absolute, auch wörtliche, buchstäbliche, nicht menschliche, sondern göttliche Wahrheit?' antwortet sie: ‚Die Bibel enthält Inspiriertes und Nichtinspiriertes, Ganzwahres und Halbwahres, von Gott eingegebene Sprüche und von frommen Menschen auf eigene Art Ausgedrücktes, nebeneinander Mehr- und Minderwertiges; der Gedanke ist wohl sicher, der Wortlaut aber nicht.' Auch hier die Verkennung des absoluten Wertes des Wortes und jedes Wortes. Wir sagen: Wankt das Wort, so wankt der Sinn. Sollen wir aber bestimmen, was in der Bibel nach seinem uns wichtig oder unwichtig, heilsgeschichtlich oder nicht heilsgeschichtlich dünkenden Inhalt inspiriert ist oder nicht, so meistern wir das Wort Gottes und sind der eigenen und anderer Willkür preisgegeben. Was soll ich mit diesem Halbglauben an eine halbe Wahrheit anfangen? Wo, wie soll ich da scheiden? Bei jedem Bibelwort fühle ich mich wieder von Zweifeln umnachtet. Wer sich nicht bis zum geistigen Schauen einer völligen göttlichen Inspiration emporschwingen kann,

sollte doch wenigstens zum Glauben sich hindurcharbeiten, daß der Gott, dessen Vorsehung sich auf die Sperlinge und die Haare auf unserm Haupte erstreckt, gewollt hat, daß ein Buch, vermittelst dessen er viele Millionen Seelen aus der Finsternis zum Lichte führen wollte, also und nicht anders geschrieben ward. Er will aber mit Wahrheit und nicht mit Lüge seine Menschen zu sich führen." Im letzten Abschnitt faßt Vettex noch einmal kurz den Bibelglauben zusammen und schreibt: „Die Bibel ist die göttliche Offenbarung, ohne welche wir von Gott abgefallenen Menschen ihn nie erkennen könnten. Sie ist dadurch geschehen, daß der Heilige Geist je und je einen Menschen begeisterte, erfüllte, inspirierte, so daß er nicht anders konnte, als eben das sagen und schreiben, was der dreieinige Gott durch ihn seiner Menschheit mitteilen wollte. Diese Männer waren aber keine willenlosen Werkzeuge, ebensowenig wie ein Christ, der aus vollem Herzen das Vaterunser Christo nachbetet. Sie schreiben einen individuell verschiedenen Stil; denn die göttliche Inspiration vernichtet nicht, sondern erhöht die Individualität. Sie konnten sich nicht täuschen und ihr Wort für des HErrn Wort halten, selbst nicht in sogenannten Nebensachen; denn Gott wollte, daß durch sie eben das, nur das und nichts anderes der Menschheit gesagt werde, und Gott kennt keine Nebensachen. Die Bibel ist also wirklich inspiriert, und ein Christ muß die ganze Bibel glauben; denn sie ist ein Ganzes, und der Mensch darf sich nicht herauswählen, was er glauben will und was nicht. Auch die in der Bibel erzählten Wunder, selbst die noch so vernunftwidrigen, hat der Christ zu glauben; denn es gibt keine vernünftigen Wunder, sondern nur übervernünftige, und es ist kindisch, zwischen leichteren und schwereren, und unbiblisch, zwischen heilsgeschichtlichen und andern Wundern zu scheiden. Vor allem aber glaubt der Christ dem Wunder aller Wunder, Christus, Gott von Ewigkeit, Mensch geboren aus der Jungfrau, für unsere Sünde gestorben und am dritten Tage auferstanden. Dieser JEsus aber spricht: ‚Bis daß Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüttel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe'; er wiederholt immer und immer wieder: ‚Es steht geschrieben'; er versichert: ‚Die Schrift kann nicht gebrochen werden.' Und auf Grund dieser Worte seines HErrn greift der Christ, dessen Seele am unaufhörlichen Wechsel der Dinge, an der stets uns unter den Händen zerrinnenden Erscheinung genug hat, der des eintönigen und hohlen Liedes des menschlichen Wissens und Könnens herzlich satt und der Lüge der Welt in sich und um sich unaussprechlich müde geworden ist, zu diesem göttlichen Worte und findet dort absolute Worte, Felsen der Ewigkeit, und an ihm wird das Wort Christi wahr: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." — So schrieb Vettex 1898. Uns ist nicht bekannt, daß er seine Stellung zur Lehre von der Wortinspiration später modifiziert habe. Doch ist er dem in „Die Bibel Gottes Wort" und auch sonst so klar ausgesprochenen Grundsatz von der Irrtumslosigkeit der Schrift in der Behandlung mancher Stellen nicht treu geblieben. In seiner Auslegung von Bibelworten kommen bei Vettex, auch gerade wo er die Übereinstimmung von Schrift mit Wissenschaft belegen will, zuweilen Verkehrtheiten vor. Ohne sich dessen vielleicht bewußt gewesen zu sein, hat Vettex die ihm irrtumsfreie Schrift an manchen Stellen im Interesse geologischer und astronomischer Spekulation doch allerhand sagen lassen, was eben die Worte der heiligen Schreiber nicht sagen. G.

Daß das Alte Testament ursprünglich in Keilschrift geschrieben, ist die Position des Ägyptologen Edouard Naville, die er in seinem Werke „Die Archäologie des Alten Testamentes“ *) vorträgt. Naville glaubt, daß die jetzt allgemein zugestandene Verbreitung der babylonischen Keilschrift zur Zeit Mosis im westlichen Kleinasien und bis nach Ägypten hinein kaum eine andere Annahme zuläßt, als daß Moses am Hofe Pharaos mit der Keilschrift bekannt geworden ist. Aus Jes. 8, 1 folgert er, daß noch zu jener Zeit zwei Schriftarten unter den Juden bekannt waren, die durch den Gebrauch der Männer Gottes geheiligte Keilschrift und die „Schrift eines Menschen“, das aramäische Alphabet. Esra soll dann die auf Tontafeln geschriebenen Bücher des Alten Testaments in die aramäische Sprache umgeschrieben haben, weil das Aramäische immer mehr Landesidiom geworden war. Später habe noch eine Umarbeitung, diesmal ins Hebräische, stattgefunden. Daß diese Theorie Navilles gewisse Fragen den biblischen Text betreffend erledigen, dafür aber neue Probleme hervorrufen würde, ist ja klar. Man wird W. Nowack recht geben, der in einer zweimal erfolgten Umgestaltung des alttestamentlichen Textes nach dem 5. Jahrhundert eine Behauptung sieht, für die in der jüdischen Überlieferung jeder Beweis fehlt. Und doch legt Naville in dieser Schrift ein solch gewaltiges Zeugnis ab für die Authentie besonders des Pentateuchs, daß man ihr wohl auch aus diesem Grunde von negativer Seite ein abfälliges Urteil gesprochen hat. Naville findet vor allem in den Bezugnahmen auf Ägypten und ägyptische Verhältnisse Belege für die mosaische Urheberschaft des Pentateuchs. Was er über diesen Gegenstand sagt, verdient als das Zeugnis eines der bedeutendsten lebenden Ägyptologen gewiß Beachtung. Aus der für die Kritik scheinbar bedeutungslosen Stelle 1 Mos. 13, 10 zieht Naville einen geradezu schlagenden Beweis für die mosaische Verabfassung der Genesis. Von der Geschichte Josephs urteilt er: „Sie ist ganz offenbar von einem geschrieben worden, der Ägypten gut kannte, mit seinen Gebräuchen vertraut war und am Hofe und mit Pharao selber Umgang hatte.“ Das wird an der Hand einer ganzen Anzahl hochinteressanter Beispiele ausgeführt. „Wie man eine Erzählung, die so genau die Zeit und Ortsverhältnisse wiedergibt, unter denen die Handlung vor sich geht, vier verschiedenen Autoren“, wie die negative Kritik das tut, „zuweisen kann, die dazu noch mehrere hundert Jahre später und in einem fremden Lande gewohnt haben sollen, ist mir unverständlich.“ Vom ersten Kapitel des zweiten Buches Mose urteilt Naville, es sei so durchaus ägyptisch in seiner Eigenart, daß es unmöglich von einem palästinensischen Autor herrühren könne. Vor allem aber betont Naville die „wunderbare Einheit der Genesis“, die von allen ungläubigen Kritikern übersehen werde, daß nämlich „von den ersten Kapiteln an jede Erzählung mit der Absicht gewählt ist, die einzigartige Bedeutung des Volkes Israel vor der übrigen Menschenwelt hervorzuheben“. Er weist darauf hin, daß sich auf diese Weise auch das Fehlen mancher für den Gang der Erzählung wichtigen Momente erkläre; sie dienten dem Hauptzweck des Buches nicht: Israel darzustellen als das Volk der Wahl. Zu betonen ist, daß die Zeugnisse, die Naville für die mosaische Abfassung des Pentateuchs bringt, in ihrer Beweiskraft durch-

---

*) *Archaeology of the Old Testament.* Was the Old Testament Written in Hebrew? By Edouard Naville. New York, Fleming H. Revell Company. 212 Seiten 5¼×8¾. Preis: $1.50.

aus unabhängig sind von seiner Hypothese einer keilschriftlichen Urschrift des Pentateuchs und ihren vollen Wert behalten, auch wenn die Urschrift des Pentateuchs nicht babylonisch, sondern hebräisch gewesen ist. Die Hauptthese Navilles können wir uns, auch abgesehen von allen andern Bedenken, nicht aneignen, weil sein Beweis lediglich auf geistreicher Konstruktion und nicht auf biblischen Zeugnissen beruht. Was der Verfasser dagegen als Ägyptolog sagt, hat bedeutenden Wert und läßt Bibelglauben und Forschung einmal wieder in vollkommenem Einklang erscheinen. G.

Daß im Notfall auch elektrische Lichter vor katholischen Altären als „ewige Lampe" dienen können, ist am 23. Februar dieses Jahres unfehlbar festgelegt worden. In einem Reskript des Ritualkomitees der Kurie vom Jahre 1864 war die Beleuchtungsmethode für diesen Zweck, wie folgt, angegeben worden: „Wo die Verhältnisse es erheischen, ist es der Weisheit des Pfarrers überlassen, daß in Ermangelung des" (eigentlich vorschriftlichen) „Olivenöls auch andere, wo möglich, vegetabilische, Öle oder Bienenwachs und schließlich auch elektrisches Licht für die ewige Lampe vor dem Sakrament gebraucht werden, wenn es der Heilige Vater gestattet." Jetzt wird gemeldet, daß der Papst hierzu seine Erlaubnis gegeben hat in solchen Fällen, in denen die Beschaffung des Olivenöls entweder mit großen Schwierigkeiten oder mit zu großen Kosten verbunden wäre. G.

Russisch-orthodoxe Statistik. Ein Auszug des letzten Berichtes des Prokurators der heiligen Synode der russisch-orthodoxen Kirche bringt folgende interessante Daten: Das russische Gebiet in Europa und Asien ist in 69 Diözesen oder Eparchien eingeteilt. Außerhalb der russischen Grenze hat die russische Kirche die nordamerikanische Diözese, zu welcher alle orthodoxen Russen gehören, die in den Vereinigten Staaten zerstreut sind, unter ihrer geistlichen Aufsicht. Die Klerisei zählt 3043 Erzpriester, 47,403 Priester, 14,868 Diakonen und 45,556 kirchliche Sänger. Der Mönchsklöster gibt es 538, einschließlich 71 bischöflicher Wohnsitze. 294 Klöster und Eremitagen wurden vom Staate unterstützt, und 193 Klöster sind auf ihre eigenen Einkünfte angewiesen. Sie beherbergen 11,332 Mönche und 9603 Novizen. Der Nonnenklöster gibt es 467, in denen 16,285 Nonnen und 54,903 Novizen sich befinden. Demnach zählt der reguläre Klerus der russischen Kirche an Mönchen und Nonnen 1005 Klöster und 92,123 Glieder. Es gibt in Rußland 53,902 Kirchen, 23,204 Kapellen und Gebetshäuser, 31,947 Bibliotheken, die entweder mit den bischöflichen Wohnungen oder Parochien in Verbindung stehen, und 57 Gesellschaften für kirchliche Archäologie. Die vier kirchlichen Akademien: Petrograd, Moskau, Kiew und Kasan, haben 170 Lehrer und 964 Studenten. Die Unterstützung, die den Klöstern seitens des Staates gewährt wird, beträgt die Summe von 440,000 Rubeln [$220,000]. Das Land, welches die Klöster besitzen, wird auf 800,000 Acker geschätzt. 55 Kirchen im Auslande wurden von russischen Geistlichen bedient. (Ev. Kztg.)

Über ein Aufleben des offiziellen Götzendienstes in China berichtet die Deutsche China-Alliance-Mission Barmen in einem Rundschreiben vom 12. Januar 1916. In Ningtu wurde ein neuer großer Götzentempel gebaut. An manchen Orten beteiligen sich die Regierungsbeamten wieder an Götzenprozessionen. Ferner werden die Christen wiederum aufgefordert, Beiträge für Götzenfeste und andere heidnische Veranstaltungen zu geben, und im Verweigerungsfalle geschlagen oder beraubt. (Wbl.)

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.

Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

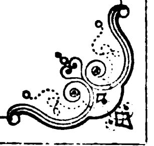
Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — Juni.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.



Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. Juni 1916. Nr. 6.

Was haben wir von der Wirksamkeit und den Bestrebungen der Anti-Saloon League zu halten, und dürfen wir als Kirche und als Bürger mit ihr Gemeinschaft machen?

Der unmäßige Gebrauch des Alkohols hat schon viel Jammer und Elend über unsere Mitmenschen gebracht. Wie mancher Dichter, wie mancher Arzt, wie mancher Advokat, wie mancher Prediger, wie mancher Handwerker, wie mancher Mann und wie manche Frau sind schon an dem übermäßigen Genuß des Alkohols zugrunde gegangen! Es ist ein Erfahrungssatz, der keines Beweises bedarf, daß der unmäßige Gebrauch des Alkohols leiblich, geistig und geistlich den Menschen zerrüttet. Der Säufer ist einem Heer von Krankheiten ausgesetzt; denn der Alkohol, wenn unmäßig genossen, schwächt Magen und Nieren, Lungen und Leber, Herz und Gehirn, Muskeln und Nerven. So zerstört er auch die geistige Kraft des Menschen, den Verstand, den Willen und das Gedächtnis. Wohl regt der Alkohol Menschen zeitweilig zum schärferen Denken an, aber nachdem seine Wirkungen vorüber sind, erschlafft der Mensch desto mehr, und er muß wie der Morphiumesser immer größere Dosen gebrauchen, um sich anzuregen, bis endlich die Grenze erreicht ist, und er wie ein ausgebranntes Haus in sich selbst zusammenbricht und nicht mehr fähig ist, einen vernünftigen Gedanken zu fassen. Physiologen widerlegen die Verleumdungen der Römischen, daß Luther ein Säufer gewesen sei, durch den Hinweis darauf, daß er nimmermehr die ungeheure geistige Arbeit hätte leisten können, wenn er ein Alkoholiker gewesen wäre. Der Alkohol zerstört den Willen des Menschen. Was für ein armes, willenloses Geschöpf ist doch der Säufer! Er, der früher in weltlichen Dingen wußte, was er wollte, der da sagte: Das tue ich, und das tue ich nicht, der wird jedermanns Knecht und Narr, der ihm ein Glas Branntwein anbietet. In gleicher Weise, wie die andern Seelenkräfte leiden, leidet auch das Gedächtnis. Der Säufer behält wenig von dem vielen, das er hört, und vergißt viel von dem wenigen, das sich seinem Gedächtnis eingeprägt hatte.

Aber das Traurigste ist, daß der unmäßige Genuß des Alkohols den Menschen auch geistlich zerrüttet und das Sittlichkeitsgefühl des Menschen untergräbt. Die Heilige Schrift sagt Spr. 23, 31—33: „Siehe den Wein nicht an, daß er so rot ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein; aber danach beißt er wie eine Schlange und sticht wie eine Otter. So werden deine Augen nach andern Weibern sehen, und dein Herz wird verkehrte Dinge reden“ und Spr. 20, 1: „Der Wein macht lose Leute, und stark Getränk macht wild; wer dazu Lust hat, wird nimmer weise.“ Was dem Fressen und Saufen folgt, sagt Röm. 13, 13: „Kammern und Unzucht, Hader und Neid.“ Der unmäßige Gebrauch des Alkohols ist dafür verantwortlich, daß Tausende unserer Mitmenschen, unserer Brüder nach dem Fleisch, Mörder und Ehebrecher geworden sind.

Der Alkoholiker bringt auch Jammer und Elend über seine Nachkommenschaft. Bekannt ist, daß die Kinder der Säufer oft schwächlich sind und nicht selten den Appetit für Alkohol mit auf die Welt bringen. „Der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied“, dieses Wort findet auch hier seine Anwendung. Wieviel Armut und Entbehrung bringt der Säufer auch über seine Familie! Das Geld, mit dem er seiner Familie Essen und Trinken, Kleider und Schuhe kaufen könnte, wird dem Wirtshausbesitzer hingetragen. Man folge einem Betrunkenen nach Hause. Was wird man in der Regel hören, wenn er nach Hause gekommen ist? Wüste Schimpfworte, Flüche, das Jammern der Kinder, die da weinen, weil die Mutter geschlagen wird. Die Heilige Schrift sagt: „Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Zank? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohn' Ursach'? Wo sind rote Augen? Nämlich, wo man beim Wein liegt und kommt auszusaufen, was eingeschenkt ist“, Spr. 23, 29. 30.

Aber der Alkoholiker macht nicht bloß sich selbst unglücklich, trägt nicht bloß Jammer und Elend in seine Familie hinein, sondern er ist auch seinen Mitmenschen eine Last, an der alle zu tragen haben. Unsere Armenhäuser, Hospitäler und Gefängnisse könnten viel kleiner, unsere Steuern viel geringer, unsere Polizei weniger zahlreich sein, wenn es keine Säufer gäbe. Wie viele Menschen sind schon auf der Eisenbahn umgekommen, weil der Mann am Hebel unter dem Einfluß des Alkohols war und nicht klar denken konnte, oder weil er den Hebel der Lokomotive mit flimmernden Augen und taumelnden Sinnen regierte! Kurz, der unmäßige Gebrauch des Alkohols — das wird jeder zugeben müssen — hat schon viel Jammer und Elend in die Welt gebracht.

Da entsteht die Frage: Soll die Kirche dem Jammer und Elend nicht steuern helfen? Daß die Kirche diese Pflicht hat, wird kein Christ verneinen. Klar steht geschrieben: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen, und betet für sie zum HErrn; denn wenn es ihr wohl geht, so gehet es euch auch wohl“, Jer. 29, 7.

Nun hat sich eine große Vereinigung gebildet, die Anti-Saloon

League, die, wie schon ihr Name besagt, sich die Ausrottung des Saloons wie überhaupt des Handels mit Alkohol zur Aufgabe gemacht hat. Diese Vereinigung ladet auch unsere lutherischen Gemeinden immer wieder ein, mit ihr Gemeinschaft zu pflegen, ja, schiebt es uns als Kirche geradezu ins Gewissen, ihre Arbeit zu der unsrigen zu machen. Sie argumentiert so: Jeder Christ muß doch um das Wohl seines Mitmenschen besorgt sein. Klar liegt am Tage, wieviel Jammer und Elend der Alkohol angerichtet hat und noch immer anrichtet, und darum ist es eure heiligste Pflicht, mit uns den Ausschank des Alkohols zu bekämpfen und auszurotten, wenn ihr überhaupt noch unter den Kirchen als Kirche gelten wollt. Sagt doch die Anti-Saloon League in der Schrift "The *Church* in Action against the Saloon, an Authoritative Statement of the Movement Known as the Anti-Saloon League" folgendes (S. 58): "The movement will help cold churches because it will compel them to take a stand, or cease to be respectable as churches." Klar sagt die Anti-Saloon League in dieser Schrift, die ihr Wesen, ihre Ziele und Zwecke darlegt, und die immer wieder in diesem Artikel zitiert werden wird: wenn wir uns nicht mit ihr vereinigten und ihr Werk zu dem unsrigen machten, so würden wir das Ansehen als Kirche unter den Kirchen verlieren.

Die League hat auch Erfolge zu verzeichnen. Sie rühmt, daß der Anfang des Endes ihres Kampfes schon in Sicht sei. Es sei ihr gelungen, schon ganze Staaten „trockenzulegen". Unsere Staatsmänner hätten Respekt bekommen vor der Macht der League. Die Annahme der Webb Bill, die den Versand spirituoser Getränke in „trockene" Staaten verbietet, hat sie siegreich in Washington durchgesetzt. Sie schreibt im *American Issue* vom April 1913 (S. 3): "Nation-wide prohibition will in the not extreme far distance prevail." Die Brauer und Branntweinbrenner haben auch große Angst vor der Macht und Angriffslust der streitbaren League. Das *National Liquor Dealers' Journal* stellte nach Annahme der Webb Bill folgende trübselige Betrachtung an: "The greater significance of the enactment lies in the exhibition of the power the Anti-Saloon League seems to exercise in the land. It was looked upon as a joke when it confined its operations to the cities and counties. The people sat up and took notice when it succeeded in control of States. But in the passage of this iniquitous law it has taken the greatest nation on earth by the throat and made it surrender. The organization that can do that is not to be poo-hooed, or temporized with, or fooled with. The influence that gave it this triumph in the Congress of this land is something to be alarmed at. What does it mean for the future of the industry in the United States? What, rather, may it not mean? There's no telling what excesses a band of crusaders who can do that may go to. And there's no telling what madness of policy pliant and subservient statesmen may not help them to impose on a free people." Die *Brewers' Review*

jammert: "The challenge has been sounded. The death-grapple has begun. Is the brewing trade going to allow itself to be strangled to death? That is the question before the trade. The passage of the Webb Bill by Congress has demonstrated that the last great stage of the fight of one-half century has been entered upon. The small, but well-defined army of the enemies of happiness, liberty, health, and morality terrorizes our public men to that degree that Congress voted 240 against 60 (100 not voting) to outlaw the drink traffic in interstate commerce. The greatest blow has been struck, and struck successfully. It has been demonstrated that the enemy is in possession of the citadel of the nation. Prohibition is no longer a local issue. The last stage has been reached. Prohibition is a national danger. The enemy has shown that he is the controlling power in Washington. The enemy is not resting on his laurels. He is already marching forward to the next battle, and he knows what the next step is." Wir sehen, die Brenner und Brauer machen kein Hehl aus ihrer Furcht vor der Anti-Saloon League.

Die Frage nun, die wir beantworten wollen, lautet: Könnten und sollten wir uns als Kirche mit der Anti-Saloon League identifizieren und Hand in Hand mit ihr arbeiten, wie andere Kirchengemeinschaften es tun? Die Antwort ist ein entschiedenes Nein. Unser erster Grund ist der, daß die Anti-Saloon League nicht als eine bürgerliche Gesellschaft auftritt und auch keine bürgerliche Gesellschaft sein will, sondern sich als Agentin, als Organ der Kirche Gottes aufspielt. Die Schrift, in der sie ihr Wesen beschreibt und die Mittel darlegt, durch welche sie ihre Zwecke erreichen will, nennt sie "The *Church* in Action against the Saloon". Seite 15 schreibt sie: "The League is a *religious* movement, but not an ecclesiastical organization. It *vitalizes* religion by gearing it to the machinery of practical affairs." Das Lehren des Wortes Gottes ist nicht genug und belebt die Kirche nicht. Die Kirche muß an dem Werk der Anti-Saloon League teilnehmen, wenn recht und gut gefahren, und Leben in die Kirche gebracht werden soll. Daß sie als Repräsentantin der Kirche dem Volk Moral beibringen will, sagt sie Seite 29: "Mindful of the dignity of the united Church, which it represents, the League prefers to be a *moral* leader rather than a moral scavenger." Sie tritt als Agentin der Kirche auf, die Zugang zu den Kanzeln haben will und in vielen Kirchen auch hat. Seite 51 lesen wir: "The strategic position as the *agency of the Church,* with *access to the pulpits.*" Das sollte also jedem klar sein, daß die League als Repräsentantin, als Agentin, der Kirche handeln, die Arbeit der Kirche tun und durch ihre Arbeit auf religiösem Gebiet etwas erreichen will.

Was will sie nun erreichen? Auch darüber läßt sie sich deutlich vernehmen. Sie will die Menschheit durch ihre Arbeit zu Gott zurückbringen. Seite 22 lesen wir: "It is not proposed as a

reform save in the broadest sense. It claims no interest apart from enlightened citizenship and a vital piety. It is more than an effort to close a few saloons. It is a part of the upward sweep of the ages. It will *hasten the movement of humanity back to God* by removing the greatest obstacle standing between humanity and God." Sie will erreichen, daß die Kirche einen "square deal" erhält, und durch ihre Wirksamkeit wird das Gebet der Schwachen und Hilflosen erhört. Seite 46 heißt es: "Such phenomenal success would not have been possible without the blessing of Almighty God upon the movement, and His guidance of the men who have seen the vision, consecrated themselves, abandoned their prospects, and become wanderers upon the face of the earth and strangers to their families, that the Church of the living God may have a *square deal* and a fair field in her efforts to uplift all men. Through the sacrifice and devotion of Christian men and women, the League is *answering the prayers* of the weak and helpless." Sie will durch ihr Werk helfen, daß die Menschen Christo zugeführt werden; denn auf Seite 47 lesen wir, wie folgt: "It is true that the Churches are overwhelmed with appeals; but this merely emphasizes responsibility for discriminating choice of objects. For what does a Church exist if not to give the most effective organized response to the appeals of legitimate objects which tend to *lead men to Christ?* And what will count for more in giving the Church a chance to *save struggling sinners* than to destroy the saloon?" Klar dürfte aus diesen Aussprüchen jedem sein, daß die League durch ihre Wirksamkeit helfen will, die Menschen zu retten, mit Gott zu vereinigen und Christo zuzuführen.

Aus dem Vorstehenden geht bereits hervor, daß die Anti-Saloon League das Christentum auf den Kopf stellt und aufhebt und, wie der Papst und die Logen, durch Werke in den Himmel bringen will. Die Buße und die Vergebung der Sünden um Christi willen wird nie betont, ja nicht einmal von dieser Agentin der „Kirche" erwähnt. Sie kennt weder das Gesetz noch das Evangelium. Liest man ihre Schriften und sonderlich die Schrift, die hier angeführt wird und ihr Wesen beschreibt, so sieht man, daß sie nur das *eine* Gebot lehrt und treibt und den Menschen ins Gewissen schiebt: Du sollst Alkohol weder ausschenken noch dir einschenken lassen. Dieses Gesetz ist zugleich auch ihr Evangelium; denn wer sich nach diesem Gesetz richtet, der wird Christo zugeführt, erlöst und gerettet werden, und ein rückständiger, ehrloser Mensch ist der, der dieses helle Licht, das von der League in die Welt hinausstrahlt, nicht sieht. Einige reiche Leute sehen schon dies helle Licht, sehen schon, daß durch die Wirksamkeit dieser League die Menschheit erlöst und gerettet wird, denn sie opfern große Summen für diesen Zweck. Seite 50 heißt es: "The growing influence of the League has commenced to commend it to a few people of large means, who can see that promotion of a movement which creates righteous public

sentiment, and then utilizes it to define and settle this concrete moral issue, is a short road to the purification of politics and a long step toward the redemption of the race." Die League wiederholt immer wieder, daß sie durch ihre Tätigkeit die Menschen zu Christo führen will. Seite 47: "For what does a Church exist if not to give the most effective organized response to the appeals of legitimate objects which tend *to lead men to Christ?* And what will count for more in giving the Church a chance to save struggling sinners than to destroy the saloon?" Durch Gesetzerlassung und Gesetzvollstreckung will die League den Alkoholhandel vernichten und dadurch die Menschen zu Christo führen. Ihr Wort und Sakrament ist Agitation, Gesetzerlassung und Gesetzvollstreckung gegen die Brenner, Brauer und Gasthofbesitzer. Die christliche Lehre von der Buße und dem Glauben an Christum ist für sie gar nicht vorhanden; ja, die Lehre verachtet sie, "because it intensifies differences" (S. 64). Es kommt ihr nur auf die Moral an, und die besteht bei ihr im großen und ganzen in der Enthaltsamkeit von alkoholhaltigen Getränken. Kein anderes Werk zählt so viel und wiegt so schwer bei ihr als dieses. Sie preist der Kirche diese ihre Morallehre als das eine große Heil an, und ihr ist ihre Enthaltsamkeitslehre der Mittelpunkt aller Lehren, das Herz der Kirche, der Hauptartikel, der der Kirche nicht nur Leben geben, sondern sie auch am Leben erhalten und vor dem geistlichen Tode bewahren soll. Uns ist und muß aber die Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben der Mittelpunkt aller Lehren, das Herz der Kirche, der wichtigste Artikel sein und bleiben, ja der Artikel sein und bleiben, mit dem die Kirche steht und fällt. Die Kirche, die mit der Anti-Saloon League Gemeinschaft macht, ihr Wesen und ihre Ziele billigt und ihre Mittel gebraucht, hat schon den Beweis geliefert, daß sie nicht mehr im Evangelium lebt und dasselbe nicht mehr für den eigentlichen Schatz der Kirche hält; denn sie hat die Moral in den Vordergrund gerückt und ist von einer Kirche zu einem Reformverein herabgesunken. Schließlich kommt nach diesem Rezept eine Kirche dahin, wo die Glieder der Woman's Christian Temperance Union schon angelangt sind, die im Interesse ihrer Agitation das heilige Abendmahl verstümmeln und die Heilige Schrift kritisieren und korrigieren. Ging doch der Eifer dieser Weiber im Staate Michigan so weit, daß sie ein besonderes Komitee einsetzten, das die Kirchen bewegen sollte, beim Abendmahl anstatt „des Teufelskelchs" ungegorenen Traubensaft (grape-juice) zu benutzen. Der Bericht dieses Komitees lautet: "While the 'Cup of Devils' is given to a communicant at the Lord's table in any of our churches, there is no time for the W. C. T. U. of Michigan to call a retreat in the holy war for clear brains and happy homes." Mit diesen fanatischen, hysterischen, gottlosen, lästernden Weibern macht die Anti-Saloon League Gemeinschaft, und mit ihnen würden daher auch die Kirchen sich identi-

fizieren, die mit der League Gemeinschaft machten. Aber jedem verständigen Christen muß es doch klar sein, daß man mit solchen Fanatikern, die bereit sind, den Heiland zu kritisieren (man denke an Joh. 2, 1—11) und das Wesen des Christentums, das Evangelium, aufzuheben, keine Gemeinschaft machen kann. Wir würden in dem Fall nicht nur dazu beitragen, die Leute zu Pharisäern anstatt zu Christen zu machen, nicht nur sie anleiten, das Christentum in der Enthaltsamkeit von gewissen Getränken anstatt im Glauben an JEsum Christum zu suchen, sondern wir würden auch die Menschen belehren, den Sohn Gottes zu korrigieren und zur Schule zu führen. Wir wollen mit diesem Unverstand und mit dieser Gottlosigkeit unverworren bleiben. Wir wollen lehren und predigen, was der Kirche befohlen ist: Buße und Glauben, Gesetz und Evangelium. Dies Wort wird nicht ohne Frucht bleiben. Das Evangelium wird immerfort Menschen zum Glauben bringen, und die Gläubigen werden durch Gottes Gnade ehrbar wandeln als am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid (Röm. 13, 13).

Ferner dürfen wir als Kirche auch deswegen mit der Anti-Saloon League keine Gemeinschaft machen, weil sie etwas zur Sünde macht, was keine Sünde ist, und so den Christen ihre christliche Freiheit raubt. Sie macht nicht bloß den Mißbrauch, sondern auch den rechten Gebrauch geistiger Getränke zur Sünde. Bliebe sich die League konsequent, so müßte sie schier alle Dinge verbieten, weil alle Dinge von den Menschen gemißbraucht werden können und auch schon gemißbraucht worden sind. Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Herstellung und der Verkauf von Waschleinen gesetzlich verboten werden sollte, weil sie sehr gefährlich sind. Die Anti-Saloon League will ja den Handel mit Spirituosen nicht regulieren, den Ausschank nicht reformieren, sondern, weil an sich sündlich, zerstören. Sie schreibt Seite 20: "Opposition to the liquor-traffic is not a debate for points nor a parlor game; it is a *war of extermination*" und Seite 21: "Its work is not to uplift the individual drunkard, but to remove the cause of his degradation. It is not an anti-vice association, a purity crusade nor a mere law-enforcement bureau, but is something greater. It is the united *Church Militant* engaged in the *overthrow* of the liquor-traffic." Seite 11 sagt sie: "It wastes no time trying to reform the traffic; for an institution which outrages the divine law of love will never obey the police regulations of men." Wir sehen aus diesen Aussprüchen, daß sie die Herstellung, den Kauf und Verkauf und das Trinken von alkoholischen Getränken für an sich sündlich hält. Nach der Schrift aber steht es so: Es ist in der Schrift nirgends die gänzliche Enthaltsamkeit von Wein und alkoholhaltigen Getränken geboten. Es steht vielmehr so, daß der mäßige Gebrauch dieser Getränke über allen Zweifel in der Freiheit eines Menschen steht. Der HErr Christus hat selbst nicht nur Wein hergestellt, sondern auch getrunken, wie klar aus der

Stelle Luk. 7, 33. 34 hervorgeht: „Denn Johannes der Täufer ist kommen und aß nicht Brot und trank keinen Wein, so sagt ihr: Er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist kommen, isset und trinket, so sagt ihr: Siehe, der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer!" Wer Wein recht gebraucht, der tut damit kein gutes Werk, aber es kann ihm auch nicht zur Sünde gemacht werden. Es ist das ein freies Mittelding, das man tun oder auch lassen kann, ohne zu sündigen. Die Anti-Saloon League aber macht eine Sache, die Gott freigelassen hat, zu einer schrecklichen Sünde, ja zu einer Wurzel alles Übels.

Würde die Anti-Saloon League als eine bürgerliche Vereinigung nur den Mißbrauch des Alkohols bekämpfen, würde sie für die rechte Regulierung des Verkaufs und Ausschanks der starken Getränke eintreten, so könnten wir zwar nicht als Kirche, wohl aber als Bürger ihre Sache unterstützen; aber da sie eine Sache, die Gott freigelassen hat, zur Sünde stempeln will, so können wir nicht mit ihr zusammenarbeiten oder sie für uns arbeiten lassen. Wir würden uns damit auf Gottes Thron schwingen, aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze erlassen und uns als solche Leute aufspielen, die Gottes Gesetz ergänzen müßten. Wir würden damit den Christen die Freiheit rauben, damit Christus uns befreit hat, und das Joch eines selbstgemachten Gesetzes den Jüngern auf die Hälse legen. Ausdrücklich aber ermahnt der Apostel Gal. 5, 13: „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat!" Gilt das schon von göttlichen Gesetzen, die Gott nur dem Volke der Juden gab, so erst recht von menschlichen Gesetzen. Anstatt die Anti-Saloon League zu unterstützen, müssen wir uns gegen sie stellen, wie wir uns gegen den Papst stellen.

E. Totzke.

Reden des synoptischen JEsus über sein Erlösungswerk.

(Fortsetzung.)

Die „Wissenschaftlichen" haben von jeher — wir müssen hier nochmals ein wenig darauf zurückkommen — die hohe Bedeutung der Sündenvergebung und damit der Sünde verlernt. Denn wer ohne den „geschichtlichen" JEsus fertig zu werden meint, der zieht, indem er nach seiner menschlichen Vernunft urteilt, aus Sätzen der Lehre JEsu wie diesen: Gott vergibt aus Gnaden, er liebt die Sünder, den Schluß, als habe es mit der Sünde nicht so viel auf sich, als sähe Gott die Sünde nicht für so groß und schwer an, als nähme Gott, wenn er mit dem Menschen handelt und den Sünder zu Gnaden annimmt, die Sünde gleichsam mit in den Kauf. Christus hat nun aber gerade den gnädigen Gott und dessen unvergleichliche Liebe der Vergebung nimmermehr auf Kosten der Bedeutung der Sünde offenbart. Im Gegenteil, und zwar schon damit, daß er im Zusammenhang des Artikels von der Vergebung

z. B. im Gleichnis vom Schalksknecht in doppelter Weise die Ungeheuerlichkeit der Sünde klar und deutlich sehen lehrt. Der Knecht ist 10,000 Pfund schuldig, 4500 Tonnen[3] Goldes, eine für ihn unerschwingliche Summe, so daß er mit Frau und Kindern und allem Eigentum der Schuldhaft verfällt. Als darauf der barmherzige Herr ihm vergibt und ihm auch die ungeheure Schuld erläßt, der Knecht aber gleich danach seinem Mitknechte gegenüber den Unbarmherzigen spielt, bringt ihm das die Schuldhaft bei den Peinigern ein bis zu einem unbegrenzten Termin, nämlich: „bis daß er bezahlte alles, was er schuldig war". Schlimmer kann kaum die Sünde weder im allgemeinen (die Sündhaftigkeit überhaupt) noch im besonderen (die Unversöhnlichkeit) und deren Schuldhaft gekennzeichnet werden. Den heiligen Ernst Christi der Sünde gegenüber sehen wir bekanntlich auch in der Bergpredigt. Das alleinige Zornzeigen ist dort = einem vollzogenen Morde; denn wie dieser verwirkt er das Leben. Und schon das unzüchtige Richten der Augen auf ein fremdes Weib ist = der ausgeführten Schändung desselben, welche Sünde der Steinigung unterlag usw. Jede Nuance der Sünde ist eben für Christus ἀνομία, Gesetzeswidrigkeit, Annullierung des Willens des Höchsten, welche unmittelbar die darauf gesetzten Streiche nach sich zieht. Bei solcher Kennzeichnung der Sünde ist es nun auch sozusagen ganz logisch, daß Christus andererseits hinsichtlich der Tilgung derselben von seinem Erlösungswerk und von seinem Sühneleiden als einem Werk der Loskaufung oder der Erstattung eines Lösegeldes redet, und zwar am Ende seiner prophetischen Laufbahn ebenso wie im Anfang derselben, nämlich er werde diese Erlösung durch tätigen und durch leidenden Gehorsam und Dienst bewirken. Und hierbei sehen wir JEsum die Selbstbezeichnung „des Menschen Sohn" sonderlich gebrauchen, wie z. B. in dem Abschluß jener großen Rede Christi über den Ehrgeiz der Zebedäiden: „Wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele", Matth. 20, 28; vgl. Mark. 10, 45 und die Leidensverkündigungen. Da nun gerade der „Mythus vom Menschensohn" der Urgemeinde zu ihrer Fassung vom Christentum verholfen habe, wollen wir vorerst hier etwas weiter auf den Begriff „Menschensohn" eingehen.

In JEsu Selbstbezeichnung „des Menschen Sohn" hat man die lediglich generische Bedeutung des Artikels vor „Mensch" einseitig urgiert und zum andern die Benennung Christi als δεύτερος ἄνθρωπος, 1 Kor. 15, 47, als des zweiten Adams, welche Benennung Christi allerdings heilsgeschichtliche Bedeutung hat, verglichen und obendrein jüdische Lehrsätze herbeigezogen und daraufhin jene Selbstbezeichnung JEsu als Benennung Christi im Sinne von Ideal der Menschheit gefaßt; so

3) Ein Pfund, „Talent" = 135,000 Mark. Eine Tonne Goldes = 300,000 Mark. 300,000 : 1,350,000,000 = 4500 Tonnen.



Neander, Ebrard, Kahnis, Beyschlag. Und das kam unsern Religionsgeschichtlern ungemein gelegen. Wohl war jenen Theologen bei dem Verständnis des Christus als des Ideals der Menschheit JEsus wirklich eine Person von Fleisch und Blut der Menschen. Das hindert die Religionsgeschichtler jedoch nicht, den geschichtlichen JEsus zu vermythisieren. Wie sie sich dabei mit Paulus und mit dem Evangelium von der Erlösung durch Christi Blut auseinandersetzen müssen, lassen wir uns nochmals von Dir. Dunkmann kurz zeichnen.

Drews, der Hauptexponent der Theologie vom Christusmythus, will den Paulinismus selbst zu Worte kommen lassen und aus demselben den Beweis führen, daß JEsus für Paulus eine mythische Figur, keine geschichtliche Persönlichkeit, gewesen sei.

Da ist zunächst die Vision von Damaskus, die für die Existenz eines historischen JEsus nichts beweist; gerade hier handelt es sich um ein „Gesicht", nach dessen wunderbarem Erlebnis er gar kein Interesse zeigt, sich in Jerusalem über diesen JEsus unterrichten zu lassen. Und so hat er auch später ein solches Interesse nicht. . . . Die liberale Theologie (der Drews aufs schärffste opponiert) ist selbst der beste Beweis für die These, daß Paulus für den historischen JEsus gar kein Interesse gehabt habe, sofern gerade sie über diesen Punkt in einen aussichtslosen Streit verwickelt ist, ob Paulus JEsum gekannt habe oder nicht. Von einem „überwältigenden Eindruck der Person JEsu" (von dem ja die Liberalen so viel reden) auf Paulus kann man unmöglich reden. Für Paulus handle es sich um ein himmlisches Geisteswesen, wie ja auch Wrede hervorhebt, ohne Fleisch und Blut, ein völlig individualitätsloser, übermenschlicher „Schemen". „Er ist der große Mensch der indischen Legende, der auch in Buddha und andern Erlösergestalten erschienen sein sollte, der Purusha der wedischen Brahmanen, der Mandâ de hajjê und Hibil Ziwâ der von indischen Ideen beeinflußten mandäischen Religion,[4]) der Sektengott des synkretistischen Judentums." Aussagen Dritter, etwa der JEsusjünger, können für Paulus trotz Gunkel nichts bedeuten; die Wüstenvision (bei Damaskus) muß tiefere Quellen haben. Gunkel gesteht ja: „Die Herzen glaubten schon" (nämlich ohne jegliche neutestamentliche Schrift) „an einen göttlichen Offenbarer, ein göttlichmenschliches Tun, an eine Versicherung durch Sakramente." Speziell in Tarsus blühte der orientalische Synkretismus neben der stoischen Philosophie, und aus diesen zwei Elementen setzt sich der Paulinismus ganz einfach zusammen. Es scheint, daß besonders Zypern ein sehr frühes Zentrum der urchristlichen Gemeinde war; hier wurde Adonis verehrt. „Demnach war das Evangelium ursprünglich nichts anderes als ein judaisierter Adoniskult." Offenbar ist Paulus hierüber zuerst empört gewesen vom Standpunkt einer rein jüdischen Gesetzesreligion. Aber „da auf einmal kam es über ihn wie eine Erleuchtung". Schon

4) Eine Sekte Vorderasiens bei Basra: ihre Sprache ist die arabische.

die Propheten redeten ja auch von einem leidenden Messias, und die heidnischen Kulte hatten es mit derselben Sache zu tun. Jedenfalls lag die „Idee" eines göttlichen Selbstopfers in der Luft.

Aber was kam nun über Paulus? „Es war der Gedanke der Menschwerdung Gottes"; der trat nun als „ganz neues Moment" hinzu. Davon wußten Heiden und Juden nichts, daß der Erlöser-Gott wirklicher Mensch gewesen war. „Nach Paulus hingegen lag der Nachdruck gerade darauf, daß der Erlöser wirklich selbst ein Mensch und also der an Gottes [!] Stelle geopferte Mensch zugleich der in Menschengestalt erschienene Gott sein sollte." Hier liegen schon die Keime zur späteren Zweinaturenchristologie der Kirchenlehre. Es war also „tatsächlich eine neue Fassung des alten Gedankens". Aber trotzdem, meint nun Drews, spiele dabei die „zufällige Persönlichkeit" JEsu gar keine Rolle. Selbst wenn Paulus JEsum „nach dem Fleisch" als Nachkommen Davids bezeichnet habe, so handle es sich allein um „die Idee" eines fleischlichen Messias. Deswegen ist und bleibt „der Mensch" JEsus ein ungreifbarer Schemen und hat nichts mit „der historischen Persönlichkeit im Sinne der heutigen liberalen Theologie" zu schaffen. Alle die bekannten Äußerungen über JEsu Menschheit (Röm. 8, 3; 2 Kor. 8, 9; Phil. 2, 7 f.) zielen nur auf allgemeinste Bestimmungen menschlicher Wesensart. Allerdings die markanteste Stelle, Gal. 4, 4, zitiert Drews überhaupt nicht! Immerhin kann er sich ausdrücken, daß Christus „als Mensch unter Menschen sich in den Machtbereich des Fleisches und der Sünde begibt und sterben muß wie die übrigen Menschen". Aber Christus ist dennoch bei Paulus ebenso wie Adam „nur ein zusammenfassender Ausdruck für die ideelle Gesamtheit aller Menschen", ein „philonischer Idealmensch". Und gerade dieser Ausdruck hängt nach Drews' richtiger Ausführung mit dem pneumatischen Christus zusammen, also mit der Pneumalehre. „Christus ist sonach als Erlösungsprinzip bei Paulus nur eine allegorische oder symbolische, keine wirkliche Persönlichkeit." Er ist nur „Persönlichkeit" im Sinne „übernatürlicher Geistigkeit", keine „geschichtliche".

Nach Drews beweisen auch die sogenannten „individuellen Züge" des synoptischen Christusbildes nichts, auch nicht die Anschaulichkeit der Darstellung. Dasselbe kann man von den mythischen Figuren des Alten Testaments sagen: von Abraham, Moses, Josua, Hiob u. a. . . . Der JEsus der Synopse ist also eine „Vergeschichtlichung eines ursprünglich religiösen Mythus". Der Prozeß, daß Götter Menschen werden, ist ja auch ein gewöhnlicher. Besonders die Orientalen hatten von jeher einen starken Hang zur Vergeschichtlichung rein innerlicher Erlebnisse. Und gerade der Mythus vom Erlöser-Gott „forderte geradezu dazu auf", ihn zu realisieren. (S. 62—65.) Es ist fast unbegreiflich, wie diese Theologen oder auch Nichttheologen trotz der Anerkenntnis der Synopse als Dramas des Erlöser-Gottes dennoch verkennen konnten, daß sich der „geschichtliche" JEsus als Mittler und Sündensühner gewußt habe.

Doch dürfen wir ihnen gegenüber in dieser Selbstbezeichnung Christi auch das nicht finden wollen, als habe sich damit JEsus infolge des Artikels vor „Sohn" (der Sohn des Menschen) als den Menschen bezeichnet, auf den die Gesamtgeschichte der in Adam begonnenen Menschheit abzielt, wie Hofmann, Thomasius, Luthardt, Grau u. a. meinen. Der Mensch ist nicht nach calvinischer Anschauung um Christi willen gemacht, sondern Christus um des Menschen willen. Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren ist. Wird endlich der Ausdruck „des Menschen Sohn" gefaßt als umschreibende Selbstbezeichnung = Ich (so der Heidelberger Paulus, Fritzsche), so wird das auf der andern Seite auch damit nicht widerlegt, daß jener Ausdruck nur reines Synonymon von Messias war (so Ritschl, Holtzmann, Hilgenfeld, Weiß u. a.), oder daß es nur Bezeichnung des zum Messias bestimmten Menschen sei, wie Pfleiderer erklärt.

Was in der Selbstbezeichnung JEsu als des Menschen Sohn liegt, hat D. Chemnitz in seinen Ausführungen zu Joh. 3, 13 ausgesprochenermaßen,[5] und zwar auch dem heutigen Gegensatz gegenüber, fein und säuberlich zusammengefaßt, ohne dabei zu viel oder zu wenig anzugeben. Seine Worte lauten: „Die Begründung also für die Benennung (ratio appellationis) ‚des Menschen Sohn' umfaßt diese Punkte: 1. weil es eine von Daniel besonders dem Messias beigefügte Benennung sei; 2. weil Christus wahrer Mensch sei. Denn da der Sohn Gottes sich hätte aus der Erde menschliches Fleisch und Blut schaffen können, wie Adam gebildet worden war, so nennt sich Christus nicht nur Mensch (non hominem tantum), sondern des Menschen Sohn; weil er nämlich aus Maria Fleisch und Blut angenommen hat, wurde er auf die Weise des Menschen Sohn; 3. weil in der hebräischen Sprache exzellente und berühmte Männer, die in großem Ansehen und Autorität standen, Söhne des Mannes (filii viri) genannt werden; gewöhnliche aber und unbedeutende werden Söhne der Menschen genannt (filii homin*um*): deshalb, nämlich um seiner höchsten Erniedrigung und Entäußerung willen unter der Knechtsgestalt, nennt sich Christus des Menschen Sohn. Es kann 4. auch dieser Grund angefügt werden: weil Hesekiel, trotzdem er aus unbekannter, niedriger und verachteter Familie stammte, dennoch, sintemal er zum öffentlichen Amt und Dienst von Gott bestellt war, immer von Gott mit ‚des Menschen Sohn' angeredet wurde. Und demgemäß, nämlich hinsichtlich des Amtes und Dienstes, legt auch der Vater dem Sohn bei Jesaias diese Benennung bei (vgl.: ‚Siehe, mein Knecht', Jes. 42, 1)." So weit Chemnitzens Worte, wozu wir gleich noch D. Nösgens Bemerkung hinzufügen: „Christus gebraucht diese Selbstbezeichnung vornehmlich, wenn es darauf ankommt, sein mit dem Anspruch, der Messias zu sein, anscheinend kontrastierendes niedriges Äußere und sein Leidensgeschick als mit jenem zusammenstimmend ins

5) Hoc loco semel, quia appellatio saepius occurrit, annotari volui.

rechte Licht zu stellen; vgl. Matth. 8, 20; 9, 4; 11, 19; 17, 22; 20, 18; 26, 2 u. ö."

Diese Lehrdarlegungen des großen Chemnitz wollen wir nun nicht sowohl aus Paulus noch aus Johannes, sondern aus den neuerdings so niedrig eingeschätzten Synoptikern erhärten. Gerade das weitere Stück des synoptischen Christusbildes wird uns zeigen, daß sich in dem „geschichtlichen" JEsus von Nazareth der Gottessohn zugleich als „ein Mensch unter Menschen in den Machtbereich des Fleisches und der Sünde begeben hat, nicht um sterben zu müssen wie andere Menschen", sondern um sein Leben zu einer Loskaufung für die übrige Menschheit hinzugeben. Die diesbezüglichen Reden JEsu bei den Synoptikern, „seine unerfindbaren Worte", werden uns auch hier wieder bestätigen, daß wir an unserm JEsus nicht allein eine platonische Idee von einem Erlöser-Gott haben, sondern eine tatsächliche Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung unserer Sünden, da in dem „geschichtlichen", realen JEsus, und in ihm allein, mittels seines realen Blutes dieses Erlösungsgut vorhanden, und er der wirkliche, konkrete Erlöser-Gott ist.

Die bloße Selbstbezeichnung JEsu als des Menschen Sohn war schon für die ersten Hörer derselben, geschweige für die ersten Leser der synoptischen Evangelien, eine göttliche Offenbarung. Aus Dan. 7, 13 kannten sie die Redewendung: „Es kam einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn", wo die letzten beiden Substantiva des bestimmten Artikels entbehrten, da den Tiergestalten der Beherrscher der vier Weltkönigreiche gegenüber der König des Gottesreiches, der christlichen Kirche, schon in der bloßen Menschengestalt als von ganz anderer Art als jene sich selbst vergötternden Herrscher erscheint. Indem nun JEsus in der Zeit der Erfüllung nach seiner Einführung und Vorstellung durch Johannes den Täufer sich mit „der Sohn des Menschen" benennt, wobei nach Setzung des Artikels zu Sohn derselbe bei „Mensch", freilich in anderer Bedeutung, nicht fehlen konnte, so weist er mit dem ausdrücklich zu „Sohn" gesetzten Artikel auf jene Danielstelle zurück und erklärt sich für jenen dort verheißenen Herrscher des Königreichs der Himmel. Hier hat der Artikel dieselbe Bedeutung wie in dem ebenfalls vom Messias gebrauchten Ausdruck: der Kommende, ὁ ἐρχόμενος, Matth. 11, 3; derselbe weist nämlich auf die alttestamentliche Offenbarung zurück: jener prophezeite Menschensohn. Damit hat denn Christus sich schon seinen Zuhörern aus Gottes Rat heraus offenbart als den von Gott gekommenen Mittler und Versöhner der Menschen. Die ersten Christen sahen in dem Ausdruck „des Menschen Sohn" den vollen Inhalt des Evangeliums als in einer Nußschale ebenso wie in dem Namen „JEsus", der ja bedeutet, daß ihnen Gott in diesem Menschen göttlich hilft, und zwar aus ihrem Sündenelend, Matth. 1, 21. Der Artikel aber bei „des Menschen" (der Sohn des Menschen) hat, wie gesagt, generelle Bedeutung. Denn JEsus ist als der Sohn des Menschen in der Gestalt des sündlichen Fleisches freilich auch ein Mensch unter

Menschen, einer der Ihren, ihnen ganz gleich, nur ihre Sünde ausgenommen, infolgedessen er hinwiederum von den Sündern abgesondert ist, so daß die übrigen Menschen ihm gleichsam auch als eine Einheit gegenüberstehen. Doch war er gerade um der ganzen Menschheit willen, wegen ihrer Sünden, erschienen. Er war Gottes Sohn, und eben als solcher nennt er selbst sich des Menschen Sohn. Das sollte offenbar, wenngleich im messianischen Selbstbewußtsein gesprochen, dennoch seine große „Sanftmut" erkennen lassen, seine Liebe zu den Menschenkindern, seinen Brüdern nach dem Fleisch. So offenbart denn diese Selbstbezeichnung nicht bloß huldvolle Herablassung des Gottessohnes, sondern seine willige Erniedrigung, seine Selbstentäußerung zugunsten seiner Menschenbrüder. Und da er sich erniedrigt und entäußert als der durch Daniel angekündigte Messias Gottes und König des Himmelreichs, so ist dieser Stand der Erniedrigung nicht allein selbsterwählter, dem allerhöchsten Gott dargebrachter Gottesdienst, sondern in diesen Stand ist er gekommen von Gottes wegen und infolgedessen von Amts wegen. Von Gott ist er als Gottes und Menschensohn zwischen Gott und die Menschheit gesetzt für die mit Gott zerfallenen Menschen, um ihnen durch Selbstaufopferung wieder in Gottes Vaterhaus zurückzuverhelfen. Die Appellation „des Menschen Sohn" ist daher so recht der Amtstitel Christi während seines Erdenlaufes bis zu Tod und Auferstehung, zumal sich JEsus selbst während der Zeit zirka fünfzigmal so bezeichnet. Der erhöhte Christus heißt demgegenüber der HErr und Christ Gottes; vgl. Apost. 2, 36. Die Apostel nennen ihren erhöhten Meister nie „des Menschen Sohn". Wo Stephanus so von ihm spricht, redet er in Gemäßheit seiner übrigen Ausdrucksweise wie in Gänsefüßchen; vgl. Apost. 7, 55. Daher bleibt der Ausdruck Selbstbezeichnung JEsu in seiner Niedrigkeit, bezeichnender Amtstitel für seine Mittlerstellung zwischen Gott und den Menschen. Und dieses Moment schlägt selbst da durch die Rede, wo er unter diesem Namen von seinem Weltrichteramt am Jüngsten Tage sagt. Auch diese Macht ist ihm vom Vater gegeben „darum, daß er des Menschen Sohn ist". Auch dann vermittelt er noch zwischen Gott und den Menschen, wenn auch in anderer Weise als zu der Zeit, da er diese Selbstbezeichnung von sich gebrauchte und sein Mittleramt eine Eintretung für seine Brüder war, sie zu versöhnen.

Daß der von dem Gottessohn selbsterwählte Amtstitel „des Menschen Sohn", dessen sich JEsus in zirka fünfzig Fällen bedient, auf seinen Dienst als Mittler zwischen Gott und den Menschen hinweist, muß sich schon bei dem ersten Gebrauch dieser Selbstbezeichnung klar herausstellen, während spätere derartige Aussprüche nähere Angaben über dieses Mittler- und Sühneamt dartun mögen. Und so ist es. Freilich, den ersten Ausspruch JEsu über sich selbst als des Menschen Sohn referiert uns nur der Evangelist Johannes im Anschluß an Nathanaels Berufung. Es tut vielleicht unserer Arbeit keinen Eintrag, wenn wir eine kurze Besprechung dieses Satzes einfügen. Daraus, daß

der aus dem verachteten Nazareth stammende JEsus ohne vorangegangene Mitteilung um ein Herzensanliegen wußte, das Nathanael zu einer bestimmten Zeit bedrückte, ersah dieser bei seiner Berufung, daß JEsus, wenngleich obskurer Herkunft, dennoch mehr war als ein Mensch. Er bekennt ihn daher als Gottes Sohn und König Israels. Dieses Bekenntnis nimmt JEsus als wahres an und verheißt dem biederen Israeliten noch Größeres, höhere Erkenntnis für seinen Glauben. Die göttliche Allwissenheit, sogar die Menschenfreundlichkeit an JEsu zwingt Verwunderung ab; der Glaube begehrt aber mehr, sozusagen Besseres. Und das verheißt nun der HErr in den zu allen so weit berufenen Jüngern gesprochenen Worten: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn", Joh. 1, 51. Darin liegt zunächst die Bestätigung Christi: Ja, ich bin der schon von Daniel prophezeite, göttliche König Israels; ich bin der Menschensohn. Aber eben an mir werdet ihr Halt, Gründung und Stärkung eures Glaubens erhalten hinsichtlich eures Eingangs in das Königreich der Himmel hier zeitlich und dort ewiglich. Wohl werdet ihr hinfort noch mehr Erkenntnis über meine Person empfangen, aber vor allem auch Erkenntnis betreffs des Zweckes meines Weilens unter euch, betreffs meines Amtes. Ihr werdet nämlich durch mich den Himmel geöffnet bekommen; denn ich stehe von der Erde aus im beständigen Verkehr mit dem Gott vom Himmel. Mit ihm halte ich so innige Gemeinschaft, daß seine Engel in meinen Diensten stehen; sie fahren auf und nieder über mir. Und dieser überweltliche Verkehr ist nicht bloß eine vorübergehende einmalige Erscheinung, wie einst in Jakobs Traum, sondern das ist meine ständige Stellung. Auf Erden vermittele ich, der Gottessohn, als Mensch unter Menschen zwischen Gott und den Menschen das Wohlgefallen Gottes an den Menschen. Die Selbstbezeichnung „des Menschen Sohn" bringt es an und für sich mit sich, daß er der Knecht des HErrn ist, den er erwählt, an dem seine Seele Wohlgefallen hat, dem er seinen Geist (ohne Maß) gegeben hat, und der das Recht des Königreiches der Himmel, woher er gekommen ist, unter die Völker bringen werde in Sanftmut und Freundlichkeit. In dieser Appellation, damit der Gottessohn sich selbst als des Menschen Sohn bezeichnet, liegt denn, was Paulus nicht mythenhaft, sondern als „Worte des Glaubens und der guten Lehre und als Wahrheit von ihm als dem Gott, unserm Heilande" aussagt, daß er nämlich „will, daß allen Menschen geholfen (σωθῆναι) werde, und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Denn es ist e i n Gott und e i n Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus JEsus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung", *ὁ δοὺς ἑαυτὸν ἀντίλυτρον ὑπὲρ πάντων*, 1 Tim. 2, 3—6. Die Mittler- und Sühnestellung JEsu zwischen Gott und den Menschen hat demnach nicht erst Paulus schriftstellerisch durch Mythendichtung geschaffen; mit diesem Anspruch, in solcher Eigenschaft ist vielmehr der „geschichtliche" JEsus

von Nazareth schon unter seinen ersten Jüngern und Gläubigen kaum fünfzig Tage nach seiner Taufe und Amtsübernahme aufgetreten. Und diese Aufgabe JEsu, sein Erlösungswerk, tritt gerade auch in der Synopse immer anschaulicher hervor in der doppelten Beziehung auf seinen stellvertretenden tätigen und leidenden Gehorsam.

Paulus subsumiert das Erlösungswerk Christi unter den einen Ausdruck, daß er sich selbst gegeben habe zu einer Erlösung für alle, 1 Tim. 2, 5. Das umfaßt JEsu Leben und Leiden. In diese beiden Stücke zerlegt es der HErr selbst an jener oben zitierten Stelle. In sein Amt, der Menschensohn zu sein, gehöre, daß er sich nicht dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele, Matth. 20, 28. Der Gottessohn bediente sich der Bezeichnung „des Menschen Sohn“. Eben als das Subjekt gehört dieses Moment, wie wir sahen, in den Begriff „des Menschen Sohn“. Was dieser über sich aussagte, erklärt er eben von sich als dem Gottessohn. Als solcher war er in göttlicher Gestalt; es kam ihm demnach zu, von Menschen und Engeln bedient zu werden. Denn der Gottessohn ist auch der König über alles und der HErr der Heerscharen. Das Herrschen wäre ihm eigentümlich. Indes das Herrschen hat in der Welt und in den Weltreichen eine Christo nicht genehme Form angenommen. Es ist ein κατακυριεύειν καὶ κατεξουσιάζειν geworden, Matth. 20, 25, da eben das Charakteristikum aller Ehrenstellen in Weltreichen der Gebrauch der eigenen Gewalt wider andere zu deren Benachteiligung und Zurücksetzung ist. So hätte sich auch der Sohn Gottes in der Welt gerieren können. Aber dann wäre es aus gewesen mit seinem Menschensohnsein; dann wäre auch nicht durch ihn das Gottesreich vom Himmel aufgerichtet worden. Gottes Reich hat ganz andere, auf seine Weise viel höhere, idealere Art. Der Vorrang darin besteht im Diener- und Knechtwerden — „der Größte unter euch sei euer Diener“ —, was an dem König dieses Reiches am allerdeutlichsten hervortreten mußte. Und JEsus, Gottes Sohn und der König Israels, brauchte zumal unter der Selbstbezeichnung „des Menschen Sohn“ nur auf seine ganze Erscheinung, in der er vor seinen Jüngern stand und immer gestanden hatte, zu weisen, um an seinem Gebaren das Charakteristikum des Vorranges im Himmelreich aufzuzeigen. Und darum hat der Gottessohn Fleisch und Blut der Menschen angenommen, damit er die ganze Fülle der Folgen, die aus dem sündlichen Wesen der Menschen für diese hervorgegangen sind und sie als Menschen kennzeichnet, auf sich nähme und durch seinen Dienst außer Kraft setzte. Infolge der Sünde mangelten die Menschen des Ruhms, den sie an Gott haben sollten; und so begab sich des Menschen Sohn seiner göttlichen Herrlichkeit und ward nicht nur gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden, sondern nahm auch als Mensch Knechtsgestalt an und diente seinen Menschenbrüdern. Infolgedessen konnte er bei anderer Gelegenheit wieder darauf hinweisen und zu seinen Jüngern sagen: ἐγὼ δέ εἰμι ἐν μέσῳ ὑμῶν

ὁ διακονῶν, „ich aber bin unter euch wie ein Diener", Luk. 22, 27. Seine Jünger nannten ihn Meister und taten recht daran; nichtsdestoweniger diente ihnen er, der Meister. Seinen Vorrang, seine Meisterschaft, setzte er ins Dienen. Darin sah er seine Aufgabe. Jedoch diente er nicht allein, um der dienenden Menschenklasse, den Arbeitern, zu einem besseren irdischen Stand zu verhelfen und also einen rein leiblich-bürgerlichen Altruismus vorzuleben und vorzuschreiben, den er allerdings mit Zuhilfenahme des Amtes Mosis auch einschärfte, sondern er diente als des Menschen Sohn, von Amts wegen erniedrigte er sich selbst im Dienst der Menschen. Er stand daher nicht nur im Dienst der Menschen, sondern auch im Dienst eines Höheren über sich (vgl.: „Der Vater ist größer denn ich"). „Er kam", er war von obenher gesandt, der Diener der Menschen zu sein. Und er legte mit seinem Dienst Gehorsam dar vor seinem „größeren" Vater. Ja, Mittlerwerk, Sühnearbeit verrichtete er als des Menschen Sohn; Stellvertretung pflegte er im Dienen. Sein Gehorsam sollte den Ungehorsam derer gutmachen, denen er diente, bei dem, an dem sie sich mit ihrem Ungehorsam versündigt hatten. Er erstattete dadurch ihre Schulden. Dienen ist im Reiche Gottes Selbstverleugnung am König desselben so gut wie an den Untertanen. So war Christi Dienen ein Gott dargebrachtes Opfer der Selbstverleugnung, eine Hingabe seiner selbst. Derartig schätzt Christus auf seiner letzten Reise nach Jerusalem, um dort ein schmerzliches Ende zu nehmen, sein bisher geführtes Leben ein. Und wie dasselbe unter dem Zeichen der Demut stand, so ist auch sein Urteil voll Sanftmut. Selbst mit dem Abgeben dieses Urteils verleugnet er sich selbst. Denn er sagt das Wort nicht verdrossen und mürrisch, nicht im Ton eines unter schwerer Last ausgepreßten Seufzers, sondern in dem hehren Ton des glücklichen Gelingens, des zufriedenen Bewußtseins, den Gehorsam vollgültig für die Menschen wirklich geleistet und ihnen gedient zu haben. Er sagt das seinen Jüngern als Evangelium für sie, als Stärkung ihres Glaubens.

Worin nun aber bestand denn eigentlich dieser Dienst des bisherigen Daseins JEsu? Es war Gehorsam, bis so weit tätiger Gehorsam. Es war Gehorsam gegen seine menschlichen Eltern und auch gegen seinen Vater im Himmel. Es war Gehorsam des Gesetzes, voll und ganz; er lebte heilig, unschuldig, unbefleckt. Er wandelte in allen Geboten und Satzungen Israels untadelhaft. Und das war schwerer, harter Dienst. Weder die Väter noch die Kinder Israels konnten dieses Joch tragen; aber er ließ sich in den Tagen seines Fleisches unter das Gesetz tun und hat bei der Erfüllung desselben Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Flehen geopfert. So sauer der Dienst war, er überwand die Mühsale desselben, wenn es nicht anders gehen wollte, mit flehenden Tränen, um nur darin durch- und auszuhalten. Doch Gott hatte ihm bei der Menschwerdung auch noch besondere, das Evan-

gelium betreffende Gebote gegeben. Er sollte der Prophet sein; er sollte den eigentlichen göttlichen Willen von wegen der Sünden den Menschen verkündigen: die Gnade und Barmherzigkeit des Vaters in dem Emanuel. So predigte denn Christus auf den Bergen des Landes und auf dem Wasser des Galiläischen Meeres, in Städten und Dörfern, zu Jerusalem, in Samarien und im Galiläa der Heiden, morgens, mittags und abends, an Wochen- und Festtagen, in eigentlicher und bildlicher Rede, unermüdlich und immer gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Und dabei verwaltete er auch mit das Amt Mosis. In diesem Dienst verzehrte er sich schier, so daß seine nähere Umgebung um sein geistiges Wohlbefinden besorgt wurde. Indem er so predigte und im Lande umherzog, hat er auch wohlgetan und gesund gemacht alle, mit welcherlei Seuchen sie auch behaftet waren, ihre Krankheiten samt deren giftiger Sündenwurzel auf sich nehmend. Er vollbrachte gehorsamlich auch die Werke, die ihm der Vater gegeben hatte, sein Prophetenwort des Evangeliums als von Gott gesandte Offenbarung an das Gottesvolk zu bestätigen. Und diente er nicht drei Jahre lang auch ganz besonders seinen Jüngern, die später die Prediger des Evangeliums und die Grundfeste des Himmelreiches werden sollten? Den Dienst, der in ihrer Zurichtung für solches Amt bestand, können wir unmöglich als den geringsten Dienst bezeichnen, den JEsus geleistet hat. Aber überall war er vollkommen; sein Gehorsam war bis aufs Pünktchen untadelhaft. Sein Leibesleben gestaltete sich zu einem lebendigen, heiligen und Gott wohlgefälligen Opfer. Damit versöhnte er Gott den Vater wegen der Fehltritte und Missetaten der übrigen Menschenkinder. Selbst Lasterknechte stellte sein Gehorsam vor Gott als Gerechte dar; denn seinen dienenden Gehorsam leistete er nicht aus schierem Zeitvertreib oder zum Vergnügen, sondern solche Mühe und Arbeit verlangte die Sühnung der Sünden der Menschen. Um die üblen Folgen der menschlichen Sündhaftigkeit in dem Urteil Gottes wieder zu annullieren, darum verzehrte sich Christus schon beinahe in seinem vielfachen Dienst und Gehorsam. So lebte er als Erlöser-Gott, so predigte er aber auch von seinem Erlösungswerk. Er vertuschelte nicht die ungeheure Schwierigkeit desselben. Er verkleinerte nicht die Verschuldung der Ungehorsamen. Auf der andern Seite strich er aber auch die Größe des Einsatzes für die Schuldigen heraus. Des Gottessohnes vollkommener Gehorsam in der Knechtsgestalt setzte die Untüchtigen bei Gott wieder in alle Ehren ein. Eben des Menschen Sohn diente und vermittelte damit die Versöhnung zwischen Gott und den Menschen und erbaute dadurch ein Gottesreich mit allen denen, die sich durch seinen Dienst vor Gott wieder zu Ehren setzen lassen; nur müßten sie forthin auch des Meisters Sinn und Art an sich nehmen, wie er das wiederholt also geäußert hat: Wer mir dienen will, der folge mir nach. „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir", Matth. 16, 24. Auch er suche nicht sich und seine

Ehre unter den Brüdern, sondern diene, wie Christus gedient hat, und sei gesinnt, wie er gesinnt war, so werde ihn der Vater Christi ehren.

Der in der Synopse sich häufig findende Ausdruck „sein Kreuz auf sich nehmen“ weist, was den Juden augenscheinlich bekannt war, auf den römischen Gebrauch hin, Verurteilte ihr Kreuz zur Richtstätte tragen zu lassen. Je mehr diese Andeutung aber nebenbei und unmittelbar erfolgte, um so sicherer beweist sie, daß JEsu die Erkenntnis seines Ausgangs allezeit feststand. Denn ein Nachfolgen der Jünger mit ihrem Kreuz auf den Schultern konnte JEsus nicht in Aussicht stellen, wenn er nicht mit einem solchen voranzugehen gewillt war. So trägt denn dieser Ausspruch zu dem Ausdruck „dienen“ noch ein weiteres Moment bei. Der Dienst an seinen Menschenbrüdern verläuft demnach nicht glatt für den Menschensohn, sondern bringt ihm sogar deren Feindschaft ein. Wie in der Welt die Diener zurückgesetzt, leicht verurteilt, ja verworfen werden, so widerfahre es auch Christo beim Erfinden seiner Erlösung der Menschen. Indem er sozusagen ganz natürlich dem Gehorsam nachlebte, aß und trank er z. B., und als der Menschensohn verkehrte er in seiner Demut und Leutseligkeit auch mit Zöllnern und Sündern. So hieß es aus dem Munde der Gesetzesoberen: „Siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle!“ Er ging dann ganz in die Gleiche der Menschenkinder ein. Ja, in seiner Weisheit trug er sogar ihre Krankheit und lud auf sich ihre Schmerzen; sie aber, die sein Volk sein und sich seiner und seiner Hilfe freuen und trösten sollten, müssen, wie der Prophet es ihnen in den Mund legt, bekennen: „Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre.“ Die Zeitgenossen JEsu hielten sein Geschick für Gottes Verhängnis über ihn wegen eigener Tadelhaftigkeit. Die Seinen, die ihn nicht aufnahmen, verurteilten und verfolgten ihn täglich und meinten dabei gar noch, Gott einen Dienst zu tun. Den Knecht Gottes in der menschlichen Knechtsgestalt hielten sie für einen Verführer des Volkes und suchten das Los eines Verführers über ihn zu bringen. In solchen Zuständen verlief sein tätiger Gehorsam, den er zur Deckung der Sünden der Menschen leistete. Der Menschensohn trug denn schon sein Kreuz, noch ehe er seine große Passion antrat. Der Feinde triefendes Toben war ein Schwertstreich durch seine unschuldige Seele. Dieses Leiden mögen wir indes noch immer zu seinem tätigen Gehorsam rechnen. Doch es bereitete ihn zu und machte ihn tüchtig für das letzte schwere Leiden jenes 15. Nisan, für die Schlachtung nicht des typischen, sondern des rechten Osterlamms, was wir gewöhnlich seinen leidenden Gehorsam nennen. Denn er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz.

In Matth. 20, 28 weist JEsus selbst auf seinen leidenden Gehorsam mit dem Zusatz: „und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele“. Das Kreuz auf sich nehmen, was für die Jünger des HErrn meistens Bildersprache ist, war für den HErrn der buchstäblichste Ver-

stand. Daher weist die Verbindung mit „und“, *καί* (daß er diene und gebe sein Leben), hier darauf hin, daß das Geben seines Lebens usw. das in seinem Dienen Spezifische, das keinem andern Zukommende, benennt. Daß ihm aber dabei sein Kreuzestod vor Augen steht, beweist uns der vorhergehende Zusammenhang. Die Zebedäiden verlangten demgemäß nach einer Prärogative in Christi Reich. Da befragt er sie um ihre Qualifikation dafür, ob sie nämlich den Kelch trinken könnten, den er trinken müsse, und sich taufen lassen könnten mit der Taufe, damit er getauft werde. Der Artikel vor Kelch weist wie das im Relativsatz ausdrücklich gesetzte „Ich“ auf die Besonderheit des von Christo zu trinkenden Kelches hin. Darum kann hier nicht von dem Trinken des Kelches der Danksagung, sondern nur vom Leidenskelch die Rede sein, bei dessen Ausgießung das Blut in Strömen fließen werde, wie bei einer Taufe. Schmerzlich weist der HErr jene zwei ab, als sie im blinden Eifer sich solcher Qualifikation anheischig machten; sie wußten nicht, was sie sagten. Aber JEsus wußte, wovon er redete. Seine Bluttaufe, seine Blutvergießung durch die Gewalt derer, denen die Macht von oben herab gegeben war, stand ihm allewege vor der Seele. Unter diesem Gesichtspunkt steht denn auch das Geben seiner Seele zu einem Lösegeld für viele in unserm Verse.

Zwar auch von Barnabas und Paulus wird geredet als *ἀνθρώποις παραδεδωκόσιν τὰς ψυχὰς αὐτῶν ὑπὲρ τοῦ ὀνόματος τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ*, Apost. 15, 26 („welche Menschen ihre Seelen dargegeben haben für den Namen unsers HErrn JEsu Christi“). Es wird indes damit nur auf das Verdienstvolle in ihrer Amtsführung hingewiesen. Sie hatten in der treuen Ausrichtung ihres Apostolats fast ihr Leben hingeopfert, aber tatsächlich hergegeben hatten sie es dabei noch nicht. Zwar war Paulus gesteinigt und geschleift worden, so daß die ihn umringenden Jünger meinten, er wäre gestorben. Aber der HErr hatte noch sein Leben erhalten: Paulus stand auf, um sein Amt mit ungebrochenem Mute und mit neuem Eifer fortzusetzen. In der Verbindung mit „dienen“ möchte man denn auch an unserer Stelle fast versucht sein, das Hingeben des Lebens vom aufopfernden Amtsdienst zu verstehen. Aber dem wehrt schon das *ἀντὶ πολλῶν*, das Wort „für viele“. Und achtet man auf die Wortstellung im Grundtext, so stehen die Ausdrücke „des Menschen Sohn“ und „für viele“ an den emphatischen Stellen des Satzanfanges und des Satzendes. Es ist, als ob auch damit die im Begriff „Menschensohn“ liegende Mittlerstellung hervorgekehrt sei. Das „für viele“ beschränkt jedoch keineswegs die Wirkung der bezeichneten Erlösung auf einen bestimmten Kreis, sondern stellt nur dem Subjekt „des Menschen Sohn“, dieser Einzelpersönlichkeit, die Menge der erlösten übrigen Menschen anschaulich gegenüber. Und verbindet man dem Zusammenhang zufolge das „für viele“ besser mit dem Wort „geben“ als mit dem Wort „Lösegeld“, so erscheint der Satz nur um so mehr als Ausdruck für das Eintreten als Stellvertreter. Denn hier kann so

wenig wie Kap. 16, 20 („Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?") der Gedanke einer Loskaufung durch Erlegung eines Preises für andere dadurch Verpflichtete und eines den Menschen zugute kommenden, von JEsu gewirkten, auf Gott bezüglichen Aktes verkannt werden. So legt denn JEsus schon hier gerade auch seinem Todesleiden eine stellvertretende, als Lösegeld wirkende Bedeutung bei, welche Bedeutung bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls, also ebenfalls noch vor seinem tatsächlichen Leiden, ganz ausdrücklich hervortritt, indem dort durch das Symbol des Brotbrechens und durch die Bezeichnung seines Blutes als eines solchen, das für viele vergossen wird zur Vergebung ihrer Sünden, die Selbsthingabe seines Lebens in den Tod als vermittelnde Sühne und Erlösungswerk bezeichnet wird.

Der Begriff „Lösegeld" hat, und zwar auch als das simplex λύτρον, alttestamentliche Färbung und wurde daher von den ersten Lesern der Synoptiker und besonders von den Zuhörern Christi viel eher gefaßt als von uns, da ihnen die alttestamentlichen Einrichtungen noch in Fleisch und Blut staken. Es ist Übersetzung von גְּאֻלָּה, 3 Mos. 25, 24. 51, und von פִּדְיוֹם, 3 Mos. 19, 20; 4 Mos. 3, 40—51; 18, 15; פִּדְיוֹן, 2 Mos. 21, 30; Ps. 49, 10. Wohl gab es bei Israel ein Lösegeld für die dem Tode verfallene Seele, wie z. B. 2 Mos. 21, 30 betreffs eines gesagt wird, dessen stößiger Ochse jemand tötete: „Wird man ein Geld auf ihn legen, so soll er geben, sein Leben zu lösen, was man ihm auflegt." Aber von dergleichen Lösegeld ist hier nicht die Rede, sondern davon, daß die Seele, das Leben selbst, als Lösegeld für das verwirkte Leben anderer hingegeben wird, wie z. B. 4 Mos. 3, 41 die Personen der Leviten für die Erstgebornen unter den Kindern Israel als Auslösung dieser dem HErrn ausgesondert wurden. Der Messias hieß davon unter Israel der Goel, der sich selbst für Israel dem HErrn opfern würde zur Versöhnung ihrer Blutschulden und Tilgung ihrer Todesstrafe, z. B. in dem berühmten Ausspruch Hiobs: „Ich weiß, daß mein Erlöser, גֹּאֲלִי, lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken", Hiob 19, 25. Von diesem Goelamt des Menschensohnes redet Christus hier ausdrücklich; denn wir befinden uns Matth. 20, 28 bereits in der Zeit der Leidensverkündigungen JEsu. Schon Matth. 16, 21 heißt es: „Von der Zeit an fing JEsus an und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte . . . viel leiden." Als aber dort Petrus ihn fast drohend von solchen „Ideen" abbringen wollte, mußte er sich ein hartes Wort seines Meisters gefallen lassen. Und gerade darauf sprach JEsus zu den Jüngern allen: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich", Matth. 16, 24. Die richtige Fixierung der Zeitumstände (vgl. auch noch Matth. 20, 17—19: eine erneute Leidensverkündigung) läßt dann JEsus an unserer Stelle von nichts anderm als von dem Einsetzen seines Lebens für das verschuldete Leben anderer gehandelt sein. Und D. Stöckhardt entfaltete in jener wunderschönen Artikelreihe: „Die praktische Behandlung der Lehre von

der Rechtfertigung“ die Bedeutung unserer Redewendung ausführlich und trefflich also: „Hier liegt das Bild von einer Schuld und Schuldhaft zugrunde. Wir Menschen haben mit unsern zahllosen Übertretungen eine schwere Schuld vor Gott kontrahiert. Wir sind dem himmlischen König zehntausend Pfund schuldig. Und so sind wir Gott verschuldet, Gott verhaftet. Wir sind von Rechts wegen Kinder des Zorns und der Verdammnis. Und wir kommen nicht eher aus dieser Schuldhaft, aus diesem Kerker, heraus, als bis wir auch den letzten Heller bezahlt haben. Aber wir können mit keiner Leistung irgendeine Sünde rückgängig machen. Da ist Christus gekommen, unser Freund und Bürge, und hat für uns bezahlt. Er hat sein eigenes Leben, sein Blut, für uns eingesetzt. Und das teure Blut Christi, des Heiligen und Gerechten, des Sohnes Gottes, wiegt alle Sünde und Schuld der ganzen Welt auf. Ja, die Schuld ist bereinigt, ausgeglichen, bezahlt (נִרְצָה), doppelt, ja tausendfältig bezahlt, Jes. 40, 2. So sind wir tatsächlich von der Schuld und Schuldhaft losgekauft, erlöst, erledigt. Wir sagen mit Recht: Gott schenkt uns die Schuld. Gott vergibt uns die Sünde frei, umsonst, ohne unser Verdienst, ohne irgendwelche Gegenleistung von uns zu fordern. Wir unsererseits können nichts zahlen und brauchen nichts zu zahlen. Aber wir fügen hinzu: Ein anderer hat für uns bezahlt, Christus, unser Erlöser. Gott sieht es nicht nur so an, als wäre die Schuld ausgeglichen, sondern dieselbe ist auch wirklich ausgeglichen. Wir haben durch Christum gleichsam ein Anrecht auf Gottes Vergebung gewonnen. Die Schuldschrift, die gegen uns zeugte, ist durchstrichen, aber eben mit dem Blut Christi durchstrichen, durch welches die Schuld bezahlt und getilgt ist. So hat unser Gewissen einen festen Grund und Halt. Wenn es uns unsere Sünden vorrückt, wenn der Satan uns unsere vielen Schulden aufzählt, wenn wir vor Gottes Gericht erschrecken, dann setzen wir dieses teure Lösegeld ein, Christi Blut und Gerechtigkeit, da schwindet Schuld und Schuldbewußtsein, und wir können getrost unser Haupt zu Gott emporheben. Wir sind ihm nichts mehr schuldig. Er hat nichts mehr von uns zu fordern. Wie schön und treffend läßt sich mit diesem Exempel, welches dem gewöhnlichen Leben, Handel und Wandel entnommen ist, der höchste und wichtigste Handel, den der Sünder mit Gott hat, verdeutlichen!“ (Mag. 1893, S. 260 f.) So deutlich und einfach wollte der HErr auch reden. Er wollte verstanden sein. Er wollte dem Glauben seiner Jünger Stütze, Kraft und Stärkung geben. Und was er zu seinen Lebzeiten vielleicht nicht erreichte, das war auf alle Fälle bei den ersten Schreibern und Lesern der synoptischen Evangelien ein großer Erfolg. Sie erkannten daraus, daß ihr JEsus dem Vater im Himmel ein vollgültiges Sühnopfer für ihre Sünden dargebracht und sie mit Gott versöhnt habe. Schon die Christen der zweiten Generation des ersten christlichen Jahrhunderts sahen ja, daß in diesen Sätzen Christus das Subjekt ist: Er kam, daß er diene, daß er gebe sein Leben als Erlösung für viele. Er kam mit dem Sinn, wie er im Psalm ge-

kennzeichnet ist: „Da sprach ich: Siehe, ich komme; im Buch ist von mir geschrieben. Deinen Willen, mein Gott, tue ich gerne, und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen", Ps. 40, 8. 9. Nicht stumpfsinnig wie die alttestamentlichen Stiere und Böcke, Kälber und Lämmer oder gar widerwillig ließ er sich zum Sühnopfer führen, sondern er legte zu dem Opfer seiner Person und seines Leibes auch den Willen seines Geistes und Herzens. Und gerade durch seinen Willen sind wir geheiligt und von der Schuld unserer Sünde befreit. Der Wille ist bei einem Opfer das wichtigste Moment. Es verbindet sich denn auch das „für viele" besser mit „geben" als mit dem Wort „Lösegeld". Er trat freiwillig für seine vielen Menschenbrüder, für die Juden und die Heiden, ein und erlegte an ihrer Statt, wessen sie schuldig waren, was sie aber nicht hatten zu bezahlen. Bei solchem Verständnis erscheint uns die Gesinnung Christi während der Tage seines Fleisches als die erhabenste Selbstverleugnung, zumal er darin beharrte, bis er am Kreuz seinen Geist aufgab und also sein Leben anstatt unsers verwirkten Lebens hinopferte. Dieser Ausspruch JEsu von seinem aufopfernden Dienen und seiner willigen Selbsthingabe bis zum Opfertod verklärt uns das ganze Leben JEsu zu dem anbetungswürdigsten, glorreichsten Drama und zeigt uns auf und stellt uns real dar, daß in ihm die Liebe des Menschensohnes zu seinen Menschenbrüdern in der Tat stärker ist als der Tod.

(Schluß folgt.) W. G.

Vermischtes.

Missourische Kandidaten des Predigt- und Schulamtes. „Die sogenannte Verteilungskommission unserer Synode, die den Predigtamts- und Schulamtskandidaten dieses Jahres ihre Berufe zuzuweisen hat, war vom 30. Mai bis zum 1. Juni in St. Louis versammelt. 121 Berufe in das Predigtamt waren eingegangen, wofür 108 Kandidaten zur Verfügung standen, so daß die Zahl der Berufe die der Kandidaten um 13 überstieg. Für Schullehrer waren 53 Berufe eingelaufen, denen nur 35 Kandidaten gegenüberstanden, so daß 18 Berufe nicht berücksichtigt werden konnten." St. Louis stellte 94 und Springfield 21 Predigtamtskandidaten, River Forest 16 und Seward 20 Lehramtskandidaten. Ihnen allen geben wir ein Wort Walthers mit auf den Weg, der in einem Brief vom 4. März 1867 an P. Aug. Crull schreibt: „Es ist ja etwas Großes, ja das Größte, wozu Gott einen armen Sterblichen gebrauchen kann, wenn er ihn zu einem Werkzeuge macht, das nicht nur in die Entwicklungsgeschichte der Welt, sondern in die Geschichte der Ewigkeit eingreift. Sooft ich daran lebendig denke, daß ich gewürdigt bin, in der Kirche zu arbeiten, an Christi Reich zu bauen, die Wahrheit, die da nicht nur selig machen kann, sondern,

wo sie offenbar wird, gewißlich selig macht, nach Jes. 55, zu verkündigen und zu verteidigen und die Finsternis seelentötenden Irrtums zu zerstreuen, da möchte ich immer sogleich auf meine Knie fallen und ausrufen: ‚HErr, ist's möglich, daß du mich sündigen Staub so hoch erhebst?! Ach, mache mich nur treu, daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde!‘ Es ist wahr, man ist, wenn man im Glauben tätig ist, in jedem Beruf ein Knecht des großen Gottes und ein integrierender Teil des großen Ganzen, des unermeßlichen göttlichen Haushalts, aber nur das Predigtamt und das mit Gottes Wort beschäftigte Lehramt ist ein wahrhaft göttliches Amt, das nicht nur diese Würde durch seinen Ursprung, sondern auch durch seine Materie und seinen ewigen Zweck hat." F. B.

Walther und die Symbole. In Neves „Geschichte der Lutherischen Kirche" sagt Geo. Fritschel S. 236: die Missourisynode habe sich in dem Streit mit Iowa auf den Standpunkt gestellt: „Lutheraner als solche haben nicht die Symbole nach der Schrift, sondern die Schrift nach den Symbolen auszulegen." Iowa habe darum auch die missourische Stellung als die „dogmatisierende Richtung" bezeichnet im Unterschied von der eigenen „exegetischen Richtung". — Aber trägt hier Fritschel wirklich Geschichte vor? Walthers und Missouris Stellung zu den Symbolen umfaßt vornehmlich folgende Punkte: 1. Niemand darf sich zu den Symbolen bekennen, der sie nicht genau gelesen und nach der Schrift geprüft und richtig befunden hat. 2. Was die Feststellung des Sinnes betrifft, so ist weder die Schrift nach dem Bekenntnis noch das Bekenntnis nach der Schrift zu deuten oder auszulegen, sondern beide aus sich selber, aus ihrem eigenen Text und Kontext heraus. 3. Ein lutherischer Pastor, der sich von seiner Gemeinde auf die Symbole hat verpflichten lassen, kann nur so lange ehrlich in diesem Amte bleiben und ehrlich den lutherischen Namen führen, als er, was die Lehre betrifft, in seinem Amte als Prediger und Lehrer die Schrift so versteht und auslegt, wie es in den Symbolen geschieht, von denen er ja bei seiner Verpflichtung bekannt hat, daß er sie dem Worte Gottes gemäß erfunden habe. — Dies und nichts anderes meinte Walther auch mit dem Satze: „Lutheraner als solche haben nicht die Symbole nach der Schrift, sondern die Schrift nach den Symbolen auszulegen." Ströbel gegenüber läßt sich z. B. hierüber Walther also vernehmen: „Was jedoch den Vorwurf betrifft, daß wir uns zu dem Satze haben hindrängen lassen: ‚Symbola Scripturam interpretantur‘ (‚Die Symbole legen die Schrift aus‘), so müssen wir diesen Vorwurf auf das entschiedenste zurückweisen; denn nie und nirgends haben wir diesen Satz aufgestellt. Wir haben vielmehr ausdrücklich bezeugt: ‚Mit gutem Bedacht hat unsere Synode nicht geschrieben: „Lutheraner haben die Schrift nach den Symbolen auszulegen", sondern: „Lutheraner als solche."‘ Hiermit haben wir uns, achten wir, deutlich genug ausgesprochen, daß wir mit jener Forderung keines Menschen Gewissen an menschliche Aussprüche als solche

binden, die Symbole durchaus nicht zu einer Auslegungsnorm der Schrift an sich machen und überhaupt die Forschung in der Schrift auf keine Weise beschränken wollen. Unsere Meinung ist also durchaus nicht, daß ein Lutheraner die Schrift nach den Symbolen auslegen müsse, weil dieselben als Bekenntnis der wahren Kirche von jedermann für die Norm der Schriftauslegung anzuerkennen seien, sondern daß ein Lehrer nur so lange als ein Diener unserer Kirche angesehen werden könne, als er sich selbst gebunden sieht, in seiner Auslegung der Schrift nicht von der Lehre unserer Kirche abzugehen, darum nämlich, weil er von der Wahrheit, Schriftmäßigkeit, Göttlichkeit derselben überzeugt ist.‘ (S. Lehre und Wehre 1855, 231. 232.) Das ‚Formalprinzip der evangelischen Reformation‘, daß die Schrift die einzige Regel und Richtschnur und Richterin ist in allen Fragen, was wahr und recht, was Irrtum und Sünde ist, festhaltend und demselben in allen seinen Konsequenzen folgend, wollen wir mit den Sätzen: ‚Lutheraner als solche haben nicht ihre Symbole nach der Schrift, sondern die Schrift nach ihren Symbolen auszulegen‘ nur denen entgegentreten, welche darauf Anspruch machen wollen, lutherische Prediger zu sein, obgleich sie die Symbole, unter dem Titel ‚Auslegung‘, aus der Schrift korrigieren und aus der Schrift eine andere Lehre als die der Symbole vermittelst ihrer Auslegung gefunden zu haben und daher lehren zu müssen glauben. Wir wollen denselben damit bedeuten, daß sie nur so lange lutherische Prediger sich nennen und sein können, solange sie in dem kirchlichen Bekenntnis jene Analogie des Glaubens finden, welcher jede Weissagung gemäß sein muß, Röm. 12, 7. Wir erlauben uns hier auf die weitläuftigere Antwort zu verweisen, welche wir auf einen Angriff in der Erlanger Zeitschrift in ‚Lehre und Wehre‘ (Juli- und Augustheft des 1. Jahrgangs) gegeben haben. Übrigens, obgleich auch ältere, unverdächtige Theologen, wie wir nachgewiesen, dasselbe ausgesprochen haben, so sind wir doch um der sittlich möglichen Mißverständnisse willen, die unsere Redeweise hervorrufen kann, von Herzen willig, von dieser Redeweise künftighin abzustehen, wie wir denn Herrn Lic. Ströbel hiermit aufrichtig versichern, daß wir uns stets nur innigst freuen werden, wenn er auch in Zukunft unsere Lehre und Praxis, soweit sie ihm bekannt wird, der strengsten Kritik unterwirft; wir achten uns keineswegs für Leute, die nicht irren könnten, und wollen gern unserer Glaubensbrüder Schüler sein und bleiben. 1 Kor. 14, 29—31.“ (L. u. W. 1858, 327 f.) In dem Prospektus der „Lehre und Wehre“ von 1855 erklärte Walther: „Die Heilige Schrift und nach derselben das Konkordienbuch unserer evangelisch-lutherischen Kirche wird die Norm aller aufzunehmenden Aufsätze sein, die Schrift die **norma normans**, das Symbol die **norma normata**; beides in seinem einfältigen Verstande nach Handleitung der unbestreitbar orthodoxen Väter unserer Kirche, zuoberst eines Luther und sodann eines Chemnitz, eines Johann Gerhard und anderer heiliger Wahrheitszeugen.“ (L. u. W. 1858, 1.) Dieser echt lutherischen

Stellung ist Walther treu geblieben. Gerade an Iowa mußte aber schon Walther und müssen wir heute noch die „dogmatisierende Richtung“ verurteilen. Iowaer waren es, die von allem Anfang an dogmatisierend die Symbole zu verstehen und zu deuten suchten nach dem, was sie für Schriftlehren ausgaben, z. B. den Chiliasmus, den Antichristen und das kirchliche Amt betreffend. Und die Iowaer sind es, die auch die Schrift dogmatisierend gedeutet und nach Analogie eines „für den Christen, namentlich den Theologen, erkennbaren harmonischen Ganzen oder Systems“ ausgelegt wissen wollen. Walther hat sich oft beschwert über die Gebrüder Fritschel, daß sie in ihren Berichten über Missouri die Tatsachen auf den Kopf stellten. Und Geo. Fritschel scheint nun auch in diesem Punkte der iowaschen Tradition die Treue bewahren zu wollen. F. B.

Pseudodeutsches Geistesleben in Amerika. In einer St. Louiser Zeitung lesen wir: „Die Kriegslage hat eine doppelte Wirkung auf die Tätigkeit der germanistischen Gesellschaften in Amerika. Erst in dieser Zeit ist uns klar geworden, was deutsches Geistesleben für uns bedeutet. Erst in dieser Zeit haben wir die Wichtigkeit, ja die Notwendigkeit der germanistischen Gesellschaften kennen gelernt. Denn hier handelt es sich in erster Linie um deutsches Geistesleben. Mit der Sprache allein wird das deutsche Wesen nicht erhalten. Wir kennen genug Ortschaften, wo die Sprache wohl äußerlich erhalten ist, wo aber der wahre deutsche Geist der Jetztzeit fehlt. Der deutsche Geist, der über dem Buchstaben steht, läßt sich in keine Fesseln binden, auch nicht in die wundervollen, prächtigen Formen der deutschen Sprache. Es mögen prächtige ‚Gewänder‘ sein, die denen der antiken Helena vielleicht nicht nachstehen; es bleiben aber doch immer nur Gewänder, und zwar Gewänder, die nur der mit Recht tragen und würdigen kann, der wie Faust vom Geiste neu belebt ist. Da müssen ‚des Lebens Pulse frisch lebendig schlagen‘. Und diese Neubelebung kann uns nur durch Persönlichkeiten gebracht werden. ‚Da spricht ein Geist zum andern Geist.‘ Da sehen wir das deutsche Geistesleben selber. Diese Vorträge sind für uns Existenzbedingungen. Wir brauchen deutsche Gelehrte erster Güte und ersten Ranges und müssen sie haben. Wir brauchen die edelsten und besten Männer, die uns mit Selbstverleugnung und Herzenswärme entgegenkommen, originelle Naturen, die sich aber von ihrem Fach zu allgemeinen Gesichtspunkten erheben können, gottbegnadete Redner, die einen bleibenden, unauslöschlichen Eindruck machen auf unser Volk. Sonst gleichen wir dem abgesägten Ast und müssen uns damit zufrieden geben, der Kulturdünger Amerikas zu sein. Das haben wir in dieser Zeit erkannt, und deshalb bricht für die germanistischen Gesellschaften unsers Landes eine neue Blütezeit an. Mag der Austausch mit etlichen Universitäten eingeschränkt werden, deutsche Gelehrte werden dieses Land weiter bereisen, und deutsches Geistesleben wird weiter blühen. Mag selbst die deutsche Sprache mit der Zeit abnehmen, wir verzweifeln nicht

und glauben, daß deutsches Geistesleben trotzdem weiter blühen wird; denn der Geist hat stets seine eigenen Formen geschaffen. Der deutsche Geist wird einen wichtigen Anteil nehmen in der Kulturarbeit, die Amerika in den nächsten Jahrhunderten bevorsteht." — Diese Schwärmer für deutsches Geistesleben in Amerika geben sich einem mehrfachen Wahne hin. Sie verwechseln das Geistesleben etlicher verstiegener Professoren und berauschter Idealisten mit dem wirklichen nüchternen Geistesleben des deutschen Volkes, wie wir es in Männern wie Kaiser Wilhelm, Hindenburg, Mackensen, Zeppelin u. a. beobachten, das wesentlich immer noch kein anderes ist als das Leben des alten Glaubens, wie es die Deutschen aus Bibel, Katechismus und Gesangbuch gelernt haben. Als die eigentlichen Träger des deutschen Geisteslebens gelten diesen Pseudogermanisten vornehmlich deutsche Philosophen und Schöngeister: Kant, Fichte, Eucken, Goethe, Schiller und selbst Geister wie Nietzsche, die aber in Wahrheit ohne Ausnahme Exponenten des Heidentums und nichts weniger als Apostel des christlichen Glaubens und Lebens sind. An die Stelle der Religion und Moral setzen sie vielfach die Ästhetik und Kunst. Schöngeister werden vergöttert als die eigentlichen Apostel und Propheten der Deutschen. Wie aber z. B. der Komponist Strauß nicht den Strategen Hindenburg und Hauptmann, der Dramatiker, nicht Mackensen oder v. Bethmann-Hollweg ersetzen kann, so vermag noch viel weniger Goethes „Faust" oder Nietzsches „Zarathustra" die Stelle von Bibel und Katechismus einzunehmen. Kunst und Ästhetik bieten keinen Ersatz für Religion und Moral. Poetische Formen und Kunstgenüsse mögen uns Goethe und Schiller lehren und gewähren, aber nur ein Heide vermag z. B. in Goethe den „großen Lebenskünstler" im religiösen und ethischen Sinne zu bewundern. In Wahrheit ist diese Schöngeisterei, die sich als das eigentliche deutsche Geistesleben aufspielt, weiter nichts als eine krankhafte Erscheinung, die das Freidenkertum nähren mag, die aber wahre Religion und Moral, ohne die auch das deutsche Volk nicht gesunden kann, nur untergräbt. Und was die Amerikaner betrifft, so wird man ihnen mit solchen Verstiegenheiten und Schwärmereien, wie sie dieser Pseudogermanismus vertritt, nichts weniger als imponieren und auch der guten deutschen Sache im gegenwärtigen Weltkriege hier in Amerika nur schaden. Sie rufen den falschen Eindruck hervor, als ob das deutsche Volk, berauscht von phantastischen Wahngebilden, die Nüchternheit verloren hätte. Und wenn irgend etwas danach angetan ist, das Deutschtum in Amerika möglichst schnell in „Kulturdünger" zu verwandeln, so ist es eben diese pseudogermanistische Schwärmerei und Verstiegenheit. Von Religion abgesehen, so imponiert Amerikanern, auch Deutschamerikanern, schließlich rein gar nichts als nüchterne Tatsachen und gesunder Menschenverstand. F. B.

Ethik der Ethischen Gesellschaft. Die Ethische Gesellschaft wurde 1876 in New York von Felix Adler gegründet als "the new religion of

morality, whose God is the Good, whose church is the universe, whose heaven is here on earth and not in the clouds". Den Glauben an einen Gott hält diese Gesellschaft als unwesentlich für die Religion, die eben nichts anderes sei als Moral. Gottesleugner könnten ebensowohl religiös und sittlich sein wie Christen. Die sittlichen Ideen seien unmittelbar gewiß und unabhängig von allen theologischen Lehren und metaphysischen Dogmen. Und um den Menschen moralisch zu veredeln, dazu bedürfe es nur der sorgfältigen ethischen Pflege. Seit 1886 befindet sich ein Zweig der Ethischen Gesellschaft in St. Louis, der unter anderm auch der jetzt öfters genannte frühere Handelssekretär Nagel angehört. Es charakterisiert die Ethische Gesellschaft, wenn z. B. die „W. P." zu deren dreißigstem Jahrestag u. a. auch schreibt: „Ethik ist Sittenlehre, und ihre Bedeutung besteht in der Pflege der höheren geistigen Natur des Menschen, in der Förderung aller edlen, selbstlosen Bestrebungen, die den Menschen über die niederen selbstischen Neigungen seiner Natur hinausheben, ihn zum Bewußtsein seiner Menschenwürde und Menschenpflicht bringen, ihn lehren, das Gute um des Guten willen zu tun, nicht aus Hoffnung auf Lohn oder Furcht vor Strafe, sondern einzig, weil es allein seiner würdig ist. Von dieser Erkenntnis ist die Menschheit leider noch weit entfernt; um so nötiger ist also ein zielbewußtes unentwegtes Arbeiten in dieser Richtung. Eine mühevolle, langwierige Arbeit! Handle stets deiner höheren als deiner wahren Natur gemäß! Jawohl! Wenn nur die Menschen erst einen richtigen Begriff von dieser ihrer wahren Natur hätten! Für gar viele ist die wahre Natur die niedere, tierische, die sich auf Kosten ihrer Mitmenschen durchzusetzen sucht. Nur durch Zwangsgesetze läßt sich dieses Tier im Menschen bändigen. Das ist aber doch ein durchaus unwürdiger Zustand, der ein ersprießliches Zusammenleben der Menschen ausschließt: der Zustand des Urmenschen, der wie das reißende Tier allein in seiner Höhle haust, ein Kampf aller gegen alle. Aus diesem Zustand hat sich ja die Menschheit im Laufe der Weltgeschichte herausgearbeitet. . . . ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst' und ‚Tue andern nur das, was du dir selbst von ihnen wünschest!' — in diesen zwei Sätzen steckt die ganze Sittenlehre. Aber die Menschen dahin zu bringen, diese Sätze nicht bloß im Munde zu führen, sondern auch zu betätigen, darin steckt die Schwierigkeit. Dazu gehört ein langes, gründliches Einwirken auf das Fühlen und Denken der Menschen, und dieses Einwirken muß schon in früher Jugend einsetzen. Deshalb geht alles auf sittliche Erhebung und Veredelung gerichtete Streben dahin, den Menschen von klein auf zu einem echt menschlichen Fühlen und Denken zu erziehen. Deshalb hat auch die Ethische Gesellschaft von St. Louis die Einführung einer rein menschlichen Sittenlehre in den Lehrplan der Schulen angestrebt. . . . Die Jugend, und besonders die amerikanische Jugend, kann nicht frühzeitig und gründlich genug zu dem Gefühl gebracht werden, daß es hübscher ist, andern Gutes zu tun, als sie zu schädigen,

und daß es unwürdig ist, sich auf Kosten anderer einen Vorteil zu verschaffen. Ist das einmal dem jugendlichen Gemüte eingeprägt, dann ergibt sich die weitere sittliche oder, wie man gewöhnlich sagt, moralische Entwicklung von selbst." Damit ist die Ethische Gesellschaft zutreffend charakterisiert. Das rechte Handeln, glaubt sie, folge ganz von selber, wenn man der Jugend nur fleißig das Gute als das „Hübsche" und „Würdige" und das Böse als das Häßliche und Unwürdige vor Augen halte. Es ist dies wesentlich dieselbe Ethik, die schon Sokrates vortrug, die aber überall an der verderbten Natur des Menschen zuschanden wird. Sokrates sagt: Man braucht den Menschen über das Gute nur aufzuklären, so tut er es auch. Paulus hingegen erklärt: Die Menschen tun das Böse, obgleich sie wissen, daß alle, die es tun, des Todes würdig sind. Und wem gibt nun die Erfahrung recht: dem Schwärmer Sokrates oder Paulus? Selbst viele Heiden sind in diesem Stück der Erkenntnis bedeutend weiter gekommen als die ethischen Kulturisten, die auf der Höhe der Zeit zu stehen glauben. Ovid z. B. bekennt: „Video meliora proboque, Deteriora sequor." Mit ethischen Lehren und Idealen hat man noch niemand auf den Pfad der wahren Sittlichkeit gebracht. Nur die neue Geburt, von der das Christentum redet, vermag dem Herzen Motive und Kräfte einzupflanzen, die ein Leben wahrer Liebe ermöglichen. F. B.

Die Gottähnlichkeit der katholischen Priester wird der „Ref." (13, 262) zufolge in den „Katechetischen Skizzen zum neuen Katechismus für die Diözesen Breslau, Köln, Münster und Trier" folgendermaßen verkündet: „Die Geistlichen sind geweihte Personen, haben dadurch übernatürliche Würde und Gewalt erhalten, so daß selbst Engel sich vor ihnen neigen." „In der Unehrerbietigkeit gegen Geistliche liegt eine besondere Bosheit und Verachtung der drei göttlichen Personen." (S. 81.) „Wenn Geistliche Fehler und Schwächen zeigen, sollen die Gläubigen schweigen, die Sache dem lieben Gott und den höheren Vorgesetzten anheimstellen." (S. 82. 83.) „Christus würde eher die Welt zugrunde gehen lassen, als daß er den Zölibat aufheben ließe." (S. 242.) In dem reformkatholischen „Neuen Jahrhundert" wird berichtet, daß ein vierundzwanzigjähriger Kaplan während der Sonntagsmesse sagte: „Man kann sogar von der Allmacht des Priesters sprechen, ja von einer Allmacht, die die Allmacht Gottes übersteigt. Denn der Priester kann durch die Worte ‚Hoc est enim meum corpus' Gott zwingen, auf den Altar herabzusteigen." — Ein starkes Stück lästerlicher Überhebung! Aber als das rechte, wahre Antichristentum ist das Papsttum gerade auch unverbesserlich, unreformierbar. F. B.

Menschlichkeitskultus, Humanitarian Cult. So nennt sich eine am 15. November 1914 gegründete Gesellschaft, die auf den Nationalkonventionen in Chicago und St. Louis bemüht war, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Gesellschaft bedauert es, daß die Zivilisation so geringe Fortschritte gemacht habe, wie der Weltkrieg zeige und

auch die gegenwärtige Bereitschaftsbewegung. Angemessene militärische Bereitschaft sei ja nötig, aber sie allein erzeuge Militarismus und Eroberungslust. Soziale Bereitschaft müsse die Losung werden. Sie ebne den Weg für eine ideale Brüderschaft der Menschen, in der keiner zu erobern oder anzugreifen wünsche, jeder aber, wenn nötig, die Waffen zur Verteidigung ergreifen werde. Patriotismus erzeuge eine Regierung nur, wenn sie auf die Wohlfahrt des Volkes bedacht sei. Schier alles soziale Übel entspringe dem Mangel an sozialer Bereitschaft und dem Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Mit reichen Almosen sei hier nicht gedient. Wirkliche Abhilfe der Not könne nur so geschaffen werden, daß man es den Bedrückten und Bedürftigen möglich mache, sich selbst zu heben. Wir müßten die Wurzel des Übels, die Armut, ausrotten. Aus der Armut entsprängen fast 80 Prozent aller Verbrechen, aller alkoholischen Exzesse und aller Krankheiten. Der Armut entspringe Klassenhaß, Gier, Selbstsucht und alle verwandten Übel. Die Regierung müsse hier eingreifen. Sie schulde jedem Bürger Gelegenheit zur Arbeit mit anständiger Bezahlung und Schutz gegen die Ausbeutung der Kapitalisten. Sie habe für die Armen, Arbeitslosen und Kranken zu sorgen. So würde man auch bald die wirklich Faulen und die Verbrecher kennen lernen, die dann hungern oder ebenfalls arbeiten müßten. Auch lasse sich diese Armut mit einer weit geringeren Summe heben, als jetzt dem Staat ihre Folgen zu stehen kämen. Die Parole müsse darum lauten: Einen Dollar für soziale Bereitschaft für jeden Dollar militärischer Bereitschaft! Käme es zum Kriege, so würde unser Land ohne Mühe täglich fünf bis dreißig Millionen Dollars aufbringen können. Warum also nicht Geld zum Besten aller in der Zeit des Friedens ausgeben? Solche und ähnliche mehr oder weniger utopische Vorschläge unterbreitet diese Gesellschaft den politischen Parteien zur Annahme. Und daß sie auch nicht ohne jeglichen religiösen Charakter ist, zeigt folgende Erklärung: „Unsere Absicht ist, ein richtiges Verantwortlichkeitsgefühl unter den Menschen zu entwickeln, ein richtiges Verständnis für das Wesen wahrer Religion zu erzeugen und den Geist der hilfreichen Menschlichkeit aus Nächstenliebe statt nur aus Pflichtgefühl zu entwickeln. Wir sind absolut nicht sektiererisch. Wir bezwecken, die Tatsache zu verbreiten, daß der vom Glück begünstigte Geber dem Empfänger dankbar sein sollte für die Gelegenheit, sein eigenes Glück mit ihm zu teilen." F. B.

Ellen Key über die Frau von morgen. In einem Artikel im *Forum* werden von Ellen Key u. a. auch folgende Aussprachen mitgeteilt: „Sie, die Frau von morgen, ist züchtig, nicht weil sie kalt, sondern weil sie leidenschaftlich ist. Sie ist edel, nicht weil sie blaß und bleichsüchtig ist, sondern weil durch ihre Adern das Blut reichlich strömt. Sie ist von Freunden umgeben und darum sinnlich. Sie ist stolz und darum ehrenhaft und treu. Sie fordert eine große Liebe, weil die, die sie gewährt, noch größer sein wird. Ihr geläuterter Idealismus wird

die Lösung des erotischen Problems immer schwieriger gestalten, wenn nicht gar unmöglich machen. Andererseits aber wird sie ein tieferes und reicheres und andauernderes Glück gewähren und genießen können, ein Glück, welches ganz anders sein wird als das, das heute irrtümlich als ‚Glück' bezeichnet wird. Mehrere charakteristische Merkmale der modernen Frau und Mutter werden der Frau der Zukunft wahrscheinlich fehlen. Sie wird immer eine Geliebte bleiben und nur auf diesem Wege zur Mutterschaft gelangen. Sie wird ihre besten Kräfte hingeben, um zu gleicher Zeit Mutter und Geliebte zu sein. Das Glück im Leben zu schaffen, wird ihr religiöses Ziel sein. Sie wird fähig sein, die besonderen körperlichen und seelischen Bedingungen der Gesundheit und des Glückes zu erkennen; aus diesem Grunde wird sie in der Wahl des Vaters ihrer Kinder sehr vorsichtig sein. Sie wird gesunde und schöne Wesen zur Welt bringen und eine größere Schönheit und dauerndere Jugend besitzen als die Frauen unserer Tage." Auch in Deutschland gab es vor dem Kriege viele Kreise, in denen man sich begeisterte für Ellen Key und ihre Phantasien, die doch ziemlich unverhüllt auf freie Liebe gestimmt sind. F. B.

Ehescheidungsgesetze im Staate. Über die „Ehescheidungsgefahr" lesen wir in einer hiesigen Tageszeitung: "After serving twenty-six years on the Circuit bench, Judge Fisher is in a position to speak, and the public and the lawmakers should be willing to listen. Hear the judge on the divorce laws: 'I feel that the grounds of divorce in this State should be curtailed and made more specific. Under the present statutes judges have to grant divorces in many cases for reasons which they feel to be inadequate.' The sooner the lawmakers of Missouri come to Judge Fisher's opinion on one of the greatest dangers now confronting society, the better will it be for the home and, therefore, for the State. Society and the Church look on as the divorce farce assumes startling proportions year after year, yet nothing is done to head off the menace to the home. The social reformers dabble in sex-hygiene, eugenics, housing conditions, prohibition, and a thousand other fads and 'isms'; they do not get down to something real and dangerous. Judge Fisher is right. What most people need who go into the divorce courts is a severe arraignment by the court for having the audacity to take up the public time in airing their domestic squabbles. A spanking would suit most of the petitioners exactly." — Fragt man, wonach der Staat sich zu richten habe, wenn er Ehescheidungsgesetze gibt, so lautet die Antwort nicht etwa: Nach der Lehre der lutherischen Kirche von der Ehe. Auch nicht: Nach der Lehre der protestantischen Sektenkirchen von der Ehe. Ebenfalls nicht: Nach dem Eherecht des Papstes. Ferner nicht: Nach der Lehre der Bibel von der Ehe. Auch nicht: Nach dem Neuen Testament. Ebenfalls nicht: Nach dem Moralgesetz. Selbst nicht: Nach dem, was das Gewissen der Gesetzgeber die Ehe betreffend für recht hält.

Die einzig richtige Antwort lautet hier vielmehr: In seiner Ehescheidungsgesetzgebung hat der Staat sich zu richten nach dem Zweck des Staates oder der Obrigkeit und darum auch nach den vorliegenden Verhältnissen im Lande. Der Zweck des Staates ist wesentlich überall derselbe: Aufrechterhaltung von Ordnung und Ruhe und entsprechender Schutz der Bürger. Die Verhältnisse sind aber nicht überall und immer die gleichen. So werden vernunftgemäßerweise auch die Ehescheidungsgesetze an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten verschieden sein: bald laxer, bald strenger. Selbstverständlich hat dabei der Staat im eigenen Interesse und im Interesse der bürgerlichen Volkswohlfahrt nicht die Tendenz zu unnötiger Laxheit, sondern umgekehrt zu einer solchen Strenge, wie sie sich mit seinem Zweck unter den gegebenen Verhältnissen verträgt. Einsichtsvolle Bürger sind darum ganz im Recht, wenn sie nicht einstimmen in die Weise, wie Papisten und Sekten über unsere Ehescheidungsgesetze herzufallen pflegen, obwohl sie zugeben: "A spanking would suit most of the petitioners exactly." F. B.

Ausfuhr von Kriegsmaterial. Eine Exportstatistik, die Ende Mai im Bureau für ausländischen und inländischen Handel in Washington aufgestellt wurde, läßt darauf schließen, daß der Versand von Munition und Kriegsmaterial nach Europa, ehe noch der dortige Krieg zwei Jahre angedauert hat, die Grenze von $500,000,000 überschritten haben wird. Am Ende des Monats April bezifferte sich die Ausfuhr von Geschützen, Gewehren und Munition seit Beginn des Krieges auf $388,000,000, wovon auf den Monat April allein $60,000,000 entfielen. Der Export von Kanonenpulver im April betrug $23,000,000, der von Patronen $4,000,000, der von Schießwaffen $2,000,000, der von Explosivstoffen $30,000,000. — Der Jahresbericht der Bethlehem Steel Corporation für 1915 zeigt, daß sich der Reingewinn derselben und ihrer Zweigfirmen nach Abzug aller Ausgaben auf $24,821,408 im Vergleich zu $9,649,667 im Jahre 1914 beläuft, eine Zunahme von 260 Prozent. Und die schon am 31. Dezember 1915 vorliegenden Aufträge bezifferten sich auf $175,432,895 gegenüber $46,513,189 am 1. Dezember 1914. — Welch eine Welt von Schmach und Schande, von Schuld und Blutschuld für unser Land liegt in diesen Zahlen! Welch eine sittliche Verlumpung auch bei den waffenschachernden Millionären, die in ihrem Dollarismus und Geldhunger selbst vor Blutgeld nicht zurückschrecken! Diese Zahlen — welch eine enorme Verwüstung an menschlichem Leben, Glück und Wohlstand schließen sie in sich! Von Zeit zu Zeit kann man, zumal in Sektenblättern, lesen von der sittlichen Entrüstung über die Greuel des Sklaven-, Mädchen- und Opiumhandels. Das alles verblaßt aber gegen die Schrecken des Waffenhandels, von dem Senator Harding auf der Nationalkonvention in Chicago urteilte: „Der Munitionshandel ist die goldene Schleuse im Strome des Blutes." Und doch haben hier die englischen Sektenkirchen, bei denen sonst die sozialen Fragen obenan stehen, so gut wie völlig versagt. F. B.

Geburtenziffer in England. Einem Vortrage Dr. Robertsons zufolge wurden 1915 allein in Birmingham gegen 5000 Kinder weniger als im Jahre zuvor geboren. In 1914 wurden in England und Wales 878,822 Geburten gezählt gegen 881,480 in 1913. In 1914 kamen auf 1000 Einwohner 23.8 Geburten. In 1915 kamen im ersten Vierteljahr 22.9 auf 1000 und im letzten Viertel nur 19.5 auf 1000, die niedrigste Zahl, die in irgendeinem Vierteljahr seit Einführung der Standesregister verzeichnet ist. Zudem sei die Kindersterblichkeit gestiegen. Während 1914 von 1000 Kindern unter einem Jahr 105 starben, stieg 1915 diese Zahl auf 110. „Man zündet also", sagte Robertson, „die Kerze an beiden Enden an." Dabei wies er hin auf Deutschland, das 1871 41,058,782 Einwohner zählte und diese 1875 auf 42,727,360 gesteigert hatte, während die französische Bevölkerung stehen blieb. Diese Vermehrung der deutschen Bevölkerung erkläre sich nicht bloß aus der Zunahme der Geburten, sondern auch aus der Abnahme der Kindersterblichkeit: eine der größten Leistungen, die ein wissenschaftlich erzogenes Volk für sich in Anspruch nehmen könne. An Deutschland solle England sich ein Beispiel nehmen. „Eine Nation", sagte Robertson, „die sich zum Ziel gesetzt hat, die Welt zu erobern, kann sich keine Großstadt-slums leisten. Wenn unsere slums noch länger andauern, werden wir den Preis in unserer nationalen Kraft zu zahlen haben. Soll das Reich zusammengehalten werden, so muß das Leben des Kindes geschützt werden." F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. "Sunday-school Prayers." (English and German.) Compiled by C. Abbetmeyer. 10 cts. — Geboten werden auf 24 Seiten 19 Opening Prayers, 14 Closing Prayers, 13 Prayers for Special Occasions, 19 Anfangsgebete, 14 Schlußgebete, 13 Gebete bei besonderen Gelegenheiten. Für diese Sammlung von kurzen Gebeten wird unser Verlag nicht erst ein Verlangen zu schaffen brauchen; diese Gebete befriedigen vielmehr, und zwar in glücklicher Weise, ein längst vorhandenes Bedürfnis.

2. "Bible History References." Explanatory Notes on the Lessons Embodied in "Bible History for Parochial and Sunday-schools." Compiled by F. Rupprecht. $1.10. — Auf 294 Seiten werden in diesem Buch zu unserer englischen Biblischen Geschichte zahlreiche, kurze, vortreffliche und zweckentsprechende erklärende Anmerkungen geboten. Unsern Pastoren und Lehrern ist damit ein ausgezeichnetes Hilfsmittel dargereicht, um mit verhältnismäßig geringer Mühe den Unterricht in der Biblischen Geschichte lehrreich, anregend und fruchtbar zu gestalten. Beigegeben sind dem Texte 16 Illustrationen und 2 Karten.

3. "Daily Prayers." Selected and adapted by C. Abbetmeyer. 44 cts., postpaid. — Auf 90 Seiten Kleinoktav bietet dieses Buch zahlreiche kurze Gebete: Morgen-, Abend- und Tischgebete, achtmal sieben Wochentagsgebete, zwölf Festtagsgebete (Advent bis Reformation) sowie Kranken- und andere Gelegenheitsgebete. Beim Übergang vom Deutschen ins Englische gerät auch der Hausgottesdienst in Gefahr. Muß er in der deutschen Sprache fallen, so ist hier Ersatz: diese Gebete in Verbindung mit der englischen Bibel, das genügt.

4. "Certificate of Ordination." 22 Cts.; das Dutzend $1.65. — Es ist dies ein ebenso schlichter, unauffälliger wie edler und gefälliger Schein: in drei Farben, auf festem Papier, im Format von 10½×13½ und mit einem Schattenbild von Luther unter dem Text. F. B.

Trostbrünnlein am Krankenbett. Von Fr. F. Selle. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 55 Cts.

Um dies Buch zu charakterisieren, heben wir etliche Überschriften heraus: Das Leiden dieser Zeit. Ich bin der HErr, dein Arzt. Rufe mich an in der Not usw. Vater, willst du, so gehe usw. Welchen der HErr liebhat, den züchtigt er. Gott ist getreu, der euch nicht lässet versuchen über euer Vermögen usw. Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen. Glaube an den HErrn JEsum Christum, so wirst du und dein Haus selig. Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Ich will euch tragen bis ins Alter usw. Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände. Für einen Verunglückten: Amos 3, 6. Für einen tiefgefallenen, bußfertigen Kranken: Jes. 1, 18. Vor einer Operation: Ps. 23, 4. Nach der Genesung: Ps. 103, 1. 2. JEsus, der große Kinderfreund. Morgengebet eines Kranken usw. Beigefügt sind: 1. Lieder für Kranke und Sterbende; 2. Sprüche für Schwerkranke und Sterbende; 3. Liederverse für Schwerkranke und Sterbende; 4. Gebete für Schwerkranke und Sterbende; 5. Formular für Krankenkommunion. — Insonderheit jungen, unerfahrenen Pastoren wird dies Buch ausgezeichnete Dienste leisten. F. B.

The Pastor's Guide, or, Rules and Notes in Pastoral Theology. By *Jacob Fry, D.D.* General Council Publishing House, Philadelphia, 1522 Arch St. 75 cts.

D. Fry, Professor der Homiletik und Pastorale am theologischen Seminar zu Mount Airy, behandelt in diesem Band von 109 Seiten die Pastoraltheologie in folgenden Abschnitten: 1. The Pastor's Call and Settlement over a Parish. 2. The Pastor in His Care of Souls. 3. The Pastor in the Performance of Ministerial Acts. 4. The Pastor in the Management of the Affairs of the Church. 5. The Pastor in His Personal Life and as an Example to the Flock. — Im folgenden weisen wir hin auf etliche Stellen, denen teils Gedanken zugrunde liegen, in welchen die Stellung des Konzils insonderheit in der Praxis zum Ausdruck kommt. Vom Beruf heißt es Seite 5: "It must come from God, from the Church" (Synode?), "and from a particular place or congregation." S. 6: "Of all these qualifications" (die ein Pastor haben müsse) "the Church must be the judge, and in her synodical organization and authority must extend the call to the ministry." Über Probepredigten S. 8: "While there are objections to the system, it cannot be expected a congregation will call a man to be its pastor whom the members have never seen or heard." Über gegenseitige Kündigung S. 9: "The call should also specify that either party desiring to withdraw from the agreement must give three months' notice to that effect to the other party. This provision will do away with the very objectionable custom in some congregations of holding annual elections for a pastor." Über Einstimmigkeit des Berufs S. 10: "No call should be accepted if a considerable minority, either in numbers or influence, opposed the election, unless the acceptance be advised by the president of the synod to which the parish belongs." Über Gemeinderechte S. 14: "A pastor serving a parish of more than one congregation has no right to resign one congregation and retain the others without the consent of the president of the synod to which the parish belongs." Über das Alter bei Kindertaufen S. 40: "Infant baptism may be administered to a child at any age from the day of its birth until it has attained fourteen years, after which the case comes under the rules for adult baptism." Über Konfirmation S. 49: "Persons coming from denominations where confirmation is not practised should be received by the rite of confirmation, so as to come under the usual title of 'confirmed members.' Exceptions may be made where applicants conscientiously object that it would be ignoring their former church-membership." Über das Brot im Abendmahl S. 53: "Common bread may be used, but it is the

usage of our Church and in every way preferable to use unleavened bread prepared in the shape of wafers, and a mild wine of red color made from grapes." Über Abendmahlsgemeinschaft S. 54: "It is not considered proper to give a general invitation to persons belonging to other congregations to participate in the Communion at the time when it is administered. If any public invitation is given, it should be at the time when the Communion and preparatory services are announced, and such persons be requested to make personal application to the pastor, so he may know who they are, and judge of their fitness to join in the Communion. The door should not be opened wider to strangers than to children of the household." Über die Ehe S. 61: "Concerning the last two of these points it may be stated the Lutheran Church has not held that marriage to a deceased wife's sister is prohibited by the Levitical law in Lev. 18, 18. Nor does our Church forbid the remarriage of the innocent party where a divorce has been obtained because of adultery or malicious desertion, even if the guilty party be still living, as already stated." Über Beerdigung S. 64 f.: "Ministers should not refuse to officiate at the funerals of persons who were not members of the Church, or who died impenitent." "Neither should a minister refuse to officiate because some lodge or other society may be present and have its service at the grave. His refusal will arouse public sympathy for the lodge, and not for himself. He should finish his service, and quietly step back, and is not responsible for any further ceremonies the family may be disposed to allow." "The only ceremony (if any) at the grave of one who died by his own hand should be to offer prayer, followed by the words: 'We now commit this body to the ground, earth to earth, ashes to ashes, dust to dust, until our Lord Jesus Christ shall come again to judge the quick and the dead.'" Über Logengottesdienste S. 75: "Pastors are sometimes asked to preach special sermons before lodges and other associations not connected with the Church. As a rule, it is best not to comply with such requests, because the purpose seems to be not so much the religious benefit to their members as an advertisement of their order and its claims." "If there should be any good reason for their coming as a body, the service should be at an hour which interferes with no other service." Über Kanzelgemeinschaft S. 84: "A Lutheran pastor may officiate on any occasion, or perform a ministerial act in which ministers of other creeds take part, provided the occasion and circumstances are such as will not violate synodical order, nor compromise his confessional position." Über Kirchenzucht S. 92 f.: "The penalties usually imposed are official admonition, request to withdraw, exclusion from certain church privileges, suspension from membership, and excommunication." "The power to decide and impose penalties belongs to the pastor and church council." "The process, except in flagrant cases, should be (a) private admonition by the pastor; (b) official admonition by the pastor, accompanied by one or more of the church council; (c) citation to appear before the council to answer the charges, which should be specified in writing, and a copy given the accused; (d) the examination and decision; (e) if the accused refuses or neglects to appear, the council should act on the evidence it possesses, and impose the proper penalty, if the accused be judged guilty." Über Synodalgewalt S. 93: "No congregation has a right to remove a suspension imposed by another congregation, nor to receive such a suspended member into its fellowship before properly restored, unless advised to do so by the president of synod." Über Gemeinschaft mit den Sekten S. 97 f.: "Y. M. C. A.'s, W. C. T. U.'s, Christian Endeavor, etc., are rarely to be commended to our people, as they are generally conducted on 'new-measure' lines, and their influence is to make our members dissatisfied with Lutheran or churchly ideas and usages." Über Gemeinderechte S. 98: "All congregational societies should be under the supervision and control of the pastor and church council, as the highest authority in all congregational matters, so as to preserve the unity of the congregation, and prevent what might be improper." — Aus dem Angeführten geht hervor, daß sich die Stellung des Generalkonzils seit seiner Gründung 1867 nicht wesentlich verändert hat. F. B.

The Eddyite. A Christian Science Tale. By *George W. Louttit.* The Colonial Press, Fort Wayne, Ind. $1.00. Order from Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Ohne auf die einzelnen falschen Lehren der „Christlichen Wissenschaft“ näher einzugehen und auch ohne sich in seiner Bekämpfung derselben auf die Schrift zu berufen, versteht es der Verfasser, vom Standpunkt des gewöhnlichen Menschenverstandes aus in der Form einer Erzählung den Schwindel und Betrug, die Verlogenheit und Gehässigkeit, die Geldgier und Intrigen sowie auch die verderblichen Einflüsse der „Christlichen Wissenschaft“ insonderheit auf das Familienleben, an den Pranger zu stellen. In den Händen von Leuten, die von diesen Wissenschaftlern umschwärmt werden, wird die Lektüre dieses Buches eine heilsame, ernüchternde Wirkung nicht verfehlen. Von den gerühmten Heilungen der „Christlichen Wissenschaft“ sagt Louttit im Vorwort: "Christian Science failures greatly outnumber their so-called successes; but their failures are never recorded, for if they were, that cult would be a thing of the past. Many true and loyal Christian Scientists have I known, who, afflicted with disease, took Christian Science treatment, even going to Boston, where practitioners are said to be so high in the thought; yet the ravages of diseases were not checked, and when at the door of death, they were given in charge of some physician to die upon his hands, with the result that the physician is blamed for the death. Such cases are of daily occurrence, which the Christian Scientists well know, but dare not admit the truth." F. B.

Organic Evolution Considered. By *Alfred Fairhurst, A. M.* The Standard Publishing Co., Cincinnati. $1.50.

Man unterscheidet atheistische, agnostische und theistische Evolutionisten. Die atheistischen Evolutionisten behaupten, daß die gegenwärtige Welt mit ihrem organischen Leben bis herauf zum Menschen sich entwickelt habe aus anorganischen Elementen nach den natürlichen Gesetzen der Materie und ihrer Kräfte, ohne jegliche Einwirkung von übernatürlichen Ursachen. Die agnostischen Evolutionisten führen wesentlich dieselbe Lehre, wollen aber nicht direkt behaupten, daß es keinen Gott geben könne, der die Entwicklung in die Wege geleitet habe und sie ihrem Ziele entgegenführe. Die theistischen Evolutionisten zerfallen in zwei Klassen, von denen die erste das bejaht, was die Agnostiker in suspenso lassen, alles aber entstehen lassen durch rein natürliche Kräfte, die in der Materie liegen, und Gott nicht viel mehr als die Rolle des Weltordners zuweisen. Die andere Klasse der theistischen Evolutionisten läßt zwar die Entwicklung gelten, lehrt aber, daß Gott schöpferisch die ersten Lebenskeime ins Dasein gerufen habe, und daß er auch sonst in den Lauf der Entwicklung schöpferisch eingreife, z. B. beim Übergang des Tieres in den Menschen. Die meisten unter den deutschländischen Apologeten des Christentums sind Vertreter dieser letzten Richtung. Daß sie damit aber der Schrift nicht gerecht werden, versteht sich für jeden, der die Bibel für inspiriert hält, von selbst. Dieser letzten Richtung verwandt ist auch die Stellung, welche Fairhurst in seinem vorliegenden Buche einnimmt. Er macht weitgehende Konzessionen, auch an die moderne Astronomie und Geologie, vertritt aber durch sein ganzes Buch hin die These: "Evolution is not an established fact of science. The doctrine of evolution is not science. It is a theory, the truth of which it is impossible to establish. The doctrine is often taught dogmatically, and is accepted by many who have not carefully studied it in its various aspects." Der Wert des vorliegenden Buches besteht somit vornehmlich in dem Nachweis, daß die Evolutionslehre weder eine Tatsache noch eine notwendige Forderung der Wissenschaft sei, daß vielmehr die Entstehung des Lebens und insonderheit des Menschen ohne die Annahme eines besonderen göttlichen Schöpfungsaktes undenkbar sei, und daß es somit Waffen liefert vornehmlich gegen die Evolution, wie sie von Atheisten und Agnostikern geführt wird. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Wie wir nicht feiern wollen. D. Jacobs vom theologischen Seminar des Generalkonzils in Mount Airy, Pa., teilt einem intersynodalen Kamitee für die Jubelfeier in 1917 mit, er habe in der öffentlichen Bibliothek der Stadt New York ein Pamphlet gefunden, in welchem über die Jubelfeier vom Jahre 1817 eingehend berichtet wird. Es scheint, man hat es damals zu einer recht ansehnlichen Versammlung gebracht, nicht jedoch, ohne sich die Mitwirkung nichtlutherischer Kräfte gesichert zu haben. Man lud alle protestantischen Gemeinden ein zu einer Festfeier in der Kirche der Episkopalgemeinde. Zwar sang man nicht „Ein' feste Burg", und im Liede „Erhalt uns, HErr, bei deinem Wort" war die Bezugnahme auf Papst und Türken fein gestrichen, doch trug ein Massenchor den Hallelujah Chorus vor. P. Schäffer predigte, und mit ihm amtierten zwei Episkopalgeistliche. Durch das intersynodale Jubiläumskomitee wird jetzt ein von D. Jacobs besorgter Auszug aus diesem Bericht an alle lutherischen Zeitschriften versandt, und da ist befremdend, daß weder D. Jacobs noch das intersynodale Komitee über den groben Unionismus, den man 1817 in New York auf der Jubelfeier trieb, ein Wort des Tadels hinzufügt. Wer das Summarium des Pamphlets liest, erhält den Eindruck, daß sowohl D. Jacobs wie das Komitee in jener Feier eine lobenswerte Leistung erblickt. Die Predigt Schäffers war ausgezeichnet durch "clearness and power", sein Stil war "graceful, rhetorical, pervaded by deep feeling", "decorum and attention pervaded the audience" usw. Nur das Fehlen von „Ein' feste Burg" bedauert D. Jacobs; man habe wohl keine englische Übersetzung auftreiben können. Über das gemeinschaftliche Feiern mit den zwei Episkopalen wird in keiner Weise abfällig geurteilt. Die „Lutherische Kirchenzeitung" sagt mit Recht: „Dieses unionistische Stück verstößt gegen die Grundsätze der Reformation und des rechten Luthertums und ist ein arger Flecken an jener New Yorker Feier, den alles andere an derselben, wie groß, schön und herrlich sie auch gewesen sein mag, nicht zudecken kann. Das Zusammenamtieren von Lutheranern und Episkopalen ist im Einklang mit den verkehrten Ansichten der Generalsynode, aber doch nicht mit den Grundsätzen des Generalkonzils — oder irren wir uns hierin? Anträge werden auch manchen von uns wohl gemacht werden, unionistisch zu verfahren bei der kommenden Feier. Man wird besonders betonen, daß ein bißchen Unionismus nicht schaden kann, vielmehr viel zur Großartigkeit der Feier beitragen würde. Es gibt immer Leute, auf welche solch eine Argumentation Eindruck macht, da sie für ihr Leben gern an großartigen Dingen beteiligt sein möchten. Wir befürchten, daß die Verbreitung des Berichts, den D. Jacobs gefunden hat, solche Leute in ihrem verkehrten Streben bestärken wird." G.

Die Generalsynode ist seit dem Jahre 1817 mit seinem verunglückten Reformationsjubel dem echten Luthertum ein gutes Stück näher gerückt. Doch besteht die melanchthonische Richtung in diesem Körper fort. Melanchthonisch ist die Lehre von der Bekehrung, die z. B. von D. Keyser, Valentine und andern vorgetragen wird. Was Melanchthon in der Augustana Variata vom Jahre 1540 lehrte: „Cum . . . erigimus

nos fide, *simul* datur nobis Spiritus Sanctus" (statt: „per verbum et sacramenta ... donatur Spiritus Sanctus"), und nochmals: „Efficitur spiritualis justitia in nobis, cum *adjuvamur* a Spiritu Sancto", ist ganz die Stellung der Philippisten in der Generalsynode. Auch in der Lehre vom Abendmahl tritt die melanchthonisch-rationalisierende Richtung zutage. Im *Lutheran Church Work* wurde letztes Jahr mitgeteilt, daß viele Prediger der Generalsynode „die extremen Ansichten Zwinglis vertreten, und das Gemeindeleben dadurch viel gelitten habe". Wörtlich hieß es da: „Wenn wir die ungemein wichtige Tatsache festhalten könnten, daß Christus im heiligen Abendmahl auf mystische Weise gegenwärtig ist, dann würde die wöchentliche Feier des Sakraments das geistliche Leben der Gemeindeglieder mächtig fördern. Es ist jedoch Tatsache, daß wir oft die Feier zu einem rein mechanischen Gedächtnis machen und ihr damit so wenig geistlichen Wert beimessen wie der Gebetsmühle der Tibetaner. Wir haben vielleicht so sehr gegen die römisch-katholische Lehre reagiert, daß wir irgendeine ‚Gegenwart' im Sakrament fürchten. Sollte das der Fall sein, so sollten wir daran denken, daß die Wahrheit selten in den Extremen gefunden wird, und daß das, was wir wollen und brauchen, vor allem andern die Wahrheit ist." Allerdings ist der Verfasser des Leitartikels, dem diese Sätze entnommen sind, selber im unklaren, was eigentlich die rechte „Auslegung" der Einsetzungsworte sei. Er will auch seine Meinung vom heiligen Abendmahl niemandem aufdringen, ja, er hält drei Auslegungen der Einsetzungsworte für möglich: die römische, die lutherische und die reformierte. Nach dieser Aussage des Redakteurs des generalsynodistischen Organs steht es also so, daß viele Prediger die reformierte Abendmahlslehre in ihrer schärfsten zwinglischen Fassung an Stelle der Lehre des lutherischen Bekenntnisses setzen, und daß andere, die zwar selber für ihre Person die lutherische Lehre festhalten, die Gegenlehre nicht, wie doch das Bekenntnis es fordert, verwerfen, sondern sie bei ihren Synodalgenossen dulden und trotz solcher Differenz mit diesen die engste Gemeinschaft aufrechterhalten. Nur konsequent gehandelt ist es, wenn Pastoren der Generalsynode sehr allgemein Leute aus den reformierten Sekten ohne Unterricht und ohne eigentlichen Übertritt aufnehmen und ebenso ihre Glieder an reformierte Gemeinden ehrenvoll entlassen. Aber wie reimt sich diese Praxis mit den synodalen Erklärungen dieses Körpers, er stehe voll und ganz zur Augsburgischen Konfession? Man entsinnt sich, daß vor einigen Jahren, als diese konfessionelle Erklärung in den Konferenzen beraten wurde, der *Observer* und die *Lutheran World* viel zu sagen hatten über Variata und Invariata, und die Abneigung gegen ein unumwundenes Bekenntnis zur Ungeänderten Konfession sehr deutlich zu erkennen war. — Ansätze zu andern Abweichungen in der Sakramentslehre sind aber gerade unter den Verfechtern der Ungeänderten Konfession vorhanden. D. Keyser lehrt in seinen *Theological Outlines and Theses:* die charakteristische Lehre der lutherischen Kirche sei die Lehre vom Sakrament, "our view of the Person of Christ as developed in the *communicatio idiomatum* and connected with the 'real presence' of the body and blood of Christ, or His glorified humanity, in the Lord's Supper". Wenn mit dem Ausdruck "His glorified humanity" gelehrt werden soll, daß im Abendmahl Christus nach Leib und Seele sacramentaliter gegenwärtig ist, so haben wir hier ein Stück römischer Lehre. Ein längst abgetaner Irr-

tum taucht wieder auf in D. J. A. Halls kleiner Broschüre: *The Lutheran Doctrine of the Lord's Supper.* Hall geht von dem Satze aus, daß der Mensch, um vollständig erlöst zu sein, nach Leib und Seele des Verdienstes Christi teilhaftig werden müsse. Auch der Leib müsse erlöst werden. "Full redemption must include the body as well." Das geschehe aber dadurch, daß durch den Genuß des Leibes Christi im Abendmahl unser Leib der göttlichen Kräfte teilhaftig und zum ewigen Leben zubereitet werde. Halls Ausdrucksweise läßt kaum einen Zweifel übrig, daß wir es hier mit dem alten Weigelschen Irrtum zu tun haben, demzufolge „das Wort in uns Fleisch und Blut wird und sich an unser Fleisch und Blut leget. So werden wir vereinigt mit Christi gekreuzigtem Leib und sind mit ihm leiblich vereinigt". Diese Lehre Valentin Weigels († 1588), also die mystische Ausdehnung der Wirkung des Gnadenmittels auf die körperliche Substanz des Christen, stützt Hall mit Analogien aus der Natur, die nichts beweisen, und mit Schriftstellen, die nicht zur Sache reden. Jedenfalls wird in der Generalsynode nach beiden Seiten hin abgewichen in der Lehre vom Abendmahl, und diese unklare und schiefe Stellung spiegelt sich wider in der Statistik. Am 26. April 1912 berichtete ein Einsender im *Observer* über den Abendmahlsbesuch in der Generalsynode: "There was an increase of confirmed members from 1907 to 1910 of 25,223, while the increase for the same time in communicants was only 3,788. Is this increase in the General Synod of members who do not come to the Communion Table a matter to be satisfied with, or otherwise? The General Synod reports 66,215 confirmed members, or more than one-fifth of the whole number, who no longer commune. . . . It would seem that a Lutheran who had any concern at all about his spiritual condition would come to the Communion; but we have over 66,000 in the General Synod who do not come to the Table of the Lord to feast on His body and blood, — indeed, the General Synod's principal growth in numbers has been of such members. Is this satisfactory? Is there not something seriously wrong in our churches that is the cause of this condition?" G.

Den Rückgang des Deutschen in der amerikanisch-reformierten Kirche führt die „Kirchenzeitung", das Organ der Reformierten, in der Nummer vom 2. Mai 1916 auf den religiösen Indifferentismus zurück. Es wird da aus einer Konferenzarbeit folgender Abschnitt angeführt: „Unsere reformierte Kirche, deren Gemeinden ursprünglich alle deutsch waren, ist drei Viertel englisch geworden, und nur noch ein Viertel ist deutsch. Die Ursachen mögen tiefer liegen, als man gewöhnlich denkt. . . . Es kam der Abfall. . . . Und was sich — ich rede hier von amerikanischen Verhältnissen — noch in Gemeinden sammeln ließ, das hatte doch meistens das irdische Wohlergehen und infolgedessen die Politik im Auge, so daß wohl durchweg ein staatliches, aber doch bitter wenig kirchliches Interesse vorhanden war. Durchweg wurden und werden in unsern Gemeinden politische Zeitungen gelesen; aber die kirchlichen und religiösen Zeitschriften konnten und können bei weitem nicht genug Eingang finden, so daß das kirchliche und christliche Leben verkümmerte und auch noch jetzt verkümmert. Man hat versucht, durch allerhand Konzessionen an die Leser den kirchlichen Zeitschriften mehr Eingang zu verschaffen, aber es ist nicht gelungen. Auf künstliche Weise versucht man, kirchliches Interesse zu wecken und zu heben. Es ist eine wahre Flut von Broschüren aller Art, die einem jeden Gemeindeglied in die Hand ge-

geben werden, damit es sich am kirchlichen Leben mehr beteilige. Allerhand Festlichkeiten, die oft unter der Maske von Frömmigkeiten zum Besten der Kirche und zur Ehre Gottes veranstaltet werden, locken den Leuten das Geld aus der Tasche, damit die Gemeinden wenigstens äußerlich ihr Dasein fristen können. Für die Kirche, für das kirchliche und christliche Leben, ist fast gar kein Verständnis und noch weniger Bedürfnis vorhanden. Man begnügt sich damit, daß man überhaupt einer Gemeinde und Kirche angehört; daß die Gemeinde eine reformierte ist, erregt kein Interesse. Der Indifferentismus oder die Gleichgültigkeit in kirchlichen und christlichen Dingen ist übergroß geworden. Man ist nicht gleichgültig, was das irdische Leben betrifft; aber in bezug auf Errettung, Seligkeit und ewiges Leben ist man unbesorgt. So kommt es, daß das Familienleben daniederliegt und zerrüttet ist, daß von einer Erziehung der Kinder, geschweige von einer Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum HErrn, keine Rede mehr ist und auch keine Rede mehr sein kann. Wenn die Kinder nur schablonenmäßig etwas gelernt haben, um konfirmiert werden zu können, so ist man zufrieden. Von Hausandacht, von täglichem Lesen in der Schrift, ist nur noch in wenigen Familien etwas zu finden. Während in früheren Zeiten ganze Bücher der Heiligen Schrift auswendig gelernt wurden, während früher viel über Predigt und über das Wort Gottes im Familienkreise geredet wurde, ist heutzutage Katechismus, Bibel, Predigt usw. Nebensache. Damit sind wir bei der Hauptursache des Vorfalls, dem wunden Fleck, angelangt. Es ist keine Ehrfurcht vor den Alten und vor den Vorgesetzten mehr vorhanden. Die Eltern haben den Einfluß auf ihre Kinder verloren, da sie das Wort Gottes vernachlässigten. Muß man sich da wundern, daß die Kinder die Sprache ihrer deutschen Eltern mißachten und nicht mehr deutsch sein wollen? Die Kinder haben keine Ehrfurcht vor Gott; wie sollten sie Ehrfurcht vor ihren Eltern haben? Daß die Kinder dann nur englisch sein wollen, das ist Schuld ihrer Eltern. Der Übergang ins Englische geschieht nicht deswegen, um Gelegenheit zu bekommen, den Katechismus, biblische Geschichten, kurz, besseren Religionsunterricht zu haben, also nicht um sich zu verbessern, sondern um sich noch gemächlicher mit der Religion abzufinden. Und tatsächlich findet sich von Religionsunterricht in den englischen Kreisen fast nur noch ein winziger Rest in der Sonntagsschule. Das gefällt den Kindern, die nicht wissen, was rechts und links ist. Die Kinder werden verhätschelt und verzogen; aber die Eltern sollten es besser wissen! Da haben wir in den meisten Gemeinden unserer Klassis noch so ein Stück von Gemeindeschule, die teils nur mit Ach und Krach unter großer Selbstverleugnung von ihren Pastoren aufrechtgehalten wird. Und wenn nur alle Eltern ihre Kinder von Anfang an schicken und regelmäßig schicken würden! In gar manchen Fällen schicken die Eltern sie unregelmäßig; aber in der englischen Schule dürfen sie keinen Tag versäumen! Man hat das Wort Christi: ‚Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit' tatsächlich umgedreht in: Trachtet am ersten nach dem Reich dieser Welt und nach dem ungerechten Mammon." — Das ist eine erschütternde Wehklage. Und doch steht es in manchen andern Gemeinschaften noch ärger als bei den Deutsch-Reformierten. Aus den Berichten über kirchliche Tätigkeit in der „Kirchenzeitung" klingen doch öfter Töne heraus, die auf geistliches Leben hinweisen — etwas, was sich z. B. von den Blättern der Episkopalkirche und den meisten methodistischen Zeitschriften nicht sagen läßt. G.

Den gegenwärtigen Stand des deutschen Methodismus hierzulande beurteilt Adam J. Löppert im „Christlichen Apologeten" vom 19. April 1916 recht günstig. Zwar habe der Tod unter dem deutschen Grundstock der hiesigen deutschen Methodisten ziemlich aufgeräumt, man hat auch wohl einige Gemeinden eingehen lassen müssen, gezwungen durch Wegzug und Sterbefälle sowie durch den Anschluß der jungen Leute an englische Gemeinden; doch sei dadurch wie auch durch die Verschmelzung mancher Gemeinden in den Städten das methodistische Werk nicht geschwächt, sondern „für die Gesamtkirche gestärkt" worden. „Numerisch halten wir immer noch einen Vergleich mit früheren Jahren aus; finanziell stehen wir auf einer weit gesünderen Basis, unsere Wohltätigkeits- sowie Erziehungsanstalten sind bedeutend besser fundiert und verrichten gegenwärtig eine Arbeit, die in den Annalen des deutschen Methodismus der Vergangenheit ihresgleichen sucht. Unsere Methoden müssen wir wohl in vielen Gemeinden in bezug auf viele Dinge ändern, hier und da sogar je früher, desto besser." Die Zahl der Mitglieder betrug im Jahre 1915 60,270, eine Zunahme von 1454 gegen 1904. Die Sonntagsschulen weisen stark erhöhte Zahlen auf. — Der Durchschnittsgehalt methodistischer Pastoren wird in den verschiedenen Distrikten, wie folgt, gemeldet: California: $981; Zentral: $1013.50; Chicago: $951.81; Nördlicher: $983.10; Nordwestlicher: $1122.50; Östlicher: $1199.50; Pacific: $876.50; St. Louis: $939.81; Südlicher: $767.50; Westlicher: $874. Demnach wäre der Durchschnittsgehalt der deutschen Methodistenprediger $970.92. Der Durchschnittsbeitrag per Mitglied für kirchliche (synodale) Kollekten: $2.11. Außerdem haben die 60,270 Mitglieder $487,087, $8.08 per Mitglied, für den Unterhalt des Predigtamts, für Prediger, Distriktssuperintendenten, Bischöfe und pensionierte Prediger beigetragen. Der „Apologete" hat gegenwärtig noch 15,000 Leser. G.

Über die Verluste der Papstkirche in den Vereinigten Staaten sind in römischen Kreisen Andeutungen gefallen, die auf einige Besorgnis schließen lassen. Ein Priester, Fairbanks in Milwaukee, hat in diesen Tagen erklärt: „Hier in den Vereinigten Staaten befinden sich nicht einmal eine Million anglikanischer Kommunikanten, während wir in unserer eigenen Kirche eine katholische Einwohnerzahl von nur etwa 15,000,000 zählen, von denen fast alle Emigranten sind oder deren Kinder oder Enkel, die während der letzten 75 Jahre aus katholischen Ländern an unsern Ufern landeten. Hätten wir uns behauptet, die Emigration und natürliches Wachstum eingeschlossen, so sollten wir statt der erwähnten Zahl nicht weniger als 25,000,000 oder 30,000,000 zählen." Dem ersten amerikanisch-katholischen Missionskongreß wurde diese offizielle Angabe unterbreitet: „Statistiker schätzten zu verschiedenen Zeiten, daß die Totalsumme der Katholiken, die in den letzten hundert Jahren in Amerika vom Glauben abfielen, über 10,000,000 betragen habe. Dies ist sicherlich eine enorme Summe, gleichbedeutend mit nicht weniger als dem siebenten Teil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten und mit mehr als zwei Drittel der Gesamtbevölkerung des heutigen Katholizismus in Amerika." Joseph McCabe, ein gewesener katholischer Priester, behauptet auf Grund katholischer Quellen, daß Rom im letzten Jahrhundert in Amerika und Europa an 80,000,000 verloren hat, eine Zahl, die fast gleichbedeutend ist mit der Einwohnerschaft der Vereinigten Staaten. Die Gewinne Roms hierzulande rühren wesentlich von

der Einwanderung her. Irland, sagt McCabe, zählte einmal 8,000,000, heute aber weniger als 4,000,000 Katholiken. Die andern 4,000,000, vornehmlich Katholiken, zerstreuten sich in der englischredenden Welt, in welcher die Kirche sie nicht gehalten hat. Sie hat bedeutende Verluste erlitten. In England und deren Besitztümern betrug der Verlust 3,500,000, Irland nicht mitgezählt. Die Verluste der römischen Kirche in den Vereinigten Staaten stellt McCabe, wie folgt, dar: Die etwa 10,000,000 Katholiken in den Vereinigten Staaten repräsentieren keinen staunenswerten Gewinn für den Vatikan. Sie kommen aus Irland, Österreich, Italien, Deutschland, Polen, Frankreich, Canada und Mexiko. Sie rühren her von den Schiffbrüchigen einer der schlimmsten Katastrophen, welche der Katholizismus in dem fatalen neunzehnten Jahrhundert erlitten hat. Tatsache ist, daß sie nicht die Hälfte der Nachkommen der in die Vereinigten Staaten eingewanderten katholischen Einwanderer repräsentieren. Im Jahre 1891 wurde eine Schrift von einem gewissen Cohensly an Papst Leo XIII. gerichtet, in welcher die Angabe gemacht wird, daß sich in den Vereinigten Staaten 26,000,000 Nachkommen katholischer Einwanderer befänden, von denen 16,000,000 die Kirche verlassen hätten. Im Jahre 1898, als Brunetiere in der französischen *Revue des Deux Mondes* von dem erstaunlichen Fortschritt der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten berichtete, erwiderte die *Verité* in Quebec, daß nach katholischen Autoritäten ein Verlust von 15,000,000 bis 17,000,000 zu verzeichnen sei. Am 3. Dezember 1898 zitierte das New Yorker *Freeman's Journal* einen römischen Prälaten, der behauptete, daß die Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten doppelt so stark sein sollte, als sie zur Zeit war. Besagtes Blatt gab an, daß sich in den Vereinigten Staaten 40,000,000 Leute katholischer Abstammung befänden, und daß 20,000,000 derselben zum Protestantismus übergetreten seien. Diese Zahlen sind katholischen Quellen entnommen. Der Verlust der Katholiken unter den hiesigen Deutschen allein wurde im Jahre 1889 von einem Priester in Cincinnati namens Walburg als 3,500,000 angegeben. Dieser gab an, daß sich 18,000,000 Katholiken irländischer Abstammung, 5,000,000 deutsche Katholiken und 2,000,000 solcher aus andern Völkern in unserm Lande befinden sollten. Im ganzen sollten sich dieselben in dem angegebenen Jahr auf 25,000,000 belaufen, und doch betrug deren Zahl 1889 nach den offiziellen katholischen Statistiken bloß 8,157,678. Walburg gibt den Totalverlust der römischen Kirche in den Vereinigten Staaten allein auf 17,000,000 Seelen an. Im Jahre 1901 machte der Priester Shinnors eine sogenannte Missionsreise durch die Diözesen seiner Kirche und machte die Statistik derselben zum besonderen Studium. Er berechnete, daß die Zahl der Katholiken 20,000,000 betragen sollte, fand jedoch, daß sie weniger als 10,000,000 sei. Herr McCabe sagt: „Diese enormen Verluste sind nicht nur Fakta vergangener Jahre, sondern gehen noch beständig vor sich. Im Verlaufe der letzten zehn Jahre des neunzehnten Jahrhunderts beliefen sie sich auf mindestens 1,000,000." Bei einem genaueren Vergleich der Statistik in einzelnen Gebieten ergibt sich ein Resultat, das mit diesen Behauptungen McCabes durchaus in Einklang steht. Nach dem katholischen *Directory* vom Jahre 1904 hatte die Erzdiözese New York 1,200,000 Katholiken. Zehn Jahre später, 1914, hatte sie 1,219,000, obwohl in diesen zehn Jahren mindestens zwei Millionen katholischer Einwanderer im Hafen New York angekommen sind. Die Erzdiözese Cincinnati berichtete im Jahre

1904 200,000 Katholiken, im Jahre 1914 dieselbe Zahl — 200,000. Savannah hatte 1904 20,000 getaufte Katholiken, im Jahre 1914 nur 18,840, ein Verlust von 1660. Das sind Zahlen aus dem offiziellen *Directory* vom Jahre 1914. Allerdings, im Verhältnis zu den protestantischen Sekten ist die römische Kirche trotz dieser großen Verluste in raschem Wachstum begriffen. Während die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in den letzten hundert Jahren 25mal größer geworden ist, hat sich die römische Kirche 320mal — beinahe 12mal so schnell — vermehrt. Die Gliederzahl aller protestantischen Kirchen, und das schließt Unitarier, Mormonen und Eddyisten ein, beträgt etwa 40,000,000, die der Katholiken 14,000,000. Mit ihren 80 theologischen Anstalten, 213 Colleges für Knaben, über 700 Akademien für Mädchen, 5000 Gemeindeschulen, beinahe 201,000 Kirchen und Kapellen ist die römische Kirche trotz ihrer enormen Verluste eine bedeutende Macht, die ihren Einfluß ganz außer Verhältnis zu ihrer numerischen Stärke ausüben kann, weil sie als geschlossene Masse handelt.

G.

II. Ausland.

Bibelrevisionen, deutsch und englisch. „Die Bibel in Auswahl für Schule und Heim" heißt ein biblisches Lesebuch, das im Westermannschen Verlag herausgekommen ist, und an dem Professor der Theologie Lehmann in Berlin und D. P. Petersen, Oberlehrer an einer Akademie in Hamburg, zusammen gewirkt haben. Die Ausstattung ist gut, der Druck schön, die Illustrationen (sämtlich landschaftliche Bilder) sind von einem — Juden geliefert. Nun aber der Text. Die Herausgeber betonen, daß sie den Luthertext besonders berücksichtigt hätten; und in der Tat sind ganze Abschnitte unverändert herübergenommen worden. Dann aber stößt man auf Verunstaltungen wie diese (Jer. 31, 3): „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dir lauter Güte bewahret." Wozu das statt der herrlichen Lutherschen Wendung? Der Engelsgesang wird so wiedergegeben: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden unter Menschen seines Wohlgefallens." Konnte man zur Not noch so übersetzen, so finden sich doch andere Verhunzungen der Lutherschen Übersetzung, deren T e n d e n z nur zu klar ist. Jakob sagt, als er mit dem Engel des HErrn gekämpft hat: „Ich habe e i n e n G o t t von Angesicht zu Angesicht gesehen." Das Wort „Elohim", das dort steht, wird sonst nirgends in der „Bibel in Auswahl" mit „ein Gott", sondern stets mit „Gott" schlechthin übersetzt. Warum geschieht es denn hier nicht? Soll etwa Jakob der Vielgötterei bezichtigt werden, und soll die Geschichte dann etwa als Belegstück für eine Stufe der Geschichte der Entstehung des Monotheismus verwandt werden? Aus dem Neuen Testament möge als Beispiel einer sicher falschen und den Sinn herabziehenden Übersetzung nur eins genannt werden. Luk. 22, 37 sagt JEsus, nachdem er davon gesprochen hat, daß die Weissagungen der Propheten über ihn in Erfüllung gehen, abschließend wörtlich: „Denn das von mir oder über mich hat ein Ende" (das heißt also: „erfüllt sich jetzt, kommt zum Abschluß"). Diesen Satz lesen wir in der „Bibel in Auswahl" in der Form: „Denn auch mit mir geht es zu Ende." In dieser völlig unberechtigten Übersetzung kann dann ja allerdings eine Spur des angeblich geschichtlichen JEsus liberaler Art gefunden werden, der als ein tragischer Held in den Tod und in nichts als den Tod geht, der das „über

ein kleines" nicht kennt. Auch in den vorgenommenen Streichungen kennzeichnet sich der Geist, in dem diese Revision vorgenommen ist. So sind im 90. Psalm alle Verse gestrichen, die vom Zorne Gottes über die Sünde und von seiner Gnade reden (V. 7—9. 11. 13—16). Dadurch ist das Bußgebet in eine Elegie über die Vergänglichkeit des Menschen umgewandelt worden. — Tendenziös ist auch die neueste englische Übersetzung des Neuen Testaments, Moffats *A New Translation of the New Testament.**) Moffat ist Professor des neutestamentlichen Griechisch zu Oxford und hat sich besonders in der Papyrusforschung einen Namen gemacht. Seine *New Translation* ist ein Versuch, die neutestamentlichen Schriften in einer sprachlichen Fassung wiederzugeben, wie sie etwa ein Engländer unserer Zeit niedergeschrieben hätte, wenn er Zeitgenosse Christi und der Apostel gewesen wäre. Interessant ist der Vergleich dieser Übersetzung mit dem vor einigen Jahren erschienenen *Modern Speech New Testament*, an dem Richard Francis Weymouth, der Bearbeiter des *Resultant Greek Testament*, zwanzig Jahre sich abgemüht hat mit der Absicht, eine wörtlich genaue Übersetzung in idiomatisches Englisch zu liefern. Wir stellen hier das Vaterunser nach den Übersetzungen Weymouths und Moffatts nebeneinander:

Weymouth:

"Our Father who art in heaven, may Thy name be kept holy; let Thy kingdom come; let Thy will be done, as in heaven, so on earth; give us to-day our bread for the day; and forgive us our shortcomings, as we have also forgiven those who have failed in their duty toward us; and bring us not into temptation, but rescue us from the Evil One."

Moffatt:

"Our Father in heaven, Thy name be revered, Thy reign begin, Thy will be done on earth as in heaven! Give us to-day our bread for the morrow; and forgive us our debts as we ourselves have forgiven our debtors; and lead us not into temptation, but deliver us from evil."

Diese Übersetzungen der Bitten sprechen allerdings nicht an; doch ist merkwürdig, wie rasch man z. B. der Übersetzung Moffatts, die uns gerade vorliegt, Geschmack abgewinnen kann. Man folgt der evangelischen Erzählung in diesem neuen Gewand mit einem Interesse, das nicht nur auf die Neuigkeit des sprachlichen Kleides, sondern vor allem auch auf die ungemeine Lebhaftigkeit des Stils, besonders in den Reden JEsu, zurückzuführen ist. Dasselbe gilt, wo möglich, in noch höherem Maße von der Lektüre der Episteln. Leider aber hat sich Moffatt durch seine kritische Voreingenommenheit zu allerlei Seitensprüngen verleiten lassen, die dem Genuß der Lektüre starken Abbruch tun. Auf der ersten Seite steht (Matth. 1, 16): "And Joseph (to whom the Virgin Mary was betrothed), *the father of Jesus.*" Dazu fehlt jeder Anhalt im griechischen Text. Die Vaterschaft des Joseph ist reine Fälschung. Kap. 2, 1 werden die Magier "magicians" genannt, jedenfalls ein sehr unglücklich gewähltes Wort. Die Worte JEsu bei seiner Taufe sind so abgestimmt: "Come now; this is how we should

*) *The New Testament.* A New Translation by James Moffat, D. D., D. Litt. Hodder and Stoughton, New York. 327 Seiten 5¾×8½. Preis: $1.50.

fulfil all our duty to God." Eine sonderbare sprachliche Marotte ist, wenn Moffatt konstant μήποτε („daß nicht etwa") übersetzt: "in case" (z. B. Matth. 5, 25; Joh. 18, 38). Matth. 8, 26 wird durch das "How little you trust God" der Gedanke an den Glauben der Jünger an Christum direkt abgewiesen. Statt „Hölle" wird „Gehenna" gesetzt Kap. 10, 29 und anderswo. Weil εὐαγγελίζεσθαι sonst bei Matthäus nicht vorkommt, wird der Schluß von 11, 6 als Einschiebsel aus Luk. 7, 22 gestrichen. "He carries *religion* to victory" (12, 20) ist sehr kühn. Unerträglich verflacht ist 16, 19: "Whatever ye prohibit on earth," etc., "and whatever ye permit on earth," etc. Δήσῃς, λύσῃς sind hier gewiß nicht adäquat wiedergegeben. Dasselbe gilt von "is *a hindrance* to one of these little ones" (18, 6) und von "outside, out into the darkness" (τὸ ἐξώτερον, 8, 12 u. a.). Der „Greuel an heiliger Stätte" heißt "the Appalling Horror" (24, 15), was uns etwas effekthaschend dramatisch vorkommen will. Bei den Einsetzungsworten wird mit großer Unverfrorenheit das zwinglische „bedeutet" eingeschoben, als ob es im Text stünde: "Take and eat this; it *means* My body," "this *means* My blood, the new covenant-blood" (26, 27. 28). Erst recht übel wird dann mit dem griechischen Original verfahren im Johannisevangelium. Schon V. 1: "The Logos was divine", als ob statt θεὸς ἦν zu lesen wäre θεῖος ἦν. V. 14 lautet, wiederum dem Urtext zu Trotz: "We have seen His glory — glory such as an only son enjoys from his father." Die Worte: „Du bist der Sohn des lebendigen Gottes" (7, 70) lauten hier: "that you are the Holy One of God". 7, 31 wird "man" in den Satz eingefügt, wo es im Griechischen fehlt. An der Stelle 9, 36 erklärt der Übersetzer seine Version: "You believe in the Son *of Man*" durch die Glosse: "Reading ἀνθρώπου instead of θεοῦ" und erregt damit den Eindruck, als weiche er in andern, ähnlichen Fällen, in denen er die Göttlichkeit JEsu zu kurz kommen läßt, nicht vom Urtext ab. Öfters kommen Verschiebungen vor; zuweilen werden ganze Abschnitte herausgehoben und an Stellen eingefügt, an denen sie sich nach Ansicht des Übersetzers finden sollten, manchmal auf reine Konjektur, im besten Falle auf sehr mageren handschriftlichen Grund hin. Und das ist schade. Moffatts Übersetzung hat sonst manche Schönheiten des Ausdrucks, die in der Authorized Version fehlen, und die Erhabenheit der Sprache, die diese auszeichnet, wird in jener durch eine Lebendigkeit des Ausdrucks, besonders im Dialog, ersetzt, die wir in der Authorized Version oft vermissen. Matth. 10, 33 ist sehr glücklich übersetzt: "Whoever will disown Me before men, I will disown him before My Father in heaven." Schön ist 15, 28: "O woman, you have great faith; your prayer is granted as you wish"; 19, 11 ebenfalls: "He said to them: *True, but* this truth is not practicable for every one; it is only for those who have the gift." Das παλιγγενεσίᾳ wird V. 28 mit "in the new world", das σὺ εἶπας (26, 25) prächtig idiomatisch mit "Is it not?" wiedergegeben. Glücklich getroffen ist der Sinn Joh. 6, 54: "He who *feeds on Me* and drinks My blood." etc., und 19, 3 ist das gut bezeugte ἤρχοντο πρὸς αὐτόν mit dem lebhaften und dabei sehr adäquaten "and arrayed Him in a purple robe, *marching to Him and* shouting, 'Hail, King of the Jews!'" verwertet worden. Doch heben solche, zum Teil glänzend gelungene Wiedergaben des Originals die Schäden nicht auf, an die schon erinnert worden ist. Moffatt gibt seine kritische Stellung allerdings schon in der kurzen Einleitung zu erkennen. Er bezieht

sich da auf die Schwierigkeiten, auf die man beim Übersetzen des Neuen Testaments stoße; doch seien diese Schwierigkeiten nicht so "formidable", "once the translation of the New Testament is freed from the influence of the theory of verbal inspiration". Damit ist genug gesagt, und das Resultat befremdet nicht mehr. G.

Eine abgewehrte Lutherschmähung. Die Gegner Luthers haben mit Abscheu gern auch auf einige seiner Äußerungen hingewiesen, die sich auf eheliche und geschlechtliche Verhältnisse beziehen. Darunter spielt eine ziemliche Rolle der Vorwurf: wenn ein Weib dem Manne die eheliche Pflicht versage, so rate ihm Luther, einfach zu sprechen: „Willst du nicht, so will eine andere; will Frau nicht, so komm' die Magd." Das haben Gegner wie Janssen, Denifle und, wenn auch in etwas vorsichtigerer Weise, Grisar weidlich ausgenutzt, um die sittliche Minderwertigkeit des Reformators zu beweisen. Schon der Rostocker D. Walther hat in seinem sehr verdienstlichen Buche, „Für Luther, wider Rom" (Halle, Niemeyer, 1906), auf den Zusammenhang hingewiesen. Luthers Ausführungen sind diese: Hat jemand ein krankes Gemahl, so wird ihm Gott zu Enthaltsamkeit helfen, wenn er anders dem Kranken treulich dient. Handelt es sich aber nur um Halsstarrigkeit, so annulliert die Frau damit tatsächlich die Ehe; er stellt sie somit einer Ehebrecherin gleich. Darum soll die Obrigkeit einschreiten. Der Mann soll es dem Weibe zwei- oder dreimal sagen und sie warnen „und lassen es vor andere Leute kommen, daß man öffentlich ihre Halsstarrigkeit wisse und vor der Gemeinde strafe. Will sie dann [noch] nicht, so laß sie von dir und laß dir eine Esther geben und die Vasthi fahren, wie der König Assuerus tat (Esther 2, 17)". Also der Mann, der sich als geschieden betrachtet, soll das Recht haben, eine neue Ehe zu schließen; die Scheidung aber sowohl als die neue Ehe soll durch die Obrigkeit geschehen, die ihm die neue Ehefrau „geben" soll. Dies ist der Zusammenhang (vgl. a. a. O., S. 692 ff.). Man muß dabei bedenken, daß man damals nichts weniger als zimperlich war und die öffentliche Erörterung von derlei Dingen nicht anstößig fand. Freilich, das Wort „Willst du nicht, so will eine andere; will Frau nicht, so komm' Magd" klingt übel, wenn es aus dem Zusammenhang gerissen ist. Schon Walther hat aber darauf hingewiesen, daß hier Luther nicht seine selbstgefundene, neue Ansicht ausspricht, sondern daß es sich um zwei sprichwörtliche Redensarten handelt; er verwies dabei auf Wanders Sprichwörterlexikon. Luther kleidet also nur seine Anschauung in die allgemein bekannte, volkstümliche Fassung. Grisar wollte das nicht gelten lassen; es sei „noch nicht nachgewiesen, daß ein solches Sprichwort vor den Zeiten Luthers bestanden habe". Der gelehrte Jesuit kann sich nunmehr beruhigen. Superintendent D. Buchwald hat soeben den schlagenden Nachweis erbracht. In den „Beiträgen zur Sächsischen Kirchengeschichte" (29. Heft, S. 9—84) veröffentlicht er Predigten, die 1493 und 1494 im Kloster Altenzella gehalten wurden. Seine Abhandlung ist äußerst lehrreich zu lesen; sie beleuchtet die Geschichte der Predigt und der Zeit in der besten Weise durch eine höchst mühsam gewonnene, aber klare und flüssige Darstellung. Buchwald schildert S. 65, wie die Beichtfragen in der Predigt behandelt wurden. „Die Fragen sollen nicht oberflächlich und allgemein sein, etwa: Hast du die eheliche Treue gewahrt? sondern: Hast du die eheliche Pflicht versagt? Denn wer sie versagt, begeht eine Todsünde. Erheuchelt die Frau eine Entschuldigung, so

wird der Mann die Magd rufen und des weiteren die Frau meiden, und werden alle drei verdammt werden." Dazu ist die Anmerkung gegeben: Nach Ferrer, den die Predigten überhaupt oft anführen (Vinzenz F., spanischer Wanderprediger und Flagellantenführer, geb. um 1350, gestorben 1419, gerühmt als Praedicator apostolicus). Ferrer erwähnt einen Vorfall aus Valencia: „Von einem Weibe, die dem Manne die Pflicht versagte, die jeden Tag eine andere Entschuldigung erfand, weshalb der Mann die Magd rief oder eine Sklavin und übrigens von seinem Weibe nichts mehr wissen wollte (abhorruit uxorem). Der Mann brachte sich in die Verdammnis mit der Magd, und mehr noch [tat es] die Frau, die an alledem schuld war." „Wir wissen nun", kann Buchwald beifügen, „daß die Redeweise bis ins 14. Jahrhundert zurückgeht." Auch für den ersten Teil jenes Satzes: „Willst du nicht, so will eine andre" ist es D. Buchwald gelungen, den Beweis zu erbringen, daß Luther auch sonst ihn als Sprichwort anführt. In der von ihm in der Weimarer Lutherausgabe (Band 31, II) herausgegebenen Jesaiasvorlesung (aus der Nachschrift Anton Lauterbachs) findet sich zu Jes. 65, 1 die Bemerkung: „gleich als wenn ein eifersüchtiger Gatte zur Frau spräche: Wyltu nicht, ßo wyl eyn ander". Er reiht also erwiesenermaßen an der obigen Stelle mit Bewußtsein zwei geläufige Sprichwörter aneinander. Ein bekannter katholischer Theolog hat seine Genugtuung über diese Feststellung ausgesprochen. Wo man nicht mit bewußter Verleumdung arbeiten will, wird man also Luther künftig jene Worte nicht mehr vorwerfen können."
(N. G. Kbl.)

Wie in Paris Abgötterei mit Frankreich getrieben wird, geht aus Predigten hervor, die ein Professor der Moralphilosophie, Sertillianes, dort vom 15. August 1914 bis zum 15. August 1915 gehalten hat. Die „Köln. Volkszeitung" berichtet davon u. a. folgendes: In diesen Predigten heißt es: „Um ein Land wie das unsrige zu retten, zu verteidigen, genügt es nicht, daß ein heißer Patriotismus uns durchglüht, unser Patriotismus muß maßlos, ungezügelt, ja parteiisch sein. . . . Dieser Krieg ist ein heiliger Krieg; die Gerechtigkeit will ihn, der Himmel hat ihn erlaubt. Es ist ein Kreuzzug; gegen solche Feinde ist jeder Haß erlaubt, jeder Zorn heilig." Alle Festtage dienen der Apotheose Frankreichs und dem Hasse gegen Deutschland. Die Gebete bekommen französischen Anstrich; ja Sertillianes schreckt nicht zurück vor einem „Gegrüßet seid ihr Mütter und Gattinnen voll der Gnade, voll des Schmerzes und der Trauer!" Die Leiden der Soldaten vergleicht er mit Christi Leiden. „Unser Soldat, der aus dem Schützengraben steigt, ist, mystisch gesprochen, Christus, der die Grotte von Gethsemane verläßt; der Ort, wo er fällt, ist Kalvaria. Verwundet, erinnert er uns an das Opferlamm, von dem Jesaias spricht; die Stille im Feldlazarett ist mit der Stille zu vergleichen, die JEsus umgab, als er die Todesqualen litt. Sterbend nimmt er an Gottes Leben teil, da er wie ein Gott stirbt" usw. Bis zu solch lästerlichen, an Wahnsinn grenzenden Aussprüchen werden Deutsche wohl schwerlich sich versteigen. Aber es sind auch bei uns Ansätze zur Vergötterung Deutschlands vorhanden. Deshalb mögen diese Auswüchse französischer Vaterlandsliebe zur Warnung mitgeteilt sein. (Freikirche.)

Die klerikalen Blätter Frankreichs behaupten — so lesen wir in der „Kölnischen Zeitung" —, daß Frankreich seit dem Kriege viel gläubiger und tugendhafter geworden sei, und sie sagen, um die Katholiken der neutralen

Länder für die Sache Frankreichs zu gewinnen, ein neues Wiederaufblühen des Katholizismus in Frankreich voraus. Der *Cri de Paris* belehrt die Welt darüber, was es mit dieser wiedererwachten Tugendhaftigkeit in Frankreich auf sich hat. Er schreibt: Seit dem Krieg steigt in Paris die Zahl der Scheidungsklagen. Von Soldaten, die von ihren Freunden unterrichtet worden sind, benutzen viele ihren viertägigen Urlaub, um einen Prozeß für die Scheidung oder die Trennung von Tisch und Bett anzufangen. Bevor sie aber ins Feld rücken, erscheinen sie in Person und erhalten das Protokoll, das ihrem Sachwalter die Weiterführung des Prozesses gestattet. In Friedenszeiten wurden in der Woche beim Pariser Gericht durchschnittlich 70 Scheidungsklagen eingereicht, 30 von Männern und 40 von Frauen. Heute beläuft sich die Zahl auf ungefähr 90, und ⅚ davon werden von Ehemännern eingereicht. Der Abgeordnete Violette findet offenbar, daß es noch nicht genug sei, da er den Antrag gestellt hat, daß die Soldaten im Feld nicht mehr persönlich zu erscheinen brauchten, um eine Scheidungsklage einzureichen. Wenn dieser Antrag Gesetz wird, so wird die Zahl der Scheidungen noch mehr zunehmen. (Ev. Kztg.)

Australien. Die Bundesregierung hat eine Proklamation erlassen, welche den Minister des Verteidigungswesens bevollmächtigt, irgendeine Zeitschrift oder andere Drucksache, die in einer fremden Sprache erscheint, zu unterdrücken. Dem Minister wird, wie in bezug auf andere Vorkommnisse, so auch hier das absolute Entscheidungsrecht übergeben. Wer denkt da nicht alsbald an unsern „Kirchenboten“ und andere Synodaldrucksachen? Es steht ja fest, daß wir nichts Illoyales veröffentlichen noch jemals veröffentlicht haben. Im Gegenteil, gerade auch durch unsere kirchliche Presse ermahnen wir zur Treue gegen unsere Obrigkeit. Die treulutherische Kirche Australiens hat hierin ein reines Gewissen. Die Vollmacht, gegen eine Zeitschrift oder Druckerei einzuschreiten, wenn Illoyalität vorliegt, hat der Minister bereits seit vielen Monaten. Die neue Regulation ermächtigt nun aber auch die Unterdrückung irgendeines Blattes oder Buches, wenn der Minister dafürhält, daß dieser Schritt zur Sicherheit oder überhaupt zum Wohle des Landes nötig ist. Und hier gibt es kein Appellationsrecht! Wir hoffen, daß die Obrigkeit uns unbehelligt lassen wird. Sobald etwas verlautet, daß man an die Beeinträchtigung unserer Rechte denkt, werden wir bei der Regierung vorstellig werden. Doch wird sich auch bei den Gliedern unserer Kirche die Überzeugung steigern, daß es an der Zeit ist, einmal auf das nachdrücklichste vor der Öffentlichkeit den Beweis unserer Untertanentreue zu liefern. Da unsere Synode vor kurzem in einer Wochenschrift schmählich beschimpft worden ist, und der Redakteur sich weigert, die Aussagen seines Blattes zurechtzustellen und öffentlich abzubitten, so wird wohl, gerade auch um künftigen Beschimpfungen oder etwaigen obrigkeitlichen Maßregeln vorzubeugen, keiner unter unsern Gliedern dagegen Einsprache erheben, wenn die Beamten der Synode sich entschließen, auf gerichtlichem Wege Genugtuung von dieser Zeitung zu erlangen. Wir wollen aber auch nicht vergessen, den HErrn zu bitten, daß er den Feinden unserer Kirche das Maul stopfe. (Kirchenbote für Australien vom 3. Februar 1916.)

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.



Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

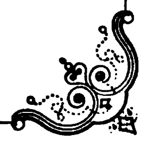
Herausgegeben von der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — Juli.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.



Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. Juli 1916. Nr. 7.

Besuch der Lutherstätten.*)

Wer denkwürdige Orte aufsucht, wo geschichtlich bedeutende Personen gelebt und gewirkt, gelitten und gestritten haben, der wird etwas vom Hauche jenes Geistes verspüren, welcher einst von dort her auf die Welt einwirkte. Gehobenen Mutes und begeisterten Sinnes wird er von dannen ziehen. So wird jeder treue evangelische Christ da, wo D. Martin Luther weilte, tiefe und nachhaltige Eindrücke für Geist und Gemüt empfangen. Das erfuhr ich an mir selbst, als ich die berühmten Lutherstätten besuchte.

Vor Eisleben, der Geburtsstadt Luthers, fahren wir an alten Bergwerken vorüber, welche an die Zeit erinnern, da Vater Hans Luther in der Nähe als Bergmann tätig war. Die Stadt selbst besitzt in vielen schlichten Gebäuden anschauliche Zeugen der Vergangenheit. Wieder ist Wiesenmarkt, der eine Menge Landleute aus der Umgebung herbeigelockt hat, wie einst, da die junge Frau Margarete Luther hierher kam und ihrem Erstgebornen (am 10. November 1483) das Leben gab. In der Nähe des Marktplatzes steht ein altertümliches Eckhaus, das unten drei große und oben dicht nebeneinander zehn schmale Fenster hat, das Geburtshaus Martin Luthers. Über der Haustür ist sein Bildnis in Stein gemeißelt. Links von dem Hausflur befindet sich die Geburtsstube; sie ist wie das ganze Haus möglichst im alten Zustande erhalten worden. Darin sind aufbewahrt: Luthers Lesepult, Briefe von ihm und Melanchthon, das älteste Lutherbild, die Trauringe von ihm und seiner Käthe sowie ein Bild des berühmten Malers Lukas Kranach, die Einsegnung eines Geistlichen durch den Reformator darstellend. In dem Hausflur hängen hohe Bilder sächsischer Kurfürsten, besonders der Zeitgenossen Luthers, Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen. Mit mir zugleich besuchte diese Stätte ein junger Schweizer mit seiner Frau,

*) Es ist dies ein Artikel von Julius Vogel, den er zur Erinnerung an den 18. April, da Luther vor dem Reichstag in Worms sein Bekenntnis ablegte, in der von Adolf Stöcker begründeten „Reformation“ vom 16. April 1916 veröffentlicht hat. F. B.

welche auf einem benachbarten Dorfe in Stellung waren. Sie meinten: „Wenn wir in unsere Heimat zurückkehren, müssen wir doch von der Lutherstadt erzählen können.“ In der Nähe dieses Hauses steht die Peter-Paulskirche mit demselben Taufstein, an welchem einen Tag nach seiner Geburt das Kind in der heiligen Taufe den Namen Martin erhielt.

Von Eisleben fahren wir durch das reizvolle Thüringerland nach Eisenach. Dorthin brachte Hans Luther seinen fünfzehnjährigen Sohn auf die St. Georgenschule, welche heute noch als solche besteht. In der Nähe der Georgenkirche erblicken wir das Haus der Witwe Cotta, in welchem der andächtig und schön singende Chorschüler eine gastfreundliche Aufnahme fand. Dieses Haus wurde äußerlich mit einem frischen Anstrich versehen, erinnert aber durch seine Bauart und seine zahlreichen kleinen Fenster noch immer an jene alte Zeit. Oft mag der Jüngling von hier aufgeblickt haben zur hochragenden Wartburg, dem berühmten Schlosse der Thüringer Landgrafen, das später gerade durch ihn eine erhöhte Bedeutung gewinnen sollte.

Von Eisenach wenden wir uns zum nahen Erfurt, um die stillen Stätten aufzusuchen, wo Luther bange Seelenkämpfe zu bestehen hatte. Hier bezog er im Alter von achtzehn Jahren die Hochschule, um nach dem Willen seines Vaters Rechtsgelehrsamkeit zu studieren. An der Stätte jenes alten Universitätsgebäudes befindet sich jetzt eine Realschule. Als ich eines Morgens um 8 Uhr in die geöffnete Augustinerkirche eintrat, stand an der Tür zur Sakristei ein evangelischer Geistlicher, welcher die Güte hatte, mich durch die denkwürdigen Räume zu geleiten und mir zuverlässigen Bericht zu erstatten. Das Augustinerkloster, in das Martin Luther als Magister durch die Angst um sein Seelenheil getrieben wurde, beherbergt zurzeit in seinen Mauern ein Waisen- und Rettungshaus. Die Pforte, durch welche der zweiundzwanzigjährige Magister in das Kloster eintrat, steht heute noch an der gleichen Stelle, Der Kreuzgang im Hofe ist teilweise noch gut erhalten, ebenso der alte Bücherraum, wo Luther zum erstenmal eine Bibel fand. Ein Martinsaal enthält eine Sammlung von Büchern und Bildern, welche das Andenken an den Reformator anschaulich wachrufen. Im alten Zustand ist besonders die Zelle noch gut erhalten, in welcher Bruder Martin unter heißen inneren Kämpfen drei Jahre zubrachte. Wenn sein Auge durch die matten Scheiben blickte, sah er nur wenig vom lichten Himmel, dagegen unter sich im Klosterhofe die Gräber seiner entschlafenen Ordensbrüder. In der Augustinerkirche, welche im Laufe der Zeiten nur wenig verändert wurde, steht noch an der gleichen Stelle der Altar, an dem der Mönch Martinus in Gegenwart seines Vaters zum Priester geweiht wurde. Das kirchenreiche Erfurt hat für seine 80,000 Einwohner, darunter 12,000 Katholiken, 8 evangelische und 8 katholische Kirchen. Unter ihnen ragt der prachtvoll erneuerte gotische Dom mächtig empor. Als ich einer Messe darin beiwohnte, war ich dessen eingedenk, daß auch Luther in diesen hohen heiligen Hallen oftmals

inbrünstig gebetet hat. Auf der Rückseite des Domes prangt auf Goldgrund ein hochragendes Bild der Mutter Maria. Dieses herrliche Gotteshaus, das in der Reformationszeit evangelisch war, wurde 1572 den Katholiken zurückgegeben. Aber ein denkwürdiger Brauch blieb bis auf den heutigen Tag zu Recht bestehen, daß die Evangelischen auf der hohen Freitreppe vor dem Dom an jedem 10. November das Hohelied der Reformation anstimmen: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Am Erfurter Lutherdenkmal steht die Inschrift: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des HErrn Werk verkündigen." (Ps. 118, 17.) Den Sockel schmücken vier in Erz gegossene Bilder: der Student Luther mit der Laute unter seinen Genossen, der Magister an der Klosterpforte, der Mönch, kniend vor seinem väterlichen Vorgesetzten Staupitz, und der Reformator, den auf der Fahrt zum Reichstage nach Worms der Rat der Stadt Erfurt feierlich begrüßt.

Im Alter von fünfundzwanzig Jahren (1508) ward Luther an die neugegründete Hochschule zu Wittenberg berufen. Dort zum Doktor der Heiligen Schrift ernannt, vertiefte und befestigte er seine evangelische Erkenntnis und bekannte sie öffentlich vor zahlreichen Zuhörern in seinen Vorlesungen und Predigten. Mit sittlicher Entrüstung erfüllte ihn der schnöde Mißbrauch des Ablaßhandels, gegen den er (am 31. Oktober 1517) seine berühmten 95 Sätze an der Pforte der neuen Schloßkirche anschlug. Wir folgen ihm nach dieser Stadt. Am Vorabend eines Sonntags fuhr ich in Wittenberg ein und sah unter den Gebäuden der Stadt die erneuerte Schloßkirche majestätisch hervorragen. Mein erster Weg galt diesem Heiligtum. Auf weite Entfernung grüßt den Beschauer der runde, 88 Meter hohe Turm. Unterhalb seiner Galerie und Glockenstube steht die weithin sichtbare Inschrift: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Darüber wölbt sich die kupferbeschlagene Kuppel, welche in einer ebensolchen Pyramide mit vergoldetem Kreuze ausläuft. Das Kirchdach ist mit glasierten, gemusterten Ziegeln gedeckt und trägt einen schlanken Turm, einen sogenannten Dachreiter. Zum Ersatz für die im Siebenjährigen Kriege zerstörte hölzerne Pforte ließ König Friedrich Wilhelm IV. eine Erztür anbringen. Die beiden Türflügel, aus Bronze gegossen, sind auf den Vorderflächen in je drei Felder geteilt, auf denen sich der lateinische Wortlaut von Luthers Thesen befindet. Das Feld am Türbogen wird durch ein Gemälde auf gemustertem Goldgrunde ausgefüllt: rechts von dem Gekreuzigten steht Luther mit der Bibel und links Melanchthon mit dem Augsburger Bekenntnis, während im Hintergrunde Alt-Wittenberg sich darstellt. An den Seiten des Fensters oberhalb der Tür sind die steinernen Standbilder der Kurfürsten Friedrich des Weisen und Johann des Beständigen aufgestellt. Vor der Kirche, diesem Hauptportal gegenüber, erhebt sich das eherne Standbild des Kaisers Friedrich, welcher als Kronprinz 1883 das Lutherjubelfest an der Spitze zahlreicher Vertreter unserer evangelischen Christenheit an dieser geweihten Stätte feierte.

Am Sonntagmorgen besuchte ich den Gottesdienst in der alten, schlichten Stadtkirche, worin auch Luther oft gepredigt hat, und danach in der Schloßkirche. Bei dieser Gelegenheit konnte ich das Innere eingehend betrachten. Ein hohes Netzgewölbe überdeckt den heiligen Raum. Sämtliche Fenster sind mit köstlichen Glasmalereien geschmückt, und zwar die an den Seiten des Langschiffes mit den Wappen von Städten, welche die Reformation zuerst annahmen. An der Ostseite hinter dem Altar ist im ersten Fenster die Geburt des Heilandes dargestellt, im zweiten die Kreuzigung, im dritten die Auferstehung und die Ausgießung des Heiligen Geistes. Von besonderer Schönheit ist der Altar selbst, der, in spätgotischem Stil gehalten, die lebensgroßen Figuren von Christus, Petrus und Johannes zeigt. Die übrigen Apostel sind in kleineren Gestalten am Altaraufsatz angebracht. Die Kanzel ist ein Kleinod der Holzbildhauerkunst: an ihren vier Feldern sind die vier Evangelisten angebracht mit ihren Sinnbildern (Engel, Löwe, Stier und Adler). Zehn Pfeiler ragen bis zur Wölbung empor, auf jeder Seite fünf. An dem einen befindet sich die Kanzel, während an den übrigen neun Pfeilern auf besonderen Säulen die hervorragendsten Mitarbeiter der Reformation stehen: Luther, Jonas, Brenz und Cruciger, Melanchthon, Bugenhagen, Spalatin, Hesse und Amsdorf. Zwischen den Pfeilern an den Bogen der Emporen sind 22 bronzerne Kopfbilder der Vorläufer, Schutzherren und Förderer der Reformation angebracht. An der Sandsteinbrüstung der Emporen finden sich 52 kunstvoll aus Sandstein gearbeitete und mit den zugehörigen Farben ausgemalte Wappen von Fürsten, Grafen und Rittern, die sich um das Werk der Kirchenbesserung verdient gemacht haben. Von auffallender Schönheit sind in der Nähe von Kanzel und Altar der Kaiserstuhl und das Fürstengestühl mit den Wappen der deutsch-evangelischen Fürsten. Unter dem Orgelchor findet man das Grabmal der Askanischen Fürsten (Anhaltiner), neben der Kanzel die Gräber Luthers und Melanchthons und mitten vor dem Altar die Gruft der Kurfürsten Friedrich und Johann.

Dieses weltgeschichtlich bedeutsame Gotteshaus verdankt seine völlige und herrliche Erneuerung der tatkräftigen Fürsorge unserer drei Kaiser. Die Schloßkirche zu Wittenberg ist nicht nur eine der schönsten evangelischen Kirchen Deutschlands geworden, sondern sie ist zugleich eine anschauliche und begeisternde Reformationsgeschichte, in Stein gemeißelt, in Holz geschnitzt und in Erz gegossen. — An jenem Sonntagnachmittag betrat ich auf dem Rückweg nach dem Bahnhof einen Garten, in dem eine Eiche an der Stelle gepflanzt ist, wo Luther (1520) die päpstliche Bannbulle verbrannte.

Die reformatorische Bewegung glich bald einem Strom, der nicht mehr aufzuhalten und nicht mehr einzudämmen war. Auch der Kaiser und die Reichsstände mußten Stellung zu ihr nehmen. Deshalb ließ der junge Kaiser aus spanischem Geblüt, Karl V., Luther vor den Reichstag nach Worms fordern (1521). Dieser wagte es zu kommen, und

anstatt zu widerrufen, bekräftigte er in unvergeßlichen Worten sein evangelisches Bekenntnis. Laßt uns ihm nachziehen nach Hessen an den Rhein. Das Gebäude, in dem jener Reichstag abgehalten wurde, ist vor zwei Jahrhunderten durch die Franzosen eingeäschert worden. Dagegen hat die evangelische Christenheit in Worms zum bleibenden Gedächtnis ein großartiges Reformationsdenkmal errichtet. Inmitten der Stadt auf einem freien, mit gärtnerischen Anlagen geschmückten Platze erhebt sich das vielgestaltige Denkmal. Erhaben über die andern Standbilder ragt in der Mitte eines Vierecks das Luthers empor. An dem hohen und breiten Sockel desselben finden wir in sitzender Haltung die Vorläufer der Reformation: den Franzosen Peter Valdez (1170), den Engländer John Wiklif († 1384), den Böhmen (Czechen) Johann Hus († 1415) und den Italiener Savonarola († 1498). Der Blick auf sie lehrt uns, daß es dem deutschen Geist, Gemüt und Gewissen vorbehalten blieb, die Erneuerung der christlichen Kirche durchzuführen. Im Hintergrunde stehen die gelehrten Bibelforscher Johann Reuchlin und Philipp Melanchthon, im Vordergrunde Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen. Dazwischen sind drei Städte als Frauengestalten in sitzender Haltung dargestellt: die protestierende Speier (1529), die bekennende Augsburg mit der Friedenspalme (1530 und '55) und die trauernde Magdeburg, welche um ihres Glaubens willen (1631) zerstört wurde. Am Sockel des Lutherstandbildes sind vier Erzbilder mit Aussprüchen Luthers angebracht: 1. sein Erscheinen vor dem Reichstag zu Worms; dazu die Inschrift: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen"; 2. sein Anschlag der 95 Sätze; dazu der Ausspruch: „Die Christum recht verstehen, die wird keine Menschensatzung gefangennehmen können; sie sind frei, nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Gewissen"; 3. seine Bibelforschung und Predigt; dazu die Aufschrift: „Das Evangelium, welches der HErr den Aposteln in den Mund gelegt hat, ist sein Schwert; damit schlägt er in die Welt als mit Blitz und Donner"; 4. die Spendung des Kelches und seine Eheschließung; dazu die Worte: „Der Glaube ist nichts anderes denn das rechte, wahrhaftige Leben in Gott selbst. Die Schrift recht zu verstehen, dazu gehört der Geist Christi."

Da der kühne Reformator nach seinem Auftreten vor dem Reichstage in die Reichsacht erklärt wurde, so drohten ihm von allen Seiten Gefahren. Deshalb ließ ihn sein Kurfürst auf der Rückfahrt bei Eisenach von Ritterleuten überfallen und zum Schutze auf die Wartburg bringen. Auch wir kehren wieder nach Eisenach ein, steigen aber diesmal sofort hinauf zur Wartburg, die Großherzog Karl Alexander von Weimar prächtig erneuern ließ. Droben erquicken wir uns an dem herrlichen Thüringer Wald und lassen einzigartige geschichtliche Erinnerungen in uns wachrufen. Im Landgrafenhaus schauen auf uns Bilder aus der Geschichte der ersten Landgrafen, aus dem Wettstreite der Minnesänger und aus dem Leben der frommen Landgräfin Elisa-

beth. Dort befindet sich auch eine Burgkapelle, in welcher Luther gepredigt hat. Kanzel und Chorstuhl derselben sind noch im ursprünglichen Zustand erhalten. Zuletzt treten wir in der Vorburg, dem Ritterhaus, in das Lutherstübchen ein, das noch unverändert ist. Da steht noch der grüne Kachelofen, Tisch, Wandschrank und Truhe, auch sein Fußschemel und seine Bettstatt. Sein Ritterharnisch und eine Büste von ihm als Junker Jörg wird ebenfalls darin aufbewahrt. Hier in der Einsamkeit einer hochgelegenen Burg, umringt vom weithin sich dehnenden Thüringer Bergwald, hat er im Ritterkleide als einer der edelsten Ritter des Geistes das Neue Testament seinem deutschen Volke in die Muttersprache übertragen. Wenn man sieht, wie auf dieser Wartburg im Sommer immer neue Scharen Besucher sich einfinden, dann freut man sich im Herzensgrunde über den hochgemuten Sinn unsers Volkes und über das löbliche Ziel evangelischer Wallfahrer. — Von der Höhe steigen wir wieder herab zur Stadt und betrachten das Lutherdenkmal. Eigentümlich sind ihm am Sockel des Standbildes drei Erzbilder: auf dem ersten erscheint er als Schüler vor der Witwe Cotta, auf dem zweiten als Bibelübersetzer auf der Wartburg und auf dem dritten vor der Burg als Junker Jörg mit Psalter, Schwert und Armbrust.

Ziemlich ein Jahr lang war Luther auf der Wartburg den kirchlichen Kämpfen entzogen. Sobald er aber aus Wittenberg Kunde erhielt von dem wüsten Treiben der Bilderstürmer, da litt es ihn nicht länger; unbekümmert um seine persönliche Sicherheit eilte er nach Wittenberg zurück und stellte in kurzer Zeit den kirchlichen Frieden wieder her. Bei all seinen drängenden Arbeiten, drückenden Sorgen und unaufhörlichen Kämpfen entbehrte er völlig einer geordneten Häuslichkeit. Aus diesem Grunde entschloß er sich endlich auf dringendes Zureden seiner Freunde, in den Ehestand zu treten, und erkor sich die frühere Nonne Katharina von Bora zum Weibe (1525). Laßt uns noch einmal in Wittenberg Einkehr halten, um die Stätten zu besuchen, wo er als Kirchenvater lehrte und als Hausvater lebte. Wandern wir vom Bahnhof in die Stadt, so erblicken wir als eins der ersten Gebäude das Augusteum, das zu Luthers Zeit noch nicht stand. Durch dasselbe treten wir in den Hof und sehen vor uns einen Teil des alten Augustinerklosters, das Lutherhaus. Das Portal aus pirnaischem Sandstein hat Frau Käthe ihrem Gatten (1540) errichten lassen. An diesem ist rechts und links ein steinerner Sitz angebracht; über dem einen befindet sich Luthers Wappen und über dem andern sein Bildnis.

Das Vorzimmer im ersten Stockwerk enthält außer Bildern vom jüngeren Kranach eine Stickerei und den Rosenkranz der Frau Käthe, das zerbrochene Trinkglas und die täglich gebrauchte Tischkanne ihres Gatten. Aus dem Vorzimmer gelangen wir in die Lutherstube selbst, sein Wohn- und Familienzimmer, welches im früheren Zustand erhalten ist. Noch sind es die alten Wände mit ihren Malereien, noch ist es dieselbe getäfelte Decke mit ihren Blumen und Engelsköpfen; noch

sind es die alten, nun ausgelaufenen Dielen. Da steht noch der Ofen in seinem pyramidenförmigen Aufbau mit den grünen Kacheln, in welche Luther die Bilder der Evangelisten einbrennen ließ. Auch der altdeutsche Tisch aus Eichenholz, an dem sich die Familie täglich zur Mahlzeit sammelte, und an dem mancher vornehme Gast gesessen, verleiht dem Zimmer sein ursprüngliches Gepräge. Hier schrieb er seine gemeinverständlichen Kampf- und Friedensschriften; hier arbeitete er mit gelehrten Freunden viele Jahre lang an der Übersetzung der Bibel. Hierher kamen Leute aus allen Ständen und Ländern, um von dem vielbeschäftigten Reformator Rat und Hilfe zu erbitten. Hierher sind auch nach Luthers Tod im Laufe der Jahrhunderte bis zum heutigen Tage Scharen von Besuchern aus allen Ständen und Ländern gekommen, um an der Stätte seiner Wirksamkeit etwas von dem Wehen seines Geistes zu spüren und in sich aufzunehmen. Dort am Fenster, in dem Doppelsitz von Holz, saß er, um auszuruhen oder um mit seiner Käthe durch die kleinen runden Scheiben in den Garten und auf die spielenden Kinder zu schauen.

Neben der Lutherstube hängen in einem kleinen Zimmer folgende hervorragende Bilder: Luther in Lebensgröße, das Anschlagen der Thesen, seine Verlobung, Kaiser Karl V. an seinem Grabe. Das anstoßende Zimmer enthält ebenfalls wertvolle Ölgemälde, darunter den „Weinberg des HErrn“ von Kranach. Auf diesem Bilde hat der berühmte Maler Luther und seine Genossen als treue Pfleger, hingegen den Papst und seine Kleriker als Verwüster des göttlichen Weinbergs dargestellt. In dem gleichen Zimmer befindet sich auch die aus alten Resten zusammengefügte Lutherkanzel sowie eine dazugehörige Sanduhr. Im nächsten Zimmer nehmen besonders zwei Gemälde des älteren Kranach unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: Luther mit seinen Freunden, die Bibel übersetzend, und die zehn Gebote oder „die zehn Todsünden“. Die Glaskästen enthalten eine Denkmünzensammlung, Originalbriefe von Luther und Melanchthon, den Deckel von Luthers Becher, seinen Rosenkranz, auch Ringe von ihm, ein in Rom gedrucktes Exemplar der Bannbulle wider ihn und endlich das Reliquienbuch der Schloßkirche zu Wittenberg von 1509 mit Abbildungen.

Im letzten Zimmer werden aufbewahrt viele Hunderte der Originaldrucke von Schriften Luthers und seiner Zeitgenossen, ein Abguß der ersten Skizze des Wormser Lutherdenkmals vom Bildhauer Rietschel in Dresden und der Kranz, welchen Kaiser Friedrich als Kronprinz 1883 auf dem Grabe Luthers niederlegte. — In dem würdig erneuerten Hörsaal hängen Ölgemälde der beiden Wittenberger Reformatoren und einiger sächsischer Fürsten. An der Rückwand sind die alten Lehrstühle aufgestellt, welche früher vor dem Altar der Schloßkirche standen. In dieser Aula fand 1883 die feierliche Eröffnung der Lutherhalle durch Kronprinz Friedrich statt. Er sprach dabei die denkwürdigen Worte: „Möge die Feier uns eine heilige Mahnung sein, die hohen Güter, welche

die Reformation uns gewonnen, mit demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind!" — Wir scheiden von dieser erinnerungsreichen Lutherhalle wie von einem der edelsten Freunde und lenken unsere Schritte nach dem nahegelegenen Melanchthonhaus, in welchem dieser „Lehrer Deutschlands", diese Leuchte der Wissenschaft und des Glaubens, ein Riese an Geist und ein Kind an Gemüt, zum Heil der evangelischen Kirche und zum Segen des deutschen Volkes geschrieben und gelehrt hat. Das schlichte deutsche Bürgerhaus ist ebenfalls so weit als möglich im alten Zustand erhalten worden. — Vor dem Rathause stehen auf hohen Sockeln und unter gotischen Überdachungen die ehernen Standbilder der beiden engverbundenen erhabenen Geisteshelden. Am Fußgestell des Lutherdenkmals lesen wir die Inschriften: „Glaubet an das Evangelium. Ist's Gottes Werk, so wird's bestehn; ist's Menschenwerk, wird's untergehn." Am Sockel des Melanchthondenkmals stehen die Sprüche: „Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht. Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens."

Nachdem auf dem Reichstage zu Speier (1529) die evangelischen Fürsten und Städte gegen die Beschlüsse der katholischen Mehrheit in Glaubenssachen protestiert hatten, sollte auf dem nächstjährigen Reichstage zu Augsburg der kirchliche Friede hergestellt werden. Kurfürst Johann reiste deshalb in Begleitung seiner Gottesgelehrten nach Augsburg, ließ aber Luther, weil er gebannt und geächtet war, auf der Feste Koburg zurück. Von ihm beraten und ermutigt, verteidigten die Freunde wacker und treu die Sache des Evangeliums. Das Augsburger Bekenntnis, von Melanchthon verfaßt, das vor dem Reichstag öffentlich verlesen wurde, ist seitdem das Hauptbekenntnis der Evangelischen geblieben. Wie einst auf der Wartburg umgab den Reformator auf der Feste Koburg der köstliche Thüringer Bergwald. Wieder konnte er friedlich im Schutze der Feste hausen, aber sein Herz sehnte sich, den geistlichen Kampf zum endgültigen Siege durchzufechten. In dieser Stimmung hat er sein unvergleichliches und unvergängliches Lied gedichtet „Ein' feste Burg ist unser Gott". Noch heute erinnert das Lutherzimmer an diesen Aufenthalt auf der hohen Feste. Darin finden wir eine Sammlung seiner Schriften, seinen Stuhl und seine Bettstatt. Im Reformationszimmer hängt ein Bild, welches den Reichstag zu Augsburg darstellt; und an einer Säule sind die Wappen der sechzehn Reichsstände angebracht, welche zuerst die Reformation annahmen.

Zwar verlief das weitere Leben Luthers in Wittenberg scheinbar ruhig, aber in Wahrheit hat sein Kampf gegen Päpstliche und Irrlehrer niemals aufgehört, und die Sorge um den inneren Ausbau der Kirche hat nie geruht. In seiner Geburtsstadt Eisleben, wo er die Grafen von Mansfeld versöhnen wollte, ward ihm selbst die Palme des ewigen Friedens von seinem himmlischen HErrn gereicht (am 18. Februar 1546). Laßt auch uns noch einmal nach Eisleben ziehen. Durch eine

gotische Pforte treten wir in das kleine Sterbehaus. Wir steigen die ausgelaufene steinerne Wendeltreppe hinauf und stehen vor dem Sterbezimmer eines der größten deutschen Geisteshelden. Links von der Eingangstür liegt der letzte Brief, den er elf Tage vor seinem Tode an seine liebe Käthe geschrieben hat. Auch sein Testament wird hier aufbewahrt. In der gegenüberliegenden Andreaskirche hat er drei Tage vor seinem Tode seine letzte Predigt gehalten. Im Sterbezimmer ist noch das Bahrtuch vorhanden, das in jener Kirche über seinem Sarge gelegen hat. Mit stiller Wehmut betrachten wir die letzten Zeichen der Erinnerung an unsern großen Toten. Aber wir wissen, daß der Tod keine Macht hat über seine geistige Persönlichkeit und über sein Lebenswerk von unaustilgbarer weltgeschichtlicher Bedeutung. Ja, ihn hat Gott der Christenheit gegeben, Daß er die Kirche läutre, bau' und stärk'. Du wirst nicht sterben, sondern immer leben, Verkünden Gottes Wort und Christi Werk.

Reden des synoptischen JEsus über sein Erlösungswerk.

(Schluß.)

Es erübrigt uns nur noch, in den Vorhof der großen Passion Christi zu treten und die Reden JEsu in den Synoptikern noch zu besehen, die seine direkten Leidensverkündigungen enthalten. Man kann bei ihnen, nachdem JEsus einmal davon zu reden unternommen hatte, zehn oder zwölf anführen.[6] Im Hochsommer vor seinem Leiden fing JEsus an, (1) seine Jünger vorzubereiten auf die große Passion, die er infolge des göttlichen Ratschlusses über ihn unter den Händen der obersten geistlichen Behörde Israels durchmachen müsse. Dabei werde er (2) in der Achtung des Volkes so tief herabgesetzt werden, daß er, wie denn geschrieben stehe, für nichts geachtet, also gänzlich werde verworfen werden. Infolgedessen werde er (3) von den Seinen in die Hände der Heiden überantwortet und von diesen getötet werden. Das arge Geschlecht seiner Zeit werde ihn (4) dann abtun, und ihm werde (5) alles das widerfahren, was die Propheten im einzelnen als die Staffeln der Leiden des Messias angegeben haben: Verurteilung zum Tode, Verspottung, Verschmähung, Verspeiung, Geißelung, Kreuzigung, und zwar zu Jerusalem; auch werde er wieder vom Tode auferstehen. Trotz alledem sei er (6), und zwar vorbedeutungsweise, schon zu Betha-

6) 1. Matth. 16, 21—24; Mark. 8, 31—34; Luk. 9, 22 f. 2. Matth. 17, 12; Mark. 9, 12. 3. Matth. 17, 22 f.; Mark. 9, 30 f.; Luk. 9, 43—45. 4. Luk. 17, 25. 5. Matth. 20, 18 f.; Mark. 10, 33 f.; Luk. 18, 31—33. 6. Matth. 26, 12; Mark. 14, 8. 7. Matth. 21, 38; Mark. 12, 8; Luk. 20, 15. 8. Matth. 26, 2. 9. Matth. 26, 24; Mark. 14, 21; Luk. 22, 15. 22. 10. Luk. 22, 37. 11. Matth. 26, 26—28; Mark. 14, 22—24; Luk. 22, 19 f. 12. Matth. 26, 31 f.; Mark. 14, 27 f.



nien von der Maria Lazari ehrenvoll für sein Begräbnis gesalbt worden. Nach dem Gleichnis von den bösen Weingärtnern werde er (7) hinausgeworfen, außen vor dem Tor, also sozusagen auf dem Schindacker, abgetan werden. Und als die Zeit immer näher rückte, gab er (8) ganz bestimmt die Zeit an: in zwei Tagen werde er das antitypische, am Stamm des Kreuzes für uns geschlachtete Osterlamm sein. Da somit der alte Bund abrogiert, und der neue, überschwenglich viel herrlichere inauguriert werde, so verlange (9) ihn herzlich danach, daß dieses Neue im Reiche Gottes eintrete, und die Weissagung zugesiegelt werde. Es gehe nun wohl des Menschen Sohn (10) dahin, wie es beschlossen ist, aber er werde unter die Übeltäter gerechnet. Missetätertod sei sein Teil, gewaltsam sei sein Ende und doch alles in der Form des Rechtes. Ungeachtet dessen werde von dem Bundesgott selber sein Leib (11) dahingegeben und sein Blut vergossen werden als ein göttliches Sühnopfer für die vielen Bundesglieder des Neuen Testaments; und durch eine neue Sakramentshandlung gibt er die Frucht seines Leidens und Sterbens noch vor seinem tatsächlichen Kreuzestod den ersten Gliedern dieses Bundes mit der Anweisung, daß dieselbe auch für die vielen andern Bundesglieder bestimmt sei. Die Frucht seines Leidens aber sei die Vergebung der Sünden und damit die Annahme bei dem Bundesgott. Als jedoch JEsus zum letztenmal im Kreise seiner Jünger von seinem Leiden redete, da deutete er es denn selbst dahin, daß er (12) als der Hirte der Schafe für diese werde geschlagen und hingegeben werden, aber als von Gott angenommenes Opfer seines Sohnes, so daß derselbe also auch sein Leidenswerk wohl ausrichten werde, und nach demselben und nach seiner wunderbaren Auferstehung werde er nun erst recht der große Hirte und Herzog ihrer und unserer Seligkeit werden.

Das ist etwa, kurz gefaßt, der Hauptinhalt der sämtlichen Leidensverkündigungen JEsu. Dieselben ergeben ein anschauliches Bild der großen Passion Christi. Und doch müssen wir uns vor der modernen Vorstellung in acht nehmen, als wäre Christo selbst sein schließlicher Todesweg nach und nach bewußt geworden. Wohl ist freilich wahr, Christus hat an dem, das er litt, Gehorsam gelernt, und er hat darum, weil ihm vor seiner Bluttaufe menschlich bange war, seine große Leidenslektion sich immer wieder einmal vorgesagt, um sich auf den Leidensgehorsam einzuüben und vorzubereiten. Er betonte deswegen auch immer wieder einmal, daß sein Schicksal im göttlichen Ratschluß als für die Erlösung der Menschheit notwendig begründet sei. Trotzdem aber ist in Christo, wie gerade auch seine häufigen Leidensverkündigungen ergeben, nach der Übernahme seines Amtes bei der Taufe im Jordan auch nicht die geringste Spur von Evolution und Selbstentwicklung wahrzunehmen. So sehr zwar dieses Prinzip der heutigen Wissenschaft geliebt, und so bereitwilligst man es auch gerade auf dem Gebiet der Geschichte verwendet, an der Synopse werden die, die sich derartig für weise halten, zu Toren. Und so sehr man sich bemüht, die Synopse als Geschichts-

dichtung, als Mythenbildung, gerade auch hinsichtlich des Leidens Christi darzutun, ihre einfachen Worte und ihre schlichte Geschichtsdarstellung, besonders auch der eigenen Leidensweissagungen JEsu und ihrer Umstände, werden das Evangelium, das ihre Schrift zum in geschriebene Worte gefaßten Ausdruck gebracht hat, allen „wissenschaftlichen" Methoden gegenüber immer als Gottesoffenbarung erkennen lassen. So machte kürzlich ein schlichter Bauersmann die gewiß zutreffende Bemerkung: Man rühmt unsere Zeit, als sei sie im Wissen so weit gekommen; aber solche Bücher wie die Bibel hat sie doch noch nicht schreiben können. Ja, Hut ab auch vor der synoptischen Geschichtsdarstellung der Leidensverkündigungen JEsu! Sie bestätigen uns an unserm HErrn und Meister, daß er von allem Anfang seiner Amtstätigkeit an wußte, welcher Ausgang ihm in Jerusalem bevorstand. Denn nach ihnen deutete er nicht nur auf sein Leiden hin, sondern verkündigte es längere Zeit zuvor, und zwar meistens in seinen Hauptzügen vollständig, so kurz auch immer das Wort JEsu sein mag. Wäre die Synopse nur schriftstellerische Arbeit, nur ein opus des eigenen Geistes der Synoptiker, sie hätten nie so geschickt das Leiden und das Auferstehen miteinander verbinden können. Ihr Evangelium ist daher weit entfernt davon, den menschlichen Erlöserdramen des Orients auch nur ähnlich zu sein, daß es sich vielmehr als getreuen, „diplomatisch genauen" Bericht von Augen- und Ohrenzeugen, ja als göttlich inspirierte Schrift gibt. Was sie oder ihre Gewährsmänner gehört, was sie mit ihren Augen gesehen, ja beschaut und mit ihren Händen betastet haben, das schreiben sie, und das verkündigen sie als Wort des Lebens vom himmlischen Vater und von seinem Sohne her.

Noch vor dem eigentlichen Beginn der Leidensverkündigungen JEsu haben wir, und zwar schon aus dem Anfang seines zweiten Lehrjahres, von ihm einen derartigen Ausspruch seinen künftigen Häschern und Mördern gegenüber, als sie ein Zeichen zur Beglaubigung seiner Messianität forderten. Da gab er ihnen nur das Zeichen des Propheten Jonas und sprach: „Gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauch, also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein", Matth. 12, 38—40. Mit ihrer Zeichenforderung versuchten die Feinde JEsum; er solle außer den vom Vater ihm gegebenen Zeichen noch ein anderes, nach ihrer Meinung passenderes Zeichen tun. Er charakterisiert sie darauf als ein arges, ehebrecherisches Geschlecht, als eine ihm Unrecht antuende, abtrünnige, weil Gottes Rat verachtende Art. Er aber will nicht von dem Wege des Gehorsams treten. Er will überhaupt hinfort nicht mehr so ausgiebig wundertätig sein. Indes, das Zeichen des Jonas stellt er ihnen in Aussicht. Jonas war als Prophet ungehorsam gewesen, da er nicht den allgemeinen Gnadenwillen Gottes hinausführen wollte. Dafür wurde er mit dem dreitägigen Aufenthalt im Fischleib gestraft. Um diesen Ungehorsam und überhaupt allen Ungehorsam

wieder gutzumachen und den allgemeinen Gnadenwillen Gottes als kräftig und gültig zu erweisen, werde er selbst, der Vermittler des göttlichen Willens, in seinem Gehorsam gegen Gott sogar so weit gehen, daß er drei Tage inmitten der Erde sein, das heißt also, daß er sich töten und begraben lassen werde. Drei Tage und drei Nächte bedeutet hier in Gemäßheit des technischen Ausdrucks νυχθήμερον so viel wie „während dreier Monatstage, an drei Daten = von heute an bis zum dritten Tage". Aber nicht länger werde er im Grabe liegen, sondern am dritten Tage wie Jonas wieder zur Oberfläche der Erde zurückkehren, also wieder leben. Des Sohnes Gottes Tod und Auferstehung ist das letzte, entscheidende Zeichen Gottes für die Menschen. Dadurch soll ihnen unwidersprechlich bewiesen sein, daß Gott das Heil aller Menschen will, und daß eben dieser JEsus durch seinen Gehorsam im Tun und Leiden des Willens Gottes der Heiland, der Vermittler des Heils Gottes, ist. Wohl denen, die diesem allergrößten Zeichen des Heils glauben! Unerbittlich harte Strafe aber kommt über die, die auch dieses größte Zeichen des göttlichen Heilsrates verachten und ungläubig bleiben. So hat des Menschen Sohn sehr früh von seinem Leidensgehorsam und seiner Auferstehung prophezeit, und zwar als Wahrzeichen der Erlösung in ihm. Er hat die facta vorausgesagt und auch ihre heilswerte Bedeutung angegeben, die gerade auch durch den glorreichen Ausgang seines Leidens in der Auferstehung bestätigt und gewährleistet ist. Das ist das Charakteristikum nicht nur dieses Ausspruches JEsu über seinen Ausgang zu Jerusalem, sondern auch aller seiner späteren und mehr offiziellen Leidensverkündigungen im Kreise seiner Jünger.

Den Anfang der öffentlichen Prophetentätigkeit hatte Matthäus 4, 17 so eingeleitet: „Von der Zeit an fing JEsus an zu predigen und zu sagen: Tut Buße! das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Dieselbe Einleitungsformel gebraucht dieser Evangelist beim Anfang der Leidensverkündigungen JEsu: „Von der Zeit an fing JEsus an und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden", 16, 21. Das zeigt wohl einerseits den schriftstellerischen Aufbau des Evangeliums St. Matthäi an, aber auch, daß die ausdrücklichen Leidensverkündigungen JEsu ein besonderes Stück seines Prophetenamtes bildeten, nur mit dem Unterschied, daß jene Predigten jedermann galten, dieser Unterricht aber zunächst auf den Kreis seiner Jünger eingeschränkt war. Es ist richtig, daß Christi öffentliche Lehrtätigkeit zu einem gewissen Abschluß gediehen war, aber nimmermehr, wie man heutzutage wissenschaftlicherseits lästert, zu einem Fiasko. Der HErr konnte im Gegenteil ein sehr befriedigendes Fazit ziehen, als er mit seinen Jüngern tatsächlich ein Examen über das bisher Erreichte abhielt. Er hat ja, ehe er in seinem Leiden zu unterrichten begann, seine Jünger befragt nach dem Urteil der Leute über ihn als des Menschen Sohn, also über ihn als den Heilsmittler. Von der Menge mußten die Jünger freilich konstatieren, daß sie wohl etwas Großes in ihrem

Meister erkannte, z. B. den wiedererstandenen Täufer oder Elias, aber die rechte Anerkennung wolle sie ihm nicht zollen. Anders stand es bei den Jüngern selbst. Unter allgemeiner Zustimmung ließen sie auf JEsu weiteres Befragen nach ihrer Meinung von Petrus das Bekenntnis ablegen, er sei der Christ Gottes. Das hatten sie durch Offenbarung Gottes geglaubt und erkannt, und in dieser empfangenen Erkenntnis waren sie, wie ihnen nun Christus nach bestandenem Examen unter der Anrede an Petrus, aber als ihnen allen geltend, erklärt, zum Fels und Grund der Gemeinde Christi und Kirche Gottes geworden, in welchem Grundbau er selbst, der von den andern verworfene Stein, der Eckstein ist. Also das hatte JEsus so weit erreicht: den auf ihn selbst erbauten Grundbau der Kirche hatte er in den Aposteln — Judas ausgenommen — errichtet; ein auf diesen Grund folgender Weiterbau der Kirche durch ihr Wort und Predigt konnte bald in Angriff genommen werden. Doch vorerst mußte der Eckstein dieses Tempels Gottes bewährt und köstlich erfunden, und die Jünger selber in ihrem Glauben fundiert und gegründet werden. Der nächste Schritt des Mittleramtes JEsu war, man möchte fast sagen, ganz natürlich der, daß er vorderhand erst über dieses Fundament des Glaubens Unterricht erteilte, über JEsum, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Und zwar mußte das notgedrungen erst bei denen geschehen, die zunächst auf das Glaubensfundament zu stehen kamen, auf daß sie allseitig erkannten und glaubten, inwiefern er der Christ Gottes ist. Der alleinige Grund, welcher ist JEsus Christ, mußte also erst bei denen gelegt werden, die er bereits Apostel genannt hatte, die er also senden wollte, wie ihn der Vater gesandt hatte. Wollte der HErr demnach nicht nach Weise gewisser Leute an dem Dach der Kirche zu bauen beginnen, so mußte er schon damit anfangen, seine Jünger, die mit den Propheten zur Grundmauer derselben bestimmt waren, besonders zu nehmen und ihnen seine große Passion kundzutun. Wie hätte er auch dieses Thema der Menge draußen verständlich machen können, da selbst seine Jünger sich zunächst dem Leiden JEsu widersetzten (vgl. Petri Wort: „HErr, schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht!"). Es blieb dem HErrn eigentlich gar nichts anderes übrig, als erst einmal das Thema der großen Passion mit deren schließlichem herrlichen Ausgang im Kreise seiner Jünger zu erwähnen und dann immer und immer wieder dieses Thema zu berühren, auseinanderzufalten und zu begründen. Und der Skopus solcher Predigt im Kreise seiner Jünger war, wie gesagt, einmal, sie tiefer in das Verständnis des Erlösungswerkes durch Christum einzuführen, und zum andern, sie vorzubereiten auf die nahe Entscheidung mit seinem Ausgang aus diesem irdischen Leben, auf daß, nachdem derselbe geschehen war, sie wüßten, daß sie an ihrem Meister den HErrn und Christ Gottes hatten. In der Begründung dieses Themas aber stechen sonderlich die zwei Punkte hervor, daß er mußte hingehen, daß sein Schicksal also im Ratschluß Gottes als für die Erlösung der Menschheit notwendig

begründet sei, und daß sein Leidensweg samt seiner Auferstehung die Erfüllung der alttestamentlichen Prophetie, also des geoffenbarten Ratschlusses Gottes, sei. Und bei der letzteren Begründung entfaltet er dann auch die einzelnen Züge seiner großen Passion.

Die Leidensverkündigungen JEsu sind nicht einfache Vorhersagungen zukünftiger Tatsachen, sondern sie sind derselben Art wie die Weissagung in der Schrift überhaupt (προφητεία γραφῆς, 2 Petr. 1, 20). Sie enthalten die Leidenstatsachen; sie lehren wohl, aber sie geben auch den Sündern den nötigen Trost. Darum umfaßt der göttliche Ratschluß in den Reden JEsu nicht bloß ein fatum, sein Schicksal. Christus muß nicht bloß leiden, weil das Gott nun einmal so wollte, und er sei ja der Souverän auch des Menschensohnes. Gott sei beleidigt, und so müsse er versöhnt werden mit dem Blute des Menschensohnes. Ein solches Erlöserdrama kann nur menschliche „Auslegung" oder Deutung (ἐπίλυσις, 2 Petr. 1, 20) erdenken; das ist Rede von der Erde her. Und wessen Kopf nur mit solchen Dramen erfüllt ist, der hält die Leidensverkündigungen JEsu in den Synoptikern nur für Phantastereien irregewordener Anhänger eines Erzphantasten und hält sich berufen, dieses Unechte vom Echten zu sondern. Durch Schuld seines eigenen verfinsterten Verstandes sieht er das Licht von oben nicht in JEsu Worten. Der Ratschluß Gottes dreht sich für JEsum eben nicht sowohl um Gott selbst und dessen Bedürfnisse als vielmehr um die Erlösung der Menschen und deren Bedürfnisse. Zu erlösen waren aber die Juden vornehmlich und auch die Griechen, die Heiden. So spiegele sich denn das wahre Erlöserdrama ab vor den Oberen und Gewalthabern der Juden und Heiden. Es ist das ein weit über menschliche Berechnung hinausgehender, weisheitsvoller Zug des Ratschlusses Gottes, daß der Erlöser sein Geschick aus den Händen gerade der geistlichen und weltlichen Behörde und ihrer gemeinen Diener empfangen sollte, um der Menschheit samt und sonders aus ihrem Sündenelend zu helfen. JEsus nennt ausdrücklich alle Glieder des Hohen Rates der Juden: die Ältesten, Hohenpriester und Schriftgelehrten. Von ihnen allen werde er verdammt, zum Tode verurteilt und der heidnischen Behörde zur Exekution ausgeliefert werden. Die es also besser wissen sollten und schließlich auch konnten, die schlachten das unschuldige Lamm Gottes und dünken sich noch groß dabei. Die Vornehmen dieser Welt hat denn Gott in ihrer Weisheit gefangen und sich seinen Diensten nutzbar gemacht, gerade auch um zu zeigen, daß aller Menschen, auch der Besten, Rat von keinem Erlöser wußte, hingegen dem wirklichen Erlöser in seinem blutigsaueren Erlösungswerk nur viele Mühe und Arbeit in ihren Sünden und Missetaten machten. Greller konnte JEsus die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen, also auch die der Jünger, jener gewöhnlichen Fischer, ja Zöllner aus Galiläa, nicht vor Augen führen. Durch ihre Sünden sind demnach die Menschen vor Gott sittlich gehaltlos, sie sind Fleisch und voller Schuld und Strafe und unter Gottes Fluch; denn die arge

zweite Generation des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt spiegelte sogar in ihren besseren Vertretern nicht nur das Gesamtbild dieser Ära, sondern aller Menschen Sünde vor Gott wider. Die Sünde hat uns aller Gerechtigkeit bei Gott beraubt, greulich verderbt und zeitlich und ewig verschuldet. Mit solch grauenvollem Verderben mußte sich der göttliche Rat befassen; gegen solch gräßliches Gift mußte er wirksames, heilsames Gegengift verschaffen.

Und die Antidose ist eben hier Gleiches für Gleiches: similia similibus curantur. Das Eingehen aber in die Details bei der Leidensvorausverkündigung ist ein um so gewisseres Zeugnis für den in der Passion Christi sich vollziehenden Rat Gottes. Der Gottessohn also, des Vaters einig Kind, so verkündigt es Christus als des Vaters Rat von unserer Seligkeit, wird in der Gestalt des sündigen Fleisches von Juden und Heiden überantwortet, preisgegeben, dahingeworfen, für nichts geachtet, da die Menschen in ihren Sünden vor Gott nun Fleisch, ja tot sind. Und nicht genug der Verachtung! JEsus wird unter seinen Feinden und von ihnen verspottet, geschmäht, verhöhnt und verspeit werden. In der Schmach Christi kam der Übermut der Feinde, ihre frevelhafte Willkür so recht zum Ausdruck (ὑβρισθήσεται). Und Verspeiung ist doch sicher das Zeichen der höchsten Abscheu, der tiefsten Verachtung, der gemeinsten Verwerfung; Spott, Hohn, Schmach, Speichel kennzeichnen den Menschensohn als den aus seinem Volke Gestoßenen, gänzlich Verworfenen. Das war die Strafe für das Widersetzen der Sünder wider Gottes Willen. Damit sollte der Erlöser deren Verwerfung vor Gottes Heiligkeit sühnen. Und in den eigentlichen Schlägen der Leiden Christi, in der Geißelung, Kreuzigung und Gottverlassenheit, kamen die Streiche des göttlichen Zorns und Fluchs zum Ausdruck. Kreuzigung war wohl die schlimmste Strafe im römischen Strafkodex. Nur das ärgste Leiden aus amtlicher Hand, das zugleich Symbol des schimpflichsten Fluches ist, war das Äquivalent der von Gott auf die Sünde gesetzten Strafe. Allein der gewaltsame Missetätertod des Gottmenschen war das Gegengift für das durch die Sünde verwirkte Leben der verfluchten Menschenkinder, für ihren Tod durch Übertretungen und Sünden. Gott hat in der Gestalt des sündigen Fleisches seines Sohnes die Sünde im Fleisch der Menschen verdammt. So kennzeichnet Christus sein Leiden und sagt dabei „das Wort ganz frei", zum Entsetzen seiner Begleitung, daß er hinaufgehe gen Jerusalem. Er selbst stellt sich dann zum Leiden ein und übernimmt es freiwillig im Gehorsam des Vaters. Schließlich rufen wir uns hier ins Gedächtnis, was weiter oben über den Begriff „des Menschen Sohn" gesagt ist. Als das Leiden dieses kündigt er seine große Passion an, als das des von Gottes Thron gesandten, göttlichen Mittlers und Versöhners. Das ist der Ratschluß Gottes: Gott hat seinen Sohn, der auch im Fleisch und Blut der Menschen von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit,

die vor Gott gilt. Nachdem also der HErr JEsus seine Jünger zur völligen Erkenntnis seines Prophetenamtes und messianischen Königtums gebracht hatte, suchte er sie nun über sein Hohepriestertum und dessen Sühnwerk zu informieren. An diesem Verständnis der Jünger mangelte es noch gar sehr zu dieser Zeit, da sie vorderhand das Prophetenamt und Königtum des göttlichen Messias mit Überspringung seines hohepriesterlichen Amtes verbanden. Betreffs seiner Auferstehung aber am dritten Tage nach seinem Leiden stand ihnen ihr so weit alleiniges Wissen und Glauben einer allgemeinen Auferstehung am Jüngsten Tage im Wege; denn selbst nach seiner tatsächlichen und im leeren Grabe ihren Augen evidenten Auferstehung am Ostermorgen wußten sie die Schrift noch nicht, daß er von den Toten auferstehen müßte, Joh. 20, 3 sq. So mußte denn Christus bei seiner Leidensverkündigung von vornherein gleich von seinen vielen Leiden (πολλὰ παθεῖν, Matth. 16, 21) seinen Jüngern sagen und dasselbe Thema immer wieder erläutern und die Tatsache seiner Auferstehung am dritten Tage nach seinem Tode auch immer wieder betonen. Es handelte sich eben bei seinen Leidensvoraussagungen nicht sowohl um seine fatalen, persönlichen Erlebnisse, sondern um die ersten Hauptverrichtungen seines Hohepriestertums, um die Sühne der Sünden der Menschenkinder und ihre Versöhnung mit Gott, die mit der Auferstehung deklariert und bestätigt sei.

Und auf noch eins hatte Christus in seinen Leidensverkündigungen Rücksicht zu nehmen, auf das menschliche Gewissen. Wenn ein in seinem Gewissen schuldbeladener Sünder an Vergebung glauben soll, dann muß *seine* Schuld getilgt sein, damit der Heiligkeit Gottes und seines Zorns genügt sei. Dem begegnet Christus damit, daß er verkündigt, wie er anstatt der Menschen und ihnen zugut leiden werde. Deshalb verbindet er der Juden Ostern mit seinem Leiden: Ihr wißt, daß nach zwei Tagen das Passah eintritt, *und* des Menschen Sohn überliefert werden wird, um gekreuzigt zu werden, Matth. 26, 2. Und bei Lukas sagt er: „Mich hat herzlich verlanget, dieses Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide; denn ich sage euch, daß ich hinfort nicht mehr davon essen werde, bis daß erfüllt werde im Reich Gottes“, 22, 15 f. Dieses Passahmahl ist Christi letztes auf Erden, und da nun das Reich Gottes kommt, ist die Passahfeier überhaupt zur Vollendung gelangt. Christi Kreuzesleiden bringe dann den Antitypus der Passahlammverordnung. Als daher Christus nach diesem Passahessen ein neues Bundesmahl stiftete, geschah es mit sichtlicher Beziehung auf die Passahmahlzeit. Bei dieser alttestamentlichen Festfeier wurde das dem Lamm entnommene Blut zur Sündentilgung und Sühne des göttlichen Zornes vorbildlich verwendet, und das blutleere Fleisch wurde gemeinsam gegessen, um die Gemeinschaft an der Versöhnung auszudrücken. Im heiligen Abendmahl scheidet JEsus auch seinen Leib und sein Blut; er gibt jedes separat zu genießen unter dem Brot und Wein. Das Sakrament des

Altars ist dann ein getreues Abbild des Passahopfers. Ja, „wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geschlachtet". Indes die Hauptbestimmung des Passahopfers war, daß Gott um seinetwillen mit der Plage seines Zornes an den Kindern Israel vorübergehen wollte. Es bedurfte dieses Opfers für sie, sollten sie freigehen beim Ergehen des göttlichen Zornes. Des Passahlammes Tötung geschah dann an Stelle der israelitischen Erstgeburt und in ihr an Stelle des ganzen Volkes Israel, es zu retten von dem auch von ihnen verschuldeten Tod, daher es auch später noch immer „ihre Gabe, dem HErrn gebracht" genannt wurde, 4 Mos. 9, 7. 13, das ist, ihr Opfer für Jehovah. So sollte das spätere Israel ihren Kindern immer noch das Osterlamm erklären: „Das ist das Passah o p f e r des HErrn [= für Jehovah], der vor den Kindern Israel vorüberging in Ägypten, da er die Ägypter plagte und unsere Häuser errettete", 2 Mos. 12, 17. Indem nun Christus seinen Kreuzestod zum Antitypus des Passahopfers machte, erklärte er, daß in ihm das gegenbildliche, wirkliche Sühnopfer für der Menschen Sünde und Schuld dargebracht werde. Und durch die Zusätze in den Einsetzungsworten des Altarsakraments: „der für euch gegeben, das für euch vergossen wird" bezeichnet Christus am Vorabend seines Todesganges die gänzliche Hingabe seiner selbst ausdrücklich als schon so gut wie für die Empfänger dargebrachtes Sühnopfer (beachte daher die Präsentia: gegeben w i r d, vergossen w i r d). Ja, Christus tritt für die Übeltäter ein, er leidet an ihrer Stelle, und sühnt und tilgt mit seinem vielfachen Leiden ihre große Schuld bei Gott. Mit Christi Blut und Tod ist die Schuld bei Gott bezahlt, in Christi Blut und Tod hat der Gotteszorn seine Genugtuung erhalten. Und Christi Blut und Tod bringen wir im Glauben gerade auch durchs Altarsakrament als unser Versöhnungsopfer für den HErrn Gott dar. Die Vergebung um Christi willen ist dann eine völlig fundierte und das Gewissen der Sünder gänzlich befriedigende. Durch das Opfer am Kreuz auf Golgatha ist wirklich alles aus dem Wege geräumt, was infolge der Sünde zwischen Gott und den Sünder getreten war. Gott ist dadurch so versöhnt, daß der Sünder nun trotz seines bösen Gewissens Zutrauen zu dem heiligen Gott fassen kann. Und so fügt denn Christus in den Abendmahlsworten noch ausdrücklich hinzu, daß sein Blutvergießen zum Nutzen der Jünger, *ὑπὲρ ὑμῶν*, Luk. 22, 20, ja zum Nutzen vieler, *περὶ πολλῶν*, Matth. 26, 28, geschehen werde, zum Nutzen einer viel größeren Menge als das alttestamentliche Blutvergießen, zum Nutzen also von Juden und Heiden, und der Nutzen bestehe in der Vergebung ihrer Sünden. Mit Christi Leiden und Sterben sollen die Sünder ihr schuldbeladenes Gewissen stillen und reinigen, da es an ihrer Statt und ihnen zum Nutzen geschah; denn Christus hat unsere Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Kreuz, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Das sowohl anstatt vieler als auch zum Nutzen vieler vergossene Blut Christi begründet und stiftet ja auch den Neuen Bund. Es ist demnach das

Bundesblut des Neuen Testaments und macht daher jeden, der würdig daran teilnimmt, der Güter des Neuen Bundes teilhaftig, dessen Hauptgut eben die Vergebung der Sünden ist. Sobald aber kräftig und gültig eine Vergebung der Sünden erteilt wird, muß Herz und Gewissen des Sünders schweigen. Denn schließlich muß es doch dabei bleiben, wenn des Menschen Sohn sein Leiden als stellvertretendes und sühnendes Opfer der Sünde klar und deutlich bezeichnet, daß, da er zugleich Gottes Sohn ist, doch in ihm Gott größer ist als unser Herz. Über der Erkenntnis des Leidens Christi als Sühne anstatt unser und für uns muß unser Herz aufhören, uns zu verdammen; dagegen muß infolge der Teilnahme an seinem Sühnopfer und Bundesblut Freudigkeit zu unserm Bundesgott in unser Herz einziehen, so daß wir nun auch unter dem Neuen Bund hinfort Gotte leben in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist.

Dem allem dient nun die in den Leidensankündigungen auch stetig geschehende Erwähnung der Auferstehung Christi zur Bekräftigung und Bestätigung. Ein toter Heiland wäre eben kein Heiland. Mit seinem Tode wäre auch unsere Hoffnung auf Erlösung für immer begraben. Das dahingegebene Leben JEsu konnte nur als Opfer in Betracht kommen, und nachdem es diesen Zweck erreicht hatte, und zwar auch damit, daß der Verbleib im Grabe bis an den dritten Tag das wirkliche Totsein Christi über allen Zweifel erhoben hatte, war danach sein Totsein zwecklos. So verkündigte denn Christus auch dieses: er werde, wie ebenfalls im Alten Testament wiederholt geschrieben steht, am dritten Tag sein Leben, das er freiwillig gelassen, wiedernehmen und das unterbrochene Bräutigams- und Hirtenamt weiterführen bis zum glorreichen Ende unserer Einholung zur Hochzeit des Lammes. Und gerade das enthält die letzte seiner Leidensverkündigungen: „In dieser Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern; denn es stehet geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen. Aber nachdem ich auferstehe, will ich vor euch hingehen in Galiläa“, Matth. 26, 31 f.; Mark. 14, 27 f. So redet JEsus auf seinem Gang über den Kidron hin nach Gethsemane und hinein ins Leiden. Er nennt wieder sein Geschick und das treulose Verhalten seiner Jünger in der Stunde der Anfechtung. Es ist eben außer ihm in keinem andern Heil. Auch die Jünger vermöchten nicht einmal mitzuhelfen, die Erlösung herzustellen, sondern sie würden im Gegenteil im letzten Augenblick durch ihre Flucht nochmals ihre große Sündhaftigkeit und ihr gänzliches Verderben zeigen, dem nur durch seine erduldeten Schläge gesteuert werden könne. Aber dann erhebt sich JEsu Rede über die Leiden hinweg in die Zeit des kommenden Neuen Bundes. In derselben werde er mit den Jüngern, die nur aus Schwachheit ihres Fleisches, nicht aus Verwerfung eines boshaften Herzens, an ihm irre geworden waren, nachdem er sie wieder gesammelt habe, zu Tische sitzen, ihnen die Heilsgüter Gottes darbietend und austeilend, und er werde hinfort ihr bleibender Meister

und Christ sein und durch sie und alle ihnen nachfolgenden treuen Prediger die Braut gewinnen und seine Gemeinde bauen, bis ihre Vollzahl erreicht sei. Nach Erfüllung der ersten Hauptzüge seines Hohepriestertums werde dann sein Regieren, sein erhöhtes Hohepriester-Königtum nach Art Melchisedeks in ungeahnter Weise einsetzen unter Zugrundelegung und Zuhilfenahme seines vorigen Hohepriestertums und Prophetentums. In ein großes Hallel tönen schon Christi Leidensankündigungen aus im Augenblick seines Eintretens in die große Passion.

Und gerade auch noch in dieser eigenen Leidens- und Auferstehungsweissagung, wie auch schon sonst, fügt JEsus die Beziehung ein auf die Weissagung der Schrift. So begründet er letztlich den Rat Gottes durch ihn zum Heil der Menschen. Schon in den Schriften der Propheten sei die Erlösung durch Christi Blut und Tod als der Rat und Wille Gottes geoffenbart. Er will sich aber nicht bloß auf die paar aus der alttestamentlichen Schrift angeführten Worte bezogen haben, sondern auf die Prophetie in ihrer Gesamtheit, die ein vollständiges Bild der Leiden Christi und seiner Auferstehung entwirft. Es liegt da alles bis in die kleinsten Züge geoffenbart vor, wie namentlich auch die Synoptiker bei den einzelnen Stücken der Passionsgeschichte nachweisen. Doch mit dem Hinweis auf die Prophetie will Christus bei seinen Leidensverkündigungen und namentlich auch zuletzt noch hervorheben, daß es sich nicht allein um die Erfüllung der Prophetie durch sein Leiden handelt, sondern auch um die Bezeugung der Propheten, was es mit diesem Leiden auf sich hat, daß darin nämlich z. B. Gericht und Gerechtigkeit ergeht. Durch das Gericht in Christi Leiden verschafft Gott seinem Volk die vor ihm geltende Gerechtigkeit, und nur dadurch. Und dabei werde auch Israel von seinen unlauteren Gliedern gereinigt und sonderlich durch die Predigt von Christi Leiden und Auferstehen zum wahren, heiligen Gottesvolk gemacht werden, indem dabei sogar das Nicht-Volk, die Heiden, durch Berufung mit der Erkenntnis des Knechtes Gottes zum Volk Gottes gemacht und in dasselbe eingeführt würden. Mit solcher „Auslegung" schließt auch Jesaias sein großes Kapitel von Christi Leiden und Auferstehen ab an der Stelle, aus der JEsus in seiner letzten Leidensankündigung bei Lukas zitiert: „Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben, darum daß er sein Leben in Tod gegeben hat und den Übeltätern gleichgerechnet ist, und er vieler Sünde getragen hat und für die Übeltäter gebeten" oder eingetreten ist, 53, 12. Gott selbst will ihm, nachdem er in dem von ihm geschlagenen Hirten seines Volkes zugleich auch das Sühnelamm für die Sünde aller erhalten hatte, eine große Gemeinde zuführen, eine solche Menge, daß sie die Grenzen Israels überspringt. Auch aus den Starken, Mächtigen, deren in Israel dann nicht mehr viele zu finden waren, da es unter den Völkern damals ja ganz am Boden lag — auch aus den mächtigen Heidenvölkern soll er Glieder seiner Gemeinde zum Raube haben. Und zwar wird es hier nochmals

ausdrücklich angegeben, auf welchen Grund hin: darum daß er sein Leben in Tod gegeben hat und den Übeltätern gleichgerechnet ist, und er vieler Sünde getragen hat und für die Übeltäter eingetreten ist. Der Missetätertod, den er unschuldig aus der Hand gerade eines Mächtigen der Römer empfing, ist Fels und Eckstein im Grunde der Gemeinde Gottes. Das Leidensgeschick, dem er verfällt, werde demnach stellvertretende Sühne für die Missetaten und Übeltaten aller Menschen sein. Darauf weist JEsus am Schluß seiner Leidensverkündigungen nochmals deutlich hin durch den Hinweis auf die Aussagen der beiden Propheten Sacharja und Jesaias und bringt damit seine Aussagen über sein Leiden, Sterben und Auferstehen zu einem Abschluß, worauf es damit im Rat Gottes, in den Schriften der Propheten und in seinem eigenen Kommen und Ergehen abgesehen war: auf die Versöhnung der Sünderwelt mit Gott, die sich durch sein Mittlerwerk gerade auch nach seiner Auferstehung an vielen bis an den Jüngsten Tag realisieren werde. Also selbst der glorreiche Erfolg aller seiner sauren Mühe und blutigen Arbeit der Stellvertretung stand ihm von vorneherein unerschütterlich fest und beständig vor seiner Seele. Aus Juden und Heiden werde ihm sein demütiges Dienen und sein williges Lebenlassen „seine Gemeinde", und zwar eine „große Gemeinde", einbringen, was hernach auch die Geschichte seit Christi Tagen und zur Jetztzeit noch bestätigt hat. Bis auf den heutigen Tag ist der „naive Gemeindeglaube" der Sieg, der die Welt überwunden hat. In dem Leben des „historischen JEsus" ist niemals ein Fiasko eingetreten, nirgends ein solches zu verzeichnen, wie ebenfalls schon Jesaias geweissagt hat: „Des HErrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen", 53, 10.

Schließlich fügen wir noch eine kurze Besprechung eines Wortes freilich nicht des „geschichtlichen", sondern des erhöhten JEsus an. Als er nach seiner Auferstehung im Kreise seiner Jünger denselben das Verständnis der Schrift, die von ihm geschrieben stand, eröffnet hatte, sprach er rekapitulierend: „Also ist's geschrieben, daß der Christus leide und auferstehe von den Toten am dritten Tage, und daß gepredigt werde auf Grund seines Namens Buße zur Vergebung der Sünden unter allen Völkern", Luk. 22, 46 f. Nicht mehr Menschensohn nennt er sich; er ist nicht mehr dabei, das Heil zu erwerben und die Sühne zu ermitteln. Das ist am Kreuz vollbracht. Der in der Schrift offenbarte Heilsplan ist durch sein Leiden und Auferstehen realisiert und ratifiziert. Das Heil liegt jetzt zum Empfang bereit. Er sagt nun nur noch davon, wie das erworbene Heil mitgeteilt und zugeeignet werden soll. Die Jünger sollen unter allen Völkern die ersten Herolde der neuen Botschaft sein. Sie sollen predigen Buße **und** Vergebung der Sünden, *μετάνοιαν **καὶ** ἄφεσιν ἁμαρτιῶν*. Wer der Lesart folgt: Buße **zur** Vergebung der Sünden, *μετάνοιαν **εἰς** ἄφεσιν ἁμαρτιῶν*, muß, wenn er es recht verstehen will, auch erkennen, daß die Apostel nicht nur **von** der Vergebung, sondern **die** Vergebung verkündigen sollten. Erst in der

Kundmachung der Vergebung hat die neutestamentliche Predigt ihr Ziel erreicht. Die Buße aber sollen sie fordern, auf daß die den Zuhörern dargebotene Vergebung ihren Weg, ihr Recht haben und sich an ihnen realisieren und behaupten könne. Der Gedankengang kann nicht sein, daß durch Buße Verlangen nach der Vergebung in Christo erweckt werde, sondern umgekehrt: durch die Aussicht auf die wirkliche Vergebung in Christo können sie auch mittels Mosis Predigt Buße wirken, Sinnesänderung, die wegen der Erkenntnis des großen Sühnopfers in Christi Kreuzesleiden zur Tilgung der Sündenschuld Scham über die Sünde und Abscheu vor ihr und Betrübnis über die tiefe Beleidigung Gottes ist. Diesen Zusammenhang von Buße und Vergebung hatte der Täufer schon angegeben: „Tut Buße! denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen", *μετανοεῖτε· ἤγγικεν γὰρ ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν*, Matth. 3, 2. Mit derselben Predigt wie der Täufer hatte auch JEsus von Nazareth seine Lehrtätigkeit begonnen: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium!" Mark. 1, 15, oder nach Matthäus: *μετανοεῖτε· ἤγγικεν γὰρ ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν*, 4, 17. Als guter und vollkommener Redner kommt er am Schluß seiner Reden auf den Anfang derselben zurück; nur daß jetzt die Vergebung verwirklicht ist, die er im Anfang vorerst noch in Aussicht gestellt hatte. Die durch sein Blut erkaufte Vergebung ist jetzt durch die Predigt des Evangeliums anzupreisen und als Geschenk auszuteilen. Und ebenfalls durch Predigt sind die Zuhörer angesichts der tatsächlichen Vergebung ihrer Sünden zur Buße anzuleiten. Das ist das Ende wie auch der Anfang des Evangeliums, der Botschaft des Neuen Bundes. Das Evangelium von JEsu Christo, dem Sohne Gottes, Mark. 1, 1, war, ist und bleibt eo ipso die frohe Botschaft von der gnädigen Vergebung der Sünden in Christo JEsu. Ein anderes Evangelium gab und gibt es nicht. Keinem andern Zwecke diente Christi Kommen, Leben, Dienen, Leiden, Sterben, Auferstehen. Die Vergebung der Sünden ist das Evangelium in den Evangelienschriften. Um dieser Botschaft willen heißen auch die Schriften der Synoptiker „das Evangelium". Dieses Evangelium aber basiert und fundiert nur in dem „geschichtlichen JEsus", und zwar in dem leiblichen Ergehen und Auferstehen Christi. Denn die drei Stücke werden in diesem Schlußwort JEsu durch „und" koordiniert: „daß der Christus litt und auferstand, und daß gepredigt werde". Ja, die Grundlage für diese neue Predigt wird sogar noch ausdrücklich als solche gekennzeichnet: Die Predigt soll verkündigt werden in seinem (Christi) Namen, auf Grund seines Namens, *ἐπὶ τῷ ὀνόματι αὐτοῦ*, auf Grund der Offenbarung durch ihn, auf Grund also seines „historischen" Lebens und der Kunde davon. Der „geschichtliche" JEsus, wie ihn namentlich die Synoptiker uns schriftlich hinterlassen haben, ist das Evangelium, die Erlösung, die in Christo JEsu und seinem Werk vorhanden ist. In den synoptischen Evangelien ist nichts vorhanden, was zu sichten, abzustreichen oder auszuscheiden wäre, um

das Evangelium echter, besser, ursprünglicher zu gestalten. Wer vielmehr den „historischen" JEsus der Synoptiker verstümmelt oder eine „verbesserte Auflage" desselben geben will, der schaltet das Evangelium selbst aus, stößt den Grund des Glaubens um und kommt zu einem Wesen des Christentums à la Harnack und Ritschl.

Die Reden des „geschichtlichen" JEsus von seinem Erlösungswerk umfassen also auch in den Synoptikern JEsu Person und Werk. JEsus von Nazareth war während seines historischen Weilens auf Erden „der Menschensohn", der von Gott gekommene Mittler zwischen Gott und Menschen, Gottes- und Menschensohn, der Christ Gottes, gekommen, um von vornherein bewußtermaßen in einem Stand des Gehorsams stellvertretend und sühnend durch dienstbeflissenes und vollkommenes Tun des gesetzlichen und evangelischen Willens seines Vaters an ihn und durch vieles und schweres Leiden sein Leben als Opfer und Lösegeld hinzugeben und alle Gerechtigkeit zu erfüllen, die Gott nun um des Menschen im Stande der Sünde willen zur Befriedigung des schuldbeladenen Gewissens desselben fordern mußte, wobei der Mensch aus den Klauen des Teufels und des Todes infolge der Sühnung seiner Sündenschuld und aller ihrer Strafe bis hinab zum Fluchtod am Kreuz erlöst würde, was die am dritten Tage darauf folgende Auferstehung Christi bekräftige und bestätige. Diese Erlösung besteht aber in dem gnadenreichen Geschenk der vollbereiteten, völligen Vergebung der Sünden für alle Völker, die in der Zeit solches neuen Freudenbundes mit Gott durch die Predigt von Sünde und Gottes Gnade in Christo zur Buße über ihr Sündenelend kommen und zum Glauben an ihre Erlösung in Christo JEsu angeleitet werden sollen, so daß sie ihren Sinn richten hin zu dem vergebenden Gott, ihm in seiner Verheißung der freien Vergebung und in allen seinen Verheißungen trauen und glauben und hinfort ihn und in ihm ihren Nächsten lieben, Christo das Kreuz nachtragen und seine große Gemeinde des Glaubens und der Liebe bilden bis zu ihrer Einholung in den ewigen Hochzeitssaal. Das ist der in den Propheten bezeugte und durch den JEsus von Nazareth offenbarte und erfüllte Ratschluß Gottes von unserer zeitlichen und ewigen Erlösung. Die Synoptiker haben ihn aus den Reden JEsu schon nachgewiesen in solch einfachem und hehrem Stil und mit solch getreuer Wahrhaftigkeit, daß das unmöglich bloß ihre eigene literarische Tätigkeit sein konnte, vielmehr auf den Heiligen Geist als den göttlichen Inspirator ihrer Worte weist, auf daß wir gerade auch in ihren Schriften „heilige Schrift" hätten, die allein uns unterweisen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christum JEsum.

Das schon von den Synoptikern dargestellte Erlöserdrama des christlichen Glaubens ist, in allen seinen Teilen weit über alle menschliche Darstellungsgabe hinausgehend, wundervoll komplett. Gerade die Hauptsachen desselben, die konkreten Fakta, die Heilstatsachen, geben sie mit genügend vollständiger Angabe der Heilsbedeutung derselben einfach

und klar für den Glauben an die Hand. In seiner großen, erbarmungsvollen Weisheit hat aber der Vater im Himmel, der die Welt so geliebt hat, daß er ihr seinen eingebornen Sohn als ihr Sühnopfer gab, auf daß wir Menschen nicht verloren würden, sondern durch den Glauben an ihn das ewige Leben hätten, für solchen Glauben uns nun auch noch die göttlich inspirierten Episteln der Apostel gleichsam als Kommentare zu den Evangelien gegeben. Denn die Episteln haben das „Urevangelium" nicht weiter entwickelt und etwa gar statt verbessert „verböſert", sondern das Urteil über sie wird in aller Aufrichtigkeit selbst bei wirklich „wissenschaftlich" Gelehrten nicht anders lauten können als das, welches D. Stöckhardt z. B. über den Inhalt des ersten Petribriefes gefällt hat, also: „Wie in den Reden Petri, welche die Apostelgeschichte referiert, so treten auch in diesem seinem Brief die stamina der christlichen Wahrheit in scharf markierten Umrissen uns vor Augen. In der Mitte des Briefes stehen die großen Heilstaten Gottes verzeichnet: Christus gelitten, gestorben, wieder lebendig gemacht, niedergefahren zur Hölle, auferstanden von den Toten, sitzend zur Rechten Gottes, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Es ist hier der feste Grund des Glaubens gelegt, der durch kein Kreuz und Leiden, durch keine Angriffe der feindseligen Welt, auch durch die Pforten der Hölle nicht erschüttert werden kann. Die gewaltigen Worte des Apostolikums sind nur Reflex dieses Bekenntnisses Petri von Christo. Aber auch die Bedeutung der großen Taten Gottes, das gegenwärtige Heil, die gegenwärtige Gnade und das vollendete Heil, die zukünftige Herrlichkeit, ist hier ins helle Licht gestellt." (S. 14 f.) Andere Kommentare zu den Synoptikern als die Episteln der Apostel gab es in der „Urgemeinde" nicht; bessere werden nie geschrieben werden können. Die „Urgemeinde" hatte auch gar keine andern Kommentare, die Schriften der Propheten ausgenommen, nötig; denn die „Urgemeinde" gleicht dem Blütenstand des Frühlings. Wer will unter den Blüten des Frühlings noch erst darauf hinweisen, daß der Winter vergangen und der Sommer gekommen ist? Doch auch ein blühender Frühling hat seine Zeit und der Sommer sein Ende. Dem Spätsommer im Reiche Gottes gleicht die lutherische Ära. Der Spätsommer ist auch die Zeit der Früchte. Die haben, die genießen wir in den vielen lehrreichen Schriften über die Evangelien und Episteln des Neuen Testaments und ihrer darin enthaltenen Lehre. Die Angriffe aber durch die Kritiker und „Wissenschaftlichen" auf das „Evangelium" in den Schriften der Bibel gleichen den rauhen Herbststürmen. Die haben auch ihren „Zweck": sie schütteln z. B. das unzeitige, untaugliche Obst ab, daß das gute um so besser ausreifen kann. Die Schriften der ungläubigen Bibelkritiker haben das Gute, daß sie die Bibelgläubigen nötigen, alle etwa doch verkehrten Schriftauslegungen fallen zu lassen und um so emsiger das ewig bleibende, echte, wahre Gold des Evangeliums JEsu Christi in der Schrift, frei von allen uninspirierten Schlacken, zu suchen

und aufzuzeigen und in seiner Herrlichkeit fort und fort zu erkennen zu geben, damit man sich immer wieder mit reinem Gewissen von Herzen daran erfreue und ergötze. Die wahre Theologie wird sich dann wie allezeit, so auch heutzutage allem Gezänk der falschberühmten Kunst gegenüber behaupten; denn sogar „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen", Luk. 21, 33, spricht in Wahrheit der „historische" JEsus, der gottmenschliche Ausrichter des Werkes unserer vollkommenen Erlösung. W. G.

Vermischtes.

Zwei Urteile über die Lutherbibel. D. R. Kittel sagt in der Vorrede zu seinem Psalmenkommentar: „Ich habe mit vollem Bewußtsein mich bestrebt, wo es mir irgend aus sprachlichen Gründen möglich schien, Luther zum Worte kommen zu lassen. Mancher moderne Leser wird darin vielleicht einen Nachteil zu erkennen geneigt sein, denn ich bin in diesem Punkte zumeist bis an die äußerste Grenze des mir erlaubt Scheinenden gegangen. Aber je ernster und länger ich mich in die Übersetzung Luthers vertiefte, um so stärker kam mir immer wieder zum Bewußtsein, daß eine wirklich neue ‚moderne' Bibelübersetzung nach Luther nur ein ganz Großer wagen dürfe, der, wie Luther, beides in gleicher Weise in sich vereinige: den für Jahrhunderte bestimmenden religiösen Genius, ja, den Propheten seines Volkes, und den für Jahrhunderte bestimmenden Sprachmeister der Deutschen. Ehe ein solcher auftritt, zehren wir an Luthers Erbe. Der oft allzu peinlich scheinende Anschluß an Luther konnte mir um so leichter fallen, als ich die Entdeckung zu machen glaubte, daß Luther selbst schon in überaus zahlreichen Fällen, ohne irgendwie die wissenschaftliche Grundlage dazu zu haben, den richtigen Rhythmus des hebräischen Urtextes instinktiv empfunden hat. Man mache den Versuch, Luthers Übersetzung aus ihrer durch die fortlaufende Schreibung verunstalteten Form in eine andere umzusetzen, welche die Zeilen nach dem Parallelismus in dem richtigen Sinne abteilt, und man wird staunen, wie er vielfach den vollkommen richtigen Rhythmus des Urtextes wiedergibt." — D. Th. Ziegler sagt in einer Rede über Luther: „Wenn das deutsche Volk durch die Reformation zwar nicht neu gespalten worden ist — denn gespalten war es längst schon nur zu sehr —, aber doch einen neuen Anlaß zur Spaltung und Entzweiung bekommen hat, weil ein spanischer Kaiser ohne Verständnis für deutschen Idealismus ihm die Einheit nicht gab, die damals näher lag als je zuvor, so hat ihm dafür die Luthersche Bibelübersetzung die Einheit der Sprache gegeben, die damals noch nicht vorhanden war, und in ihr die Einheit des ganzen geistigen Lebens als ein unzerreißbares Band zwischen Nord und Süd, als ein Band, das erst die Geister

binden und im achtzehnten Jahrhundert eine ideale, geistig geeinte Nation schaffen mußte, ehe es im neunzehnten gelingen konnte, die geistig eins gewordenen Stämme auch politisch zur äußeren Einigung zu führen. Und noch mehr als das: es gibt keinen gefährlicheren Riß, der durch ein Volk gehen kann, als der zwischen Gebildeten und Ungebildeten; wenn diese beiden Klassen und Stände sich nicht mehr verstehen, wenn die Sprache der ersteren dem Volke immer unverständlicher wird, wenn dieses um so tiefer sinkt, je höher jene emporzusteigen scheinen, so ist es um die geistige Gesundheit einer Nation geschehen, und an die Tore ihres Hauses pocht der Engel des Todes. Daß das bei uns nicht so ist, daß wir nicht aufhören, uns gegenseitig zu verstehen, das verdanken wir vor allem diesem Buche der Bücher, das Luther, dieser rechte Volksmann, zu einem rechten Volksbuche gemacht hat. Solange wir Gebildeten unsere Gedanken in die einfachen Lutherworte, und sei es auch nur in der Form der Vorstellung, zu kleiden vermögen, so lange wird auch der Ungebildete nicht aufhören, auf unsere Stimme zu hören; und solange das Volk seinen Gefühlen und Gedanken in den erhabenen Lutherworten Ausdruck zu geben vermag, so lange werden wir Fühlung mit ihm behalten, weil ihm mit der Form auch der gute Geist des lutherischen Gemüts, die Herrlichkeit seines kindlichen Idealismus nicht ganz verloren gehen kann."

Deutsche Bibeln vor Luther. Schröckh berichtet folgendes in seiner „Christlichen Kirchengeschichte" über die deutschen Bibelübersetzungen vor Luther (Bd. 33, S. 312 ff.): Bekannter und merkwürdiger (nämlich als die englischen, spanischen und italienischen) sind die deutschen Bibelübersetzungen dieser Jahrhunderte. Der Kaiser und König von Böhmen Wenzel, der seit dem Jahre 1378 auf dem Throne saß, ließ eine solche über das Alte Testament verfertigen und sie in einer Handschrift auf Pergament von drei Bänden in Großfolio, mit bewundernswürdiger Pracht von Bildern und Vergoldung ausgeschmückt, aufbewahren, welche noch in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden ist. Außer der Abbildung des Kaisers und seiner Gemahlin findet man darin auch mehrere spöttische Bilder. Die Handschrift endigt mit dem Buch Ezechiel. Die ersten Verse dieser Übersetzung mögen auch hier stehen: „In anegenge schepfte Gott Himel und Erde. Die Erde was aber unnucz und lere, und vinsternusse warn auf der gestald der abegrund, und Gotes Geist ward gefurt auf den Wassern." Im 15. Jahrhundert wurde eine andere Bibelübersetzung, deren Verfasser gänzlich unbekannt ist, verfertigt, die aber nicht wie jene in der Handschrift verborgen blieb, sondern öfters gedruckt worden ist. Die allererste Ausgabe derselben ist zu Mainz im Jahre 1462, wie man gewöhnlich glaubt, durch Johann Fust und Peter Schoiffer in Folio besorgt worden. Schon Schöpflin hat bezweifelt, ob die angegebene Jahreszahl, welche sich nur in einem einzigen der bisher aufgefundenen fünf Exemplare, dem Stuttgarter, findet, echt sei. Unterdessen kann sie immer für die älteste gedruckte

deutsche Bibel gelten. Ihr Anfang: „An dem Angang beschuff Got den Hymel und die Erde; wann die Erde was eytel und lere und vinster waren auff dem Antlutze des Abgrundes: und der Geist Gotz ward getragen auf die Wasser" — verrät sogleich die gemeinschaftliche Quelle, aus welcher alle diese Übersetzungen geflossen sind: die Vulgata. Darauf folgte die Straßburger Ausgabe vom Jahre 1466, die Augsburger zwischen den Jahren 1470 und 1473, eine andere Augsburger zwischen den Jahren 1473 und 1475 und zwei andere, ebendaselbst im Jahre 1477 gedruckte. Eine ausnehmend seltene, ohne Ort und Jahr, ist vermutlich zwischen den Jahren 1460 und 1470 ans Licht getreten. Im Jahre 1480 ist abermal zu Augsburg eine Ausgabe davon erschienen. Keine aber ist berühmter und bemerkenswerter, auch prächtiger, als die im Jahre 1483 zu Nürnberg von Anton Koburger in Folio mit Holzschnitten veranstaltete. Die Sprache ist darin deutlicher als in den vorhergehenden Ausgaben, auch sind einige Verbesserungen angebracht, mehrere veraltete deutsche Wörter weggelassen, hingegen eine Anzahl lateinischer beibehalten worden. Daß in dieser Ausgabe die Stelle Gal. 2, 16 geradeso übersetzt wird, wie Luther eine andere (Röm. 3, 28, wo ihm die Einrückung des Wortes „allein" so sehr verargt wurde) gegeben hat: „Wann wir wissen, daß der Mensch nit gerechtvertigt wird aus den Werken der Ee [des Gesetzes], nur durch den Gelauben Jhesu Christi", darf nicht vergessen werden. Ein besonderer Abdruck der Offenbarung Johannis zu Nürnberg im Jahre 1498 im größten Landkartenformat, auf 16 Blättern weißen und starken Papiers abgedruckt, ist in seiner Art noch schätzbarer, so wie er höchst selten ist, indem man darin die ersten Holzschnitte sieht, die man von dem vortrefflichen Künstler Albrecht Dürer hat. Noch sind im Jahre 1485 zu Straßburg, ingleichen dreimal zu Augsburg in den Jahren 1487, 1490 und 1507 wiederholte Ausgaben der deutschen Bibelübersetzung ans Licht getreten, und endlich ist, wenn man alle vor Luther bekannt gemachten zugleich überschauen will, die vierzehnte zu Augsburg im Jahre 1518 in Folio, wie alle übrigen, gedruckt worden. Von mehreren kann man wenigstens nicht mit Gewißheit sprechen. Aber auch niedersächsische Übersetzungen der Bibel sind in diesem Zeitalter einigemal gedruckt worden. Die erste erschien im Jahre 1470 zu Köln, die zweite im Jahre 1494 zu Lübeck in einem starken Foliobande, mit illuminierten Holzschnitten versehen, auch mit eingeschalteten Erklärungen des Nik. von Lyra und andern begleitet. Sie hat auf der ersten Seite folgende Überschrift: „De Biblie mit vlitigher achtinghe: recht na deme latine in dudesck averghesettet. Mit vorluchtinghe vnde glose: des hochghelerden Postillators Nikolai de Lyra Unde anderer velen hillighen doctoren." Die dritte Ausgabe erschien in Halberstadt. Diese drei niedersächsischen Ausgaben werden mitgezählt, wenn z. B. König in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" 17 Ausgaben vor Luther zählt. Über die im Jahre 1483 zu Nürnberg gedruckte Bibel berichtet Schröckh

noch: Unter den mehr als hundert Holzschnitten, welche zum Teil die seltsamsten Abbildungen enthalten, hat der beim neunten Kapitel der Offenbarung Johannis befindliche, wo unter den Erschlagenen nicht nur Personen mit königlichen Kronen und Bischofsmützen, sondern auch eine mit der dreifachen päpstlichen Krone geschmückte vorkommt, in den neueren Zeiten einen unnötigen Streit veranlaßt. (Man glaubte nämlich, daraus schließen zu können, daß diese Ausgabe erst nach dem Anfang der Reformation gedruckt sei; doch hat schon Dante Papst und Klerisei ebenso frei behandelt, und das Folgende ist von derselben Art.) über den besonderen Abdruck der Offenbarung Johannis vom Jahre 1498 mit den ersten Holzschnitten Dürers lesen wir: „Er zeigt aber ebenfalls, wie frei man damals über die Päpste in Deutschland gedacht hat, weil sowohl unter den auf die Erde gefallenen Sternen als auch den durch die vier Engel Getöteten König, Papst, Bischof, Mönch und andere Menschen untereinander liegen.“ (Z. u. A.)

Halbe Buße und Umkehr der Theologie. Unter der Überschrift: „Die apologetischen Aufgaben unserer Kirche in und nach dem Kriege“ schreibt E. Pfennigsdorf: „Bei der künftigen apologetischen Arbeit unserer Kirche, die nach wie vor eine Notwendigkeit bleibt, ist die durch den Krieg geschaffene geistige Lage in Rechnung zu ziehen. Daraus ergeben sich bezüglich der einzelnen in Frage kommenden Probleme folgende Richtlinien: 1. Bezüglich des Erkenntnisproblems. Die vor dem Kriege vorhandene Annahme, auf rationalem Wege die Rätsel der Welt und des menschlichen Lebens lösen zu können, hat durch die mit dem Krieg hervortretende Irrationalität des menschlichen Daseins einen starken Stoß erhalten. Dies nötigt uns, noch grundsätzlicher als bisher unsere apologetische Arbeit an der im Glauben erfaßten geschichtlichen Gottesoffenbarung zu orientieren, zugleich aber auch den Einwürfen, die infolge jener Irrationalität werden erhoben werden, durch die Hervorhebung des christlichen Opfergedankens und der Tatsache des Kreuzes entgegenzutreten. 2. Bezüglich des Geschichtsproblems. Gegen die geschichtliche Begründung unsers Glaubens kann die Kriegsfrömmigkeit mit ihrem vorwiegend alttestamentlichen, elementaren Charakter (Vorsehungsglaube ohne bewußte Beziehung auf Christus) deshalb nicht in Anspruch genommen werden, weil, näher angesehen, die jeweilige kirchliche Abhängigkeit derselben nicht zu leugnen ist, und weil der Versuch, den Glauben auf ein geschichtsloses, unmittelbares Erleben zu gründen, ihn gerade seiner Gewißheit und seines wertvollen Inhaltes berauben würde. Das nationale Leben kann diesen Inhalt nicht abgeben, sondern bedarf seinerseits der Begründung, Bewertung und Begrenzung von der christlichen Seite her. 3. Bezüglich des Kulturproblems. Dem Versuch, die geschichtlich gegebene Offenbarungsreligion durch eine Religion der modernen Kultur zu ersetzen, ist durch eine Kulturkritik zu begegnen, welche, die vom Kriege gegebene Kritik benutzend, das egoistisch-innerweltliche Motiv der Kultur als das maßgebende aufzeigt und die Kultur

einer Durchdringung durch den Geist des Glaubens fähig und bedürftig erweist. 4. Bezüglich des Lebensproblems. Hinsichtlich des Lebensproblems hat der Krieg insofern eine Umwertung des Bestehenden gebracht, als er an die Stelle des vorwiegend individualistisch gefaßten Persönlichkeitsideals in der Hingabe an die überindividuellen Werte die höhere Auffassung des Lebens erkennen lehrte. Damit ist eine Annäherung an das christliche Lebensideal herbeigeführt, dessen über alle innerweltlichen Lebenskreise hinausgreifender, transzendenter Gehalt jedoch allen Idealen einer bloß immanenten Ethik gegenüber zu betonen ist. Allen Angriffen gegenüber, die von seiten des religiösen Individualismus im Namen einer verschwommenen Gefühlsreligion erhoben werden, haben wir den Wert der Lehre für die Gemeinschaft und die Bedeutung der gemeinsamen Erfahrung (der Kirche) für den einzelnen hervorzuheben. Schluß: Die Volkskirche bedarf, um erfolgreich wirken zu können, der stetigen planmäßigen Rechtfertigung der christlichen Weltanschauung in der Öffentlichkeit. Eine besondere Organisation für diese Arbeit tut not." — Was Deutschland, wie allen christlichen Ländern, wirklich not tut, ist volle Rückkehr: 1. zur Heiligen Schrift als der alleinigen untrüglichen Quelle und Norm der heilsamen Wahrheit. 2. Zu dem stellvertretenden Tun und Leiden Christi als der alleinigen Sündensühne. 3. Zu der Erkenntnis, daß die Kultur mit ihren Gütern und großartigen Errungenschaften einen Ersatz für den christlichen Glauben nicht bietet, ja, daß sie ohne diesen die Fäulnis eines Volkes nicht einmal aufhalten, sondern nur beschleunigen kann. 4. Zu der Erkenntnis, daß summum bonum unsers Strebens sein und bleiben muß das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und daß jeder, der selbstsüchtig sein Leben zu erhalten sucht, es notwendig verlieren muß. 5. Zu der Erkenntnis auch, daß der Erfolg des Christentums und der Kirche abhängt nicht von apologetischen Künsten, sondern einzig und allein von der ernsten, eifrigen Proklamierung und Verkündigung der christlichen Wahrheiten selber. F. B.

„Kommt unsere deutsche Gemeinschaftsbewegung von England her?" Auf diese Frage gibt der Vorsitzende des Deutschen Gemeinschaftsverbandes, Direktor P. Haarbeck in Barmen, folgende Antwort: „Diese Frage wird in unsern Tagen oft ohne sorgfältige Prüfung bejaht und die Forderung daran geknüpft: ‚Fort mit der Gemeinschaftsbewegung aus unserer evangelischen Kirche!' Ist diese Forderung berechtigt? Gewiß nicht. Sie wäre selbst dann übertrieben, wenn unsere Sache wirklich englischen Ursprungs wäre; denn es wird doch niemand behaupten wollen, daß aus England nichts Gutes gekommen ist. In Wirklichkeit ist aber unsere Gemeinschaftssache nichts weniger als ein englisches Gewächs, vielmehr verhält es sich damit folgendermaßen: 1. Unsere Gemeinschaftsbewegung als organisierter Zusammenschluß gläubiger Kreise innerhalb der Landeskirchen ist eine ursprünglich deutsche Erscheinung, aus deutschen Bedürfnissen hervorgegangen und

deutschen Verhältnissen angepaßt. Derartige Gemeinschaften und Gemeinschaftsverbände gibt es weder in Amerika noch in England. In Amerika schon deshalb nicht, weil es dort keine Volkskirche gibt. In England dagegen finden wir neben der englischen Staatskirche wohl mancherlei freie Kirchen, aber keine Gemeinschaftsbewegung innerhalb der Kirchen. Gemeinschaften wie bei uns gibt es noch in Dänemark, Schweden und Norwegen; diese stehen aber mit den unsrigen in keinem Zusammenhang. 2. Die Anregung zu der frischen Geistesbewegung, die vor vierzig Jahren durch Deutschland ging, war keine Wirkung des französischen Krieges. Im Gegenteil, die ersten Jahre nach dem Kriege waren eine traurige Zeit, wo fleischliche Gesinnung und Gottlosigkeit überhandnahm. Stöcker sagte später: ‚Es mag schwerlich wieder so fürchterliche Jahre der Gottlosigkeit geben wie 1872, '73 und '74 in Berlin.' Vielmehr kam die Anregung über den Ozean von Amerika, und zwar für die Arbeit an der Jugend durch P. Schlümbach aus Texas und für das Gemeinschaftsleben durch den Fabrikanten Pearsall Smith. Dieser Mann wurde uns in einer Zeit, da es auch in christlichen Kreisen öde und trübselig aussah, gesandt, um uns wieder daran zu erinnern, daß ein Christ ein freier, glücklicher, fröhlicher und starker Mensch ist, der in seinem Heiland Sieg hat über Sünde und Welt. 3. Diese sogenannte Smithsche Bewegung, die von 1875 an die christlichen Kreise und zum Teil auch die Kirche sehr belebte, kam sofort unter die Leitung deutscher Männer, wie Prediger Schrenk, Rektor Dietrich, Professor Christlieb, Baron von Oertzen, Graf Pückler u. a. Durch ihre gründliche Arbeit wurde sie von amerikanischen Einseitigkeiten und Fehlern gereinigt und vertieft. Englische Lieder, die anfangs in unsern Kreisen überhandnahmen, wurden nach und nach auf ein gewisses Maß zurückgedrängt und machten auch deutschen Liedern wieder Platz. 4. Mit der Gemeinschaftssache steht die Evangelisation in Wechselwirkung. Teils sind die Gemeinschaften die Frucht der Evangelisation, teils ist die Evangelisation die Frucht der Gemeinschaften, das heißt, es wuchsen aus der Gemeinschaftsbewegung Männer heraus, die den Trieb und die Aufgabe hatten, das Evangelium durch anhaltende Verkündigung unter das Volk zu bringen. Der erste Evangelist in Deutschland war Prediger Schrenk. Sein Auftreten in Deutschland seit 1886 steht in keinem Zusammenhang mit der damals in Amerika und England vorhandenen Evangelisation. Es hatte seine Ursache einfach in der Not der Zeit und in einem unmittelbaren göttlichen Auftrag. Daß seitdem aus den Gemeinschaften zahlreiche Evangelisten hervorgegangen sind, ist Gottes Gnade. — Während des Krieges ist noch manches englische Buch und manches englische Lied aus unsern Kreisen verschwunden, weil es ‚zu leicht' erfunden wurde. Was in dieser Zeit des Kampfes und des tiefen Leides die Probe besteht, wollen wir behalten; vor allem aber wollen wir uns dankbar des reichen Schatzes unserer tiefen, ernsten deutschen Lieder freuen, deren herrliche Melodien auch zu ihrem tiefen

Inhalt und zu dem bitteren Ernst unserer Tage passen." — Wir bemerken nur, daß die Fragestellung eine schiefe ist. Man hätte sich erkundigen sollen nach dem Geiste, dem sie entsprungen ist. Dann würde die Antwort lauten: Nicht dem lutherischen Geiste, der nicht auf Gefühle achten, sondern auf das objektive Wort der Gnade vertrauen lehrt, sondern dem reformierten Geiste, der schwärmerisch und subjektiv im eigenen Ich sucht, was doch nur im Wort außer uns zu finden ist. Und an diesem reformierten Geiste fehlt es auch in Deutschland nicht. Ist doch die gesamte deutsche Theologie seit Schleiermacher mehr oder weniger durchdrungen von dem Geiste des Enthusiasmus, der das Wort der Schrift beiseiteschiebt! F. B.

Verstiegene Theorien einzelner Professoren. In der katholischen Schrift „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg", die sich richtet gegen die französische Lügenschrift „La guerre allemande et le Catholicisme", sagt der Katholik Kiefl: „Die Umwälzung der innerpolitischen Verhältnisse hat einen allen Konfessionen gemeinsamen Feind geschaffen, dessen Gefährlichkeit eine Verträglichkeit der Konfessionen auf dem Gebiete politischer Parität geradezu erzwingen wird, wenn die christliche und sittliche Grundlage des Staates gerettet werden will. Ein Geist der Versöhnlichkeit zwischen den Konfessionen in allen das Vaterland betreffenden Fragen weht seit Kriegsbeginn wie ein hoffnungsreicher Frühlingswind durch die deutschen Lande, und wenn wir unsere äußeren Feinde niedergerungen haben werden, wird ein festes Bollwerk dieses Friedens bleiben." Das ist utopisch gedacht, solange nicht die deutschen Katholiken das Papsttum abschütteln oder die Protestanten wieder Katholiken werden. Religiöser, kirchlicher Friede kann zwischen beiden ebensowenig werden wie zwischen Feuer und Wasser, Licht und Finsternis. Einen richtigen Gedanken aber bringt in demselben Buche der Jesuitenpater Lippert also zum Ausdruck: „Und die 40 Millionen deutscher Protestanten — ja man kennt in Frankreich und Italien den protestantischen Volksteil Deutschlands zu wenig, man kennt doch nur die verstiegenen Theorien einzelner Professoren und gewisse gehässige und verletzende Agitationen; aber man weiß dort wohl nicht, wieviel werktätige Liebe zum Beispiel in den evangelischen Anstalten geübt wird; man weiß nichts von Hinrich Wichern und Friedrich von Bodelschwingh." Lippert hätte zugleich hervorheben sollen, daß gerade auch zwischen dem alten Glauben, wie ihn das deutsche Volk immer noch aus seinem lutherischen Katechismus, Bibel und Gesangbuch lernt, und den „verstiegenen Theorien einzelner Professoren" ebenfalls eine Kluft befestigt ist. Die deutschen Professoren sind seit den Tagen Schleiermachers ihrer großen Mehrzahl nach ebensowenig Vertreter des protestantischen Christenvolkes, wie im gegenwärtigen Weltkriege Roosevelt, Root, Eliot und die Redakteure unserer amerikanischen Großpresse die Vertreter des amerikanischen Volkes sind, ebensowenig auch wie die in diesen Blättern vielfach abgedruckten Reden von Reformjuden und Ver-

tretern von allerlei kümmerlichen und krankhaften theosophischen, ethischen und andern Gesellschaften die christliche Kirche Amerikas repräsentieren. Aber auch jene Klasse von Narren stirbt nicht aus, die meinen, daß die lautesten Schreier nicht bloß die beste Sache für sich, sondern auch die meisten und trefflichsten Leute hinter sich haben. F. B.

Der Weibessame. (Vgl. L. u. W. 34, S. 115.) Da nur wenige deutsche Theologieprofessoren gewagt haben, für Luthers Übersetzung von Gen. 4, 1 einzutreten, sei folgendes Zitat von Joh. Wichelhaus, weiland Professor in Halle, hier mitgeteilt, auf welches im Synodalbericht des Iowa-Distrikts 1915 verwiesen ist: „Höchst merkwürdig sind die Worte kanithi isch eth Jaweh. Das Wort heißt nicht: ich habe geboren, sondern: ich habe bekommen, erhalten. Es bezeichnet rem studio partam et acquisitam. Übersetzen wir nun nach einfach grammatischem Gesetz die Worte, so heißen sie: Gewonnen habe ich (auf mein Gebet) einen Mann, den Jaweh. Es ist offenbar, daß Eva den von ihr gebornen Sohn für den ihr verheißenen Mann und Helden gehalten hat, und indem sie denselben Jaweh nennt, beweist sie, wie völlig sie die Verheißung 3, 15 verstanden hat. (Targ. Jon.: Ich habe den Helden, den maleakh Jaweh.) Vgl. 2 Sam. 7, 19. Die Exegeten haben natürlich alles versucht, um dem eth einen andern Sinn unterzuschieben. Schon der Chaldäer hat coram Domino. LXX und Vulgata: per Dominum. Noldius hat Beispiele sammeln wollen, wo eth für meeth (von her) stehe, von Jahweh. Tuch übersetzt: ‚mit des HErrn Hilfe' und verweist auf 1 Sam. 14, 45; aber da steht im. Eth ist entweder nota accusativi, oder es bezeichnet una cum; das letztere kann hier nicht statthaben, es bleibt also nur die erstere Erklärung zuläßig. — Isch, wie Ex. 15 der maleakh isch Jaweh heißt. Ob der Name Kain laut unserer Stelle von kanithi abzuleiten sei, kann fraglich sein; doch scheinen es die Worte anzudeuten. Diese Ableitung hat man sprachlich für unzuläßig erklärt, denn von kanah müsse sich die Form kinjon bilden. Clericus vergleicht kinah, Klagelied; v. Bohlen übersetzt: Schmied, Tuch: Speer. Es kann aber 1. kanah sehr wohl in alter Sprache eine Nebenform kun gehabt haben, und 2. ist zu beachten, daß Personennamen eigentümlichen Bildungsgesetzen leichter und wohlklingender Aussprache folgen und leicht verkürzt und verändert werden." (Mitt. z. A. T., herausg. v. Zahn und Richter, III. Heft zur Gen., S. 66. 67.) Th. H.

Über den Kindersegen läßt sich D. Walther in einem Brief vom 18. April 1867 an seine Tochter Magdalena also vernehmen: „Vergiß ja nicht bei Deinen Mühen und Beschwerden, welche große Güte Gottes es ist, daß er Dich so mit Leibesfrucht segnet. Denn bedenke, ist es nicht etwas Großes, daß Dich Gott würdigt, einem unsterblichen, zum ewigen Leben berufenen, durch Christum bereits teuer erlösten Menschen Leben und Dasein zu geben? Wird das liebe Kindlein glücklich zur Welt geboren, so ist das ein größeres Ereignis, als man denkt. Denn

das Kindlein ist dann da, um in alle Ewigkeit Gott zu erkennen, zu preisen und selig zu werden. Wenn Dir Gott Millionen Taler schenkte, so wäre das eine geringere Gabe als ein Kindlein. Gold und Silber wird nicht nur am Jüngsten Tage vergehen samt der ganzen Welt, Du mußt auch im Sterben alles hier lassen; aber ein Kindlein vergeht dann nicht wieder. Mag es vor Dir oder nach Dir sterben, so bleibt es Dein Kindlein, und wenn es durch Gottes Gnade den Heiland kennen und an ihn glauben lernt, so wirst Du Dich mit ihm in alle Ewigkeit freuen." Die Klagen über kinderlose Ehen würden bald verstummen, wenn man die Gesinnung, die sich in diesen Worten Walthers ausspricht, in die Herzen aller Eheleute bringen könnte. Wie kann das aber anders geschehen als durch pastorale Belehrung im obigen Sinne? F. B.

Papistische Geschichtsverdrehung. Bekanntlich haben die deutschen Kaiser, wie schon Luther hervorhob, im Mittelalter eine klägliche Rolle gespielt. Insonderheit war es ihre italienische Politik, die Deutschland unsäglich viel geschadet hat. Die Jesuiten aber verstehen es, aus der mittelalterlichen Schmach Deutschlands und seiner Kaiser eitel Ehre und Glorie zu machen. Nach ihrer Anschauung gibt es eben nur eine Ehre, die für Fürsten, Könige und Präsidenten des Habens wert ist, nämlich dem Papst den Steigbügel zu halten und seine Pantoffeln zu küssen. Die „Ref." (13, 262) berichtete: „Eine tolle Geschichtsverdrehung ist es, die wir in der Neujahrsnummer des von einem katholischen Pfarrer in Breslau herausgegebenen ‚Katholischen Deutschland' finden. Sie steht in dem Sonntagsbeiblatt der Zeitschrift, das den Titel führt: ‚Die einzige Kirche. Wochenschrift zur Festigung der Gläubigen und zur Bekehrung der Irrenden.' Da heißt es: ‚Was war der deutsche Kaiser einst — und jetzt? Bei aller Macht und Größe — er ist eine Größe, die man neben die andere reiht. In der katholischen Zeit aber war der deutsche Kaiser der Kaiser Roms, der einzige und größte auf der ganzen Welt.' Leider hat ‚zuerst der zum Protestantismus abgefallene Hochmeister Albrecht von Hohenzollern den moskowitischen Großfürsten Kaiser tituliert'. Es heißt dann weiter: ‚Wie groß warst du, deutsches Volk, da du katholisch warst! Der Protestantismus hat dich um dreihundert Jahre in der Kultur, in der Politik, im Fortschreiten zurückgeworfen. Jedes Volk ist dann am größten, wenn es am katholischsten ist. Der Protestantismus ist überhaupt dem tiefen deutschen Gemüt etwas Fremdes und an sich Unsympathisches.'" Geschichte ist den großen Volksmassen, zumal den katholischen, terra incognita. Und von fremden Landen ist bekanntlich leicht lügen. Aber es liegt System in solchen Entstellungen: sie dienen der Hetze. Und wieviel Unheil sie anzurichten vermögen, das haben im gegenwärtigen Kriege die Lügen der Alliierten und ihrer Presse veranschaulicht. F. B.

Ketzer muß man verschreien! Nach diesem Prinzip wird in der papistischen Kirche insonderheit Luther betreffend auch dort gehandelt, wo man sich nicht gerne offen zu demselben bekennen mag. Aber selbst

bis in die Neuzeit hinein fehlt es nicht an Katholiken, die sich auch mit dem unsauberen Grundsatz selber offen identifizieren: Ketzer müssen um jeden Preis unschädlich gemacht werden, und: Eine Methode zur Erreichung dieses guten Zweckes ist Verleumdung. Die „Reformation" (13, 261) schreibt: „Ultramontane Preßgrundsätze, die, wie so manches in der katholischen Kirche, alles andere als christlich sind, finden sich in dem Buche des Jesuitenpaters Joseph Chiaudano: ‚Katholischer Journalismus.' Gute Eigenschaften eines schlechten Autors darf man zwar nicht abstreiten, aber man darf sie totschweigen. Die schlechten Schriftsteller haben kein Recht, daß man ihre guten Seiten lobt. Man soll, statt einzelne Teile zu loben, ein Gesamturteil abgeben, das bei einem solchen Schriftsteller nur eine Verurteilung sein kann, oder man betone nur die schlechte Seite, damit keiner das Buch zu lesen wagt. Man verschaffe den Verfassern ja keine Ehre und kein Ansehen bei den Lesern. Das Schlechte ist bei solchen Schriftstellern im Vergleich zum Guten dermaßen groß, daß letzteres gleich null ist. Sektierer darf man im allgemeinen angreifen. Irrende soll man zwar vom Irrtum unterscheiden, aber es ist unmöglich, Irrtum zu bekämpfen, ohne daß dessen Bosheit, Lächerlichkeit usw. auf den Irrenden fällt. Das ist seine Schuld. Gegenüber arroganten Gegnern der Kirche ist jede Beschimpfung erlaubt, wenn zweckentsprechend. Der heilige Franz von Sales sagt: Die offenen Feinde der Kirche muß man verschreien (diffamare), soweit man kann, damit sie ihr Ansehen verlieren. — Das Buch ist vom Papst gebilligt und durch ein Schreiben des Kardinalstaatssekretärs vom 23. März 1910 gelobt worden. Der Verfasser des Buches ist jetzt vom Papst mit der Leitung seines Leiborgans, *Civilta Cattolica*, betraut worden, und nach obigen Ausführungen kann man sich ohne weiteres ein Bild über den künftigen Inhalt des Blattes machen." — So weit die „Reformation". Mit Lüge und Verleumdung als Mittel gegen die Ketzer geben sich jedoch auch in der Gegenwart die Jesuiten nicht zufrieden. Der deutsche Jesuit Straub rechtfertigt vielmehr auch den Ketzermord. Der „Geisteskampf der Gegenwart" schreibt: „Ein deutscher Jesuit für Ketzermord. Nicht als der erste, wohl aber als einer der offenherzigsten Jesuiten tritt der ‚deutsche' Jesuit Anton Straub, Honorarprofessor an der Innsbrucker Universität, ein geborner Rheinpfälzer, für das Recht der Kirche ein, ‚die Todesstrafe über Ketzer zu verhängen, selbst wenn sie nicht die äußere Macht hat, die Vollziehung der Todesstrafe zu erzwingen'. ‚Die Kirche hat überhaupt das Recht', so schreibt er in seinem Werke ‚über die Kirche', erschienen in Innsbruck 1912, ‚physische Gewalt anzuwenden, sei es durch ihre eigenen Beamten, sei es durch den sogenannten weltlichen Arm, den Staat.' Das sind die Jesuiten, die wieder nach Deutschland hinein wollen. Wo gibt es einen andern Verein, eine andere Gesellschaft, die derartige äußerste Gewalt predigt und dabei solche Macht hat und solchen Schutz genießt?" F. B.

Die Folgen französischer Eitelkeit betreffend schreibt der Philosoph und Psycholog W. Wundt: „Ehre und Ruhm sind für den Franzosen, seit die Geschichte die Nation als eine aus dem Gemisch iberischer, keltischer, germanischer Stämme und italischer Einwanderer entstandene nationale Einheit nachzuweisen vermag, die Güter, die er vor andern erstrebt. Sie bilden neben der Liebe der Frauen, die aber selbst wieder durch den Vorrang erworben wird, den der einzelne im Krieg wie in dem oft zu blutigem Ernst gesteigerten Kampfspiel erringt, bereits das Hauptthema des altfranzösischen Ritterromans; und von Frankreich aus hat sich die ritterliche Sitte über alle Länder Europas verbreitet, lange bevor die französische Sprache zur Weltsprache wurde. Dieser Wetteifer um die Gewinnung von Ehre und Ruhm erstreckt sich aber über alle Lebensverhältnisse, nicht bloß über den militärischen Beruf, über Industrie, Handwerk und Handel, . . . sondern vor allem auch über die geistigen Leistungen und die entsprechenden Berufe des Künstlers, des Lehrers, des Beamten, des Advokaten usw. Von der Volksschule bis herauf zur Universität und zur Akademie der Wissenschaften beherrscht der ‚Concours', der durch irgendwelche Leistungen unterstützte Wettbewerb um die vakante Stelle, das Emporkommen des einzelnen. Die Pariser Akademie schreibt alljährlich mehr Preise für die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben aus als alle andern Akademien der Welt zusammengenommen. Daß ein Schwurgericht einen notorischen Verbrecher und namentlich eine Verbrecherin infolge der glänzenden Rede des Verteidigers freisprechen kann, scheint uns unfaßbar. Für den Franzosen ist es begreiflich: ihm überträgt sich die Bewunderung des Redners auf den Gegenstand seiner Rede und macht ihn geneigt, allem zuzustimmen, was jener zugunsten des ‚unglücklichen' Verbrechers beizubringen weiß. Also: weil jeder zur vornehmen Gesellschaft sich zählende Pariser der Verteidigungsrede eines berühmten Advokaten Beifall klatschen muß, bleibt bei diesem ohrenbetäubenden Getöse auch dem gerecht denkenden Geschworenen gar nichts weiter übrig, als gegen seine innerste Empfindung eine Mörderin freizusprechen, die den Tod mit Fug und Recht verdient hätte." Dr. Muchau, der obiges in „G. d. G." mitteilt, fügt hinzu: „Weiterhin macht W. Wundt in seinem Buche auf die Versuche des französischen Philosophen Guyau aufmerksam, den Altruismus (die Nächstenliebe) aus der höchsten Steigerung eines vergeistigten Egoismus zu erklären. Natürlich muß dieser verschmitzte Verdreher und Verderber jeder echten, wahren Sittlichkeitslehre bei Besprechung solcher Fälle, wo der Altruismus bis zur Selbstaufopferung der eigenen Persönlichkeit, des eignen lieben Selbst, geht, hilflos erklären, daß derartiges nicht in sein System des veredelten Egoismus passe. W. Wundt spottet darüber und weist darauf hin, daß dann eben das Grundprinzip dieses ‚Moral'-Systems falsch und krank bis in die Wurzel sei. Aber es ist auch in der Praxis des Weltkrieges wirklich so: nicht für ihr Vaterland sterben die Franzosen, sondern nur

für ihre Eitelkeit (ihr prestige), und so können die Engländer ruhig in der zweiten Schützengrabenreihe sitzen bleiben; denn zwecklos und ungerufen drängen sich die Franzosen, um noch irgendwo einen Fetzen Ruhm zu erhaschen, in die vorderste Feuerlinie. Wann wird diese falsche Eitelkeit im französischen Nationalcharakter ihr Ende nehmen?"

Das Schulwesen in der Türkei. Im Frühjahr 1914 waren an islamischen Regierungsschulen, zumeist Koranschulen, in denen der Koran auswendig gelernt und gelesen wird, 3083 Knaben- und 388 Mädchenvolksschulen sowie 80 gehobene Schulen vorhanden, die von 202,990 Knaben und 40,455 Mädchen, zusammen von 243,445 Kindern, besucht wurden. Dazu kamen 94 höhere Schulen, 17 Hochschulen, ferner für jedes Vilajet ein Lehrerseminar und in Konstantinopel ein höheres Lehrer- und Lehrerinnenseminar. Daneben steht das große christliche Schulwesen der orientalischen Kirchen und der Missionen. Ersteres ist von außerordentlicher Mannigfaltigkeit. Neben den verschiedenen griechisch-orthodoxen stehen die unierten, römisch-katholischen Kirchen unter besonderen Patriarchen, die bis jetzt auch politische Rechte, namentlich die Gerichtsbarkeit, besaßen. Der 1882 gegründete russische Palästina-Verein, der auch kirchenpolitische Ziele verfolgt, unterhielt allein in Syrien und Palästina 105 Schulen mit 12,000 Schülern, während Deutschland im ganzen Orient nur 23 Schulen mit 3000 Schülern aufzuweisen hat. Die Zahl der römisch-katholischen Missionsschulen, namentlich französische und italienische, die ebenfalls zum Teil im Dienste der Politik standen, wurde 1908 auf 764 Volksschulen mit 56,843 Schülern und 47 gehobene Anstalten mit 7828 Zöglingen angegeben. An protestantischen Schulen wurden in demselben Jahre 561 Volksschulen mit 33,621 Schülern, 85 Mittelschulen mit 6583 Schülern und 11 Colleges mit 1419 Zöglingen gezählt. Die von Frankreich, Italien, England und Rußland unterstützten Schulen sind durch den Eintritt der Türkei in den Krieg geschlossen, und ihre Lehrer wurden ausgewiesen, während die von Deutschland und Nordamerika eingerichteten Schulen fortbestehen. Aber auch für diese scheinen manche Schwierigkeiten aus den am 18. September 1914 und am 20. August 1915 erlassenen türkischen Schulverordnungen zu erwachsen, die für alle Privatschulen u. a. staatliche Genehmigung und Aufsicht, türkische Unterrichtssprache und türkische Staatsangehörigkeit des Lehrpersonals sowie Beschränkung des Religionsunterrichts fordern. (Allg. M.-Nachr.)

Harleß über die Aufgabe des Exegeten. Der „A. E. L. K." zufolge spricht sich Harleß seinen „Epheserbrief" betreffend in einem Schreiben vom 28. November 1833 also aus: „Bis Ostern hoffe ich fertig zu sein. Ich arbeite langsamer als sonst und mit Angst; es ist ein schwer Ding, Gottes Wort auslegen und für die Ehre der Kirche arbeiten, und die Verantwortung ist groß. Aber mit Gottes Hilfe wird es gehen." „Ich gehe von der Überzeugung aus, daß ein Kommentar

alle vorhandenen überflüssig machen muß. Bei dem Epheserbrief ist das relativ leicht, weil nichts Gutes da ist, und dennoch schwer, wie bei jedem andern Teil der Heiligen Schrift. Denn der Kommentar ist nichts, der nicht, im Zusammenhange mit der Geschichte der Kirche sich bewegend und alles vorhandene Gute in sich aufnehmend, es als bereits vorhanden anerkennt, aber auch jedem geschichtlich vorhandenen Irrtum, wenn er nicht als reine Absurdität bedeutungslos ist, begegnend, mit größtmöglicher Evidenz zeigt, wie von allen Annahmen nur eine einzige die rechte sein könne. Das muß Aufgabe der Exegese sein, und, wenige Teile des nichtprophetischen Schriftwortes ausgenommen, erscheint sie mir auch überall lösbar. Ich weiß aber auch auf das bestimmteste und habe es zu meiner Betrübnis und zu meiner Freude erfahren, wie sie nur dem lösbar ist, der jedes Licht, auch in der kleinsten grammatischen Observation, das er erhält, als Gnadengeschenk Gottes betrachtet und dem HErrn der Kirche für jeden, auch den kleinsten, Fund dankt. Der HErr regieret Sinn und Verstand, und es ist keine Sprache so klar, die er nicht heute noch dem verwirren könnte, der in ihrer Erkenntnis auf das Gelüsten verfällt, sich in starkem Eigendünkel einen Turm Babels aufzubauen. Darum ist es mein wahres Anliegen, daß doch der HErr um der Ehre seines Namens willen mir Herz und Sinn im demütig-dankbaren Glauben wolle gesunden lassen, damit ich nicht in meiner Ehre seine Unehre suche und nicht die Arbeit in seinem Reiche zum armseligen Prunkwerk meiner Hütte [?] und somit, wie es gar nicht anders sein kann, zuschanden werde! Sie wollen auch mit mir und für mich bitten."

Unverweslichkeit von Heiligenleichen. Fettwachs ist die deutsche Übersetzung von adipocire und dieses der französische Ausdruck für die beiden lateinischen Begriffe adeps = Fett und cera = Wachs. Diesen Namen prägten Pariser Forscher für die eigenartige Erscheinung, die sich ihnen in den Jahren 1786/87 bot, als man auf dem Friedhof der Unschuldigen Leichen zutage förderte, welche trotz jahrzehntelangen Verweilens in der Erde ganz oder zum Teil unversehrt waren, oder richtiger: sich in stearinartiges Wachs verwandelt hatten. In dem medizinischen Museum des Kolumbia-Kollegiums in London kann jeder Besucher einen Glassarg sehen, worin die Leiche eines zu Seife verwandelten schönen jungen Weibes ruht. Und im Museum der Pennsylvania-Universität wird der zu Seife verwandelte Körper eines Mannes aufbewahrt. Die interessantesten Berichte über Verseifung des menschlichen Körpers kommen aus Indien. Dr. S. C. Mackenzie hat dort viele zu Seifen verwandelte Leichen mit eigenen Augen gesehen und geprüft. Und J. P. Hebel weiß von einem jungen Bergmann zu erzählen, der in Falun in Schweden kurz vor seiner Hochzeit bei einem Grubenunglück verschüttet wurde und nicht mehr zutage gefördert werden konnte, bis man ihn nach fünfzig bis sechzig Jahren, zwar ganz mit Eisenvitriol durchsetzt, aber sonst unversehrt und unverändert fand, als

ob er erst vor einer Stunde gestorben wäre. Niemand kannte ihn, bis ein steinaltes Mütterlein des Weges kam und voll freudigen Schreckens auf den toten Jüngling sich stürzte und ihn mit Tränen bedeckte: es war ihr Verlobter gewesen. Licht verbreitet über diese Erscheinungen Dr. W. Müller in seiner 1913 veröffentlichten Schrift „Postmortale Dekomposition und Fettwachsbildung". Nach dieser Schrift untersuchte Müller bei den Ausgrabungen auf dem Friedhof „Hohe Promenade" in Zürich 600 Leichen, von denen 120 Fettwachsbildung aufwiesen. „Der romfreie Katholik" bemerkt hierzu: „Es ist hier nicht der Platz, die physikalischen und chemischen Ergebnisse dieser Untersuchung, die für den Fachmann äußerst wertvoll sein mögen, zu besprechen. Uns interessiert vom kulturgeschichtlichen und religionswissenschaftlichen Standpunkt aus mehr die Feststellung der Tatsache, daß unter gewissen Bodenverhältnissen ganze Leichname oder einzelne Teile sich in Fettwachs umbilden und dadurch ihre ursprüngliche Form und zum Teil selbst Farbe beibehalten können. Wirft doch diese Entdeckung einen hellen Lichtstrahl in das Dunkel so mancher Legenden über unversehrte Leiber oder Leibesteile von Heiligen, deren Erhaltung die römische Kirche ihren Gläubigen immer noch als ein Wunder Gottes hinstellt und vielleicht auch selbst glaubt. Denn in seinem großen ‚Katholischen Volkskatechismus' (Prag 1906) schreibt der k.=k. Religionsprofessor am Deutschen Staatsgymnasium am Graben in Prag (II. Teil, S. 53): ‚Gott selbst ehrt die Reliquien der Heiligen; denn er wirkt Wunder an ihnen. Es sind daher manche Leiber der Heiligen ganz unversehrt und biegsam, so der der heiligen Theresia, des heiligen Franz Xaver; von manchen sind einzelne Teile unversehrt, so die Zunge des heiligen Johannes v. Nepomuk, des heiligen Anton von Padua, ebenso der rechte Arm des heiligen Stephan von Ungarn; manche Leiber verbreiten sogar einen Wohlgeruch, so der der heiligen Theresia; aus manchen floß wieder Öl, so aus dem des heiligen Nikolaus.'" — Mit den römischen Wundern ist es, auch wo es sich um keinen beabsichtigten Betrug handelt, Schwindel.

D. **Dannhauer und Luthers Schriften.** Im Jahr 1696 schreibt Ph. J. Spener: „Ich leugne nicht, daß ich die Gnade Gottes in Luther schon lange geehret habe, obwohl ich in der Zeit meiner Studien, weil ohne das damals seine Werke schwer zu erhalten gewesen, wenig von ihm gesehen habe, ohne die hin und wieder vorkommenden angeführten Stellen, in denen ich allezeit eine besondere Kraft gefunden habe. Wie es zwar auch meinem seligen Präzeptor, Herrn D. Dannhauer, gegangen ist, der fast erst gegen die letzte Zeit über des Mannes [Luthers] Schriften mit mehrem Fleiß geraten ist; daher auch die Vergleichung der ersten und letzten Ausgabe seiner herrlichen ‚Hodosophie' zeigen kann, wie weit er die Zeit über sich in Luthers Schriften eingelassen habe." (Speners Vorrede zu Seidels Lutherus redivivus, § 31.) F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Über die Wiedergeburt enthielt die ohiosche „Kirchenzeitung“ kürzlich einen eingesandten Artikel. An das Wort „Ihr müsset von neuem geboren werden“ anschließend, wird (in der Nummer vom 17. Juni 1916) folgendes über das Wesen der Wiedergeburt als „unerläßlicher Bedingung zum Eintritt in das Reich Gottes“ ausgeführt: „‚Ihr müsset von neuem geboren werden.‘ Das hängt mit unserm ganzen Wesen zusammen, wie wir durch die Sünde geworden sind. Solange der Mensch von Gott ferne ist, bleibt er, was er van Natur ist: Fleisch. So spricht der einzige Reine. Damit ist allem, was Mensch heißt, das Urteil gesprochen. Der Mensch ist von Natur unfähig, so zu wandeln, daß es Gott gefällig ist. Er ist unfähig, etwas wahrhaft Gutes zu denken. Seine Gedankenwelt ist ganz und gar vom Irdischen beherrscht. In dieser sinnlichen Welt ist sein Schatz und sein Herz. Die Dinge der Erde gehen ihm über alles. Für das Göttliche hat er keinen Sinn, er kennt Gott überhaupt nicht. Er hat keinen Geschmack am Himmel und an der Ewigkeit. Auch was edel und gut an ihm aussieht, ist, bei Licht besehen, Fleisch. Der ganze Mensch nach Leib und Seele, mit allen Leibesgliedern und mit seiner Vernunft und seinen Sinnen, ist von Natur Fleisch. Soll dem Menschen geholfen werden, so muß es radikal mit ihm anders werden. Er muß von Grund aus neu gemacht werden. Sein Verstand muß erleuchtet werden, sein Geschmack, seine Gesinnung, sein ganzer Wille müssen erneuert werden. So groß ist der Wechsel, der Umschwung, der bei ihm eintreten muß, daß es nur e i n Wort gibt, um diesen Vorgang entsprechend zu bezeichnen: Wiedergeburt. Es ist der Wille des himmlischen Vaters, daß allen Menschen geholfen werde, indem sie durch die Erfahrung der Wiedergeburt hindurchgehen. Aber nun, wie geschieht das? Die Wiedergeburt ist nicht, wie Nikodemus erst falsch verstand, eine leibliche Geburt. Wenn es auch möglich wäre, daß ein Mensch leiblich wieder geboren würde, so kämen wir dadurch doch nicht aus unserm fleischlichen Wesen heraus. Denn was vom Fleisch geboren ist, ist Fleisch. Die Wiedergeburt ist ein Vorgang, der sich auf dem Gebiet des Geistes abspielt. Das Alter des Menschen kommt hierbei nicht in Betracht. Der Achtzigjährige kann ebensowohl wiedergeboren werden wie der Säugling. Aber kein Mensch, sei er alt oder jung, kann auch nur das Geringste zu seiner Wiedergeburt beitragen. Das liegt schon im Ausdruck Wiedergeburt. Es ist damit ähnlich wie mit der leiblichen Geburt. Der Mensch wird ohne sein Zutun geboren. Er ist sich dessen erst gar nicht bewußt, daß er lebt. Erst später gelangt er zu dem Bewußtsein, daß er lebt, und erfährt, daß er geboren worden ist. So ist's auch bei der Wiedergeburt. Eine menschliche Mitwirkung ist bei ihr völlig ausgeschlossen. Sie ist ganz und gar Gottes Werk. Wie es Gott ist, der uns in der leiblichen Geburt auf dem von ihm verordneten Wege das leibliche Leben schenkt, so ist es wiederum Gott, der uns in der Wiedergeburt auf dem von ihm verordneten Weg das geistliche Leben schenkt. Der HErr macht noch genauere Angaben. Die Wiedergeburt ist insbesondere ein Werk des werten Heiligen Geistes. Der Geist, der am Pfingsttag herniederkam und die Herzen der Apostel erfüllte, und

der heute noch im Worte und Sakrament kräftig wirkt, ist der eigentliche Schöpfer unsers geistlichen Lebens. Er ist es, der in der Taufe dem kleinen Kinde den Keim des neuen Lebens ins Herz legt, und der durchs Wort die Erwachsenen zu neuen Menschen macht." — Was ist Leuten, die in solch unmißverständlicher Weise für die Schriftwahrheit eintreten, zu raten? Dieses: Lieber Freund, was du sagst, ist richtig, aber du stehst in brüderlicher Gemeinschaft mit solchen, die eben dieser Lehre Gewalt antun, indem sie die Klausel hinzufügen: „Aber der Mensch muß sich auch unter der berufenden Gnade recht verhalten"; oder: „wobei aber nicht der ethische Charakter dessen, was der Mensch in seiner Bekehrung tut, übersehen werden darf". Solche Gemeinschaft ist aber für jeden, der die Wahrheit erkannt hat, eine Versündigung gegen das klare Schriftwort Röm. 16, 17 und verwandte Stellen. Zeugnis ablegen gegen den Irrtum, der in der eigenen Gemeinschaft publica doctrina ist, wird unabweisbare Pflicht für die, welche in einfältigem Glauben an der Schriftlehre hangen, sich mit dieser begnügen und sich auf die Erklärungsversuche anderer nicht einlassen wollen. Und bleibt das Zeugnis unbeachtet, so muß ein Ausgehen aus der Gemeinschaft derer, die hartnäckig am Irrtum festhalten, erfolgen. G.

Ihren Abfall von Gottes Wort hält in der Aprilnummer der *Reformed Church Review* ein Laie den Pastoren seiner Gemeinschaft mit teilweise erschütternden Worten vor. Besonders wird das Bemühen der reformierten Geistlichkeit, die Kirche als moralische Besserungsanstalt zur Geltung zu bringen, mit dem Resultat, daß die Kirche selber verweltlicht, bitter beklagt. Hauptsächlich die Social Service Propaganda schwebt dem Schreiber vor. Wörtlich heißt es in dem Artikel: „Die heilige Stätte, welche seinerzeit dem Dienste des allmächtigen Gottes geweiht wurde, ist nun mit ihren verschiedenen Einrichtungen der Mittelpunkt weltlicher Tätigkeit geworden. Wir hören Predigten über Arbeiterlohnung, über die Behausung der Armen, darüber, wie man stimmen sollte, über den neuesten Bericht über das soziale Übel u. dgl. Von diesem Zentrum aus wird von Beamten der Law and Order-Vereine über deren nächtliche Untersuchungen Bericht erstattet, und es wird behauptet, daß Prediger des Evangeliums sogar in nächtlichen Stunden im stillen Wache halten und im Verhaften der Insassen verrufener Häuser behilflich sind. Sie erscheinen vor Gericht als Kläger und Zeugen. Innerhalb der geweihten Mauern werden Billard- und Pooltische eingerichtet, Tanzklassen organisiert, und der Jugend allerlei Vergnügungen geboten. Neulich befragte eine Mutter ihr aus der Sonntagsschule heimgekehrtes Kind über den Gegenstand der Lektion. Er lautete: wie man die Straßen sauber zu halten habe. An einem andern Sonntag bildete die milde Behandlung stummer Tiere den Gegenstand der Lektion, und das kam in einer Sonntagsschule vor, welche aufs beste ‚gradiert' war. Eine fromme Frau, die wegen einer herben Prüfung aufs tiefste litt, ging mit einem Verlangen nach tröstendem Zuspruch in die Kirche. Sie hörte eine Predigt über ‚Die Wohltätigkeitsgesellschaft und die besuchende Krankenpflegerin'." Der Schreiber erklärt, er opponiere keineswegs zulässigen vernünftigen Vergnügungen, philanthropischen Bewegungen und wirklicher sozialer Arbeit, noch verteidige er Übertretungen des Gesetzes. Er behauptet nur, daß, wenn soziale Betätigung auch gesund und gut sei, sie dennoch für die Religion keinen Ersatz biete; denn „wie ich die Sache ansehe, bemüht sich die Kirche, indem sie sich

weltlichen Bemühungen anschließt, die Übel des sozialen Lebens durch eine gewisse Gesetzlichkeit zu heilen bestrebt ist, die sündhafte Natur des Menschen durch etwas Äußerliches zu erreichen, und vergißt dabei, daß Verbrechen und Übertretungen des Gesetzes nur die äußeren Merkmale der Verderbtheit ist, die sich im Herzen findet. Die Wurzel des Übels in der Welt ist im menschlichen Herzen, und soll die Welt erlöst werden, so muß die innere geistliche Natur erst gereinigt werden. Das begangene Verbrechen ist die Frucht der Sünde im Herzen. Man mag den Verbrecher wegen seiner Gesetzesübertretung bestrafen, sein sündhaftes Herz heilt man damit nicht. Der Prediger des Evangeliums hat es mit der Sünde, nicht mit Verbrechen zu tun. Wenn er daher in Gemeinschaft mit den Beamten des Gesetzes Verbrecher verhaftet, so tut er etwas, was nicht seines Amtes ist, und schwächt seine Kraft und Fähigkeit, die Sünde im Herzen zu heilen". Indem er sich dann unmittelbar an Prediger wendet, erteilt der Verfasser ihnen den Rat, philanthropische und ähnliche Bewegungen Staatsmännern und andern Fachleuten zu überlassen. Der Prediger, der das innere Leben seiner Glieder kennt und mit deren geistlichen Bedürfnissen stets in Berührung bleibt, hat für andere Bestrebungen keine Zeit, und gelingt es ihm, das moralische und religiöse Leben in den Herzen seiner Glieder zu heben, so wird er im Gemeinwesen einen derartigen Einfluß zum Guten ausüben, daß dadurch das Resultat erreicht wird, welches er jetzt auf andere Weise anstrebt. Es wird auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß eine der erstaunlichen Wahrnehmungen in der Entwicklung der Kirche unserer Zeit die ist, daß man bemüht ist, ihr alles Göttliche zu nehmen. „Tatsache ist, daß Prediger des Evangeliums willig sind, über jeden Gegenstand unter der Sonne, ausgenommen das Evangelium, zu predigen, und entschließen sie sich einmal, über dasselbe zu predigen, so erklären sie fast rundheraus, es sei nicht göttlich, sondern menschlich. Die meisten Schriftwahrheiten, z. B. die Lehre vom Wunder, von der Erbsünde, vom stellvertretenden Leiden JEsu Christi, von der Kraft der Taufe und des Abendmahls, haben sie beiseitegesetzt, und viele leugnen sogar die Rechtmäßigkeit ihres eigenen göttlichen Berufs als Knechte Gottes. Man zieht es vor, das Amt so anzusehen, als hätten sie es aus Menschenhänden und nicht vom HErrn erhalten. Alles kommt von Menschen und nichts von Gott. Dies mag die Ursache sein, weshalb so viele Prediger vor leeren Bänken predigen und sich bitter darüber beschweren, daß ihre Glieder nicht kommen, um ihre mit solch großer Mühe vorbereiteten Predigten anzuhören." G.

Die Vereinigung der Nördlichen und der Südlichen Methodisten ist ihrer Verwirklichung einen Schritt näher gerückt. Auf der am 16. Mai abgehaltenen Sitzung der Nördlichen Generalkonferenz wurde eine Reihe von Unionsartikeln angenommen, in denen über die Lehre gar nichts, dagegen über Verfassungsfragen eine Reihe von Bestimmungen enthalten war. Die Sache ist jetzt in der Hand einer aus fünf Bischöfen, zehn Predigern und zehn Laien bestehenden Kommission. Als die Unionsartikel vorgelesen und angenommen worden waren, trat der Senior unter den Bischöfen der südlichen Gemeinschaft, E. R. Hendrix, hervor und reichte dem Vorsitzer der nördlichen Gemeinschaft, E. Cranston, die Hand. Hinter ihnen standen sämtliche Bischöfe der Kirche und viele Ehrengäste und „aus ihrer aller Augen", schreibt ein Berichterstatter im „Apologeten", „strahlte Himmelswonne".

Wir wüßten auch keinen Grund, weshalb die Südlichen und Nördlichen Methodisten sich nicht schon längst hätten vereinigen sollen. Sie stimmen ja in den beiden Hauptlehren, daß der Heilige Geist außer dem Worte wirke, wie er will, und daß Gottes Reich mit äußerlichen Gebärden kommt, nämlich in der Verwandlung der gesamten Menschheit in ein Reich Gottes, in dem alle Menschen nach dem „Gesetz Christi", nach der Bergpredigt, leben werden, miteinander überein. G.

Die Methodisten wollen den Teufel abschaffen. Das Ritualkomitee der M. E.-Kirche hat an die Generalkonferenz einberichtet, daß in der Bibel überall, wo „Teufel" steht, das Wort „Sünde" eingefügt werden solle. Daß das Wort *δαίμων* in der Schrift nie abstrakt gebraucht wird, und *διάβολος* immer in durchaus persönlichem Sinne vorkommt, hat dem Komitee keine Schwierigkeiten gemacht. Und was erst mit dem Worte „Satan" anfangen, welches 52mal in der Bibel vorkommt und gewiß immer der Name einer Persönlichkeit ist? Was plagt denn die Leute, daß sie einen persönlichen Teufel los werden wollen? Man will schon längst keinen persönlichen Gott mehr — die neuere Theologie stimmt hier mit Mrs. Mary Baker Eddy überein —, und der persönliche Mensch, der Mensch als ethische Persönlichkeit, ist erst recht lästig. Solche Versuche, die Persönlichkeit und damit alle moralische Verantwortung los zu werden, fließen aus der Philosophie, die Carlyle die „Schmutzphilosophie" zu nennen pflegte, aus dem Materialismus, und sind ein Zeichen des Zusammenbruchs der christlichen Religion im Sektentum. G.

Der unter episkopaler Leitung gegründete Philadelphiaer Verein "The Stonemen" (s. L. u. W. 1916, S. 39) entpuppt sich immer deutlicher als eine schlau angelegte Anstalt zur Proselytenmacherei. Der sogenannte dritte Grad führt bekanntlich zum Ritus der Konfirmation nach episkopalem Muster. Im *Churchman* wird nun berichtet, daß neulich in diesem Grade 78 Männer vom Bischof in der St. James Church konfirmiert worden seien. Das sind die Erstlinge dieser Bewegung. — Nach einer andern Notiz im *Churchman* haben die "Stonemen" neulich eine Art militärischen Gottesdienstes in der Philadelphia Navy Yard abgehalten mit der Begründung, es sei seit einiger Zeit eine jährliche militärische Messe von den Katholischen dort abgehalten worden, und da sei es nun an der Zeit, daß auch einmal ein protestantischer Gottesdienst am selben Orte stattfinde. Daß man auf diese Weise den politischen Bestrebungen der Römischen direkt in die Hände arbeitet, scheint man nicht zu sehen. G.

Farbige Episkopalbischöfe. In der Episkopalkirche geht man mit dem Plane um, die farbigen Glieder dieser Gemeinschaft in den Südstaaten als einen eigenen Distrikt unter Leitung eines farbigen Bischofs zu organisieren. Doch stößt das Unternehmen auf ziemlich entschiedenen Widerspruch bei den südlichen Bischöfen der Episkopalkirche. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß dadurch vor allem das „katholische" Prinzip verletzt werde, daß jeder Bischof in dem Gebiet seiner Diözese alleinige geistliche Obergewalt habe. Durch die Konsekration farbiger Bischöfe für die Neger in Gebieten, in denen jetzt weiße Bischöfe unter Weißen und Schwarzen ihres Amtes warten, werde diese Grundregel beiseitegesetzt. Bischof Guerry schreibt im *Churchman:* "Make the family small, if you please, limit your bishop to a single city, if necessary, but when you make him a bishop

and give him jurisdiction, he is the bishop of every living man, woman, and child in his diocese, whether they acknowledge his authority or not." (Das lautet fast päpstlich anmaßend.) Sodann aber ließe sich schwer bestimmen, wer eigentlich als Neger zu rechnen sei, und wer nicht. "If all negroes were black, and all whites were without a suspicion of negro blood in their veins, the problem would be easy, but where large numbers of negroes in the South are almost white, some so far removed from the negro in physical and racial characteristics that even an experienced southern white man cannot tell them apart from his own race, you can see at once that you have a situation on your hands the most serious and difficult of solution." Schließlich würde die Folge der geplanten Neuerung auch sein, daß alle weißen episkopalen Arbeiter unter den Negern der Südstaaten sofort ihre Stellen niederlegen würden, da sie unmöglich unter der Aufsicht eines Negerbischofs ihren Dienst weiter versehen würden. Auch für die episkopalen Indianer des Westens beabsichtigt man die Errichtung einer racial division. Vorderhand haben diese Pläne geringe Aussicht auf Verwirklichung. G.

Die Y. M. C. A. eine Pflanzstätte des Unglaubens. Nach einer Notiz im *New York American* vom 10. Juni trug ein gewisser P. Andrews im West Side-Zweig der New Yorker Y. M. C. A. die Ansicht vor, die Bibel sei nicht mehr inspiriert als "Rock of Ages"; sie sei "liable to the errors of humanity", und wer sie als infallibel erkläre, sei ein gefährlicher Führer. Andrews ist vor einigen Jahren in Union Sminary ausgebildet worden und steht jetzt an der West End Presbyterian Church in der Stadt New York. G.

Der Dowieismus besteht noch in Zion City, Ill., der theokratischen Musterstadt, die Alexander Dowie („Elias III.") vor zwanzig Jahren gründete. Es gibt in Zion City in Einklang mit Dowiescher Doktrin keine Schankwirtschaften, keine Zigarrenläden, keine Apotheken, keine Ärzte, keine — Schweine. Auf den Straßen der Stadt darf nicht geraucht werden. Herrn Voliva, der als Nachfolger Dowies wirkt, ist es bisher gelungen, die "Gentiles" und ihre „verwerflichen Bräuche" aus den Mauern Zions fernzuhalten. An der Krankenheilung durch Gebet wird festgehalten, und zwar so streng, daß von einer Blatternepidemie, die vor einiger Zeit in Zion City grassiert hat, nur gerüchtweise Nachrichten an die Öffentlichkeit gedrungen sind. Man wollte das Eingreifen der staatlichen Gesundheitsbehörde, Impfung usw., verhüten. Wilbur Glenn Voliva besitzt allerdings nicht die imponierende Persönlichkeit Dowies; er ist bloß Nachahmer. Doch ist er offenbar darauf aus, in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten. Er meldete vor einigen Monaten zum Beispiel an, er werde eine Reihe von Vorträgen halten, in denen er das Gebiet des Ungewöhnlichen betreten wolle. Um die Unflätigkeit der Gewohnheit des Tabakkauens ins rechte Licht zu stellen, werde er selbst in höchsteigener Person in seinem Vortrage an geeigneter Stelle schwarzen Kaffee ausspeien und damit das Ekelhafte dieser Speierei recht kennzeichnen. In ähnlicher Weise würden alle möglichen Unarten und leidenschaftlichen Gewohnheiten gegeißelt werden, so z. B. auch die Unmäßigkeit und Völlerei. Herr Voliva wollte zu diesem Zweck selber einen Angetrunkenen darstellen und durch sein abschreckendes Benehmen zeigen, wie verwerflich der Suff eigentlich erscheint, wenn man

ihn an einem Mann wahrnimmt, bei dem man die größte Mäßigkeit vorausgesetzt hatte. Auch die nachteiligen Folgen sollten in grellem Lichte zur Veranschaulichung gelangen. Nun hat Herr Voliva auch bereits einige dieser „Vorträge" gehalten, und das Publikum hat sich anfangs köstlich amüsiert; da er aber ein sehr mäßig begabter Schauspieler ist, so hat seine Vorstellung bald keine vollen Häuser mehr gezogen. Von einem Andrang der Massen, wie ihn seinerzeit Dowie erfahren durfte, ist keine Rede gewesen. Dem Nachahmer fehlt erstens das Zeug, und sodann flaut jeder religiöse Schwindel mit der Zeit ab, um einem andern, womöglich noch gröberen Betrug Raum zu machen. G.

Der Paulistenorden. Die römisch-katholische Gesellschaft der Paulisten hat neulich einen Überblick über ihre Wirksamkeit unter Katholiken und Protestanten erscheinen lassen. Derselbe umfaßt die Zeit von achtzehn Jahren und erstreckt sich auf 52 Diözesen in den Vereinigten Staaten und Canada. Danach sind nicht weniger als 273 Missionskurse gehalten worden, die in der Regel zwei, in manchen Fällen auch vier bis sechs Wochen dauerten. Da dieser Orden namentlich die Bekehrung von Protestanten betreibt, so sind seine Angaben für uns lehrreich genug. Die Zahl der Bekehrten während des ganzen Zeitraums von 1898 bis heute beträgt 3214. Die höchsten Zahlen wurden in der ersten Zeit der Agitation der Paulisten erzielt, als, wie der Bericht bemerkt, diese Missionare noch nicht so wohl ausgebildet waren wie gegenwärtig. Damals gingen die Zahlen jährlich über 400. Nach 1906 jedoch reichten sie nicht mehr bis an 200 heran. In zwei Jahren fielen sie sogar unter 100. Seit dem Jahr 1910 ist die Zahl der wiedergewonnenen Katholiken ebensogroß wie die der bekehrten Protestanten. Eine eigentümliche Erscheinung wird in der Schrift mitgeteilt; es ist die, daß in den nur für Katholiken abgehaltenen Missionen geradeso viele Protestanten zum Übertritt veranlaßt wurden, wie in den Bekehrungspredigten für Protestanten abgefallene oder abgekommene Katholiken in den Schoß der Kirche zurückgeführt wurden. (Wbl.)

II. Ausland.

„Heiliges Deutschtum." Daß dem Deutschtum ein heiliger Idealismus „ureigen und typisch" sei, und sich die Deutschen jetzt darauf zu besinnen hätten, daß das Deutschtum *an sich heilig* ist, führte ein gewisser Wilhelm Augustin vor einigen Monaten in der „Wartburg" aus. Das Deutschtum sei „ebenbürtiger Bruder" des Christentums. Das habe sich in der „Tod und Teufel überwindenden Aufopferung, Güte, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit sonderlich des deutschen Volksheeres und deutscher Heer- und Staatsführer" jetzt ganz klar herausgestellt, und es sei als öffentliche Bestätigung und Vollziehung der Ebenbürtigkeit des Deutschtums mit dem Christentum nun zu fordern, daß „hinfort in den Kirchen nicht mehr bloß über biblische, sondern auch über religiöse deutsche Worte gepredigt würde. Es enthält ja", fährt Augustin fort, „nicht nur die Bibel Gottes Wort. Oder lebten nur am Mittelmeer Gottesmänner, deren ‚von Natur christliche Seele', von Christo entfacht, vom Heiligen Geiste ‚inspiriert', wahrhaft Christliches zu schreiben vermochten? Konnten aus deutschem Geblüt keine Gottesoffenbarer, Propheten und Christusapostel erstehen? Gibt es keine heiligen deutschen Schriften, keine rein deutsche Bibel? Wenn das wahr wäre, wie wäre das grenzenlos beschämend, entwürdigend, erniedrigend!

Was läge dann noch am Deutschtum? Warum dann noch leben und — ‚deutsch‘ sein wollen? Lieber begraben werden! Aber es ist ja nicht so! Auch deutsche Männer haben gehandelt und geschrieben, ‚getrieben von dem Geiste Gottes‘; auch deutsche Männer sind echte Jünger, Märtyrer und Verkünder Jesu gewesen“. Die Lehren des apostolischen Bekenntnisses nennt der Schreiber eine „im vierten Jahrhundert willkürlich abgeschlossene biblische Manifestation des christlichen Geistes“, die gebrochen werden müsse. Nicht nur Palästina solle Offenbarungen liefern; „gerade heute wuchs Deutschland sogar hoch über Palästina, Griechenland und Rom hinaus durch sein heiliges Heldentum“. Man solle also der Heiligen Schrift einen deutschen Kanon an die Seite stellen, einen Kanon, gebildet „aus den heiligsten Schriften und Worten derjenigen größten Deutschen, in denen der Christusgeist am offenbarsten neue deutsche Gestalt gewann“, und zu diesen rechnet der Einsender „Luther, Paul Gerhardt, Francke, Friedrich den Großen, Goethe, Schiller“ (also: „rechte Jünger, Märtyrer und Verkünder Jesu“!), „Kant, Fichte, Schleiermacher, Arndt, Bismarck“. Daß es dem Verfasser des Artikels auch an den elementarsten Begriffen vom inneren Wesen des Christentums fehlt, geht aus dieser einzigartigen Zusammenstellung von Deutschen, in denen „der Christusgeist neue Gestalt gewonnen“ haben soll, klar hervor. Wir wundern uns also auch nicht, wenn einige Paragraphen weiter gefordert wird, daß im Religionsunterricht nicht nur die „alttestamentlichen Sagen“ benutzt werden sollten, sondern auch die Siegfriedsage, Faust, Iphigenie (?), Parzival; ihnen allen „eigne der Charakter Christi: das Streben der Selbst- und Weltvergötterung“. „Von heute bis morgen“ könne wohl diese religiöse Wandlung nicht geschehen, doch fordere Gott, daß die Deutschen immer mehr nach religiöser Selbständigkeit streben; denn „dem wahren Deutschtum ist die Christlichkeit — nach ihrem idealen, idealistischen Kern und Geist — Natur, und ein wahrer Deutscher ist auch ein wahrer Christ“ —!! Diesem greulichen Erguß fügt die Redaktion der „Wartburg“ nur die Erinnerung hinzu, daß schließlich doch wohl vor dem tiefsten Verlangen des Herzens auch Goethes „Faust“ dem Neuen Testamente weichen muß; denn es sei „nun einmal nicht zu bestreiten, daß in der Zeit, in der die Schriften des Neuen Testaments entstanden, das religiöse Geistesleben eine Kraft und Tiefe hatte, die seitdem nur in wenigen Geistesmenschen (Augustin, Meister Eckhardt, Luther) wieder erreicht, nie aber übertroffen wurde. So tun wir am besten, uns in der Predigt an die Offenbarung des Gottesgeistes zu halten, die nach Goethes Zeugnis ‚nirgends würdiger und schöner brennt als in dem Neuen Testament‘ “. Wir finden diese gebrochene Stellung der Redaktion, die den schneidenden Gegensatz zwischen Goethes (durchaus pelagianischem) „Faust“ und dem Neuen Testament nicht begriffen hat, noch deprimierender als den gottlosen Artikel Augustins. G.

Gegen den falschen Patriotismus, der sich in solchen Aussprüchen wie den eben angeführten aus der „Wartburg“ kundgibt, wie auch gegen das populär gewordene Gerede von „Gottesbegegnungen“ im Kriege, hat D. Kaftan (in Kiel) kürzlich ein kräftiges Zeugnis abgelegt. D. Kaftan schreibt in der „Allg. Ev.-Luth. Zeitschrift“: „So wie vor dem Krieg konnte es nicht weitergehen. Gott läßt sich nicht spotten von den Menschen, und wenn sie noch so hoch sich blähen in ihrer Gottvergessenheit. Gott mußte seine Sprache

reden, und er hat sie geredet, und er redet sie. Der entsetzliche Krieg, der über uns gekommen ist, ist sein Gericht, sein Gericht auch über uns, über das deutsche Volk. Will das deutsche Volk siegen — nichts ist so nötig, so blutig nötig wie dies, daß es Buße tut. Das dem Volke zu sagen, oben und unten es auszusprechen, das ist mitten unter allem Selbstruhm und aller Selbstüberhebung, daran es unter uns nicht fehlt, christlicher Patriotismus. Wir Deutschen haben nicht eine Sonderstellung in der Welt, daß wir ohne weiteres als Deutsche auf den da droben rechnen dürfen als unsern Verbündeten. Der da droben ist der Gott der Völker, und alle haben gesündigt vor ihm. Er, der schließlich alles leitet, und zwar nach seinem Rat, den er nicht verborgen, sondern uns kundgetan hat in seinem Wort, wird denen helfen, die sich strafen lassen von seinem Zorn. Unsere Zuversicht auf seine Hilfe ist bedingt durch unsere Willigkeit, was wir gewinnen an Stärke, Macht und Einfluß, einzustellen in den Dienst dessen, daß sein Reich komme und sein Wille geschehe. Das ist eine Rede, die vielen ärgerlich ist, die vielen nach Beschränktheit und Pietismus riecht, die zu führen wir Christen aber verpflichtet sind, nicht zuletzt verpflichtet gerade im Hinblick auf das Vaterland. — Aber ich muß noch eine Stufe tiefer steigen. Begegnen wir heutzutage nicht einem Patriotismus, der sich nicht, wie ich bisher davon gesprochen, damit begnügt, das Christentum und den in ihm beschlossenen Ernst und die in ihm beschlossene Gotteserkenntnis zu ignorieren, sondern der dazu fortschreitet, sich an die Stelle des Christentums zu setzen? Hören wir heute nicht reden, als wenn dieser entsetzliche Weltkrieg, in dem wir stehen, eine sonderliche und neue Gottesoffenbarung wäre? Gewiß waltet Gott in dem allem, und wir alle sollen Fleiß tun zu hören und zu verstehen, was er uns sagt; aber der Gott, der in diesem Kriege zu uns spricht, ist der Gott, der durch Mose und die Propheten, der durch JEsum Christum und seine Apostel zu uns geredet hat. Das heutige Walten Gottes wird nur von seiner ewig gültigen, in der Bibel bekundeten Offenbarung aus richtig verstanden. Von einer neuen, jetzt maßgebend gewordenen Offenbarung können nur solche reden, die die wirkliche Gottesoffenbarung nicht kennen. Wenn sie meinen, eben diese sei eine ferne, jetzt müßten wir der gegenwärtigen lauschen, so bekunden sie damit, daß sie nichts wissen von dem Wort, durch das Gott täglich und stündlich zu uns redet, gestern und heute und dasselbe in Ewigkeit. Wir begegnen heute einer Rede, als erwüchsen der Kirche ganz neue Aufgaben, ja, als sollte die Kirche selbst eine ganz andere werden infolge des Krieges, eine neue, die Neues pflügt. Ich bin nicht sicher, ob die, welche diese Forderung erheben, damit wirklich klare Gedanken verbinden, aber das weiß ich, daß die Aufgabe der Kirche, mag sie in Form und Methode durch Zeitverhältnisse bedingt sein, die eine war und ist und bleibt, JEsum Christum zu predigen, seine beseligende und heiligende Königsherrschaft aufzurichten auf Erden. Fast hat man den Eindruck, als wenn manche, die, weil sie das Evangelium verloren hatten, nicht recht hatten, was sie predigen konnten, jetzt hoch gekommen seien, jetzt einen Inhalt gefunden hätten für ihre Predigt: der Patriotismus ist ihnen zur Religion geworden. Aus solchem Milieu stammt die heidnische Rede von dem deutschen Gott. Ja, begegnen uns nicht Äußerungen, sonderlich wohl aus Laienkreisen, die — gut mohammedanisch — den Tod für das Vaterland zum Eingang in das ewige Leben stempeln? Das alles habe ich im Auge, wenn ich sage, hier

und da werde der Patriotismus an die Stelle des Christentums gestellt. Daß Christen das nicht gutheißen und erst recht nicht mitmachen können, braucht nicht gesagt zu werden. Je ernster, je todbringender die Zeit, um so ernster haben die Christen draußen und die daheim den Einen zu verkünden, in dem allein das Heil zu finden ist für alles, was Menschenantlitz trägt, im Kriege wie im Frieden." — Auch im christlichen Volke fehlt es nicht an Leuten, die ihr Befremden über diese neuen Anschauungen von „Deutschtum", von der „deutschen Religion", dem „deutschen Gott" öffentlich aussprechen. Über das monistisch-mystisch seinwollende Blatt „Neues Leben", das neben der „deutschen Religion" auch die freie Liebe predigt — übrigens in gutem Einklang mit ihrem Apostel Goethe —, schreibt ein Landsturmmann aus Deutschböhmen, der jetzt im Spital liegt: „. . . Vor diesem neuen deutschen Glauben — Gottestum nennen ihn seine Anhänger — brauchen wir deutschen Christenmenschen wohl nicht die Segel zu streichen. Auch diese wunderliche Blüte, im Irrgarten deutschen ‚Gottsuchertums' ans Licht getrieben, wird schwinden, während der herrliche Lebensbaum des Evangeliums unvergänglich weiterwachsen und -blühen wird. Deutsch-evangelisch bleibt unsere Losung immerdar." G.

Geistliche Früchte des Krieges. Im Briefkasten von „Auf dein Wort" gibt P. Samuel Keller auf die Frage: „Hat der Krieg unserm Volk wirklich so viel innerlichen Segen gebracht, als man bei seinem Anfang erwartet hat?" folgende Antwort: „Man darf nicht einzelne Auskünfte und in die Augen fallende Bekenntnisse einzelner daheim und draußen verallgemeinern; auch soll weder der Wunsch der Vater des Gedankens sein, noch mein alter Optimismus mich verführen, alles rosig zu malen. Daher antwortete ich mit schwerem Herzen, nachdem anderthalb Kriegsjahre vorüber sind: Nein! Es sind Anzeichen genug vorhanden, daß neben größerem Ernst und schönen neuen Anfängen — sowohl draußen als daheim — die Feindschaft gegen Christum und die roheste Weltsucht ungebrochen in den Massen weiterwuchert. Der Geisteskampf zwischen Glauben und Unglauben ist nur in eine Art von Waffenstillstand eingetreten. Vielleicht haben sich die Grenzen der beiden Heerlager etwas zugunsten des Glaubens verschoben; dafür wird nach dem Kriege eine Woge des Genießenwollens emporsteigen, die mir Sorge macht. Millionen werden auf ihr Verdienst, das Vaterland mit ungeheuren Opfern des Wohlbehagens gerettet zu haben, pochen und sich nachher extra schadlos halten wollen. Der HErr helfe uns dann auf der Hut sein, daß nicht wenige Monate solcher Weltstimmung alles wieder verderben, was wir dem Kriege an wachsender Innerlichkeit verdanken!" (Ev. Kztg.)

Klagen über die Schundliteratur des Krieges werden in ernsten Kreisen Deutschlands seit einiger Zeit laut. In dem „Sonntagsblatt" „Der Nachbar" lesen wir: „Dem Brauche der Schundliteratur entsprechend, war auch mit Beginn des Krieges eine Kursänderung zu erwarten. Daß es ihren Verlegern nicht, wie sie vielfach betonten, auf die ‚Versorgung weitester Volkskreise mit billigem anregenden Lesestoffe' ankommt, sondern sie vielmehr jede passende und unpassende Gelegenheit benutzten, um aus der Verelendung des jugendlichen Geschmackes Geld zu ziehen, beweisen auch die jetzigen Anstrengungen. Mit der Gesamtheit richtet sich heute natürlich auch das kindliche Lesebedürfnis am lebhaftesten auf den Krieg und auf alles, was irgendwie mit ihm zusammenhängt. Was fragt ein niedriger Geschäftsgeist danach,

ob und wie die Befriedigung dieses Verlangens im Einklange steht mit dem großen, heiligen Ernste der Zeit! Geschäft bleibt Geschäft, und so wirft diese ‚Industrie‘ eine ganze Menge von Kriegslektüre an die Straße, die ihr selbst ein Greuel sein sollte. Litt schon immer die Erzeugung dieser Hefte an einer kaum glaublichen Unbedenklichkeit und Leichtfertigkeit, so tritt diese Gleichgültigkeit noch verstärkt in die Erscheinung durch die Schnelligkeit und Gewaltsamkeit, mit der die Hefte jetzt entstehen müssen und hinausgehen." Und der „Christenbote" klagt: „Ich kann's nicht unterlassen, auch darauf hinzuweisen, daß mitten im Krieg auf einmal die Schundromane, die eine Zeitlang so sauber verschwunden waren, wieder in den Schaufenstern auftauchen. Es ist meist sinnenkitzelndes und nervenzerrüttendes Zeug. Ich rede nicht wie der Blinde von der Farbe; denn ich habe mich es vor etlichen Jahren Zeit und Geld kosten lassen, einige Proben selbst zu lesen. An diesem Gift verdirbt unsere Jugend nach Leib und Seele. Sind wir's nicht den Vätern, die draußen stehen im Schützengraben, schuldig, daß wir ihre Kinder vor diesem elenden Zeug bewahren? Gibt es kein Mittel, auf gesetzlichem Wege diesen gewissenlosen Vertreibern solchen Schundes auf den Leib zu rücken, so geschehe es dadurch, daß wir grundsätzlich solche Geschäfte meiden, in denen derartiger Schund aufliegt. Wenn man die Kinobilder mit ihrer sensationellen Geschmacklosigkeit und ihren nervenprickelnden Zerrgestalten einmal nicht mehr sehen müßte, wären wir auch dankbar. Wie müssen diese Schaustellungen auf unsere in Trauer versetzten Volksgenossen in der Gegenwart wirken! Soll's denn trotz dieses Weltkrieges mit seinen entsetzlichen Opfern an Gut und Blut im alten Schlendrian weitergehen? Man sprach von der eisernen Zeit, die angebrochen sei. Soll sie, ehe ihr Morgenrot recht aufleuchtet, schon wieder im Niedergang begriffen sein?" G.

Der Krieg und die Mutter Gottes. Der römisch-katholische Fürstbischof Dr. Franz Egger von Brixen hat einen Hirtenbrief erlassen, in dem er seine Diözesen auffordert, „den Rosenkranzmonat ganz besonders fleißig zu benutzen, um sich an die Himmelskönigin zu wenden, daß sie uns durch ihre mächtige Fürbitte bei Gott den endgültigen Sieg erflehe". In dem Hirtenbrief sagt der Fürstbischof: „Mit großem Eifer wurde auch in meiner Diözese der Rosenkranzmonat gefeiert, und ich erwarte zuversichtlich, daß Ihr, Geliebteste, die Erweise des Dankes und des Vertrauens gegen die Rosenkranzkönigin in diesem gegenwärtigen Kriegsjahr noch verdoppeln werdet. Haben wir ja ihren Schutz in diesem Jahre in fast wunderbarer Weise erfahren. Oder ist es nicht sehr auffallend, daß gerade am Beginn des gleichfalls Maria geweihten Maimonats der Krieg in Rußland eine fast plötzliche Wendung nahm und zu einem ununterbrochenen Siegeslauf wurde, und daß Italiens treuloser Überfall, der im Mai begann und bereits vier Monate dauert, trotz seiner Übermacht in den Karstgeländen des Isonzo und an den Felsenwänden Tirols bluttriefend abprallte? Mögen diejenigen, welche die Macht der Gottesmutter nicht kennen, in diesen Zusammentreffen der Ereignisse einen Zufall erblicken: der gläubige Marienverehrer sucht eine höhere Ursache, und er findet sie in der mächtigen Fürbitte Mariens, die in ihrer Stellung zum Erlöser und zur erlösten Menschheit begründet ist. Gott hat sie zur Mutter des Erlösers und dadurch zur Mutter der Erlösten erkoren. Da es undenkbar ist, daß der Gottmensch seiner Mutter eine Bitte abschlage, haben selbst gotterleuchtete Kirchenväter es nicht für unpassend gefunden, Maria die ‚fürbittende Allmacht‘ zu nennen.

Und weil gerade die Kriege es sind, die auf die Geschicke der Völker und der Kirche einen so einschneidenden Einfluß ausüben, war die Kirche von jeher überzeugt, daß die Königin des Himmels und der Erde um so inniger und vertrauensvoller um ihren mächtigen Schutz anzurufen sei, je gewaltiger und grimmiger die Feinde sind, die unsere höchsten und heiligsten Güter bedrohen. Die Kirche vergleicht ja Maria nicht nur mit dem Glanze der aufgehenden Sonne und mit dem milden Scheine des Mondes, sondern auch mit einem wohlgeordneten Kriegsheer. Welch mächtiger Sporn für alle Marienverehrer, in dem gegenwärtigen Weltkrieg, dessen Tragweite unberechenbar ist, zu Maria die Zuflucht zu nehmen und die Gebetswaffe des Rosenkranzes um so kräftiger zu schwingen, je weittragendere Ereignisse vielleicht gerade in der nächsten Zeit zu erwarten sind!" (Die Wartburg.)

Bibelkenntnis. In den „Kurzen Erledigungen" (= Briefkasten) des „Korrespondenzblatts für den katholischen Klerus Österreichs" (1916, Folge 3), lesen wir: „Der Segen des heiligen Franz von Assisi lautet: Der HErr segne und bewahre dich! Der HErr lasse sein Angesicht leuchten über dich und erbarme sich deiner! Der HErr richte sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden! Der HErr segne dich, Bruder! — Die evangelischen Brüder bedienen sich fast ganz derselben Segensformel. Sie ist also aus der katholischen Zeit herübergenommen." Die „Kurzen Erledigungen" sind das eigentliche Gebiet des Prälaten Monsignore D. Scheicher. Man kann also katholischer Theologieprofessor gewesen sein und vom Segen Aarons (4 Mos. 6, 21 ff.) noch nichts gehört haben! (Wartburg.)

Das Glaubensbekenntnis der Prinzessin Helene. Die Prinzessin Helene von Montenegro mußte bekanntlich, um die Gemahlin des Kronprinzen von Italien werden zu können, zur römisch-katholischen Kirche übertreten. Dabei mußte sie ein Glaubensbekenntnis ablegen, welches folgenden Wortlaut hatte: „Ich, Helene Petrovicz, Prinzessin von Montenegro, glaube und bekenne alles, was die Santa Madre Chiesa cattolica, apostolica, Romana lehrt. Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde; und an Jesum Christum, seinen Sohn, unsern einzigen HErrn, der von der Jungfrau Maria geboren ist, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten. Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, an die Auferstehung des Fleisches, an die heiligen Seelen des Fegfeuers. Ich erkenne als sichtbares Haupt der heiligen Kirche und als unfehlbaren Stellvertreter Jesu Christi an den höchsten römischen Pontifex (sommo Pontifice Romano), den legitimen Nachfolger des heiligen Petrus, ersten Bischofs von Rom und Fürsten der Apostel. Ich erkenne und erkläre, daß alle andern Religionen falsch sind, und daß das Heil sich nur in der katholisch-apostolisch-römischen Kirche findet. Ich glaube an alle Mysterien des Leidens und Sterbens Christi, an das heilige Meßopfer, die Firmelung und alle andern Sakramente. Ich erkenne als untrügliche Wahrheit an alle von der heiligen Kirche erklärten Dogmen. Ich glaube an den Kultus Gottes, der unbefleckten Jungfrau Maria und der Heiligen. Ich schwöre, daß ich stets die Lehren der katholischen Kirche bekennen und darin meine Kinder erziehen werde. Halte ich meinen Schwur nicht, so werde ich mir den Zorn Gottes, des St. Petrus und Paulus zuziehen und mich außerhalb des Schoßes der Kirche befinden. So wahr mir Gott helfe und seine heiligen Evangelien." Traurig! (E. k. Z.)

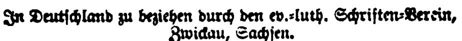
Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.

Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.

In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.





Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom

Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

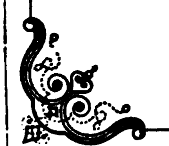
Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

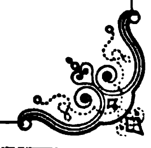
62. Jahrgang. — August.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1916.





Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. August 1916. Nr. 8.

„Sind die Wunder des Urchristentums geschichtswissenschaftlich genügend bezeugt?"

Die göttliche Gewißheit um die Wahrheit des Christentums erlangt man einzig und allein durch übernatürliche Wirkung des Heiligen Geistes in und mit der wunderbaren göttlichen Gabe des alleinseligmachenden Glaubens selber. Mit dem Glauben, daß mir verlornen und verdammten Menschen in Christo Vergebung und volles Heil geworden, ist mir zugleich auch dieses gewiß, göttlich gewiß geworden, daß die Heilige Schrift die Wahrheit sagt, wenn sie von sich selber bezeugt, daß sie in allen ihren Teilen inspiriert und darum in allen ihren Aussagen untrüglich, irrtumsfrei und durchaus zuverlässig sei und nicht gebrochen werden könne. Berichtet sie darum von Wundern, so sind mir auch diese gewisse, von Gott selbst verbürgte Tatsachen. Wollte ich der Vernunft oder der Wissenschaft, die von übernatürlichen Wirkungen nichts wissen wollen, zuliebe irgendein im Alten oder Neuen Testament berichtetes Wunder in Frage ziehen, so würde damit mein Heilsglaube selber ins Wanken geraten, der eben aufs innigste verwachsen ist mit der Wahrheit, daß ich in der Schrift das untrügliche Wort Gottes selber vor mir habe.

Verschieden von dieser göttlichen ist die menschliche Gewißheit um die in der Schrift berichteten Tatsachen des Christentums, z. B. um die Auferstehung JEsu und seine und seiner Jünger Wunder. Es ist dies eine historische oder wissenschaftliche Gewißheit, die unabhängig von dem Heilsglauben und von der göttlichen Gewißheit um die Inspiration und die absolute Unfehlbarkeit der Schrift vorhanden sein kann. Diese Gewißheit gründet sich auf solche Kriteria und Merkmale, wie sie auch sonst in der Geschichte als allgemeingültige und zuverlässige Kennzeichen historischer Wahrheit anerkannt werden. Mit Bezug auf die Wunder der Bibel tritt diese menschliche oder historisch-wissenschaftliche Gewißheit überall da ein, wo man zugeben muß, daß ein berichtetes Wunder ebenso schlagend, überzeugend und einwandfrei bezeugt ist wie andere allgemein anerkannte merkwürdige Tatsachen der Weltgeschichte.

Indirekt geben auch die Feinde des Christentums die Möglichkeit dieser historisch-wissenschaftlichen Gewißheit um die Tatsachen des Christentums insofern zu, als sie den Kampf wider die Wunder des Christentums letztlich nicht mit historischen, sondern mit atheistisch-philosophischen Gründen führen. Ihre ultima ratio ist das Dogma: Wunder sind nicht möglich, also auch nicht wirklich; jeder Bericht von Wundern, auch der sonst zuverlässigste, ist darum a priori als falsch und unglaubwürdig anzusehen. Zu Ende gedacht, lautet dieser Dogmatismus des Unglaubens: Außer der Welt ist nichts vorhanden; einen Gott, der allmächtig wäre und in den Lauf der Welt eingreifen und Wunder verrichten könnte, gibt es nicht; folglich ist auch alles erdichtet, was nicht aus rein natürlichen und innerweltlichen, sondern aus übernatürlichen Ursachen geschehen sein soll.

Die Feinde des Christentums haben es zuweilen auch offen zugegeben, daß sie die Wunder der Bibel verwerfen aus dogmatischen Gründen. So bekennt z. B. David Friedrich Strauß: „Ich bin kein Historiker. Es ist bei mir alles vom dogmatischen, resp. antidogmatischen Interesse ausgegangen." Strauß leugnet also die Wunder des Christentums nicht etwa, weil sie der historischen Wahrheitskriterien ermangelten, sondern weil er als Atheist prinzipiell genötigt ist, alle Wunder zu bekämpfen. Auch der in „Lehre und Wehre" schon öfters genannte W. Wrede gibt offen zu, daß er in seinem Urteil über die Schriften und die Wunder des Christentums sich leiten lasse von dogmatischen Vorurteilen. „Jeder Forscher", sagt Wrede, „verfährt schließlich so, daß er von den überlieferten Worten" (in den Evangelien) „dasjenige beibehält, was sich seiner Konstruktion der Tatsachen und seiner Auffassung von geschichtlicher Möglichkeit einfügen läßt, das übrige aber abstößt." Und zu diesen ungerechten Gegnern des Christentums, die mit vorgefaßten Theorien und antireligiösen Vorurteilen sich auf den Richterstuhl begeben und, ehe sie die Zeugen vernommen und die Beschaffenheit ihrer Aussagen geprüft haben, ihr Verdammungsurteil über das Christentum mit seinen Wundern fällen, gehören leider nicht etwa bloß Männer wie Strauß und Häckel und Ostwald, nicht bloß atheistische Philosophen und Wissenschaftler, sondern auch die modernen liberalen Theologen und Kritiker. Wunder gibt es nicht; die Bibel und das Christentum berichten aber Wunder: also sind sie unzuverlässig, sagenhaft. Mit dieser Voraussetzung treten die liberalen Theologen an die Bibel heran und haben dann allerdings leicht dogmatisieren. Ja, selbst die meisten positiven Theologen in Deutschland lassen sich von dieser vorgeblichen „Wissenschaft" in einem Maße imponieren und verblüffen, daß auch sie schier allgemein das Zugeständnis machen: um die Auferstehung JEsu und seine und der Apostel Wunder gebe es nur ein religiöses Glauben, nicht ein allgemeingültiges, historisches Wissen. Von einer menschlichen Gewißheit, wie man sie mit Bezug auf andere Tatsachen der Weltgeschichte habe, könne bei den Wundern

des Christentums nicht die Rede sein. Es liegt aber auf der Hand, daß die Positiven mit dieser Konzession dem Unglauben in die Hände arbeiten und der Behauptung, daß das Christentum nur ein subjektiver Wahn sei, einen Schein der Wahrheit verleihen. Es ist also nicht etwa ein überflüssig gutes Werk, darauf hinzuweisen, daß die biblischen Berichte über die Wunder des Christentums durchaus nicht der Kriterien ermangeln, die sonst in der Geschichtswissenschaft zur Gewißheit führen. In lichtvoller, überzeugender Weise zeigt dies D. L. v. Gerdtell in einer Abhandlung über die Frage, die wir an die Spitze dieses Artikels gestellt haben. In etwas verkürzter Form und mit zusammenfassenden Leitsätzen zu Anfang der Paragraphen mögen hier seine Ausführungen folgen.

Mit den Wundern würde das Christentum selber als eine unentwirrbare Mischung von Wahn und Wahrheit dahinfallen. — Die „moderne" Theologie sagt: „Laßt uns einen wunderlosen Jesus aus den Evangelien kritisch herausschneiden, dann wird die ganze gebildete Welt diesem Jesus zu Füßen fallen." Ihre Stimme ist bestechend. Aber sie verspricht etwas, was sie nicht halten kann. Die Wunder sind mit dem überlieferten Geschichtsbilde JEsu geschichtlich eng verknüpft. Wie z. B. JEsus viele Dinge vorausweiß und die Gedanken der andern durchschaut, ist für die Gesetze der Psychologie weiter nichts als ein Wunder. Wer daher versucht, das Wunder-„Unkraut" grundsätzlich aus dem Leben JEsu kritisch auszuschneiden, sieht sich gezwungen, auch den Weizen seiner Worte mit auszuraufen. Und verfährt er dabei ganz folgerichtig, so muß er schließlich das ganze Lebensbild JEsu überhaupt preisgeben. Die Wunderberichte in den Evangelien stellen uns daher vor folgende literargeschichtliche Entscheidung: Sind sie wirklich geschehen, dann sind unsere Evangelien wertvolle Urkunden einer objektiven Gottesoffenbarung. Sind sie dagegen Sagen, dann sind unsere Evangelien Apokryphen von zweifelhaftem geschichtlichen Werte. Dann hat sich der wahre, geschichtliche JEsus für uns in einen mythologischen Mantel eingehüllt, durch dessen phantastischen Faltenwurf das Auge des Kritikers seine wahre Gestalt nicht mehr klar erkennen kann. Die Wolke der Legende hat ihn dann von unsern Augen hinweggenommen. Entweder sind daher JEsus und seine Wunder geschichtliche Wirklichkeit, oder beide sind Sage. Dieser Sage liegt natürlich ein geschichtlicher Kern zugrunde. Aber wir können über dessen Umfang nichts geschichtlich Zuverlässiges mehr ausmachen. Die „moderne" Theologie dagegen beruht auf Willkür. Sie nimmt einerseits an, daß Gott uns in JEsus irgendwie eine Offenbarung gegeben hat, und bestreitet doch andererseits JEsu Wunder. Im Grunde genommen, ist das einfach eine Gedankenlosigkeit. Mit dürren Worten ausgedrückt, heißt das nämlich: Gott hat die Menschheit in JEsus erst einer Offenbarung gewürdigt. Dann hat er aber diese Offenbarung leider sogleich Schwärmern überantwortet, die sie in frommer, aber kritikloser Begeisterung durch Zu-

sätze von Wunderlegenden grundlegend gefälscht haben. Jetzt weiß daher niemand mehr über das eigentliche Wesen und den ursprünglichen Inhalt dieser Offenbarung Bescheid, da die geschichtlichen Urkunden dieser Offenbarung von höchst zweifelhaftem Werte sind. Gott hat also der Menschheit sofort mit seiner Linken wieder genommen, was er ihr soeben mit seiner Rechten gegeben hatte. Die Grundthese der „modernen" Theologie spottet Gottes, wenn man sie sachlich und ruhig zu Ende denkt. Hat Gott der Menschheit wirklich eine objektive Offenbarung geschenkt, dann hat er uns auch geschichtlich zuverlässige Zeugen und Zeugnisse derselben gegeben. Wir haben also wieder nur zwischen einem Doppelten zu wählen: entweder Offenbarung und Wunder — oder weder Offenbarung noch Wunder. Entweder ist das Neue Testament mitsamt seinen Wundern eine Sammlung von geschichtlich zuverlässigen Urkunden einer göttlichen Offenbarung, oder es ist eine Märchensammlung, über die wir den Titel setzen müssen: „Wahn und Wahrheit." Waren die urchristlichen Wunder geschichtliche Wirklichkeit, dann ist das apostolische Evangelium die größte Tatsache der Weltgeschichte. Dann ist das Evangelium noch immer die wichtigste Angelegenheit auch des modernen Menschen. Und es würde seine wichtigste Angelegenheit selbst dann bleiben, wenn nie ein Mensch an das Evangelium geglaubt hätte, selbst wenn alle Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts sich einstimmig gegen dasselbe erklären würden. Sind die Wunder dagegen Legenden, dann wäre das Evangelium im apostolischen und in allen Zeitaltern der größte Humbug der Weltgeschichte gewesen und würde es bleiben, selbst wenn alle Menschen aller Zeitalter fest an dasselbe geglaubt hätten. Die Frage nach dem Wunder ist demnach eine der eigentlichen Lebensfragen des apostolischen Evangeliums. Wir Ganzen beider Parteien lassen uns von den Halben und Kompromißnaturen über diese sachlich einzig berechtigte Fragestellung nicht hinwegtäuschen. David Friedrich Strauß sagt ganz mit Recht: „Wer die Pfaffen aus der Kirche schaffen will, der muß erst die Wunder aus der Religion schaffen."

Auch die radikalsten Kritiker haben zugegeben, daß die beiden Korintherbriefe, der Galaterbrief und der Römerbrief (mit Ausnahme seiner beiden letzten Kapitel) als echt anerkannt werden müssen. Schon damit ist aber eine genügende Basis zur rechten historischen Würdigung der Wunder des Christentums gegeben. — Im wesentlichen ist richtig, was Uhlhorn sagt: „Alle gegen das Vorkommen von Wundern angeführten Gründe lassen sich auf zwei zurückführen, auf einen geschichtlichen und auf einen philosophischen." Man sagt nämlich einmal: das wirkliche Vorkommen von Wundern sei nicht geschichtlich nachweisbar, und sodann: es sei nicht mit dem vernünftigen Denken zu vereinigen. Beide Gründe stützen einander, und man ist in einiger Verlegenheit, wie man die Sache angreifen soll. Sucht man die Wunder geschichtlich nachzuweisen, so heißt es: „Alle Berichte über geschehene Wunder sind von vornherein unglaubwürdig, denn Wunder sind undenkbar." Greift

man die Sache beim andern Ende an und sucht ihre Berechtigung im Denken nachzuweisen, so heißt es: „Was hilft das alles! Sie mögen immerhin denkbar sein. Aber ihr wirkliches Vorkommen ist nicht konstatiert, nicht geschichtlich nachgewiesen." Hat man aber die Wunder des Christentums als wirklich erwiesen, so ist damit auch ihre Möglichkeit dargetan; denn was wirklich ist, ist selbstverständlich auch möglich. Wir bleiben also bei dem Einwande stehen: „Die urchristlichen Wunder sind geschichtswissenschaftlich nicht genügend bezeugt." Die Gegner pflegen zu betonen, daß man an die neutestamentlichen Wunder „voraussetzungslos" herantreten müsse. Gewöhnlich verstehen sie aber darunter, daß man von vornherein die philosophische Überzeugung mitbringen müsse, daß Wunder überhaupt unmöglich sind. Es ist wichtig, daß der Gegner in diesem Falle ehrlich genug ist, sich seinen Mangel an Voraussetzungslosigkeit offen einzugestehen. Ein solcher Gegner ist in seiner dogmatischen Befangenheit zu einer ruhigen, sachlichen Prüfung der geschichtlichen Bezeugung der Wunder unfähig. Wir haben als exakte Geschichtsforscher nicht darüber zu entscheiden, was philosophisch möglich und was unmöglich ist. Das geflügelte Wort: „Physik, hüte dich vor der Metaphysik!" gilt auch der Geschichtswissenschaft. Wir haben einfach die geschichtlichen Quellen auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen und danach geschichtliche Tatsachen festzustellen. Geschichtliche Voraussetzungslosigkeit ist ein solcher wissenschaftlicher Zustand des Kritikers, in dem er sich durch keinerlei vorgefaßte Theorien, durch keine religiösen oder antireligiösen Vorurteile, sondern allein durch die geschichtlich gute oder schlechte Bezeugung einer geschichtlichen Tatsache in seinem wissenschaftlichen Urteile über sie bestimmen läßt. Wir wollen also einmal an die Wunder des apostolischen Zeitalters mit derselben Unbefangenheit herantreten wie etwa an die Kreuzigung JEsu oder an die Missionsreisen des Apostels Paulus. Zunächst müssen wir uns mit den Gegnern über die gemeinsame Grundlage einigen, von der aus wir uns verständigen können. Sie kann so klein sein, wie sie will, aber sie muß dem Atheisten ebenso feststehen wie uns. Wir dürfen unserer Untersuchung also nur solche Partien des Neuen Testamentes zugrunde legen, deren Echtheit auch von der radikalen Bibelkritik zugegeben wird. Die Kritik hat selbst in den Zeiten, wo sie in der Verneinung am weitesten ging, die Echtheit von vier neutestamentlichen Briefen zugegeben: es sind die Briefe, welche Paulus an die Urgemeinden in Korinth, Galatien und Rom geschrieben hat. Selbst der Atheist Strauß und sein Lehrer, der Kritiker Ferdinand Christian Baur, deren Radikalismus weltbekannt ist, haben ihre Echtheit nicht bezweifelt. Baur hat nur die beiden letzten Kapitel des Römerbriefes noch kritisch beanstandet. Freilich haben „Kritiker" aus der holländischen Schule versucht, auch die Echtheit dieses geringen Restes noch anzuzweifeln, aber ohne jedes Glück. Adolf Harnack bezeichnet ihren Angriff als „einfach unfaßbar". Und einer der hervorragendsten, aber auch radikalsten Vertreter der jüngsten

deutschen Kritik, Professor Wrede, schreibt in seinem „Paulus", S. 2: „Die in Holland verbreitete, vereinzelt auch in Deutschland laut gewordene Ansicht, sämtliche Paulusbriefe gehörten in eine spätere Zeit, können wir nur als eine schwere Verirrung der Kritik betrachten. Briefe wie der 1. Thessalonicher-, der Galater-, der 2. Korintherbrief weisen in hundert Angaben und Anspielungen mit aller Bestimmtheit auf Verhältnisse, wie sie eben nur wenige Jahrzehnte nach JEsu Tode denkbar sind. Und der Fälscher sollte noch geboren werden, der es verstände, so absichtslose, individuelle, rein persönliche und aus dem Moment geborne Äußerungen, wie sie sich hier in Fülle finden, zu erfinnen und dabei obendrein in der Gesamtheit der Briefe eine geschlossene, originale Persönlichkeit als Verfasser vorzutäuschen." Demnach haben wir in den beiden Korintherbriefen, im Galater- und Römerbriefe (dieser mit Ausschluß seiner beiden letzten Kapitel) die gesuchte gemeinsame Grundlage gefunden. Wir wollen also zunächst nur von dieser aus mit unsern Gegnern verhandeln. Zuvor müssen wir uns aber mit unsern Gegnern noch über die Zeit der Abfassung dieser Briefe einigen. Auch über sie besteht zwischen beiden Parteien keine wesentliche Uneinigkeit. Wir schließen uns in der Annahme der Entstehungszeit dieser Briefe einfach den Angaben unserer Gegner, etwa Adolf Harnacks, an. Dieser rücksichtslose Kritiker setzt in „Chronologie der altchristlichen Literatur bis Eusebius" (I, S. 236—37, 717) die in Frage kommenden Ereignisse folgendermaßen an: im Jahre 30 die Hinrichtung JEsu, im Jahre 53 die Abfassung der beiden Korintherbriefe und des Galaterbriefes, in den Jahren 53 und 54 die Abfassung des Römerbriefes. Diese Briefe sind also nach Angabe unserer Gegner 23 oder 24 Jahre nach der Hinrichtung des Meisters von seinem genialsten Apostel geschrieben worden. Sie geben uns ein deutliches geschichtliches Bild von dem, was die urchristlichen Gemeinden in den beiden ersten Jahrzehnten nach dem Tode JEsu von ihrem Meister glaubten.

Aus den vier, auch von den radikalen Kritikern als echt anerkannten Briefen Pauli geht historisch-wissenschaftlich und unanfechtbar hervor, daß Paulus zu Korinth und an andern Orten Wunder verrichtet hat. — Was sagen nun diese vier Briefe über die Wunder aus? Sie berichten uns zunächst kein Wort von Wundern, die JEsus selber getan hat. Aber man kann nach diesen Urkunden nicht in Frage stellen, daß Paulus selber in ihnen den Anspruch erhebt, Wunder getan zu haben. Wir beginnen mit dem 2. Korintherbriefe. Dieser Brief gilt bei allen Kritikern nach Naturfarbe, Stil und Stimmung, endlich auch nach der ganzen geschichtlichen Lage, die er voraussetzt, für einzigartig, unerfindbar und unnachahmlich. Paulus hatte nach allen seinen Briefen in den von ihm gegründeten Gemeinden mit einer zielbewußten, pharisäisch gerichteten Gegenmission zu kämpfen. Judaisierende Sendlinge, die JEsus als den Messias Israels anerkannten, zogen mit Hetzreden hinter ihm her (vgl. Gal. 1. 6. 7). Sie waren Gemeindeglieder (vgl.

z. B. Gal. 2, 4. 5; 2 Kor. 11, 22. 23) und versuchten die Leitung der Gemeinden in ihre Hände zu bekommen. Nach dem 2. Korintherbriefe ist der Zusammenstoß zwischen Paulus und diesen Judaisten hier in Korinth am persönlichsten und schärfsten gewesen. Die Judaisten hatten, um den Einfluß des Apostels bei der Gemeinde in Korinth lahmzulegen, zu den niedrigsten Verleumdungen gegen ihn gegriffen. Sie hatten seine persönliche Zuverlässigkeit und Lauterkeit angezweifelt (vgl. 2 Kor. 1, 12; 1, 17; 2, 17). Sie warfen ihm geistliche Herrschsucht (2 Kor. 1, 24), ja Fälschung des Evangeliums (2 Kor. 2, 17) vor. Sie erklärten ihn für einen ehrsüchtigen, fleischlichen Prahler (2 Kor. 3, 1; 5, 12; 10, 1. 2), der noch dazu geistig unbedeutend sei (2 Kor. 10, 10; 11, 16). In Geldsachen habe er eine unsaubere Gesinnung gezeigt (2 Kor. 11, 12; 12, 14. 16. 17). Sie erklärten seine Begegnung mit dem Auferstandenen wahrscheinlich für einen Anfall von Geisteskrankheit (2 Kor. 5, 13). Alle ihre Angriffe gipfelten aber schließlich in der Behauptung, daß Paulus sich neben die Urapostel eingedrängt und sich die Apostelwürde eigenmächtig angemaßt habe. Die Gemeinde hatte unbegreiflicherweise diesen Lügenstimmen ihr Ohr geöffnet. Sie war mißtrauisch gegen Paulus geworden und hatte ihm offen den Gehorsam verweigert (2 Kor. 10, 6; 13, 10). Sie hatte sich derartig gegen ihn verhetzen lassen, daß sie anfing „nach einem Beweise zu suchen, daß wirklich Christus durch Paulus rede" (2 Kor. 13, 3). Mit andern Worten, es war ihr zweifelhaft geworden, ob Paulus ein echter, vollwertiger Apostel nach Art der Urapostel, die mit JEsus gewandelt waren, sei. Und womit schlägt der Apostel diese Angriffe und Verleumdungen nieder? Er beruft sich zur Bestätigung seiner göttlichen Sendung ganz einfach auf die Wunder, die er damals in Korinth vor ihren eigenen Augen getan habe. Er schreibt 2 Kor. 12, 11—13: „Ich hätte von euch empfohlen werden sollen" (angesichts der Angriffe der Irrlehrer gegen meine Person und apostolische Sendung); „denn ich habe in nichts den ausgezeichnetsten Aposteln" (nach Gal. 2, 9 sind die „Säulen"-Apostel Petrus, Johannes und Jakobus gemeint) „nachgestanden" (als ich bei euch war), „wenn ich auch" (vor Gott) „nichts bin. Die Zeichen des Apostels sind ja unter euch vollbracht worden in allem Ausharren, in Zeichen und Wundern und Kraftwirkungen." Die dortige Gemeinde war danach offenbar eine Augenzeugin dieser Wunder des Apostels gewesen. Paulus ruft 1 Kor. 2, 3—5 der Gemeinde jene Zeit ins Gedächtnis zurück. „Ich war bei euch" (als ich euch im Jahre 49 in Korinth zum ersten Male JEsus verkündigte, und ihr zum Glauben kamt) „in Schwachheit und in Furcht und in vielem Zittern. Und meine Rede und meine Predigt war nicht in überredenden Worten der Weisheit, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft, auf daß euer Glaube nicht beruhe auf Menschenweisheit, sondern auf Gotteskraft." Nicht die hinreißende Beredsamkeit des Apostels hatte damals die Gemeindeglieder zu Jüngern JEsu gemacht. Nicht einmal der gewaltige Inhalt seiner Verkündigung noch die sittliche

Gediegenheit seines geheiligten Charakters allein, sondern beides nur in Verbindung mit der Tatsache seiner Wunder hatte sie damals von der objektiven Wahrheit des Evangeliums endgültig überzeugt.

Die Wunder, auf welche sich Paulus im zweiten Brief an die Korinther beruft, waren Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes, die Paulus vor erst vier Jahren verrichtet hatte, was auch in Korinth von allen anerkannt und von niemand in Frage gezogen wurde. — Nur vier Jahre lagen zwischen der damaligen Wundertätigkeit des Apostels und seiner jetzigen, brieflichen Berufung auf sie. Die Gemeindeglieder mußten sich also auf die damaligen Wunder des Apostels genau besinnen können, als Paulus ihnen den zweiten Korintherbrief schrieb. Man vergißt derartige Ereignisse nicht in vier Jahren. Dazu kommt noch, daß diese Wunder tief in das äußere Leben der Gemeindeglieder eingeschnitten hatten. Die Wunder hatten ihre Bekehrung herbeiführen helfen. Und diese hatte ihnen dann fortwährende soziale Beschwerlichkeiten eingebracht. Die Bekehrten hatten sich z. B. vor ihren heidnischen Verwandten wegen ihrer Taufe zu verantworten. Dabei mußten doch auch die Wunder des Paulus immer wieder zur Sprache kommen. An ihnen mögen sie sich in den dunklen Stunden der Vereinsamung wieder aufgerichtet haben, wenn ihnen unter dem Drucke des allgemeinen Widerstandes die Wahrheit des Evangeliums zweifelhaft werden wollte. Endlich mußten doch in der Gemeinde nach nur vier Jahren noch viele Gemeindeglieder leben, die Gegenstand der damaligen Wundertätigkeit des Apostels gewesen waren. In der Urgemeinde war jedes Glied ein Missionar. Jene haben sicherlich diese vier Jahre hindurch von Zeit zu Zeit öffentliches Zeugnis von den Wundern abgelegt, durch die sie geheilt worden waren. Die Gemeinde wurde also die ganzen vier Jahre hindurch immer wieder an diese Wunder erinnert. Sie waren die Marksteine ihres inneren und äußeren Lebens. Als der Apostel seine beiden Briefe nach Korinth schrieb, war seine damalige Wundertätigkeit jedenfalls eine in der Gemeinde allgemein anerkannte Tatsache. Sonst hätte sich Paulus nicht in dieser Weise auf sie gegen eine inzwischen kritisch gewordene Gemeinde ganz unbefangen berufen können, um dieser seine göttliche Sendung zu beweisen. Wären die damaligen Wunder des Apostels eine schwärmerische Selbsttäuschung des Paulus gewesen, so hätten die Judaisten dieses alsbald bemerkt. Sie pflegten jede seiner Äußerungen unter die Lupe ihres Hasses einzustellen. Sie waren ferner aufs höchste daran interessiert, Paulus zu stürzen. Der Tatbestand war aber damals für sie noch leicht festzustellen. Die Wunder des Apostels waren nicht in geheimnisvollen Dunkelsitzungen, zu denen nur der Eingeweihte Zutritt hatte, geschehen. Sie hatten unter der Kontrolle der Öffentlichkeit stattgefunden. Die dortige Synagoge so gut wie die Gemeinde mußte von diesen Ereignissen wissen. Die Judaisten standen aber sowohl der Synagoge wie der Gemeinde nahe. Eine einfache Umfrage, ein kurzes Zeugenverhör

hätte für sie genügt, um Paulus für immer bei der Gemeinde zu blamieren, wenn seine Wunder bloße Einbildung gewesen wären. Paulus hätte an diesen Judaisten jedenfalls eine derbe Korrektur gefunden. Warum vollzogen die Judaisten diese nicht? Nur eine Antwort ist hierauf möglich: Die Wunder des Apostels waren zu offenkundige Tatsachen in Korinth, als daß die Bestreitung derselben irgendwelche Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Es ist eine wohlfeile Ausrede, wenn man sagt: „Paulus hat sich eben selber getäuscht." Wir kennen ihn aus seinen Briefen als einen praktischen, wahrhaftigen und demütigen Mann. Er hat diese Tugenden in einer Weise in seinem Leben ausgelebt wie nach dem Meister wohl kein zweiter Mensch mehr. Dazu war er ein Feind alles Scheins, ein heller, kühler Kopf, voll schärfster Dialektik. Er war endlich ein Meister in der psychologischen Selbstanalyse, der sich über sich selber peinlich genaue Rechenschaft gab. Solche Naturen wie Paulus pflegen sich nicht in so grober Weise über sich selber zu täuschen. Hat Paulus diese Wunder nicht wirklich getan, so war er ein Betrüger. Doch die Gegner suchen noch einen Ausweg: Paulus, sagen sie, schreibt 2 Kor. 12, 12 nur von „Zeichen und Wundern" im allgemeinen, die er in Korinth getan haben will. Er nennt aber kein bestimmtes Wunder. Er behauptet nicht, daß er etwa einen Toten auferweckt habe. Nichts nötigt uns daher, bei dieser Stelle an Wunder im strengsten Sinne des Wortes zu denken. Paulus besaß ohne Zweifel besondere Gaben der Evangelisation und Seelsorge. Er schrieb deren Ursprung mit Recht Gott zu. Wir können daher seine „Zeichen und Wunder" sehr harmlos als seine großen religiösen Erfolge in Korinth auffassen, die dem Maße seiner seltenen geistlichen Ausrüstung entsprachen. Hierauf erwidern wir: Paulus war Jude. Und auch seine Gegner, die Judaisten, waren Juden. Juden damaliger Zeit pflegten ihre Bibel genau zu kennen. „Zeichen und Wunder" ist nun ein feststehender technischer Ausdruck der Judenbibel. Diese bezeichnet damit 5 Mos. 34, 10—12 die offenkundigen, unzweideutigen Wunder, durch welche Gott einst seinen Knecht Mose beglaubigt hat. Wenn Paulus also betont, daß „die Zeichen und Wunder des Apostels" unter ihnen vollbracht worden seien, so können sowohl er wie die Judaisten als Juden dabei nur an Offenbarungswunder im strengsten Sinne des Wortes gedacht haben. Paulus stellt sich also mit dem Gebrauche jenes bibeltechnischen Schlagwortes einfach auf eine Linie mit Mose und seinen Wundern. Er will, wie dieser vor den Israeliten und Ägyptern, so durch seine eigenen Wunder vor der Gemeinde und den Judaisten als der objektive Bote Gottes beglaubigt worden sein. Ein Jude damaliger Zeit konnte unter Zeichen und Wundern schlechterdings nichts anderes verstehen (Apost. 7, 36). Auch das ganze übrige Neue Testament versteht daher unter „Zeichen und Wundern" immer unzweideutige Wunder im strengsten Sinne des Wortes (Matth. 24, 24; Apost. 2, 19. 20). Derselbe Ausdruck wird auch zur Bezeichnung der JEsuswunder im

ganzen Neuen Testamente verwendet (Joh. 4, 48; Apost. 2, 22). Und die Apostelgeschichte läßt keinen Zweifel darüber, daß die „Zeichen und Wunder“ der Apostel durchaus auf der Höhe der JEsuswunder gestanden haben (Apost. 4, 30. 31; 5, 12—16).

In den genannten vier Briefen redet Paulus von den Wundern in der apostolischen Kirche, den eigenen sowohl wie denen der übrigen Apostel, als von etwas Selbstverständlichem und allgemein Bekanntem. — Vielleicht noch klarer zugunsten der Wunder des apostolischen Zeitalters sind die Zeugnisse des 1. Korinther- und des Galaterbriefes. Als Paulus im Jahre 53 diese beiden Briefe schrieb, dauerten die Wunder in beiden Gemeinden noch an. Er spricht über sie als über etwas, das beiden Teilen ganz bekannt und selbstverständlich war. Im 1. Korintherbriefe trifft er in drei Kapiteln (12—14) ausführliche Anordnungen über diese Wunder. Im Galaterbriefe beruft sich der Apostel zum Erweise der Richtigkeit seines Evangeliums auf jene Wunder, die zur Zeit der Abfassung dieses Briefes in der Gemeinde noch andauerten. Gal. 3, 5 heißt es nämlich: „Der euch nun den Geist darreicht und Wunderwerke unter euch wirkt — ist es aus Gesetzes Werken oder aus der Kunde des Glaubens?“ Im Römerbriefe (15, 18. 19) sagt Paulus: daß Christus durch ihn gewirkt habe durch „Wort und Werk, in der Kraft der Zeichen und Wunder, in der Kraft des Geistes“. Die vier paulinischen Hauptbriefe beweisen aber ferner, daß nicht nur Paulus, sondern sämtliche Apostel beansprucht haben, Wundertäter zu sein. Paulus schreibt darüber 2 Kor. 12, 11. 12: „Ich habe in nichts den ‚Extraaposteln‘ nachgestanden, wenn ich auch nichts bin. Die Zeichen des Apostels sind ja unter euch vollbracht worden in allem Ausharren, in Zeichen und Wundern und mächtigen Taten.“ Die Judaisten hatten die Urapostel als die eigentlichen, wahren Apostel gegen Paulus ausgespielt. „Paulus“, sagten sie, „ist nie mit dem HErrn gewandelt, folglich ist er überhaupt kein Apostel.“ Darauf antwortet Paulus: „Ich habe aber doch die Zeichen des Apostels in Zeichen und Wundern und mächtigen Taten unter euch vollbracht.“ Man ersieht aus dem „des“, daß die Urgemeinde keine Persönlichkeit als Apostel gelten ließ, die Gott nicht durch Wunder beglaubigte. Ferner: Hätte nur Paulus im Kreise der Apostel beansprucht, ein Wundertäter zu sein, dann wäre ja vielmehr gerade Paulus der „Extraapostel“ gewesen. Die Judaisten hätten dann ganz unmöglich die Urapostel als die einzig wahren Apostel Paulus gegenüberstellen können. Paulus konnte und mußte endlich auch wissen, ob die Urapostel Wunder getan haben wollten. Er erzählt Gal. 1, 18—20: „Darauf, nach drei Jahren [im Jahre 33 nach Harnackscher Berechnung] ging ich nach Jerusalem hinauf, um Kephas kennen zu lernen, und blieb fünfzehn Tage bei ihm. Ich sah aber keinen andern Apostel außer Jakobus, den Bruder des HErrn. Was ich euch da schreibe, siehe, es ist vor Gottes Angesicht, daß ich nicht lüge.“ Wenn aber Paulus fünfzehn Tage lang zwanglos in der Familie des

Petrus in dieser einzigartigen Zeit verkehrte, so mußte er wissen, ob Petrus beanspruchte, Wunder getan zu haben. Außerdem traf Paulus später noch zweimal, in Jerusalem und Antiochien, mit Petrus zu prinzipiellen Aussprachen zusammen (vgl. Gal. 2, 1—14). Es ist also geschichtlich erweisbar, daß alle Apostel JEsu Christi von sich behaupteten, Wundertäter zu sein. — Wir fassen unser bisheriges Ergebnis kurz zusammen: Vier Urkunden im Neuen Testament sind selbst von den gelehrtesten, scharfsinnigsten und übelwollendsten Gegnern des Evangeliums zu allen Zeiten als direkt apostolisch zugegeben worden. Sie sind Gelegenheitsbriefe, welche ohne jede tendenziöse Berechnung aus der Zeit für die Zeit geschrieben wurden. Und das Zeugnis von mindestens drei dieser Urkunden lautet einstimmig und erdrückend zugunsten der Wunder. Diese Briefe wurden in zwei Fällen geschrieben, als die Wunder noch fortdauerten, im dritten Falle sehr bald nach ihrem Geschehen. Diese Wunder fanden endlich unter solchen Umständen statt, daß ihre Unechtheit hätte entdeckt werden müssen. Die bekannte Legenden- und Mythenhypothese, welche die Gegner mit viel Geschick und äußerem Erfolg auf die Evangelienwunder anzuwenden versucht haben, versagt bei dieser Klasse von Wundern völlig. Die Wunder des Apostels sind ja nicht erst nach einer längeren, mündlichen Überlieferung schließlich aus drittem oder viertem Munde aufgezeichnet worden, sondern der Wundertäter selber hat sie während und gleich nach ihrem Geschehen schriftlich fixiert. Und dieser Aufzeichner war einer der sittlich reinsten Charaktere der Weltgeschichte. Glänzender kann ein geschichtliches Ereignis überhaupt nicht bezeugt werden als die Wunder des Apostels Paulus. Sie haben den äußersten Grad von Gewißheit für sich, den die Geschichtswissenschaft überhaupt erreichen kann.

Ebenso einwandfrei wie die Apostelwunder ist auch bezeugt das Zentralwunder des Christentums, die leibliche Auferstehung JEsu von den Toten, und zwar von vielen Zeugen. — D. Torrey sagt: „Die Auferstehung JEsu ist in mehr als einer Beziehung die wichtigste geschichtliche Tatsache. An ihr entscheidet sich der Sieg des Glaubens und die Niederlage des Unglaubens. Kann es mit geschichtlicher Sicherheit bewiesen werden, daß JEsus von den Toten auferstanden ist, so ruht das Evangelium auf unerschütterlicher Grundlage. Jede wesentliche Lehre des Evangeliums ist in der Auferstehung eingeschlossen. Mit ihr steht und fällt es. Denkende Zweifler und Ungläubige sind sich dessen bewußt. Ein hervorragender Skeptiker hat sich kürzlich dahin ausgesprochen, es sei unnütze Zeitverschwendung, die Möglichkeit der übrigen Wunder zu besprechen. Die wesentliche Frage sei diese: Ist JEsus von den Toten auferstanden? Wenn ja, dann ist es leicht, die andern Wunder zu glauben. Wenn nein, dann fallen damit auch die übrigen Wunder dahin.“ Was nun die Zahl der Zeugen betrifft, so ist das Wunder der Auferstehung JEsu bezeugt zunächst vom Apostel Paulus in allen seinen anerkannt echten vier Hauptbriefen oft und

in unzweideutiger Weise. Er erwähnt sie im Römerbriefe, 1, 4; 4, 24. 25; 6, 4. 5; 7, 4; 8, 11; 8, 34; 10, 9; 14, 9; ferner im 1. Korintherbriefe, 6, 14 und 15, 1—58; ferner im 2. Korintherbriefe, 4, 14; 5, 15; endlich im Galaterbriefe, 1, 1. Unter allen diesen Stellen ist 1 **Kor. 15, 3—9** die wichtigste. Dort schreibt Paulus: „Ich habe euch unter den Hauptartikeln (ἐν πρώτοις) überliefert, was ich auch empfangen habe: daß Christus gestorben ist für unsere Sünden, nach den Schriften, und daß er begraben wurde, und daß er auferweckt worden ist am dritten Tage, nach den Schriften, und daß er Kephas erschienen ist, dann den Zwölfen. Danach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die meisten bis jetzt übriggeblieben [noch am Leben] sind, einige aber auch entschlafen [bereits gestorben] sind. Danach erschien er Jakobus, dann aber den Aposteln allen. Zuletzt aber von allen, gleichsam dem verkehrt Gebornen, erschien er auch mir." Paulus führt also hier wenigstens 514 Zeugen für die Auferstehung JEsu an. Darunter befinden sich sämtliche Urapostel.

Eine der gewissesten geschichtlichen Tatsachen ist es, daß Paulus und alle Apostel fest davon überzeugt waren, JEsum nach seiner Hinrichtung als leiblich Auferstandenen gesehen zu haben. — Paulus versichert in seinem ersten Korintherbriefe (15, 3) ausdrücklich, daß er der Gemeinde nur wiedergebe, was er selber über die Erscheinungen des Auferstandenen im Kreise der Urapostel habe in Erfahrung bringen können: „Ich habe euch unter den Hauptartikeln überliefert, was ich auch empfangen habe." Paulus bekannte, durch eine Erscheinung JEsu bekehrt worden zu sein (Gal. 1, 11—16). Seine Bekehrung erregte damals bei Juden und Christen das größte Aufsehen. Als Paulus drei Jahre darauf auf einen halben Monat bei Petrus in Jerusalem zu Logierbesuch war (Gal. 1, 18—20), konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß beide Apostel auch auf die Bekehrung des Paulus und damit auch auf ihre Ursache, die Auferstehung JEsu, zu sprechen kamen. Paulus konnte, ja mußte daher aus des Petrus eigenem Munde wissen, ob Petrus und die Urapostel gleichfalls behaupteten, den Auferstandenen gesehen zu haben. — Die Urapostel hatten ferner das Evangelium des Apostels Paulus — wenn wir so sagen dürfen — kirchlich geprüft und approbiert. Paulus schreibt darüber Gal. 2, 1. 2: „Darauf, nach Verlauf von vierzehn Jahren [also im Jahre 47 nach Harnacks Berechnung], zog ich wieder nach Jerusalem hinauf mit Barnabas und nahm auch Titus mit. Ich zog aber hinauf infolge einer Offenbarung und legte ihnen das Evangelium vor, das ich unter den Heiden predigte, im besonderen aber den Angesehenen" (nämlich dem Petrus, Johannes und Jakobus, nach Gal. 2, 9). Und das Ergebnis war damals folgendes: Die Urapostel gaben dem Paulus die „Hand der Gemeinschaft" (Gal. 2, 9). Hätte etwa nur Paulus die Auferstehung JEsu gepredigt, so hätte sich das bei dieser Gelegenheit herausstellen müssen. Die Auferstehung gehörte ja zu dem Hauptinhalte „seines" Evangeliums (vgl.

1 Kor. 15, 14—19). Weder hätte er dann die Urapostel, noch hätten diese ihn als Bruder anerkennen können (vgl. 15, 34; Gal. 1, 8. 9; Röm. 16, 17. 18). Er hätte dann nicht über die Auferstehung an die korinthische Gemeinde schreiben können: „Sei ich es nun, seien es jene" (die Urapostel), „also predigen wir, und also habt ihr geglaubt" (1 Kor. 15, 11). Alle übrigen neutestamentlichen Schriften stellen denn auch die Urapostel als einig im Glauben an die Auferstehung JEsu dar. Selbst die radikalsten Kritiker, wie z. B. David Friedrich Strauß, haben diese Tatsachen nicht zu bestreiten gewagt. Zwar nennt er in seinem „Alten und Neuen Glauben" die Auferstehung JEsu einen „weltgeschichtlichen Humbug". Aber er gibt trotzdem in demselben Kapitel den Aposteln „ihre redliche Überzeugung, den Auferstandenen wirklich gesehen und mit ihm gesprochen zu haben", zu. Wir haben also für die Auferstehung JEsu eine große Zahl von Zeugen, die ihn einzeln und auch mit andern zusammen nicht einmal, sondern wenigstens sechsmal in längeren oder kürzeren Zwischenräumen gesehen haben. Einige unter ihnen haben ihn sogar mehrmals gesehen. Er war dabei mindestens zwölf dieser Zeugen von Person ganz gründlich bekannt. Sogar sein eigener leiblicher Bruder, Jakobus, befand sich unter den Zeugen. Eine Verwechslung konnte also nicht vorliegen. Es ist ferner beachtenswert, daß Paulus die maßgebenden Zeugen ausdrücklich mit Namen nennt, und zwar vor einer Gemeinde, in welcher eine Partei die objektive Richtigkeit dieser Zeugenaussage bestritt (1 Kor. 15, 12). Es war daher für diese Partei leicht, die Angaben des Apostels auf ihre Zuverlässigkeit hin nachzuprüfen. Der Gegner muß also zunächst zugeben, daß die Zahl der Zeugen für die Auferstehung JEsu durchaus genügend ist. Und diese Zeugen wollten mit ihrer Behauptung von der Auferstehung JEsu keineswegs bloß ihre subjektive Überzeugung zum Ausdruck bringen, daß JEsus trotz seiner Hinrichtung als seliger Geist noch weiterlebe. Eine derartige Behauptung hätte für die Griechen in der korinthischen Gemeinde nichts Überraschendes gehabt. Sie wäre für sie einfach ein religiöser Gemeinplatz gewesen, den niemand bestritten hätte, weil die idealistische griechische Philosophie eines Sokrates und Plato dasselbe lehrte. Es wäre genau die Ansicht gewesen, welche jene Partei in Korinth vertrat. Die Glieder dieser Partei waren, wie das ganze klassische Hellenentum, in einer dualistischen Mißachtung der Leiblichkeit aufgewachsen. Sie betrachteten den Leib echt griechisch als einen „Kerker" der Seele. Natürlich bestritten sie nicht, daß JEsus nicht im Tode geblieben sei. Sie glaubten selbstverständlich, daß er als „verklärter" Geist ewig lebe. Philosophisch anstößig an der apostolischen Verkündigung war ihnen nur das „sinnliche" Wunder der Auferstehung, das heißt, der Wiederbelebung der Leiche JEsu. Sie vertraten also schon damals die These der „modernen" Theologie gegen Paulus. Paulus versteht dagegen unter „Auferstehung" im Gegensatze zu diesen Irrlehrern die Wiederbelebung des Körpers JEsu, nicht

etwa bloß ein visionäres Sehen JEsu. 1 Kor. 9, 1 schreibt Paulus: „Bin ich nicht ein Apostel? Habe ich nicht JEsus, unsern HErrn, gesehen?" Paulus will nach dem ganzen Zusammenhange seines Briefes JEsus genau so wie die Urapostel, also in seiner Körperlichkeit, gesehen haben. Mit der Tatsache, daß auch er JEsus „gesehen" habe, will er gegenüber den judaistischen Angriffen beweisen, daß er auf einer Stufe mit den Uraposteln stände. Hätte er nur beansprucht, JEsus „visionär" gesehen zu haben, so stände dieses Sehen eben nicht auf einer Stufe mit dem Sehen JEsu durch die Urapostel, die mit JEsus gewandelt waren. Sein Schluß aus diesem seinem „Sehen" wäre dann hinfällig. Die prophetisch-realistische Weltanschauung JEsu und seiner Apostel prallte hier in Korinth zum ersten Male auf die griechisch-idealistische Weltanschauung des klassischen Hellenentums. Diese erzeugte in der Gemeinde zu Korinth jene Irrlehre. Der Inhalt unserer Zeugenaussage ist also folgender: JEsus ist, bekleidet mit seiner früheren Leiblichkeit, den Jüngern nach seinem Tode erschienen.

Diese Zeugen der Auferstehung JEsu standen den Ereignissen zeitlich nahe genug, um völlig unterrichtet sein zu können, und hatten auch kein anderes Interesse, als die Wahrheit zu bekennen. — Paulus schrieb jene vier großen Briefe schon 23 bis 24 Jahre nach der Auferstehung. Es ist eine Zeit, welche den Mann in seinen besten Jahren von seiner Studienzeit auf der Universität trennt. Wir können sogar noch um vier Jahre zurückgehen. Paulus schreibt 1 Kor. 15, 1, daß er den Korinthern schon bei seinem ersten Aufenthalte in Korinth, also im Jahre 49, die Auferstehung JEsu verkündet habe. Danach liegen nur neunzehn Jahre zwischen der Auferstehung und ihrer brieflichen Bezeugung durch Paulus. Jede Mutter besinnt sich noch leicht auf die Geburt ihres ersten Sohnes, die vor neunzehn Jahren erfolgte. Die Auferstehung JEsu war aber ein Ereignis von noch ganz anderer Natur. Es wühlte jede Faser im Gehirne dessen auf, der es erlebte. Es kostete dem, der es glaubte, seine ganze Existenz. Es brachte eine ungeheure Aufregung und Umwälzung überall dahin, wo es verkündigt wurde. Wer gewürdigt ist, etwas Derartiges zu erleben, vergißt es sein Leben lang nicht, geschweige denn schon in neunzehn Jahren. Dazu verkündigten die Apostel dieses Ereignis in all diesen neunzehn Jahren fast täglich. Sie standen seinetwegen vor Gericht, sie machten seinetwegen viele Reisen. Sie erwähnten es oft in ihren Briefen und in vielen Privatunterredungen. Sie hatten es gegen die Einwürfe der Ungläubigen immer wieder zu verteidigen. Jede Mythen- und Legendenhypothese versagt daher der Auferstehung gegenüber. Diese hat nicht erst eine längere Zeit mündlicher Überlieferung zu durchlaufen gehabt, ehe sie schriftlich aufgezeichnet wurde. Wir wissen von ihr vielmehr durch das unmittelbare Zeugnis der ersten und besten Augenzeugen. Psychologisch verstehen wir daher den Verzweiflungsschritt jener holländischen Kritiker sehr wohl, welche auch die Echtheit dieser vier großen

paulinischen Briefe zu leugnen versucht haben. Ein entschlossener Feind des Evangeliums, der seinem Unglauben einen Schein von Wissenschaftlichkeit retten möchte, hat in der Tat keinen andern Ausweg mehr. Und der Charakter aller dieser Zeugen war ethisch einwandfrei. Kein edler Gegner des Evangeliums hat das je geleugnet. Sie verfolgten nachweislich keinerlei weltliche, persönliche Interessen mit ihrer Behauptung, JEsus sei von den Toten auferstanden. Das Kreuz von Golgatha stand damals blutigrot und düster in furchtbarer Anschaulichkeit unmittelbar vor ihren Augen. Es weissagte ihnen von vornherein, was sie mit ihrer Verkündigung der Auferstehung JEsu zu gewärtigen hatten. Aber die Apostel ließen sich trotzdem um ihres Glaubens an die Auferstehung willen jahrzehntelang wie das Edelwild hin und her hetzen und schließlich wie die Schlachtschafe hinmetzgern. (Röm. 8, 35. 36; 2 Kor. 11, 23—33; 1 Kor. 4, 9—13; 15, 30—32). Ihre Behauptung, JEsus sei von den Toten auferstanden, kostete ihnen alles, was dem Menschen lieb ist: Heimat und Behaglichkeit, Kirche und Dogmatik, Brot und Karriere, Freundschaft und Achtung der Menschen. Sie gewannen durch ihre Behauptung nichts als das Wohlgefallen ihres auferstandenen Meisters. Sie konnten also keine Betrüger sein.

Auch besaßen diese Zeugen der Auferstehung JEsu genug Bildung und Urteil, um sich nicht täuschen zu lassen. — Der theologische Freidenker bestreitet die Messianität und Gottessohnschaft JEsu. Aber er feiert JEsus gerne als den größten Menschenkenner, Pädagogen und Lehrer, der wie kein anderer das Wesen der Menschen und Dinge durchschaut habe. War aber JEsus wirklich der große Menschenkenner, zu dem die freisinnige Theologie ihn macht, dann hat er sich in den Uraposteln auch sachlich geeignete Zeugen und Gehilfen erwählt. Umgekehrt: Haben sich die Urapostel die Auferstehung JEsu eingebildet, dann war JEsus alles andere, nur kein Menschenkenner. Dann hat er sich in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die unbrauchbarsten und unnüchternsten Männer in Israel zu Trägern seines Evangeliums ausgesucht. JEsus hat sich jahrelang Tag und Nacht der Erziehung der Urapostel für ihren künftigen, einzigartigen Beruf gewidmet. Sie standen, wie nie ein Mensch nach ihnen, unter seinem starken, persönlichen und dauernden Einfluß. War JEsus wirklich ein pädagogisches Genie allerersten Ranges, wie die Gegner behaupten, so hat er in der Erziehung seiner Jünger für ihren Welt und Ewigkeit umspannenden Beruf sein pädagogisches Meisterstück geleistet. Umgekehrt: Haben die Urapostel sofort nach dem Tode des Meisters ihren Kopf und jedes gesunde Urteil verloren, so daß sie grundlos bis an ihr Lebensende allen Ernstes behaupten konnten, mit JEsus nach seinem Tode nicht nur leiblich gesprochen, sondern sogar „gegessen und getrunken" zu haben, so war JEsus alles andere, nur kein Pädagog und Menschheitslehrer. Haben sich die Urapostel über die Auferstehung JEsu getäuscht, so fällt ihre Einbildung zermalmend auf ihren Meister zurück. Die apostolische

Verkündigung der Auferstehung JEsu treibt jeden klar und aufrichtig Denkenden zu einer unerbittlichen Entscheidung: Entweder ist sie die größte Tatsache der Weltgeschichte, dann haben wir es in JEsus mit dem Sohne Gottes und in seinen Aposteln mit den Boten des lebendigen Gottes zu tun; oder sie beruhte auf einer Selbsttäuschung der „Apostel", dann war JEsus nicht einmal ein mittelmäßiger Rabbi und seine Jünger Schwärmer, deren Kritiklosigkeit geradezu an Verrücktheit grenzte. Angenommen, das letztere wäre der Fall: wie konnten dann aber diese halbverrückten Romantiker, in deren krankem Denken Traum und Wirklichkeit kritiklos zusammenfloß, ein Buch schaffen, das wie kein zweites den Geist abgeklärter Klassizität, unverwüstlicher Ursprünglichkeit und wundervollster, ethischer Reife ausströmt? Rein formal betrachtet, enthält das Neue Testament die gewaltigste Tragödie der Weltliteratur, nach Ansicht der Gegner des Christentums eine Dichtung, die die ersten Jünger „unbewußt" geschaffen haben sollen. Der „ideale" Rabbi von Nazareth soll ihnen dabei nicht anders Modell gestanden haben als etwa der geschichtliche Odysseus dem Homer. Angenommen, dies wäre wahr: wie konnten dann aber Männer, die jedes Wirklichkeitssinnes und gesunden Menschenverstandes bar waren, eine Dichtung schaffen, die eine religiöse und sittliche Kulturmacht allerersten Ranges darstellt? Sie konnten es höchstens durch ein Wunder, das durch seine Unvernünftigkeit alle Wunder der Bibel überträfe. Man könnte dann ebensogut behaupten, daß ein Idiot den „Faust" oder ein Kretin die „Kritik der reinen Vernunft" geschrieben habe. Wenn man dagegen mit uns annimmt, daß die ersten Jünger Handlanger waren, die ohne jede Zutat ihres eigenen Geistes treuherzig nach der Natur berichteten, so fällt damit jede Schwierigkeit fort. Soweit wir die Apostel aus den Evangelien und aus ihren eigenen Briefen kennen, waren sie nicht kranke Mystiker. Johannes und Petrus waren handfeste Fischer, die Netze flicken und ein Deck mit einer Schrubbürste scheuern konnten. Matthäus war ein jüdischer Steuereinnehmer. Thomas war eine skeptische, unerbittlich realistische Natur (Joh. 20, 24. 25). Solche Leute des Volks und der Praxis sind nicht leicht für Hirngespinste zu haben. Sie waren nicht halluzinierende Nonnen, die durch Fasten, Geißeln und Müßiggehen ihr Nervensystem zerrüttet haben. Sie waren sämtlich Männer, die mitten im Leben standen. Ihre Frömmigkeit trägt nicht die hysterischen Züge der Klostermystik. Paulus war ein scharfer Denker, kein überschwenglicher Poet. Seine Briefe zeigen uns keine Spur einer phantastischen Neigung zur Wunderdichtung. Sie erwähnen — von der Auferstehung abgesehen — nicht einmal die Wunder JEsu. Alle Apostel wußten endlich, daß sie wahrscheinlich sterben müßten, wenn sie die Auferstehung JEsu verkündigen würden. Man stirbt aber nur für eine Sache, von deren Wirklichkeit man sich vorher vorsichtig und gründlich überzeugt hat.

Völlig ausgeschlossen ist die Annahme, daß das felsenfeste lebens-

längliche Glaubenszeugnis der Apostel für die Auferstehung JEsu von den Toten die Folge einer Halluzination gewesen sei. — Die Gegner des Christentums sagen so: „Wir bestreiten den Aposteln nicht ihre ehrliche, subjektive Überzeugung, daß sie JEsus nach seinem Tode wirklich als leiblich Auferstandenen gesehen zu haben glauben. Aber daraus folgt noch lange nicht die objektive Wirklichkeit der Auferstehung JEsu. Jene subjektive Bewußtseinstatsache könnte auf zweifache Weise in den Jüngern entstanden sein: 1. durch eine wirkliche, objektive Erscheinung des Auferstandenen; 2. durch eine bloße Halluzination (krankhafte Sinnestäuschung), der keine geschichtliche, objektive Wirklichkeit entsprach. Der halluzinierende Kranke gleicht in gewisser Beziehung dem träumenden Gesunden. Er hält wie dieser die Bilder seiner Wahnvorstellungen für objektive Wirklichkeit. Er glaubt, sie räumlich außer sich zu sehen. Jene Bewußtseinstatsache ist nun nach unserer Ansicht bloß durch eine solche Halluzination in den Jüngern zustande gekommen." Hierauf erwidern wir: Der halluzinierende Kranke gleicht aber noch in einer andern Beziehung dem träumenden Gesunden. Der Träumende erwacht nämlich nach einiger Zeit. Er erkennt dann plötzlich, daß seine ganze bunte Welt nur ein Traum war. Auch die Selbsttäuschung des Halluzinierenden hält nur so lange an, als sein Anfall dauert. Sobald der Anfall vorüber ist, erkennt der Kranke plötzlich, daß er unter dem Alp einer Wahnvorstellung gestanden hat. Die Halluzinationshypothese der Gegner könnte daher im besten Falle die Entstehung des Auferstehungsglaubens in den ersten Tagen unmittelbar nach der Hinrichtung JEsu erklären. Aber die angeblich erschöpften Nerven der Jünger müssen sich nach dem ersten Schrecken doch allmählich wieder erholt haben. Sobald aber der Anfall vorüber war, mußten die Apostel erkennen, daß sie nur einer Wahnvorstellung zum Opfer gefallen waren. Der moderne Irrenarzt fordert vom Geheilten Krankheitserkenntnis als Kennzeichen seiner Genesung. Wir können nun aus dem 1. Korintherbriefe (15, 1—8) nachweisen, daß die Urgemeinde noch dreiundzwanzig Jahre nach der Auferstehung geschlossen an ihrer Überzeugung festhielt, JEsus seinerzeit als Auferstandenen gesehen zu haben. Wenn die Gegner diese jahrzehntelang anhaltende Überzeugung der ersten Jünger wirklich mit ihrer Halluzinationshypothese psychologisch befriedigend erklären wollen, dann müssen sie annehmen, daß jene Halluzination damals, als Paulus seinen 1. Korintherbrief schrieb, immer noch anhielt. Sie müssen dann allen Ernstes behaupten, daß mindestens fünfhundertundvierzehn Personen wenigstens dreiundzwanzig Jahre lang unausgesetzt ein und dieselbe Wahnvorstellung halluziniert haben. Diese Urgemeinde, welche den nachfolgenden Jahrhunderten immer als religiöses Vorbild vorgeschwebt hat, muß dann fast nur aus dauernd Irrsinnigen bestanden haben. Wenn aber jene fünfhundertundvierzehn Zeugen nicht dauernd irrsinnig waren, so konnten und mußten sie also wissen, ob sie JEsus vor dreiundzwanzig Jahren wirklich gesehen hatten oder nicht.

Paulus kennt genau den Unterschied zwischen visionären Seelenzuständen und objektiv wirklichen Vorgängen, wie die ihm nur einmal gewordene Erscheinung des Auferstandenen, deren ganzer religiös-sittlicher Bedeutung er sich auch völlig bewußt war. — Die Apostel besaßen nachweislich hinreichende Übung und Erfahrung, ihre visionären Seelenzustände von der Erscheinung wirklicher, objektiver Dinge zu unterscheiden. Wir können das aus den anerkannt echten Briefen des Apostels Paulus nachweisen. Paulus schreibt 2 Kor. 12, 1—4: „Ich will auf Gesichte und Offenbarungen des HErrn kommen. Ich kenne einen Menschen in Christus, der vor vierzehn Jahren [also schon im Jahre 39 nach Christus] — ich weiß nicht: im Leibe oder außer dem Leibe (Gott weiß es) — bis zum dritten Himmel entrückt ward. Und ich weiß von demselben Menschen, daß er — im Leibe oder außer dem Leibe, das weiß ich nicht (Gott weiß es) — in das Paradies entrückt ward und hörte unaussprechliche Worte, die kein Mensch wiedergeben darf." Die Spitze aller Angriffe gegen die Wirklichkeit der Auferstehung pflegt sich gegen ihren Hauptzeugen, Paulus, zu richten. Wir können nun aus obiger Stelle beweisen, daß Paulus mindestens schon neun Jahre nach der Auferstehung eine klare Selbstbeurteilung seiner visionären Zustände besaß. Er unterschied nach obiger Stelle schon damals deutlich zwischen seinen häufigen Visionen und der einmaligen, objektiven Erscheinung des Auferstandenen. Er machte auch in seiner öffentlichen Verkündigung einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden: er hielt es für seine Pflicht, über den Inhalt seiner Visionen zu schweigen (2 Kor. 12, 4), während er die einmalige Tatsache der Auferstehung in den Mittelpunkt seiner Predigt rückte (Röm. 10, 9; 1 Kor. 15, 3—11). Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß ein Mann mit so viel bewußter Selbstkritik sich damals bei der Erscheinung des Auferstandenen getäuscht haben sollte. — Wir haben vorhin gesehen, daß die Halluzinationshypothese im besten Falle nur dann als Erklärung der andauernden Überzeugung der ersten Jünger in Betracht kommen kann, wenn man gleichzeitig annimmt, daß die Halluzinationen, deren Inhalt der Auferstandene war, sich jahrzehntelang immer wiederholten. Tatsache ist aber, daß die leiblichen Erscheinungen des Auferstandenen mit der Bekehrung des Paulus, also nach kurzer Zeit und dann für immer, plötzlich aufhörten. Paulus schreibt (1 Kor. 15, 8) ausdrücklich: „am letzten von allen — gleichsam dem verkehrt Gebornen — erschien er auch mir". Auch in der Apostelgeschichte werden drei Visionen erwähnt, bei welchen JEsus dem Apostel Paulus erschienen ist: in Korinth (18, 9), im Tempel (22, 17—21) und in der Burg zu Jerusalem (23, 11). Aber der Apostel war sich klar darüber, daß er es hier mit Visionen und nicht mit leiblichen Erscheinungen JEsu zu tun hatte. Die erste fand „bei Nacht im Gesichte", die zweite „in Verzückung", die dritte „in der Nacht" statt. Je häufiger der Apostel visionäre Zustände hatte, um so mehr mußte er imstande sein, das in seinen Gesichten Geschaute von

seinen sinnlichen Beobachtungen in der Wahrnehmungswelt der nüchternen Wirklichkeit zu unterscheiden. Paulus hat daher die leiblichen Erscheinungen JEsu vor den Jüngern und vor Damaskus stets scharf von seinen visionären Erlebnissen unterschieden. Jene schlossen ihm mit seinem Damaskuserlebnisse ein für allemal ab. Diese dagegen dauerten an. Beide gehörten grundsätzlich verschiedenen Kategorien an. Die Halluzinationshypothese erklärt also gerade das nicht, worauf es hier ankommt, nämlich wie die Jünger noch nach dreiundzwanzig Jahren, als die „Halluzinationen" nachweislich schon lange aufgehört hatten, noch immer an diesem Glauben mit vollster Überzeugung festhalten konnten. Und wie die Apostel Visionen und Halluzinationen zu unterscheiden wußten von objektiven Vorgängen, so waren sie sich auch der ganzen sachlichen, sittlichen und religiösen Tragweite ihrer Behauptung klar bewußt. Paulus bekennt 1 Kor. 15, 14. 15 im Namen seiner Mitapostel: „Wenn Christus nicht auferweckt ist, so ist also auch unsere Predigt gegenstandslos, aber auch euer Glaube ist gegenstandslos. Wir [Apostel] werden aber auch als falsche Zeugen Gottes erfunden, weil wir in bezug auf Gott bezeugt haben, daß er Christus auferweckt habe, den er nicht auferweckt hat." Die Möglichkeit einer Selbsttäuschung war also hiernach für die Apostel ganz ausgeschlossen. Ist Christus nicht wirklich auferstanden, so waren die Apostel nach ihrer Selbstbeurteilung vom sachlichen Standpunkte aus Irrlehrer, vom moralischen Standpunkte aus Betrüger. Sie hätten in der Tat nur das Grab zu öffnen brauchen, in das sie den Leichnam JEsu vor 36 Stunden oder selbst vor Jahren gelegt hatten, um sich von ihrer etwaigen Selbsttäuschung zu überzeugen. Hätten sie dieses nicht getan, so hätten sie fahrlässig und leichtfertig eine Behauptung in die Welt posaunt, deren Tragweite sie in jeder Hinsicht kannten. Sie wären moralisch unentschuldbar. Solche schwärmerischen Konfusionsräte werden keine Weltreformatoren größten Stils. Sie können wohl zeitweise Rausch und Taumel, aber nicht, wie die Apostel, für alle Zeiten Kraft und neues Leben in eine sterbende und entartete Welt bringen.

Der Glaube an die leibliche Auferstehung JEsu entsprach auch weder dem damaligen Denken noch der damaligen Stimmung der Apostel und kann also daraus ebenfalls nicht erklärt werden. — Die Apostel waren in der pharisäischen Dogmatik aufgewachsen. Diese lehrte die allgemeine Auferstehung aller Toten beim Kommen des Messias. Aber die Auferstehung eines einzelnen aus den Toten in der Zwischenzeit war ihr ein fremder Gedanke (vgl. Joh. 11, 23—25; 20, 9; Mark. 9, 10). Als Mose und Elias den Jüngern auf dem Berge erschienen (Matth. 17, 1—9), kam niemand von ihnen auf den Gedanken, daß diese schon auferstanden sein könnten. Es war nur ein „Gesicht" (Matth. 17, 9). Sie erwarteten daher die Auferstehung JEsu gar nicht (Luk. 24, 25—27). Als Maria Magdalena den Auferstandenen sah, meinte sie, es sei der Gärtner — ein Zeichen, daß sie

jeden andern zu sehen erwartete als gerade JEsus. Sie dachten nicht einmal an die Möglichkeit seiner Auferstehung. Sonst hätten die Frauen nicht noch am Ostermorgen an sein Grab gehen können, um seinen Leichnam einzubalsamieren (Mark. 16, 1. 2). Ja noch mehr, alle standen der ersten Botschaft von der erfolgten Auferstehung mit Mißtrauen, einer sogar mit scharf ablehnender Kritik (Joh. 20, 24. 25) gegenüber. Obwohl JEsus ihnen seine Auferstehung in unmißverständlichen Worten vorausgesagt hatte, konnten sie sich doch in diesen Gedanken selbst nach seiner erfolgten Auferstehung noch nicht finden (Mark. 16, 14), so fremdartig war er ihnen. Sie sahen in ihr anfangs „ein Märchen" (Luk. 24, 11). — Der Glaube an die Auferstehung JEsu hatte ebensowenig in der damaligen Stimmung der Jünger irgendwelche Anknüpfungspunkte. Wir können ihre Stimmung kurz vor und kurz nach der Kreuzigung am deutlichsten an der markantesten Persönlichkeit des Urkreises, an Petrus, beobachten. Petrus war kurz vor der Kreuzigung ein ganz anderer als kurz nach derselben. Vor derselben war Petrus so feige und verzagt, daß er vor einem Dienstmädchen erschrak und seinen Meister mit einem Meineide verleugnete (Luk. 22, 55—60). Kurz nach der Hinrichtung JEsu sehen wir dann diesen selben Petrus voll flammender Freude und Siegeskraft. Er bezeugt wie ein Löwe den Mördern seines Meisters JEsus als HErrn und Messias (Apost. 2, 14—36). Wie erklärt sich geschichtspsychologisch dieser plötzliche Wechsel, der die größte Revolution in der Religionsgeschichte verursacht hat? Der Tod JEsu kann diese Erklärung unmöglich abgeben. Er konnte die Niedergeschlagenheit des Urkreises nur bis zur trostlosen Hoffnungslosigkeit steigern. Ebensowenig wäre eine bloße Selbstbesinnung imstande gewesen, diesen plötzlichen Stimmungs- und Charakterumschlag hervorzuzaubern. Nach allen Gesetzen der Psychologie muß damals etwas von außen her in das Leben der Urgemeinde hereingetreten sein, das diese auffallende und erfolgreiche Wendung zureichend erklärt. Wer die Auferstehung JEsu annimmt, findet geschichtspsychologisch keine weiteren Schwierigkeiten mehr. Wer sie aber leugnet, steht an dem entscheidenden Wendepunkte der Geschichte vor einem unlösbaren Rätsel. Unser Hauptzeuge endlich, der Apostel Paulus, hatte nicht die geringste Neigung für das Evangelium, bis er durch eine plötzliche Erscheinung JEsu dessen Jünger wurde. Er war ein begeisterter Anhänger des Rabbinismus gewesen, an dessen Weltberuf er mit der ganzen Glut seiner orientalischen Seele geglaubt hatte. JEsus und sein Evangelium stand im diametralen Gegensatz zu seinem jüdisch-partikularistischen, pharisäisch-gesetzlichen Denken. Er war der personifizierte Haß des damaligen Judentums gegen die Auferstehung JEsu. Er war nach seinem Selbstbekenntnisse (Gal. 1, 13—17) gerade auf dem Wege nach Damaskus gewesen, wo er die Jünger des Auferstandenen hatte verfolgen wollen, als er gewaltsam durch eine Erscheinung JEsu aus der Achsenlage seines bisherigen Denkens und Wollens her-

ausgeworfen wurde. Er hätte diese JEsuserscheinung mit der ihm eigenen, eisernen Willenskraft als eine satanische Versuchung von sich geschleudert, wenn es möglich gewesen wäre. Alles in ihm mußte sich gegen sie sträuben. Er wußte, daß seine bisherigen Freunde ihre Wirklichkeit nicht anerkennen würden. Sie kostete ihn einen kläglichen, öffentlichen Widerruf, die Feindschaft seines heißgeliebten Volkes, ein Leben der Entbehrung und Heimatlosigkeit und schließlich einen qualvollen Märtyrertod. Paulus war scharfblickend genug, um mit einem Blicke alle diese Folgen zu überschauen. Wenn er trotzdem die Wirklichkeit dieser JEsuserscheinung anerkannte, so bleibt nur eine Erklärung übrig: sie war eben von einer solchen sinnlich greifbaren Anschaulichkeit, daß kein Ausweg mehr für ihn blieb. Der Pharisäer Saulus wurde von ihr wie von einem Blitze auf offener Heerstraße erschlagen. Zusammenfassend sagen wir also: Der hysterische Halluzinator pflegt nur das zu sehen, was er erwartet, fürchtet oder liebt. Seine Wahnerscheinungen sind gespenstige Luftspiegelungen seines krankhaft erregten Innern. Aber die Apostel sahen JEsuserscheinungen, die gänzlich außerhalb ihrer Dogmatik, Stimmung und Erwartung lagen. Sie nahmen sie anfangs mit Mißtrauen auf. Das ist der Grundunterschied zwischen beiden Arten von Erscheinungen.

Die Auferstehung JEsu fand unter solchen Umständen statt, daß die Entdeckung ihrer etwaigen Unwahrheit nicht hätte ausbleiben können. — Der Prozeß JEsu war der größte Sensationsprozeß Israels. Ein ganzes Volk nahm mit leidenschaftlichster Erregung an ihm teil. Er schien mit der Hinrichtung des Angeklagten für immer beendigt zu sein. Plötzlich traten die Apostel mit ihrer Verkündigung der Auferstehung JEsu öffentlich hervor. Dieser politische Schachzug der Messiaspartei stellte den eben erfochtenen Sieg der Regierung wieder in Frage. Er beschwor eine neue, leidenschaftliche Erregung über das ganze Volk herauf. Er war eine feierliche, öffentliche Anklage der führenden Männer Israels. Diese übertraf an Schwere ihres Inhalts alle Vorwürfe, die JEsus zu seinen Lebzeiten gegen das Rabbinentum erhoben hatte. Sie bezichtigte die höchste Behörde Israels indirekt eines Verbrechens, dessen Furchtbarkeit ein Judenhirn überhaupt nicht ausdenken kann: des Messiasmordes. Die Pharisäer und Schriftgelehrten hatten daher das höchste Interesse daran, sich gegen dieses moralische Attentat der Messiaspartei öffentlich zu wehren: sie mußten nachweisen, daß die Apostel entweder Betrüger oder Verrückte waren. Dieser Beweis wäre für sie sehr leicht zu führen gewesen, wenn JEsus nicht wirklich auferstanden wäre. Man bedenke, wie günstig die Umstände für sie lagen: Die Hohenpriester und Pharisäer erkannten von Anfang an die Bedeutung der Leiche JEsu. Sie trafen daher Schutzmaßregeln zur Sicherung derselben. Der Verlust des Körpers JEsu wurde auch sofort von ihnen bemerkt (Matth. 27, 62—66; 28, 11—15). Die Apostel stellten ferner die Behauptung, JEsus sei von den Toten auferstanden, sehr bald

nach seiner Hinrichtung, und zwar am selben Orte, wo die Hinrichtung erfolgt war, auf. Nach fünf Jahren wäre eine solche Behauptung, die etwa in Korinth erhoben worden wäre, schon schwerer zu kontrollieren gewesen. Aber Paulus berichtet 1 Kor. 15, 4 ausdrücklich, daß JEsus schon am dritten Tage nach seiner Hinrichtung wieder auferstand. Die Pharisäer hätten also damals nur den Leichnam JEsu in einem feierlichen Umzuge durch die Straßen Jerusalems zu tragen oder auf Golgatha öffentlich ausstellen zu lassen brauchen. Dann wäre der Unfug der apostolischen Verkündigung von der Auferstehung JEsu für jeden Vernünftigen für immer erwiesen gewesen. Warum haben die Pharisäer und Schriftgelehrten dieses nicht getan? Wer die Wirklichkeit der Auferstehung JEsu leugnet und die Halluzinationshypothese an ihre Stelle setzt, muß daher annehmen, daß nicht nur die Apostel und die ganze Urgemeinde, sondern auch der Hohe Rat sowie alle Pharisäer und Schriftgelehrten Israels damals plötzlich den Verstand verloren haben, und daß der Kritiker allein den seinigen behalten hat. Wir fragen die Gegner: Wo ist der Leichnam JEsu geblieben? Die Pharisäer sagten: Die Jünger JEsu haben ihn gestohlen (Matth. 27, 62—66; 28, 11—15). Aber dann wären die Apostel bewußte Betrüger gewesen. Wie hätten sie als solche eine Religion verkündigen können, an der alles Heiligkeit und Entsagung ist? Wie hätten sie für diesen Betrug Märtyrer werden können? (1 Kor. 15, 30—32). Die Pharisäer aber können den Leichnam JEsu nicht gestohlen haben; sie hätten Tausende von Silberlingen gegeben, wenn sie desselben damals hätten habhaft werden können. Es könnte nur ein ganz Uninteressierter ihn vielleicht arglos fortgenommen und irgendwo anders hingeschafft haben. Zunächst ist das schon sehr unwahrscheinlich. Kein Jude berührte eine Leiche, wenn es nicht wirklich nötig war, weil er sich dadurch verunreinigte. Aber angenommen, jemand hätte trotzdem aus einem unbekannten Grunde damals die Leiche JEsu fortgetragen. Dann hätte dieser Dritte doch nachher von der einzigartigen, kirchenpolitischen Bedeutung seiner Handlung erfahren müssen. Die Frage nach der Auferstehung JEsu erregte ja die nächsten vierzig Jahre hindurch ganz Israel. Sie spaltete das Judentum in zwei feindliche Heerlager. Er hätte also nur ein Wort zu sagen und die Leiche JEsu zu schaffen brauchen, so hätte er sich ein Vermögen verdienen können. Er hatte keinen Grund zum Schweigen. Im Gegenteil, er hatte alle Veranlassung zum Reden. Wäre die Behörde durch einen Zufall nachträglich hinter seine Handlung gekommen, und er hätte sie verschwiegen, so wäre er bei ihr in den schlimmsten Verdacht gekommen. Also auch diese Ausflucht der Gegner ist ein Schritt der Verzweiflung. Noch unglücklicher ist endlich die Behauptung, JEsus sei nicht wirklich tot gewesen, als er vom Kreuze abgenommen wurde, er sei vielmehr in seinem Grabe aus seinem Starrkrampfe plötzlich wieder erwacht; die Jünger aber hätten dann geglaubt, er sei aus den Toten auferweckt worden.

Zunächst ist es schon nicht wahrscheinlich, daß seine erbitterten Feinde JEsus lebendig vom Kreuze herunterließen. Aber selbst zugegeben, JEsus sei wirklich nach seiner Abnahme vom Kreuze aus seiner tiefen Ohnmacht erwacht. Dann vergegenwärtige man sich nur seine körperliche Verfassung. Seine Stirne war von den Stacheln der Dornenkrone zerstochen. Er blutete an beiden Händen und Füßen aus Wunden, an denen die Last seines Körpers viele Stunden lang gezerrt hatte. Seine Seite war von einem Lanzenstiche durchbohrt. Das Fleisch hing an seinem Rücken von der furchtbaren Geißelung in Fetzen herab. Wäre sein Aufkommen überhaupt noch möglich gewesen, so hätte er jedenfalls einer monatelangen, peinlichen Pflege bedurft. Wie hätte dieser hilflose Krüppel, der sich im besten Falle nach Monaten, von seinen Jüngern im Rücken und unter beiden Armen gestützt, von seinem Lager bis zum Waschtische mühselig schleppen konnte, in dieser ganzen Zeit auf die Jünger den Eindruck des Siegers über Tod und Grab machen können!? Wie hätten sie diesen unglücklichen Invaliden als den Lebensfürsten anbeten können?! Die Jünger hätten auf diese Idee gar nicht kommen können, selbst wenn sie noch so urteilslose Dummköpfe gewesen wären. Und wären sie wirklich darauf gekommen, so hätte JEsus es bemerken und sie über ihren Irrtum aufklären müssen. Hätte er es nicht getan, so wäre er selber zum Betrüger geworden. Wer also diese windige Scheintodhypothese festhalten und folgerichtig denken wollte, müßte die Apostel geradezu für blödsinnig und JEsus für einen Schwindler erklären. Und er hätte endlich noch nachzuweisen, wo sich JEsus während der ganzen Folgezeit unentdeckt versteckt gehalten hätte, als die Apostel seine Auferstehung in Israel verkündigten und damit alle ihre Mitbürger öffentlich aufforderten, auf seine Person und ihren Verbleib zu fahnden. Ist JEsus dagegen wirklich von den Toten auferstanden, dann ist für die exakte Geschichtsforschung alles psychologisch durchsichtig. Im andern Falle bleibt es unverständlich, wo die Leiche JEsu oder JEsus selber geblieben ist.

Die Falschheit des apostolischen Zeugnisses von der Auferstehung JEsu würde ein größeres Wunder als seine Wahrheit sein. — War die Auferstehung JEsu eine Einbildung seiner ersten Jünger, so war diese Selbsttäuschung selber ein Wunder. Ein Wunder zunächst hinsichtlich ihrer Entstehung. Die Auferstehung JEsu war ein leicht festzustellendes Phänomen. Wann haben sich 514 Männer von der Charakterart und sittlichen Urteilskraft der Apostel je in der Geschichte oft und unabhängig voneinander in dieser groben Weise getäuscht? Wann sind je zwei Leiter zweier großen, sich leidenschaftlich bekämpfenden, geschichtlichen Strömungen wie Saulus und Petrus in derselben Wahnvorstellung eins geworden? Gewiß kommt es vor, daß hysterische Visionäre, die innerlich miteinander sympathisieren, sich gegenseitig ihre Wahnvorstellungen suggerieren. Aber gerade diese Voraussetzung der inneren Sympathie lag hier nicht vor. Sie können auch eine urteils-

lose Menge eine Zeitlang fanatisieren. Aber ein solcher Krankheitsprozeß schreitet dann bald fort. Neue und andersartige Wahnvorstellungen pflegen in den Köpfen der führenden Irrlehrer bald die erste gemeinsame und grundlegende zu verdrängen. Solche geisteskranken Fanatiker zerfallen daher bald wieder unter sich. Schließlich werden sie auch vor den Massen, die anfangs das Unerhörte in ihnen anstaunten, als Verrückte offenbar. Wo aber konnten je 514 Zeugen noch nach dreiundzwanzig Jahren geschlossen und einmütig bei aller sonstigen großen individuellen Verschiedenheit ein Ereignis bezeugen, das lediglich auf einer rohen Selbsttäuschung beruhte? Und das unter dem immer wachsenden Widerstande einer Umgebung, die ebenso skeptisch wie gehässig war? Man vergesse doch nicht, daß im übrigen ernstliche, persönliche Spannungen selbst unter den Aposteln vorkamen (Gal. 2, 11—14). Wie konnte sich unter diesen Verhältnissen der Selbstbetrug einer so bunt zusammengewürfelten Zeugenschar dreiundzwanzig Jahre lang behaupten? Würden nicht wenigstens die Verständigeren in dieser langen Zeit wieder vernünftig geworden sein? Wäre dann nicht eine Spaltung in dieser Zeugenschar eingetreten? War die Auferstehung JEsu eine Einbildung, so steht diese hartnäckige und geschlossene Einbildung einzigartig in der Geschichte da. Sie selber war dann ein — Wunder. — Diese Selbsttäuschung wäre ferner ein Wunder hinsichtlich ihrer geschichtlichen Wirkung. Für den Juden war ein gekreuzigter Messias ein solcher Widerspruch in sich selbst wie ein viereckiger Kreis für den Mathematiker. Nur jene seltsame „Einbildung" der Apostel, daß sie den toten JEsus nach seiner Hinrichtung leiblich gesehen und sogar grundlegende Befehle von ihm empfangen hätten, gab ihnen den moralischen Mut, der Welt einen hingerichteten Verbrecher als den Sohn Gottes zu verkündigen. Ohne jene „Selbsttäuschung" wäre das Evangelium mit JEsus begraben worden. Es wäre niemals der größte Geistesfaktor der Weltgeschichte geworden. Mithin ruht der ganze historische Erfolg des Evangeliums letzthin auf jener „Selbsttäuschung". Worin besteht dieser historische Erfolg? JEsus beherrscht jetzt ein geistiges Königreich, welches dem Namen nach den dritten Teil aller Bewohner des Erdballs umfaßt. Es hat in allen Jahrhunderten mehr „Federn für und gegen sich in Bewegung gesetzt, mehr Themata für Predigten, Reden, Abhandlungen, gelehrte Bücher, Werke der Kunst und Loblieder geliefert als die ganze Menge der großen Männer alter und neuer Zeit". Es hat den Gang der Religions- und Kulturgeschichte in den letzten zwei Jahrtausenden in der zivilisierten Welt innerlich bestimmt. Es hat selbst seine erbittertsten Gegner tiefer befruchtet, als sie sich eingestehen wollen. Das Evangelium wurde in jedem Menschenalter immer nur von wenigen erkannt und noch seltener klar verkündigt. Aber wo es wahrhaft gepredigt wurde, hat es neues Leben, Frieden, sittlichen Aufschwung und kulturellen Fortschritt in den sittlichen Modergeruch der Menschheit ausgeströmt. Tausende haben in allen Zeitaltern



und Zungen, oft nach lebenslangen Irrfahrten, bekannt, in ihm die Wahrheit entdeckt zu haben. Dieser einzigartige, noch immer wachsende Erfolg des Evangeliums ruht also letzthin auf der Auferstehung JEsu. Wäre sie eine Selbsttäuschung der Apostel gewesen, so hätte der Irrtum seit Jahrtausenden neues Leben, Frieden, sittlichen Aufschwung und kulturellen Fortschritt erzeugt. Die Wahrheit dagegen hätte in dieser ganzen Zeit religiöse Fäulnis, Verzweiflung, sittliche Entartung und kulturellen Niedergang zur Folge gehabt. Noch hat sich diese „Wahrheit" nicht völlig rein darstellen können. Aber der philosophische Miserabilismus eines Schopenhauer, der ethische Wahnsinn eines Nietzsche, der kommunistische Radikalismus eines Bebel und die schwarmgeistige Sinnlichkeit einer Ellen Key läßt uns ahnen, was wir zu gewärtigen haben, wenn die „Wahrheit" erst einmal endgültig über den „Irrtum" gesiegt hat. Ist die Auferstehung JEsu eine Selbsttäuschung der Apostel gewesen, dann hat seit bald zwei Jahrtausenden der Tod das Leben und das Leben den Tod erzeugt. Der Unglaube tut also weiter nichts, als daß er an die Stelle des einmaligen und vernünftigen Wunders der Auferstehung JEsu dieses neue, millionenfach sich wiederholende, unsinnige Wunder setzt. Der Freidenker muß aber, um diese verzweifelte Stellung halten zu können, zu noch verzweifelteren Mitteln greifen. Zunächst muß er die großen, heiligen und bewährten Wohltäter der Menschheit — die Apostel — für halbverrückte Schwärmer erklären. Ferner muß sich der Unglaube dabei einer Methode bedienen, die in ihrer Konsequenz die gesamte Geschichtswissenschaft aufhebt. Sobald man nämlich erst einmal grundsätzlich zugibt, daß sich 514 Zeugen von dem Charakter und Urteile der Apostel über ein so leicht festzustellendes Phänomen, wie die Auferstehung JEsu es war, im guten Glauben wiederholt in gröbster Weise täuschen konnten, kann jeder Sophist jede andere ihm unbequeme Geschichtstatsache mit derselben Methode leicht beseitigen. Wir müssen daher gerade als exakte Geschichtsforscher dagegen protestieren, daß das Freidenkertum aller Schattierungen mit seiner Dogmatik die Geschichte totschlägt. Endlich nimmt der Unglaube mit seiner Leugnung der Auferstehung JEsu dem unerbittlichen Denker jede Hoffnung des Lebens. Statt einer göttlichen Wirklichkeit macht er eine Wahnidee zur vorwärtstreibenden Seele der geistigen Entwicklung der letzten zwei Jahrtausende. Er enthauptet damit die Menschheitsgeschichte. Das Evangelium fordert Glauben. Aber das Freidenkertum mutet seinen Anhängern einen wahren Köhlerglauben zu.

Der aus den vier, auch von den radikalsten Kritikern als echt anerkannten Briefen Pauli erbrachte Beweis für die Wahrheit der Wunder des Christentums wird entsprechend verstärkt durch die Tatsache, daß die moderne Kritik eine große Ernüchterung erfahren hat, indem auch die liberalen Theologen, obwohl sie immer noch die Wunder leugnen, durch die Macht der Tatsachen gezwungen worden sind, die Echtheit der Synoptiker sowie die der meisten andern Schriften des Neuen Testa-

ments zuzugeben. — Wir gingen in unsern bisherigen Untersuchungen von dem geringen Reste aus, den selbst die Kritik eines Strauß und Baur hatte stehen lassen müssen. Seit dieser Kritik sind zwei Menschenalter verstrichen. Die Sache des Evangeliums steht jetzt, geschichtswissenschaftlich betrachtet, viel günstiger als vor siebzig Jahren. Die moderne Kritik hat die übereilungen jener älteren Kritik offen zugegeben und bereits ihren Rückzug angetreten. Der Führer des Neurationalismus, Adolf Harnack, sieht sich in seinem schon mehrfach zitierten Werke, „Die Chronologie der altchristlichen Literatur bis Eusebius" I (1897, S. 7), zu folgender Erklärung gezwungen: „Es hat eine Zeit gegeben — ja das große Publikum befindet sich noch in ihr —, in der man die älteste christliche Literatur, einschließlich das Neue Testament, als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen meinte. Diese Zeit ist vorüber. Für die Wissenschaft war sie eine Episode, in der sie vieles gelernt hat, und nach der sie vieles vergessen muß. Die Ergebnisse der folgenden Untersuchungen gehen in ‚reaktionärer' Richtung noch über das hinaus, was man etwa als den mittleren Stand der heutigen Kritik bezeichnen könnte. Die älteste Literatur der Kirche ist in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, literarhistorisch betrachtet, wahrhaftig und zuverlässig. Im ganzen Neuen Testament gibt es wahrscheinlich nur eine einzige Schrift, die als pseudonym im strengsten Sinne des Wortes zu bezeichnen ist, den zweiten Petrusbrief." S. 237 desselben Werkes schreibt Professor Harnack: „Es wird eine Zeit kommen — und sie ist schon im Anzuge —, in der man sich um die Entzifferung literarhistorischer Probleme auf dem Gebiete des Urchristentums wenig mehr kümmern wird, weil das, was überhaupt hier auszumachen ist, zu allgemeiner Anerkennung gelangt sein wird — nämlich das wesentliche Recht der Tradition, wenig bedeutende Ausnahmen abgerechnet." Wir brauchen also bei den vier großen paulinischen Briefen nicht stehen zu bleiben. Die moderne Kritik gibt jetzt im Gegensatze zu der Strauß-Baurschen Schule, die sich überlebt hat, die Geschichtlichkeit der HErrnworte der drei ersten Evangelien im großen und ganzen wieder zu. Ganz entschieden verwirft sie eigentlich nur noch die Wunder JEsu, aber nicht deshalb, weil diese geschichtlich schlechter bezeugt wären als jene. Sie verwirft sie vielmehr grundsätzlich, weil sie aus allgemein-philosophischen Erwägungen heraus meint, daß Wunder überhaupt unmöglich seien.

Sind, wie gezeigt, die Wunder der Apostel und die Auferstehung JEsu historisch-wissenschaftlich erwiesen, so läßt sich auch nichts Grundsätzliches mehr einwenden, weder gegen die Wunder JEsu bei den Synoptikern noch gegen die Echtheit dieser Schriften, weil sie Wunder berichten. — Die moderne Kritik sagt so: „Die drei ersten Evangelien sind etwa vier Jahrzehnte nach dem Tode Jesu endgültig aufgezeichnet worden. Die Erinnerungen der Urgemeinde an das Leben Jesu haben also vor dieser schriftlichen Aufzeichnung in unsern Evangelien erst eine

längere Zeit mündlicher Überlieferung zu durchlaufen gehabt. In dieser sind sie mythisch verwildert, legendarisch gefärbt und ins Wunderbare gesteigert worden. Wir können also das Wunderbare in den Evangelien ruhig auf die Rechnung der geschichtlich bereits getrübten Erinnerung der Urgemeinde setzen und als sagenhafte Wucherungen ohne Schaden für die Kernworte und das Lebenbild Jesu kritisch ausscheiden." Diese Kritiker versuchen das Urchristentum rein „natürlich" zu erklären. Das ist die geheime Absicht, die sie bei der Aufstellung dieser Hypothese leitet. Angenommen selbst, sie könnten mit einem Scheine von Wissenschaftlichkeit die Wunder aus den drei ersten Evangelien kritisch ausscheiden. Dann ist ihr Versuch, das Urchristentum rein „natürlich" zu verstehen, trotzdem als gescheitert anzusehen, denn ihre Hypothese versagt bei den Apostelwundern und der Auferstehung JEsu völlig. Diese sind uns ja nach der eigenen geschichtlichen Grundlage der Gegner nicht erst aus drittem oder viertem Munde, sondern von den Wundertätern und Augenzeugen selber persönlich überliefert. Der Versuch, alle urchristlichen Wunder kritisch zu entfernen, gerät also in Widerspruch mit der eigenen, geschichtlichen Grundlage unserer Gegner. Die geschichtlich glänzende Bezeugung der Apostelwunder und der Auferstehung JEsu durchlöchert die gegnerische Stellung. Sie bedeutet den geschichtswissenschaftlichen Bankerott des theologischen Freidenkertums. Dieses kann demnach gegen die Wunder der drei ersten Evangelien nichts Grundsätzliches mehr einwenden. — Die drei ersten Evangelien schreiben den Aposteln schon bei Lebzeiten des Meisters Wundertätigkeit zu (z. B. Matth. 10, 1—8). Die Apostelwunder, welche uns in den vier großen paulinischen Briefen zuverlässig bezeugt sind, geben uns eine geschichtliche Kontrolle der Zuverlässigkeit wenigstens dieser Partie der drei ersten Evangelien. Das ist aber deshalb wichtig, weil von den Wundern der drei ersten Evangelien gerade die Apostelwunder dem Glauben die größte Schwierigkeit bereiten. Wenn nur JEsus oder nur die Apostel Wunder getan haben könnten, so wären wir alle geneigt, noch eher JEsus als den Aposteln Wundertätigkeit zuzubilligen. Da die Apostelwunder nach der gegnerischen Grundlage gewiß sind, so sind die JEsuswunder wenigstens wahrscheinlich. Diese Mutmaßung wird durch die Tatsache bestätigt, daß auch die Apostel ihre Wunder nicht der Kraft ihrer eigenen Religiosität, sondern ihrem auferstandenen Meister zugeschrieben haben (Gal. 2, 20; 1 Kor. 12, 4—11; 2 Kor. 3, 17; Röm. 15, 18. 19).

Wer die Wunder JEsu leugnet, vermag weder den Eindruck seiner Persönlichkeit auf das Volk noch den Glauben der Apostel an seine Messianität zu erklären. — Eine Hypothese ist wissenschaftlich in dem Grade berechtigt, als sie in einfachster Weise gegebene Tatsachen allseitig und einheitlich erklärt. Die gegnerische Hypothese der kritischen Leugnung der Geschichtlichkeit der JEsuswunder der drei ersten Evangelien leistet aber das reine Gegenteil davon. Sie macht an sich ein-

fache und psychologisch durchsichtige Verhältnisse zu einem geschichtlich unerklärbaren Problem. Es ist eine geschichtlich völlig gesicherte Tatsache, daß das orthodoxe Judentum kurz vor dem Auftreten JEsu auf seine Bibel eingeschworen war. Es glaubte an die in der Judenbibel berichteten Wunder des Mose und Elias. Es erwartete damals ferner den in seiner Bibel verheißenen Messias. Dieser wurde als ein übermenschliches, mit göttlichen Kräften ausgerüstetes Wesen gedacht. Man glaubte von ihm, daß er die gestorbenen Söhne Israels auferwecken und durch dieses Allmachtswunder die Heiden zur Anbetung Jehovahs bringen werde. Paulus charakterisiert das damalige Judentum mit den Worten: „Die Juden fordern Zeichen", 1 Kor. 1, 22. In einem solchen Volke trat JEsus mit seinen messianischen Ansprüchen auf und warb aus ihm seine Apostel und Jünger. Hätte JEsus keine Wunder getan, so bleibt es psychologisch unbegreiflich, wie er mit seinen messianischen Ansprüchen sein Volk drei Jahre lang in eine atemversetzende Spannung bringen konnte. Ein Jude hätte in damaliger Zeit einen wunderlosen Messias auch nicht einen Augenblick ernst nehmen können, selbst wenn dieser wie ein Engel vom Himmel gepredigt hätte. Das messianische Selbstbewußtsein JEsu forderte notwendig das Gegengewicht seiner Wunder. Sonst hätte es auf das Judentum dieses Zeitalters lächerlich statt aufregend und überwältigend gewirkt. Konnte der Messias an Wundertätigkeit hinter einem Mose und Elias zurückstehen? An dieser Logik auch des einfachsten Israeliten wäre der wunderlose JEsus der „modernen" Theologie in jenem Zeitalter von vornherein in seinem Einflusse gescheitert. Speziell von den Uraposteln steht ein Dreifaches geschichtlich fest: 1. Sie waren vor und blieben nach ihrer Bekehrung zu JEsus schriftgläubige Juden, die in der Judenbibel lebten und aus ihr ihre Beweise nahmen. 2. Sie hielten JEsus nach ihrer Bekehrung für den von Mose und den Propheten geweissagten Messias Israels. Dieser Messias sollte aber nach ihrer Bibel Wunder tun. 3. Sie lebten drei Jahre lang Tag und Nacht mit JEsus zusammen. Sie mußten also doch wissen, ob JEsus Wunder getan hat oder nicht. Wer mit den Gegnern die Wunder im Leben JEsu leugnet, kann daher die Entstehung des Glaubens der Urapostel an JEsus als an den Messias geschichtspsychologisch nicht verstehen. Gibt man dagegen die JEsuswunder der drei ersten Evangelien als geschichtliche Tatsachen zu, so ist der apostolische Glaube an die Messianität JEsu sofort restlos erklärt. Die gegnerische Hypothese macht also selbst so gewisse Tatsachen wie den Glauben der Apostel an JEsus zu einem Rätsel. Sie leistet mithin das Gegenteil von dem, was eine berechtigte Hypothese leisten soll: sie erklärt nicht das Dunkle, im Gegenteil, sie verdunkelt vielmehr das Klare.

Eine nichtige Ausflucht ist die Behauptung, daß die Apostel und das Volk sich von ihrer Begeisterung für die gewaltige Persönlichkeit JEsu so hinreißen ließen, daß sie zu einer sachlich ruhigen Prüfung der

Messianität JEsu nicht befähigt waren. — Zugegeben, es wäre so, daß sich die Apostel und das Volk in einer Stimmung der Begeisterung befunden hätten, die ruhige Prüfung ausschloß. Sie hätten bald eine Korrektur gefunden! Einer machte jedenfalls eine Ausnahme von der allgemeinen Trunkenheit: es war der phantasielose, kalt rechnende Geldmensch Judas Ischariot. Es gibt bekanntlich in keinem Volke der ganzen Welt etwas so kritisch Zersetzendes wie den Scharfsinn eines Juden, der vor der Wahrheit flüchtet. Judas war aber ein Jude dieses Schlages. Er hatte JEsus und seine Sache immer vom rein geschäftlichen Standpunkte aus angesehen. Später fiel er ganz von JEsus ab, als sich ihm das Evangelium nicht genügend bezahlt machte. Hätte JEsus keine wirklichen Wunder getan, so wäre dieser Mangel einem Judas nicht verborgen geblieben. Er hätte sich spätestens nach seinem Verrate hierauf berufen, um seinen Abfall „biblisch" zu rechtfertigen, und dafür gesorgt, daß auch den Aposteln die Augen über diesen dogmatischen Ausfall im Auftreten JEsu aufgegangen wären. Dann waren ferner noch die Pharisäer und Schriftgelehrten da, die das Versäumte nachholen konnten. Standen die Massen in der Weißglühhitze des Fanatismus, so umlauerten dafür die Pharisäer JEsus drei Jahre lang mit dem Scharfblicke des Hasses. Bei ihnen war ein Übermaß kühlster Kritik gegen JEsus vorhanden. Sie waren sich klar darüber, daß, wenn JEsus siegte, sie damit ihren Einfluß über die Massen verlieren würden. Sein Sturz wurde für sie immer mehr eine politische Existenzfrage. Sie fürchteten seine Lehren und haßten seine Person. Sie suchten nach Gelegenheiten, ihn öffentlich als einen Irrgeist zu entlarven (Mark. 12, 13). Sie hielten offizielle Sitzungen ab, um geeignete Maßregeln zu seinem Sturze zu beraten (Luk. 6, 11). Hätte JEsus die in der Judenbibel vom Messias geweissagten Wunder nicht wirklich getan, so hätten die Pharisäer dieses dogmatische Manko sofort festgestellt. Sie hätten damit eine ebenso bequeme wie naheliegende und zeitgemäße Handhabe zu seinem Sturze gehabt. Sie brauchten nur mit der Judenbibel in der Hand auf diesen Widerspruch zwischen jenem biblischen Messias, der Wunder tun sollte, und diesem falschen Messias, der keine Wunder tun könne, hinzuweisen. Das wäre doch vernünftiger gewesen, als JEsus zu kreuzigen. Dieser Weg des Schriftbeweises lag ihnen als Schriftgelehrten besonders nahe. Sie waren sämtlich rabbinisch-juristisch geschult. Auch pflegten sie ihn nachweislich in andern Stücken gegen JEsus zu beschreiten. Ja, JEsus forderte sie offen zu diesem Schriftbeweise heraus: er berief sich vor ganz Israel gerade auf die Judenbibel, die von ihm und seiner Messianität zeuge (vgl. z. B. Luk. 4, 21; Joh. 5, 39. 45—47). Wir fragen unsere Gegner: Wie konnten sich Tausende der gelehrtesten, scharfsinnigsten und gehässigsten Männer Israels unter diesen Umständen drei Jahre lang eine so naheliegende und tödliche Waffe gegen JEsus entgehen lassen? Es gibt nur eine befriedigende Antwort auf diese Frage: JEsus tat eben wirklich die

Wunder, welche die Evangelien von ihm berichten. Nimmt man die Geschichtlichkeit der Evangelienwunder an, dann ist das Verhalten der Pharisäer und Schriftgelehrten geschichtspsychologisch durchaus verständlich. Dann existiert hier überhaupt kein Problem. Die gegnerische Hypothese dagegen schafft erst künstlich ein Problem. Und dieses Problem ist dann noch dazu unlösbar.

Hat JEsus die in den Synoptikern von ihm berichteten Wunder nicht wirklich getan, so ist ihre allgemeine Verbreitung in der Urgemeinde schon zu Lebzeiten der Apostel unerklärlich. — Die Apostel überwachten ihre Gemeinden mit der persönlichen Liebe, „wie eine nährende Mutter ihre eigenen Kinder pflegt", 1 Thess. 2, 7. Sie warnten sie vor auftauchenden Irrlehren, Apost. 20, 30; Gal. 1, 6. 7; 1 Tim. 4, 7; 6, 20. 21; 2 Tim. 3, 14. Wir kennen auch ihr Urteil über alle eigenmächtigen Zusätze zum Evangelium. Paulus sagt: „Wenn auch wir oder ein Engel aus dem Himmel euch etwas als Evangelium verkündigten außer dem, was wir euch als Evangelium verkündigt haben, der sei — verflucht", Gal. 1, 8. Und Johannes schreibt: „Jeder, der weiter geht und nicht bleibt in der Lehre des Christus, hat Gott nicht. Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht bringt, so nehmt ihn nicht ins Haus auf und grüßt ihn nicht. Denn wer ihn grüßt, nimmt teil an seinen bösen Werken", 2 Joh. 9—11. Schroffer könnte man legendarische Einschiebungen kaum verurteilen. Angenommen, Glieder der Urgemeinde hätten versucht, JEsus die Wunder der drei ersten Evangelien anzudichten. Dann hätten doch die Apostel diese Geschichtsfälschung merken und sofort bekämpfen müssen. Paulus gab Röm. 16, 17 die Parole aus: „Ich ermahne euch aber, daß ihr achthabt auf die, welche Zwiespalt und Ärgernis anrichten entgegen der Lehre, die ihr gelernt habt [natürlich von uns Aposteln], und wendet euch von ihnen ab!" Es wäre nach diesem Grundsatze zu einem heftigen Kampfe gekommen zwischen den Aposteln und diesen schwärmerisch-abergläubischen Irrlehrern mit ihren erdichteten Wunderberichten über JEsus. Und es müßten sich dann doch noch Spuren dieses Kampfes in den erhaltenen Briefen finden. Das völlige Fehlen solcher Spuren in den apostolischen Briefen zeigt uns, daß die gegnerische Hypothese rein aus der Luft gegriffen ist. Dazu kommt, daß in den Gemeinden hin und her noch Hunderte von Augenzeugen des Lebens JEsu lebten, 1 Kor. 15, 6. Diese wechselten nicht selten ihre Wohnsitze und Ortsgemeinden, so daß sie sich ziemlich überall hin verteilten. Sie waren ferner Helden, welche die Lüge haßten und für die erkannte Wahrheit nicht selten das Schafott bestiegen. Teilweise standen sie moralisch durchaus auf apostolischer Höhe, Phil. 3, 15. 17. Diese hätten doch jene Geschichtsfälschung, welche die Substanz des Evangeliums für alle Zeiten zu verändern drohte, bemerken müssen auch an Orten, wo sie etwa den Aposteln verborgen geblieben war. Sie hätten sich doch um ihres Gewissens willen gegen diesen neu auftauchenden Aberglauben

öffentlich erklären müssen. Entspräche die gegnerische Hypothese der Wirklichkeit, dann würde sich in den Urgemeinden hin und her eine Partei von Altgläubigen gebildet haben, welche die ursprüngliche Überlieferung von dem wahren, wunderlosen JEsus gegen die Schwärmer und Phantasten festzuhalten versucht hätte. Wir haben eine genügende Kenntnis von den Kämpfen des Urchristentums; sie drehten sich aber sämtlich um das Gesetz, die Beschneidung, den Sabbat und die Speisegebote. Wir finden in sämtlichen neutestamentlichen Schriften auch nicht die Spur eines solchen Kampfes um die Wunder des Lebens JEsu. Die gegnerische Hypothese widerspricht daher sowohl den Tatsachen wie der Analogie der Geschichte.

Wäre der Glaube aller Apostel, aller unmittelbaren Jünger JEsu und der ganzen christlichen Urgemeinde, daß JEsus die von ihm in den Evangelien berichteten Wunder wirklich getan habe, nur ein Wahn, nur eine unerklärliche Betäubung und Einbildung, so hätte er sich unmöglich zu halten vermocht wider das Zeugnis der zahlreichen, entschlossenen Gegner des Christentums außerhalb der Kirche. — Die Gegner sagen: „Die Urgemeinde war eben samt den Aposteln und unmittelbaren Jüngern JEsu von dem abergläubischen Wunderwahn über das Leben JEsu wie betäubt." Dann waren aber noch andere Aufpasser über die Gemeinden da. Wäre der Protest nicht von innen gekommen, so wäre er ganz gewiß von außen erfolgt. Dieser „Wundermythus" war spätestens im Jahre 70 geschichtlich abgeschlossen; denn unsere Gegner setzen die Entstehung des Markusevangeliums spätestens in dieses Jahr. Es bleiben also für seine Bildung im ganzen höchstens 43 Jahre (von 27 bis 70 n. Chr.). Wir bitten, dabei eins zu beachten: Die Urgemeinde galt bis zur Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 als eine jüdische Sekte, welche ihre ersten Mitglieder gewöhnlich aus der Synagoge gewann. Die Urgemeinde drohte in diesen Jahrzehnten die Synagoge zu sprengen. Und die Synagoge ihrerseits versuchte sich jener nach Kräften zu erwehren. Das Leben JEsu war, geschichtlich betrachtet, nur das Vorspiel und JEsu Hinrichtung nur die Eröffnung dieses vierzigjährigen Krieges der Synagoge gegen die Urgemeinde. Die Urgemeinde erkannte die Judenbibel als ihre Heilige Schrift an; ihre Führer waren sämtlich und ihre Mitglieder zum großen Teile Juden und frühere Synagogenmitglieder. Andererseits wurde sie zum Teil blutig von den Synagogen verfolgt. Die Leiter der Synagogen, die Pharisäer und Schriftgelehrten, mußten daher in diesen vierzig Jahren, in denen der fragliche „Wundermythus" entstanden sein könnte, von allen Vorgängen im Schoße der Urgemeinde gründlich unterrichtet sein. Im Mittelpunkte jenes Kampfes stand aber in diesen vier Jahrzehnten die Frage nach der Messianität JEsu. Und diese wurde von urchristlicher Seite eben mit den Wundern JEsu bewiesen. Die Wunder des Lebens JEsu waren also in diesen Jahrzehnten die Hauptwaffe der urchristlichen Apologetik gegen die Synagoge (Apost. 2, 22. 24; 10, 36—38; Joh. 20, 30. 31).

Die pharisäische Polemik hatte daher alles Interesse daran, die Wunder JEsu als ein Ergebnis des Aberglaubens und der Schwärmerei der Urgemeinde hinzustellen. Warum haben die Pharisäer nicht die neue, schwärmerische Wendung der urchristlichen Lehre über die Person JEsu sofort an den Pranger gestellt?! Es ist ein Rechtsgrundsatz aller Völker, daß eine Tatsache dann als erwiesen gilt, wenn diejenige Partei, die an ihrer Leugnung ein Interesse hat, ihre Wirklichkeit zugibt. Wenn dieser Grundsatz richtig ist, dann ist die Tatsächlichkeit der Wunder JEsu geschichtlich erwiesen; denn selbst die Pharisäer und Schriftgelehrten haben sie unumwunden zugegeben. Nach den Evangelien machten die Pharisäer nur einmal den Versuch, ein Wunder JEsu als ein bloßes Scheinwunder zu entlarven (Joh. 9, 13—34). Aber dieser Versuch scheiterte völlig. Sonst wagten sie die Tatsächlichkeit seiner Wunder nicht in Abrede zu stellen (Matth. 9, 34; 12, 24; Joh. 3, 2; 11, 47). Sie versuchten sie nur anders zu erklären: JEsus soll sie nicht in der Kraft Gottes, sondern in der Kraft Satans gewirkt haben. Und das Organ der pharisäischen Orthodoxie, der Talmud, sagt: „Jesus vollbrachte seine Wunderwerke mittels Zauberei, die er aus Ägypten mitgebracht hatte.“ Hierzu bemerkt Laible (JEsus Christus im Talmud, S. 47): „Der Zusatz ‚aus Ägypten‘ gibt dem Gedanken Ausdruck, daß JEsus einer ungewöhnlichen Zauberei mächtig gewesen sei. Von Ägypten, jenem Lande der Zauberkunst, in dem man die Wunder des Mose nachzuahmen verstand, heißt es Qidduschin 49 b: ‚Zehn Maß Zauberei sind in die Welt herabgekommen. Neun Maß hat Ägypten und ein Maß die gesamte übrige Welt überkommen.‘ Der Unterschied, der in jenem Satze zwischen ägyptischer (gesteigerter) und außerägyptischer (gewöhnlicher) Zauberei gemacht wird, muß festgehalten werden, um zu begreifen, warum der Talmud JEsus in Ägypten seine Zauberkunst erlernt haben läßt, während doch außerhalb Ägyptens die Zauberei durchaus nichts Fremdes war (Apost. 19, 19).“ Die Behauptung also, JEsus habe seine Zauberkunst nicht von einheimischen Zauberern, sondern in Ägypten gelernt, besagt, daß er ein Erzzauberer gewesen sei. JEsu Wunder müssen von einer selbst die Pharisäer verblüffenden Augenscheinlichkeit gewesen sein. Sie müssen so handgreiflich massiv gewesen sein, daß sie jede Ausflucht und Umdeutung von vornherein niederschlugen und aussichtslos machten. Sonst hätten die Pharisäer sie sicherlich als Einbildung oder Schwindel unbeachtet beiseitegeschoben. JEsus tat eben seine Wunder drei Jahre lang in breitester Öffentlichkeit auf Schritt und Tritt beinahe in jedem Flecken Israels. Hunderte von Geheilten, vielleicht auch einige von aus dem Tode Erweckten, wandelten noch jahrzehntelang nach seiner Hinrichtung als lebendige Zeugen im Volke umher. Der altchristliche Apologet Quadratus kannte noch im Anfange des zweiten Jahrhunderts einige von ihnen, die damals noch am Leben waren. Die Tatsache, daß selbst seine scharfblickenden Feinde die Wirklichkeit der Wunder JEsu niemals zu leugnen gewagt haben,

läßt nur eine doppelte Erklärung zu: entweder hat JEsus diese Wunder wirklich getan, oder seine Feinde hatten sämtlich — den Verstand verloren. Wer das letztere annimmt, zeigt damit, wie sehr sein geschichtliches Urteil durch seine metaphysische Abneigung gegen das Wunder geblendet ist. Es waren aber noch andere Aufpasser über die Gemeinden da, die eine derartige Geschichtsfälschung, wie die gegnerische Hypothese sie voraussetzt, alsbald öffentlich gebrandmarkt hätten. Die Urgemeinden waren überall von Abtrünnigen umgeben, die entweder wegen offenbarer Sünde von ihr ausgeschlossen (Matth. 18, 15—17; 1 Kor. 5, 2—5; 2 Kor. 13, 10; 1 Tim. 1, 20) oder unter dem Drucke der Verfolgung oder aus Sündenliebe von ihr abgefallen waren (1 Tim. 5, 12; 2 Tim. 4, 10). Diese waren mit den inneren Verhältnissen der Gemeinden genau bekannt. Sie hätten eine derartige Geschichtsverschiebung des ursprünglichen JEsusbildes bald bemerkt. Solche Verräter pflegen andererseits das Bedürfnis zu haben, ihren Parteiwechsel vor der Welt moralisch zu rechtfertigen. Zu diesem Zwecke bemängeln sie mit Vorliebe nachträglich die Kreise, die sie verlassen haben, und pflegen ihren Schritt als eine sittliche Pflicht hinzustellen. Wäre die gegnerische Hypothese richtig, dann hätten diese Abtrünnigen bald offen erklärt, daß sie sich wegen einer in der Gemeinde um sich greifenden schwärmerischen Irrlehre über das Leben JEsu zum Austritte gezwungen gesehen hätten. Wir fordern von unsern Gegnern den Nachweis eines solchen Protestes der Abtrünnigen gegen die Wunder JEsu. Solange die Gegner ihn nicht führen, können wir ihre Aufstellungen nur wissenschaftlich leichtfertig nennen.

Das Geschichtsbild JEsu hätte sich der Urgemeinde nur dann in solchem Umfange, wie die Gegner annehmen, verschieben können, wenn sie eine fiebernde Einbildungskraft besessen hätte. — Die von der Urgemeinde uns hinterlassene Literatur gibt uns aber den entgegengesetzten Eindruck. Unsere Evangelien sind von rednerischer und dichterischer Überschwenglichkeit auffallend frei. Ein Geist herber, unpersönlicher, wir möchten beinahe sagen gleichgültiger Sachlichkeit durchweht sie. Ihr Stil ist ein trockner, wortkarger Chronikstil. Hinter der marmorweißen Kolossalgestalt JEsu verschwindet die Persönlichkeit des Berichterstatters völlig. Die Evangelisten haben nicht einmal gewagt, ihrem Meister ein Wort der Bewunderung oder des Lobes zu spenden. Männer mit einer indisch wuchernden Phantasie, wie die gegnerische Hypothese sie vorausgesetzt, schreiben wahrlich anders. Wir müssen also — so beschließt von Gerdtell seine Ausführungen — vom Standpunkte der Geschichtswissenschaft aus folgendes Schlußurteil abgeben: Die Leugnung der JEsuswunder ist nicht nur überflüssig, sondern verwirrend. Sie macht das Unverständliche nicht verständlich. Im Gegenteil, sie macht das Verständliche unverständlich. Sie widerspricht gesicherten geschichtlichen Tatsachen. Sie stößt nach allen Seiten hin auf unüberwindliche Denkschwierigkeiten. Wer die gegnerische Hypothese annimmt, verzichtet

damit auf ein geschichtliches Verständnis des Urchristentums. Sie leistet also in jeder Beziehung das Gegenteil von dem, was eine wissenschaftlich berechtigte Hypothese leisten sollte. Der voraussetzungslose Geschichtsforscher muß sie daher rein aus inneren Gründen seiner Wissenschaft ablehnen. Er müßte vielmehr die Tatsächlichkeit der Wunder des Lebens JEsu selbst dann fordern, wenn sie geschichtlich noch so ungenügend beglaubigt wären. Und selbst wenn es möglich wäre, die JEsuswunder der drei ersten Evangelien geschichtskritisch zu verwerfen, so bleiben doch noch die Apostelwunder und die Auferstehung JEsu als unerschütterliches Urgestein im Schwemmlande der Überlieferung stehen. Die Kritik kann ihre geschichtlich glänzende Bezeugung nicht bestreiten. Ist das apostolische Evangelium aber nur durch ein einziges, geschichtlich gesichertes Wunder beglaubigt, so ist die gegnerische Stellung grundsätzlich und für immer durchbrochen. Dann ist das apostolische Evangelium eben nicht „rein natürlichen" Ursprungs. Und auf ein paar Wunder mehr oder weniger kommt es dann nicht mehr an. Wer also die urchristlichen Wunder trotzdem ablehnt, verwirft sie jedenfalls nicht aus geschichtlichen Erwägungen heraus. F. B.

Vermischtes.

Der atheistische Monismus. Die Feinde des Christentums, insonderheit unter den modernen Wissenschaftlern, stellen vielfach mit Stolz und Selbstbewußtsein dem christlichen Glauben ihren Monismus entgegen. In Hamburg wurde 1911 von Wilhelm Ostwald feierlich das „monistische Jahrhundert" eröffnet. Diese Monisten wollen vorgeblich auf dem Wege exakter Wissenschaft eine einheitliche Weltanschauung anbahnen, indem sie die große Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit auf ein System von Naturgesetzen zurückzuführen sich bemühen. Ihr eigentliches Interesse ist aber ein dogmatisches, nämlich Gott und die Seele, Religion, Moral und Gewissen aus der Welt zu schaffen. Dies Interesse beherrscht und fälscht ihr Forschen und Philosophieren, ihr vorgebliches „Bestreben, auf rein wissenschaftlichem Wege eine Weltanschauung zu gewinnen". Der Monistenbund ist weiter nichts als eine Vereinigung von Atheisten, die dem Christentum auf dem Wege der Naturwissenschaften beizukommen und ihm den Garaus zu machen suchen. Die bisher von Häckel, Ostwald und andern aufgestellten monistischen Systeme sind beherrscht von zwei Grunddogmen: 1. „Leib und Seele sind eins." 2. „Gott und Welt sind eins." Das erste soll heißen: Die Seele ist in der Weise an den Leib gebunden, daß sie mit demselben lebt und mit ihm stirbt. Das zweite will sagen: Es gibt keinen persönlichen Gott, kein weltschaffendes, welterhaltendes, denkendes, fühlendes, wollendes Wesen. Bisher haben die Monisten aber, wie

sie gelegentlich selber kleinlaut zugeben müssen, eine solche „einheitliche Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Basis“ noch nicht gefunden. Was sie wirklich haben, ist nur der Wille zu einer solchen atheistischen Weltanschauung, der böse Wille, der auch dem gegenteiligen Zeugnis der Natur und Wissenschaft Trotz zu bieten entschlossen ist.

Von dem Ohnmachtsgefühl der Monisten sagt R. Mumssen in einem Vortrage über „Monismus und Christentum“: Für das Christentum ist die momentane Situation so günstig wie nur irgend möglich. Mit welcher Sicherheit trat im vorigen Jahrhundert der alte antichristliche Monismus, der Materialismus, auf! Alle Welträtsel waren gelöst, alle Weltanschauungsfragen waren erledigt. Die Wahrheit hatte sich, wie man meinte, als außerordentlich einfach herausgestellt. Vielleicht haben Sie einmal die älteren Romane Friedrich Spielhagens gelesen, „Problematische Naturen“ und „Hammer und Amboß“. In diesen finden Sie materialistische Mediziner; die vergehen fast vor Verwunderung darüber, daß die Menschen nicht einsehen, wie einfach die Wahrheit ist. Lesen Sie die älteren Auflagen von Büchners „Kraft und Stoff“, lesen Sie Moleschotts „Kreislauf des Lebens“, lesen Sie Vogts „Köhlerglaube und Wissenschaft“! Überall derselbe zuversichtliche Ton, dasselbe fröhliche „Heureka, ich hab's gefunden! Geist ist Materie! Gedanken sind Gehirnbewegungen!“ Dann nehmen Sie Häckel, der, ein wenig vorsichtiger als seine Vorgänger, den Geist in die Materie hineinverlegt und jedem Atom im ganzen Weltall ein Stückchen „Seele“ zudiktiert, bis er schließlich zur Weltseele gelangt und so, um mit Büchner zu reden, „den alten, lieben Herrgott“ wieder einführt, obgleich er dies durchaus nicht will. Und schließlich nehmen Sie Ostwald, der im Gegensatz zu Häckel die herkömmlichen Begriffe „Materie“ und „Atome“ streicht, zum beherrschenden Prinzip die „Energie“ erhebt und nun meint, den Weg zu einer einheitlichen Weltanschauung gefunden zu haben. Nehmen Sie die königliche Sicherheit, in der man einst meinte: „Wir haben die Einheit entdeckt, wir haben das Wesen aller Dinge erkannt“, und vergleichen Sie damit die tastende Unsicherheit, in der man heute sich bemüht, der Sache ein wenig näher zu kommen, um in der Zukunft einmal zu einer Einheit, einem System, zu gelangen: und Sie merken, was man nicht merken will, daß das naturalistische Antichristentum gegen eine Wand gelaufen ist und sich den Kopf gestoßen hat. Das konnte auch gar nicht ausbleiben, denn an dem granitnen Felsen der Wahrheit scheitert der Schiffer, der sich nicht eben auf diesen Felsen rettet. — Wie „Lehre und Wehre“ bereits in einer früheren Nummer berichtet hat, ist mit Januar dieses Jahres die monistische Zeitschrift eingegangen, und der Monistenbund hat sich, wenigstens für die Zeit des Krieges, so gut wie aufgelöst. Noch ehe also diese Helden zu einem eigentlichen Anlauf wider das Christentum gekommen sind, fühlen sie sich schon wie ein geschlagenes Heer.

„Leib und Seele sind eins.“ Interessant ist es, wie Mumssen die Monisten mit dieser ihrer Lehre ad absurdum führt. Er sagt: Wie verhält es sich zunächst mit der behaupteten Einheit von Leib und Seele? Da kommt zunächst der alte Materialismus und behauptet, wenn auch keineswegs durchgehend und konsequent: „Geist ist Materie: Gedanken sind Gehirnbewegungen, Gefühle sind Gehirnbewegungen, Sinnesempfindungen (wie Sehen, Hören, Riechen, Schmecken) sind Gehirnbewegungen. So skrupellos das behauptet wird, so unsinnig ist es. Gelänge es wirklich einem Physiologen, vermöge wunderbarer Brillen und Mikroskope, mein Gehirn in lebendem Zustande zu beobachten, was würde er dort sehen? Doch nur lauter Bewegungen, aber nicht eine einzige Empfindung! Wenn ich im Augenblicke ein Schmerzgefühl habe, das der betreffende Physiolog bisher nicht gekannt hat, und er sieht nun die Gehirnbewegung, die nach psychophysischen Gesetzen jenem Schmerzgefühl entspricht, kennt er nun das betreffende Schmerzgefühl? Nein, er kennt es noch lange nicht, und wenn er die Gehirnbewegung noch so genau beschreiben kann. Erst wenn er selber jenen Schmerz gefühlt hat, dann kennt er ihn und würde ihn dann auch kennen, wenn er von der betreffenden Gehirnbewegung keine Ahnung hätte. Ist das also dasselbe: Gehirnbewegung und Schmerzempfindung? Nein, es ist nicht dasselbe! „Tonne“ und „Faß“ ist dasselbe, das heißt: wenn ich die Tonne sehe, sehe ich auch das Faß. „Rennen“ und „Laufen“ ist dasselbe; das heißt: wenn ich das Rennen sehe, sehe ich auch das Laufen. Aber wenn ich die Gehirnbewegung sehe, sehe ich noch lange nicht die Schmerzempfindung. Also ist Gehirnbewegung und Schmerzempfindung nicht dasselbe. Das heißt, der alte, radikale Materialismus ist völlig unhaltbar.

Häckels Atomseelenschwindel. Mumssen fährt also fort: Nun kommt Ernst Häckel und macht einen andern Vorschlag. Er sagt: Jedes Atom im ganzen Weltall ist beseelt. Indem nun die Atome in meinem Kopfe sich zusammensetzen und mein Gehirn bilden, bilden die betreffenden kleinen Atomseelen durch Zusammensetzung meine Menschenseele. Wenn ich also sehe, höre, rieche, schmecke, denke, fühle, will, so sehen, hören, riechen, schmecken, denken, fühlen, wollen in Wahrheit Millionen von Atomen. Auch das ist unhaltbar. Ein Beispiel statt vieler: Ich schaue mir ein hübsches Gemälde an. Was geschieht da? Zweifellos sind — wenigstens nach der herkömmlichen naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise — Millionen von Atomen meines Gehirns durch jenes Gemälde (vermittelst der „Ätherschwingungen“) in Bewegung gesetzt. Gleichzeitig sehe ich das Bild. Also: Millionen, oder sagen wir kurz: tausend Atome schwingen: das ist die Gehirnbewegung; und ich sehe das Bild: das ist die Empfindung. Kann man nun wirklich sagen: „Die tausend Atome sehen das Bild; jedes sieht ein kleines Stückchen, also sehen sie zusammen das ganze Bild“?

Stimmt diese Rechnung? Nein, sie stimmt nicht! Wenn wirklich jedes Atom ein kleines Stückchen sieht: das eine ein Stückchen grau, das zweite ein Stückchen schwarz, das dritte ein Stückchen rot, das vierte ein Stückchen blau und so weiter, wird auf diese Weise wirklich ein Bild gesehen, ein Gemälde, eine Gestalt? Keineswegs. Nur lauter einzelne mosaikartige Stückchen würden so gesehen, aber es fehlte ihre Zusammenstellung, ihre Anordnung, ihre Gruppierung. Ich aber sehe das Ganze, ich sehe nicht nur die Teilchen, ich sehe die Gruppierung, das heißt, ich sehe ein Bild. Ich sehe also etwas, was die tausend Atome, zusammenaddiert, nicht sehen können. Also bin ich, der Eine, ein anderer als die tausend Atome. Also bin ich erst recht ein anderer als das ganze Gehirn. Also bin ich vollends ein anderer als der ganze Leib. Im Unterschiede vom Leibe bezeichne ich daher mich selber, mein eigenes und eigentliches Ich, als die Seele. (Leib und Seele, genauer Gehirn und Seele, sind zu vergleichen mit zwei Maschinenrädern, die durch einen Treibriemen miteinander verbunden sind und daher so lange alle Bewegungen miteinander teilen, bis einmal das eine Rad zertrümmert, und demzufolge der Riemen hingefallen und das zweite Rad frei geworden ist. Der „Treibriemen", der den lebendigen Leib mit der lebendigen Seele verbindet, ist das psychophysische Naturgesetz. Sobald das eine Rad, der Leib, zertrümmert ist, ist dies Naturgesetz hinfällig, und die Seele frei geworden.) Also auch der Häckelsche Monismus ist nicht zu halten.

Ostwalds energetische Einheitslehre. Wir wenden uns — sagt Mumssen weiter — nun zu Ostwald, der einen wesentlich andern Standpunkt einnimmt. Er verwirft die Lehre von den Atomen, er verwirft den Begriff der Materie und gründet seine Weltanschauung ganz auf den Energiebegriff. Damit glaubt er auch die Kluft zwischen Leib und Seele überbrücken zu können. Empfindungen und Bewegungen sind für ihn zwei verschiedene Erscheinungsformen der Energie. Was ist „Energie"? Energie heißt Arbeit, genauer: „Arbeit oder alles, was aus Arbeit entsteht und in Arbeit umgesetzt werden kann." Dem Physiker ist der Energiebegriff längst geläufig. Wenn zum Beispiel eine gröbere Bewegung eine feinere erzeugt, so kann man messend und rechnend diese beiden Bewegungen miteinander vergleichen, indem man hüben und drüben die Masse mit der Geschwindigkeit multipliziert. Stellt sich nun heraus, daß diese Produkte einander gleich sind, so kann man sagen: Die Energie hat nur ihre Form gewechselt, sie selber ist die gleiche geblieben. Natürlich läßt sich so etwas nur bei gleichartigen Vorgängen feststellen, wie bei den Bewegungen der Körperwelt. Für ungleichartige Vorgänge gibt es kein gemeinsames Maß; sie sind, wie man sagt, „inkommensurabel". So die Vorgänge, die verschiedenen Gebieten des Seelenlebens angehören. Ich kann wohl behaupten: „An der linken Seite habe ich stärkere Zahn-

schmerzen als an der rechten"; aber ich kann, wenn ich etwa in zu heißes Badewasser steige, nicht sagen: „Meine Schmerzempfindung ist jetzt stärker als meine Wärmeempfindung." Vollends unmöglich aber ist ein derartiger Vergleich zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen. Was ist denn stärker, die Nervenschwingung oder das Gefühl, das dadurch hervorgerufen wird? Wo wird mehr „Arbeit" geleistet? Diese Frage ist völlig unsinnig. Nur eine gewisse „Proportionalität" läßt sich hier feststellen, das heißt, man kann sagen: „Je stärker die Schwingung, um so intensiver das Gefühl" (im einzelnen ergibt dies sehr komplizierte Formeln), aber weiter gehen kann man nicht. Mit solcher Proportionalität begnügt sich denn auch Ostwald. Was folgt aus dem allem? Daß man innerhalb bestimmter Grenzen den Energiebegriff als rechnerische Größe verwerten kann, um bestimmte, zahlenmäßig, mathematisch festzustellende Beziehungen zwischen den Vorgängen auf einen Ausdruck zu bringen. Der Weltanschauungswert des Energiebegriffes ist gleich Null, selbst dann, wenn man mit Ostwald der „Energie" zuliebe Materie und Atome streicht. Der Satz: „Bewegungen und Empfindungen sind zwei Erscheinungen der Energie" ist, als Weltanschauungssatz betrachtet, absolut nichtssagend. Solange man unter „Bewegungen" wirkliche Bewegungen und unter „Empfindungen" wirkliche Empfindungen versteht, liegt es auf der Hand, daß man es mit zwei völlig ungleichartigen Wirklichkeiten zu tun hat. Will man zu einer Einheit gelangen, so muß man entweder erklären: „Das, was wir Bewegung nennen, existiert nicht in der Wirklichkeit", oder behaupten: „Das, was wir Empfindungen, Vorstellung, Gedanke nennen, existiert in Wirklichkeit nicht." Diese zweite Behauptung aber wäre völlig unsinnig. Schon der alte Cartesius stellt es fest, und keiner kann ihm hierin widersprechen: „Wenn alles Täuschung wäre, so bliebe immer noch die Tatsache, daß ich mich täusche, also etwas denke, vorstelle oder mir vorzustellen glaube." Das heißt: Das Denken ist nicht aus der Welt zu bringen; die Realität des Geistes muß unbedingt anerkannt werden. Existiert nun in der Welt nur einerlei, so kann dies eine nur der Geist sein. Gibt es aber außer dem Geist Wirklichkeiten, die nicht Geist sind, dann haben wir eben zweierlei, dreierlei oder vielerlei, aber mit dem eigentlichen „Monismus", mit der Überbrückung der Kluft zwischen Geist und Körper, ist es aus. Mit andern Worten: Denkbar ist nur der eine wirkliche Monismus, der spiritualistische, das heißt, die Lehre: „Alles Existierende ist Geist." Erst dann würde der „Energetiker" ein wirklicher und klarer Monist, wenn er erklären wollte: „Energie" ist „Geist". Was will das sagen? Daß es mit der Einheit von Leib und Seele, so wie der naturalistische Monismus sie gern haben möchte, nichts ist.

Monistische Einheit Gottes und der Welt. Interessant ist es, wie Mumsen die Monisten auch mit diesem Dogma ihrer Einheitslehre

zuschanden macht. Wie steht es nun — sagt er in der angeführten Rede — mit der andern Einheit, der Einheit von Gott und Welt? Hier ist die Verlegenheit des modernen Monismus noch offenkundiger. Auf der einen Seite nämlich arbeitet die monistische Naturwissenschaft daran, den „Zweckbegriff“ aus der Welt zu entfernen und die Entstehung des Menschen aus der „Urzelle“, ja aus der anorganischen Natur als eine Selbstverständlichkeit darzutun, die jeden höheren Willen überflüssig macht. Auf der andern Seite aber kommt die monistische Naturphilosophie, wo sie konsequent durchgedacht wird, immer wieder dazu, unsern kleinen Menschenwillen als ein kleines Stück eines großen „Naturwillens“, unsere kleine Menschenseele als ein Stück einer großen „Weltseele“ aufzufassen. Das heißt: Den Gott, den man durch die eine Tür hinausgelassen hat, holt man durch eine andere Tür wieder herein. Das kann gar nicht ausbleiben, solange man an dem Prinzip einer wirklich „einheitlichen Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Basis“ ernstlich festhält. Denn in diesem Streben kommt doch die Überzeugung zum Ausdruck, daß die Natur, die Welt, eine Einheit ist. Ist aber die Welt eine Einheit, so kann sie nicht zerfallen in zwei völlig ungleichartige Teile, einen beseelten und einen unbeseelten, sondern jeder Stein muß der Art nach ebenso beseelt sein wie ich. Die Allbeseelungslehre ist ein notwendiges Postulat monistischer Weltanschauung, wie das auch von vielen Monisten, so von Häckel, unumwunden zugegeben wird. Aber wir müssen noch einen Schritt weiter gehen. Ist die Welt eine Einheit, dann muß auch die Weltseele eine Einheit sein, kein bloßes Konglomerat zusammenhangsloser Atomseelen. Sie muß zum mindesten so einheitlich empfinden, denken, wollen wie ich, der kleine Mensch. So hoch die Menschenseele über der Seele des Moners und der Protamöbe steht, so hoch und noch viel höher steht dann die Weltseele über der Menschenseele, allezeit einheitlich empfindend, klar denkend, zielbewußt wollend. Das heißt: Die „Weltseele“ des Monismus ist, klar erfaßt, von dem „persönlichen Gott“ des Christentums nicht mehr zu unterscheiden. Man redet in Monistenkreisen von einem „unbeirrbaren Willen der Natur, uns zu versittlichen, uns zu einem höheren veredelten Typus Mensch zu entwickeln“. Diesen „unbeirrbaren Willen der Natur“ nennt der Christ „den Willen Gottes“. Man redet von der Natur, der es „durch nicht zu fassende Bemühungen“ gelungen sei, „die Materie bis zur Geistigkeit zu sublimieren“. Diese „Natur“ ist alsdann, wie wir, ein Wesen mit Leib und Seele. Nenne ich den Leib Welt und die Seele Gott, so habe ich den Gott der Bibel nach einer Seite hin, nämlich nach der Seite seiner Innerweltlichkeit und beständigen Wirksamkeit. Daß er zugleich der Überweltliche ist, dem diese Welt ihr Dasein verdankt, ist ein Plus, eine Zugabe, des Christentums. Statt also mit Ostwald das Christentum als Vorstufe des Monismus zu bezeichnen, könnte man mit viel größerem Rechte den Monismus als Vorstufe des

Christentums hinstellen, wenn man nicht an all die einzelnen Männer denkt, die unter der monistischen „Firma“ arbeiten, sondern an die Konsequenzen, zu denen der Monismus, folgerichtig durchgeführt, führen muß. Ich wiederhole: Ist die Natur eine Einheit, und bin ich, der Mensch, ein kleiner Teil dieser „erhabenen Allnatur“, dann muß die Allnatur im Großen haben, was ich, der Mensch, im Kleinen habe, das heißt, sie muß ein persönliches Innenleben führen, sehend, hörend, denkend, fühlend, wollend. Wie sollte sie auch in mich, den Teil, das hineinlegen können, was sie selber nicht hat! Nicht wahr, die Größe, die mich hervorgebracht hat — mag man sie Gott, Allnatur, Weltall, Werdekraft nennen, oder wie man will —, muß doch zum mindesten die Kräfte haben, die sie in mich hineingelegt hat — sie muß zum mindesten denken, fühlen, wollen können. Das ist unbestreitbar. Und wenn ich vollends mich selbst als Teil dieser Allnatur auffasse — wozu ich auch ein gewisses Recht habe —, so muß ich doch aus dem Innern des Teils ersehen können, wie es im Innern des Ganzen aussieht. Wenn ich an ein Gewässer komme, und ich weiß nicht: Habe ich einen Salzwassersee vor mir oder einen Süßwassersee? dann nehme ich aus meinem Ranzen meinen Becher, tauche ihn ein, fülle ihn und trinke. Und aus dem Inhalt dieses kleinen Bechers schließe ich nun auf den Inhalt des ganzen Sees. Der Salzgehalt im Wasser des Bechers beweist den Salzgehalt im Wasser des Sees. Das kleine Wasser im Becher ist der Mensch, das große Wasser des Sees ist die Allnatur. Was im Menschen sich findet, muß in der Allnatur sich finden; ihre Innenseite heißt daher „persönliches Leben“. Man redet heutzutage in den verschiedensten Kreisen so viel von „Persönlichkeit“; aber da, wo man's am meisten sollte, tut man's am wenigsten. Das sollte man zuvörderst doch bekennen: Persönlichkeit ist, was die Welt Im Innersten zusammenhält. So wird der Monismus zu einem unfreiwilligen Bundesgenossen des Christentums. Den alten Gott wollte er los werden und hat dafür einen neuen eingeführt, der doch, bei Licht betrachtet, der alte ist und sich in immer größerer Klarheit als der alte Gott herausstellt, je rücksichtsloser man nach allen Seiten hin die Konsequenzen zieht. Nun ist das Sittengesetz ja doch wieder der Wille Gottes. Der „unbeirrbare Wille der Natur“ hat uns ja so gestaltet, daß das „Artgemäße“, das heißt, das, was dem wahren und spezifischen Wesen des Menschen entspricht, uns als unser Ideal vorschwebt. Nun ist ja doch wieder das Gewissen die Stimme Gottes im Menschen. Und dieses Gewissen bezeugt uns — was dem modernen Monisten das Allerunerträglichste ist — die Verantwortlichkeit (auch ohne lange Philosophie über den „freien Willen“), die Sünde, die Schuld, die Vergeltung, das Gericht, das Leben nach dem Tode. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Das Einigungswerk unter den Norwegern. Darüber schreibt die ohiosche „Kirchenzeitung“ vom 15. Juli 1916, wie folgt: Das Einigungswerk unter den Norwegern ist jetzt so weit gediehen, daß das Zustandekommen des vereinigten Körpers als die „Norwegische Lutherische Kirche von Amerika“ gesichert ist. Von den drei Körpern, welche hierbei in Betracht kommen, hat der eine, nämlich die Norwegische Synode, die Konstitution, die für den vereinigten Körper vorgeschlagen wurde, mit großer Majorität angenommen und hat daraufhin alle seine Behörden instruiert, alles mögliche zu tun, um eine schnelle Vereinigung zustande zu bringen. Die Abstimmung weist folgende Zahlen auf: im ganzen wurden 724 Stimmen abgegeben; 6 Pastoren und 10 Laiendelegaten waren abwesend, als die Abstimmung erfolgte; 21 Pastoren und 8 Laiendelegaten weigerten sich zu stimmen. Gegen die Vereinigung stimmten 103 Pastoren und 99 Laiendelegaten, für dieselbe 172 Pastoren und 350 Laiendelegaten. Mehr als drei Viertel der Laiendelegaten stimmten für die Vereinigung. Von 499 Laien stimmten nur 99 mit Nein. Was die Minorität im Sinne hat zu tun, weiß vorerst noch niemand. Vielleicht bleibt eine Anzahl als Synode für sich getrennt bestehen; groß dürfte der so getrennte Körper wohl nicht sein. Die Vereinigte Norwegische Synode, der zweite Körper, der hier in Betracht kommt, hielt zur selben Zeit wie die Norwegische Synode seine Sitzung und nahm einstimmig vier Beschlüsse an zur Vollziehung der Vereinigung mit den andern beiden Körpern. Es wurde berichtet, daß 1028 stimmfähige Synodalen beisammen waren, als die Vereinigte Synode in Minneapolis 1890 gegründet wurde. Der dritte Körper trägt den Namen Haugesynode und stimmte am selben Tage wie die Vereinigte Synode über die Einigung ab mit folgendem Resultat: unbedingt für Vereinigung: 142, bedingt: 32; unbedingt dagegen: 57, bedingt: 14; neutral: 26. Noch ist zu berichten, daß die Norwegische Synode ihre Beschlüsse so formulierte, daß die Vereinigung zustande kommen soll, auch wenn schließlich die Haugesynode sich zurückziehen würde. Schließlich wird in der „Kirchenzeitung“ notiert, daß man in norwegischen Kreisen die Hoffnung hegt, schon im Jahre 1917 als „Norwegisch-Lutherische Kirche von Amerika“ zusammentreten zu können, und der Freude über das Unionswerk wird in folgenden Worten Ausdruck verliehen: „Wir können uns nur freuen, daß es bei den Norwegern so weit gekommen ist, insonderheit daß die Lehrgrundlage für die Vereinigung so vorzüglich ist. Wohl stehen wir den Beteiligten ferne und können über alles einzelne in dieser wichtigen Bewegung uns nicht informieren. Soweit aber die Hauptzüge hervortreten, ist das Werk ein rühmliches und der Erfolg mit Dank gegen Gott anzuerkennen.“ — So weit das ohiosche Blatt. Uns will doch scheinen, daß die Lehrgrundlage, die der geplanten Vereinigung zugrunde liegt, einem überzeugungstreuen Ohioer durchaus nicht ungemischte Gefühle der Freude und des Dankes abnötigen sollte. Das „Opgjör“ enthält Sätze gegen den Synergismus, die kein Ohioer, der an der öffentlichen Lehre seiner Synode festhält, unterschreiben kann. Darin aber, daß zugleich dem Synergismus in der Gleichstellung der ersten und zweiten Lehrform und in der Bezugnahme auf ein „Verantwortlichkeitsgefühl für Annahme der Gnade“

ein Unterschlupf gegeben worden ist, kennzeichnet sich der unionistische Charakter des Dokuments. G.

„Das Intuitu fidei zur Seligkeit." Im *Lutheran* berichtet ein Glied des Generalkonzils über das Vereinigungswerk der Norweger und führt bei dieser Gelegenheit aus, worin eigentlich der Unterschied zwischen der Missourisynode und ihrer Gegner in der Lehre von der Gnadenwahl besteht. Es wird da gesagt: „Die Missourier lehren, die Gnadenwahl sei eine Wahl zur Seligkeit durch Heiligung des Geistes und den Glauben an die Wahrheit, und daß daher die Lehre von der Wahl die ganze Seligmachung der Erwählten umfasse, von der Berufung bis zur Herrlichmachung." Für diese Darstellung beruft sich der Verfasser auf D. Piepers Buch „Zur Einigung". Ihr gegenüber wird gestellt die Lehre unserer Gegner, die auf folgende Weise skizziert wird: „Dieser Auffassung gegenüber steht die Lehre einer ‚Wahl in Ansehung des Glaubens', wenigstens noch in neuerer Zeit von der Iowasynode vorgetragen. Nach dieser Anschauung ‚schließt die Wahl nicht die ganze Seligmachung der Erwählten, von ihrer Berufung bis zu ihrer Herrlichmachung, ein, sondern hat nur Bezug auf das letzte Resultat, auf die endliche Herrlichmachung, und der vom Geist gewirkte Glaube kommt nicht als integrierender Bestandteil der ewigen Wahl, sondern als notwendige Voraussetzung der Erwählung zur Geltung'." Am 29. Juni erfolgte im *Lutheran* eine Antwort auf diese Darstellung der Differenz, und zwar aus der Feder Prof. G. J. Fritschels. Es wird die Erklärung abgegeben, Iowa halte dafür, daß sowohl die Lehre der Konkordienformel als auch die „zweite Lehrform" ganz gut nebeneinander bestehen könnten. In der Konkordienformel werde eine Wahl im weiteren Sinne gelehrt; die schließe alles ein, was zur Seligmachung eines Menschen gehört, wie das in den acht Punkten ausgeführt werde. Dagegen beschränkten sich die späteren Dogmatiker mit ihrer Lehre, die den Gegensatz zum Calvinismus zum Ausdruck bringen sollte, auf das letzte Glied, auf die Herrlichmachung der Erwählten. Die Wahl in diesem Sinne sei „die Applikation des Evangeliums für den einzelnen am Richterstuhl Gottes". Und beide Anschauungen seien genuin lutherisch. Welche der beiden Lehrformen vorzuziehen sei, das gehöre zu den "open questions". Es bleibt also dabei, es gibt ein „Intuitu fidei zum ewigen Leben", — "the *intuitu fidei* unto eternal salvation, or entry into heaven"; aber damit stimme ganz fein die Lehre der Konkordienformel. So weit, der Hauptsache nach, Prof. Fritschel. Wie er es fertigbringt, zwei verschiedene Lehren als eine Lehre zu bezeichnen, ist uns trotz wiederholtem Lesen seines Artikels und trotz einem Vergleich, den wir dann zwischen diesem und seinem Pamphlet „Zur Einigung" angestellt haben, unverständlich geblieben. Wir können begreifen, daß Leute treu zur Lehre des Bekenntnisses halten, eben weil dieses die einfache Schriftwahrheit vorträgt. Wir können auch verstehen, daß andere die Lehre vorziehen, Gott habe sich nach dem Verhalten des Menschen, nach seinem beharrlichen Glauben, gerichtet, ehe er ihn „auserwählt" hat; denn so kommt man über das Geheimnis im göttlichen Ratschluß hinweg. Daß man aber beides lehrt: Gott hat rein aus Gnaden, ohne Rücksicht auf irgend etwas im Menschen, die Auserwählten zum Glauben und zur Seligkeit vorherbestimmt, und: Gott hat aus Rücksicht auf ihren vorhergesehenen beharrlichen Glauben die Auserwählten zum ewigen Leben vorherbestimmt — das ist uns unverständlich. Tatsächlich macht aber Prof. Fritschel gar nicht den Versuch,

diesen Gegensatz zu überbrücken. In seiner Darstellung der Lehrformen läßt er vielmehr die Lehre der Konkordienformel so wenig wie das Intuitu fidei zu seiner vollen Geltung kommen. Nur wenn Gott gewisse Personen im Glauben sterben sieht, beschließt er, sie "without fail" zu seiner Rechten zu stellen. Ja, schließlich ist es nur die Anwendung des Evangeliums "at the judgment-seat", die man mit dem Intuitu fidei lehren will. Das ist eine sehr abgeblaßte Intuitu-Lehre, eine Auffassung, die sich von dem Intuitu fidei als Erklärungsgrund der Wahl schon ganz deutlich unterscheidet, ohne aber dem biblischen Begriff einer ἐκ-λογή näher zu kommen. Und auch an der Lehre der Konkordienformel wird etwas heruntergehobelt. „Ursprung meines Gnadenstandes ist einzig und allein der ewige Plan, den Gott vor Beginn der Welt gemacht hat, und der bis auf diesen Augenblick sich in der Zeit erfüllt." Das ist offenbar vom allgemeinen Heilsplan geredet; darauf folgt: „Dieser [!] ewige Ratschluß ist nach der Konkordienformel die eine und einzige" — von uns hervorgehoben — „Ursache meiner Seligkeit und alles, was dazu gehört." Durch dieses „einzige" — das bei Iowa stehend ist, das sich aber in der Konkordienformel weder in bezug auf den allgemeinen Gnadenwillen noch in bezug auf den Wahlbeschluß findet — kennzeichnet sich der Versuch, zwischen dem Bekenntnis und der Intuitu-fidei-Lehre die Grenze zu verwischen. Man geht der Stelle der Konkordienformel, in der eben der allgemeine Gnadenwille und das Wahldekret unterschieden werden, aus dem Wege: „Und hat Gott in seinem Rat, Fürsatz und Verordnung nicht allein ingemein die Seligkeit bereitet, sondern hat auch alle und jede Person der Auserwählten, so durch Christum sollen selig werden, in Gnaden bedacht, zur Seligkeit erwählt" usw. (Sol. Decl. XI, 23.) Statt dieser schriftgemäßen Unterscheidung tritt bei Prof. Fritschel, wo er auf eine Wahl von Personen zur Seligkeit zu sprechen kommt, das Intuitu fidei ("the *intuitu fidei* unto eternal salvation") prompt genug wieder in die Erscheinung. Die Wahl hat nach iowaischer Anschauung, sobald mit ihr Ernst gemacht wird, wirklich nur das letzte Glied in der Kette zum Gegenstand, ist somit eine verstümmelte Wahllehre. Der Einsender an den *Lutheran*, der diese Auffassung iowaischer Lehre gewonnen hatte, scheint recht gesehen zu haben. Sofern man in der Iowasynode überhaupt eine Personenwahl lehrt, findet diese im Sterbestündlein, wenn nicht gar am Jüngsten Tage, statt und besteht in der Applikation des allgemeinen Gnadenratschlusses an die, welche beharrlich geglaubt haben, ist also nicht eine Ursache des Glaubens (das ist, wie wir hier wieder gelesen haben, einzig und allein der allgemeine Gnadenwille), sondern hat den Glauben zur Voraussetzung, ist durch diesen bedingt. Daß ein einfältiger Christ, der Eph. 1 und den Römerbrief liest, bei den Wörtern „verordnen", „erwählen" usw. auf diese Vorstellungen kommen sollte, will uns schlechterdings als unmöglich vorkommen. G.

Die Methodisten und die Taufe. Die Stellung der Methodistenkirche zur Lehre von der Taufe kommt im „Christlichen Apologeten" vom 26. April dieses Jahres in unmißverständlicher Weise zum Ausdruck. Es wird da geklagt, hie und da würden Abendmahl und Taufe noch von nichtordinierten Personen verwaltet. Das sei aber der methodistischen Disziplin zuwider. Auch sei kein Bedürfnis für Laientaufe da, weil Methodisten die Taufe nicht für ein zur Seligkeit notwendiges Gnadenmittel, wie die Römischen, auch nicht, wie die Lutherischen, für ein Bad der Wiedergeburt hielten. Daher falle jede Entschuldigung für die Nottaufe fort; man solle nur warten, bis

ein ordinierter Prediger, der allein das Recht hat, Sakramente zu verwalten, zur Stelle sei. Wörtlich heißt es in dem Aufsatz: „Die katholische Kirche glaubt und lehrt, daß die Taufe die Wiedergeburt ist, daß also der Mensch ohne die Taufe nicht selig werden kann. Darum taufen sie gern und so viele, wie sie nur können, um sie dadurch nach ihren Begriffen selig zu machen. Die lutherische Kirche glaubt und lehrt, daß die Wiedergeburt in der Taufe geschieht. Mithin ist auch nach ihrer Auffassung die Taufe notwendig zur Seligkeit. Darin liegt dann die Notwendigkeit und Berechtigung der Nottaufe. Wir glauben und lehren aber nicht, daß die Taufe die Wiedergeburt ist, noch auch, daß die Wiedergeburt in der Taufe geschieht, sondern einfach, daß ‚die Taufe mit Wasser das Sinnbild der Geburt aus dem Geist — der Wiedergeburt — ist, ohne welche niemand das Reich Gottes sehen — selig werden — kann'. Wir Menschen werden also nicht selig auf Grund unserer Taufe, das heißt, weil wir getauft sind, sondern einzig und allein auf Grund des Verdienstes JEsu Christi. Nach unserer Ansicht hat der HErr, als er den Bund mit den Menschen machte, ‚auch die Kinder darin aufgenommen', und ‚dadurch sind sie Teilhaber seiner gnadenreichen Segnungen geworden'. Während es nun sicherlich die heilige Pflicht christlicher Eltern ist, sofern sie überhaupt an die Gültigkeit der Kindertaufe glauben, ihre Kinder so bald als irgend tunlich in der Taufe Gott zu weihen, so hängt die Seligkeit eines Kindes, falls es ungetauft sterben sollte, doch nicht davon ab. Ein solches Kind, auch ungetauft, kommt ganz gewißlich in den Himmel auf Grund des Verdienstes JEsu Christi. Also haben wir absolut keinen Grund für die Nottaufe. Ich weiß sehr wohl, daß wir es ab und zu zu tun haben mit Leuten, die aus dem katholischen und lutherischen Lager zu uns gekommen sind, und denen diese alte, mitgebrachte, unbiblische Ansicht immer noch anhängt. In solchen Fällen, die ja immer weniger werden, haben wir uns nicht zu richten nach der Ansicht der einzelnen Leute, sondern nach der Lehre der Schrift, wie unsere Kirche sie auffaßt. Je eher wir uns ganz losmachen von dieser verkehrten Anschauung und Praxis, um so besser ist es für uns." — Instruktiv ist an dieser Darstellung nicht nur die entschiedene Ablehnung der Lehre, daß die Taufe ein Gnadenmittel ist, sondern auch die M e t h o d e der Polemik gegen die Schriftlehre. „Wir Menschen werden nicht selig auf Grund unserer Taufe, das heißt, weil wir getauft sind, sondern einzig und allein auf Grund des Verdienstes JEsu Christi." Diese Art der Gegenüberstellung durch „nicht" — „sondern" ist charakteristisch für die Irrlehre überhaupt. Man stellt einen Gegensatz auf, der gar nicht existiert, und hält ihm gegenüber eine Wahrheit, die kein Christ leugnet. Merkwürdig ist, daß der Methodist, dem doch sonst alle Lehrunterschiede gleichgültig sind, die lutherische Lehre von der Taufe für so verkehrt hält, daß hier einmal ein methodistischer Prediger sich weigern muß, die „unbiblische Ansicht" zu stützen. Die Nottaufe soll auf keinen Fall gebraucht werden; dagegen läßt man es dahingestellt sein, ob christliche Eltern ihre Kinder überhaupt taufen lassen sollten, wenn sie nicht „von der Gültigkeit der Kindertaufe überzeugt sind". G.

II. Ausland.

Das Gemeinschaftswesen in Deutschland skizziert Prof. Kunstmann im Südamerikanischen „Kirchenblatt", wie folgt: „Das Gemeinschafswesen, wie es sich jetzt allenthalben in deutschen Landeskirchen findet, ist etwas Un-

gesundes. Es hat viel Ähnlichkeit mit dem alten Pietismus. Wie dieser macht es in Konventikeln, das heißt, sucht Privaterbauung unter Hintansetzung der öffentlichen kirchlichen Gottesdienste, treibt die Heiligung auf Kosten der Rechtfertigung, mißachtet in darbystischer Weise das von Gott gestiftete heilige Predigtamt, entleert die ordentlichen Gnadenmittel, Wort und Sakrament, ihrer Kraft und setzt vielfach das Gebet als Gnadenmittel an ihre Stelle, verlästert oft geradezu die ‚Taufwiedergeburt', lehrt reformiert vom Wesen des heiligen Abendmahls, sucht eine sichtbare Gemeinschaft von lauter Bekehrten darzustellen usw. Unterzeichneter kannte landeskirchliche Pastoren, die anfänglich das Auftreten der Gemeinschaftsbewegung in ihren Gemeinden freudig begrüßten — als Hecht im Karpfenteiche —, sie aber später gern wieder beseitigt gesehen hätten. Mit solchen Mitteln heilt man den Schaden Josephs nicht. Was nützt ein blühender Schmarotzer an einem absterbenden Stamm? Gottes reines, lauteres Wort und die unverfälschten Sakramente unsers HErrn JEsu Christi haben noch immer die Kraft, die ganze Kirche und jede Gemeinde lebendig, kräftig und stark zu erhalten. Wir brauchen und wollen keine Gemeinschaftsbewegung in unserer evang.-lutherischen Kirche." — Die deutschen Landeskirchen haben bisher der Gemeinschaftsbewegung unentschieden gegenübergestanden. Einesteils verstand und empfand man gar wohl den Protest gegen die Entchristlichung der Kirche, der in dieser Bewegung liegt; andernteils wollte man, besonders im positiven Lager, die „Frömmigkeit" derer, die sich in diesen Konventikeln sammeln, anerkannt wissen. Was die Stellung der Gemeinschaft nach dem Kriege sein wird, ist schwer zu sagen. Dadurch, daß die Hauptzüge des Gemeinschaftswesens englischen Ursprungs sind, daß in steigendem Maße englisches Wesen (Revivalismus, englische Lieder usw.) in die deutsche Landeskirche eingeführt wurde, ist seine Stellung nach Ausbruch des Krieges stark erschüttert worden. Nicht sowohl das unlutherische als das undeutsche Wesen der Gemeinschaften wurde in Kreisen getadelt, die ihnen bisher nicht unfreundlich gegenübergestanden hatten. Dank dem „Burgfrieden" ist es jedoch zu einer Kontroverse über das Verhältnis der Gemeinschaften zum deutschen Volkstum nicht gekommen, und durch die nach Kriegsausbruch erfolgte Lossagung von ihren englischen Gesinnungsfreunden mögen sie sich als echt vaterländisch rehabilitiert haben. Von einer Wendung nach gesünderem Christentum hin lassen die seither gemeldeten Kundgebungen nichts verspüren. G.

Mit was für geistlicher Kost die Leute in den Schützengräben abgespeist werden, zeigt das Weihnachtsblatt des bekannten ungläubigen Predigers Traub. Traub schickte zu Weihnachten ein Flugblatt an die Soldaten, das die Aufschrift „Heilige Nacht" trug. Wir setzen eine kurze Probe hierher. Traub schreibt: „Ihr lieben tapferen Gesellen, merkt es doch, wie wir heute um euch sind! Wird's euch nicht warm? Die Braut ist da; Vater und Mutter rufen; deine Frau legt den Arm auf deine Schultern, und eben hat's noch im Gebüsch geflötet, genau wie wenn's dein kleiner Junge gewesen wäre, der immer so lustige Streiche im Kopf hat. Wirklich. Kamerad, es ist keine schöne Phrase, es ist eitel Wirklichkeit: wir stehen alle um deinen Graben und kommen zu dir auf die Wache und begleiten dich auf dem Patrouillengang. Wir sind da; mach' nur die Augen deines Herzens auf! Wir lassen uns gar nicht vertreiben; du mußt uns spüren und fühlen. So grüßen wir euch zu dieser Nacht mit hellem Schall!" Den Traktat schließt Traub mit den Worten: „Der deutsche Name steht hoch in Ehren, und die

Fahnen künden etwas von unsers Deutschen Reiches Herrlichkeit. Dafür danken wir am heutigen Tage und sind still und gewiß, daß das Ende gut sein wird. Wo solche helle Botschaft über die Felder fliegt, da ist Weihnachten; denn es kam einstens auch wie ein Stern in dunkler Nacht und erzählte von starker Hoffnung und neuem Heil der Völker. Wo euer Mut leuchtet wie ein Stern, und eure Gesichter froh und frisch sind wie blinkende Lichter, da sieht man das leibhaftige Weihnachten. Ihr seid heute die lebendigen Träger der Hoffnung und schafft mit dem Schwert, weil's mit der Pflugschar nicht geht, einen Weg durch das Land. So seid gegrüßt! Heimat ist, wo euer Herz voll schlägt, und Deutschland ist überall, wo Tapfere bereit sind, für sein Wohl zu kämpfen. Wir grüßen die Sterne, daß sie euch grüßen. Das Licht kommt, wenn ihr und wir zusammen Licht sind. . . . Stille Nacht, heilige Nacht! Gewidmet von D. Traub, Dortmund." — Geistloser — um von religiösem Gehalt ganz zu schweigen — kann man kaum zu Leuten reden, die dem Tod stündlich ins Auge schauen und vom ganzen Jammer des Weltkriegs umringt sind. Verstümmeltes Christentum und fragliche Tröstungen bringt auch Prof. Hoppe in seiner Schrift „Leben nach dem Tode?" den Kriegern an der Front. Schon der Titel, der statt einer seligen Gewißheit eine Frage aufstellt, ist ärgerlich. In den Abschnitten seiner Schrift schweigt Hoppe völlig über die Auferstehung des Fleisches. Auch von der Wiederkunft Christi zum Jüngsten Gericht weiß er nichts zu sagen. Der Trost, der gegen das Sterben geboten wird, beschränkt sich auf den Hinweis, daß durch den Tod der Geist von den Schranken des Leibes frei wird. Dasselbe läßt Plato im „Phaidon" den Sokrates viel schöner sagen. Im übrigen ist Hoppe ganz Pelagianer. Was hilft es, wenn er mit Begeisterung und Wärme die „Christenhoffnung" preist? Von Christenhoffnung wie von Christenglauben ist bei ihm wie bei Traub nur die Schale übriggeblieben. G.

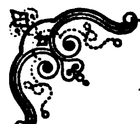
Die österreichische klerikale Partei entfaltet eine auffallend rege und von der Öffentlichkeit trotzdem meist übersehene Versammlungstätigkeit. Während bei den meisten andern Parteien Führer und Redner „anderwärts beschäftigt" sind oder auch im Hinterland andere und wichtigere Arbeiten kennen, werden in den klerikalen Zeitungen allwöchentlich zahllose Versammlungen in Stadt und Land angekündigt. An Rednern fehlt's ja hier nicht, da die Pfarrer militärfrei sind. Welche Töne hier angeschlagen werden, bewies z. B. eine Rede des neuen Bischofs von Linz, des Dr. Gföllner, die er bei einer Hauptversammlung des Piusvereins in Linz hielt. Ganz im üblichen voraugustlichen Ton eines Provinzredners dritter Güte donnerte der Bischof gegen die „schlechte" Presse und für die „katholische" Presse. Nämlich die „katholische" Presse ist von vornherein „die gute" Presse, und jedes nichtkatholische Blatt, das heißt, jedes, das nicht das klerikale Parteiprogramm verficht, ist von vornherein „schlechte Presse". Und dabei ist ein Großteil der österreichischen „freiheitlichen" Presse selbst im tiefsten Frieden so lahm und so zahm gewesen, daß sie gewiß Rom keinen Abbruch tat. Seit dem Kriegsausbruch vollends herrscht in der freiheitlichen Presse der tiefste Friede; dafür sorgt nicht nur der Preßstaatsanwalt, sondern auch der eigene freiwillige Entschluß, alles zu vermeiden, was die Einigkeit im Abwehrkampf gegen den äußeren Feind stören könnte. Ist es wirklich nötig, daß gerade jetzt, gerade in dieser Zeit, der Klerikalismus allein sein Parteileben einseitig und eigensinnig pflegt und unter Mißbrauch der Religion (der Linzer

Bischof erinnerte daran, daß den Katholiken das Halten „schlechter" Zeitungen vom Papst verboten sei!) am Feuer des Kriegs sein Parteisüppchen kocht? Wenn derartige Töne schon in einer Landeshauptstadt angeschlagen werden, wie mag da erst auf dem Dorf, im Gebirge, im Hinterwald losgezogen werden? (Wbl.)

Keine Schonzeit für österreichische Protestanten. Aus Laibach, Österreich, wird berichtet, daß am 13. November v. J. ein Verwaltungsbeamter des Sanatoriums „Leoninum" beim evangelischen Pfarramt mit der Meldung erschienen sei, daß ein dort untergebrachter evangelischer verwundeter Krieger von den pflegenden katholischen Nonnen schon nahe bis zum Übertritt zum Katholizismus gebracht sei und anheimgegeben werde, ihn durch Überführung in ein anderes Spital in Sicherheit zu bringen. Der Augenschein lehrte, daß in Wirklichkeit mit Leckerbissen und mit guten (oder auch unguten) Worten das Seelenrettungswerk schon nahe am Abschluß schien, wenn auch der Verwundete beim Erscheinen des evangelischen Pfarrers sofort erklärte: „Jetzt nicht mehr." Der leitende Oberarzt verfügte die sofortige Überführung ins Garnisonsspital. So entwischte die schon sichere Beute, während in einem früheren Fall im gleichen Sanatorium der Glaubenswechsel eines andern Soldaten geglückt war. Die „Wartburg" bemerkt: „Daß der Krieg trotz der unerhörten Blutopfer auch der Protestanten nicht wenigstens eine zeitweise Schonzeit für die Protestanten in Österreich herbeiführen kann, ist sehr zu bedauern." „Schonzeit" — der Jägersprache entnommen, "closed season" — ist nicht übel. G.

Politik, Klosterwesen und Buddhismus in China. Als es vor einiger Zeit zwischen Japan und China zu Verhandlungen kam, die beinahe zum Bruch zwischen beiden Ländern geführt hätten, war einer der Punkte, auf die China sich schlechterdings nicht einlassen wollte, der, daß Japan das Recht haben wollte, in China den Buddhismus zu predigen. Wie kommt Japan zu solchem Eifer? Und wie kommt es, daß China in einem Punkt, in dem man zu allererst Einigkeit erwarten sollte, sich so zur Wehre setzt? Diese beiden Fragen werden gewiß unsere Leser seinerzeit sich selbst gestellt haben. Eine Antwort ist jedoch schwerlich irgendwo erfolgt. Die ersten buddhistischen Glaubensboten Japans trafen schon sehr bald nach dem Kriege von 1894—95 ein, und zwar in der Provinz Fukien, die gegenüber der neuerworbenen Insel Formosa lag. Diese Provinz sollte eben nach gütlichem Übereinkommen mit den andern Mächten Japans „Einflußsphäre" werden, in der man sich nun möglichst schnell möglichst umfangreiche „Interessen" schaffen wollte. Daß für diesen Zweck „Glaubensboten" sich vortrefflich eigneten, hatte man ganz richtig beim Studium der europäischen Politik erkannt. Der Eifer, mit dem man seinen Lehrern nachahmte, war daher auch nicht gering. Als im Herbst 1900 in Amoy ein japanischer Buddhistentempel, eine kleine Lehmbaracke von etwa 180 Quadratfuß, auf noch nicht völlig aufgeklärte Weise vom Feuer zerstört worden war, war in wenig Stunden der Hafen mit Militär besetzt. Hätten nicht sämtliche europäischen Mächte, besonders England, sich ganz energisch ins Mittel gelegt, man hätte ihn auch behalten. Aber noch mehr. Im Jahre 1899 wurde der „Ostasiatische Kulturbund" gegründet, der in seinen Satzungen ausdrücklich „die Stärkung der nationalasiatischen Kräfte" sich mit zum Ziel stellt. Dieser „Kulturbund" wollte eine große allgemeine buddhistische Kirche auf der Grundlage einer erneuerten

Bildung, die der modernen Gegenwart Rechnung trägt, zustande bringen, um sie der christlichen Kirche des Westens als wesentlich asiatisches Produkt entgegenzustellen. Zu diesem Zweck fanden nicht nur Zusammenkünfte buddhistischer Würdenträger aus Japan, China, Indien und Siam in Tokio statt, sondern es bereisten auch japanische Buddhisten Ost-, Süd- und Mittelasien, um ihren Bestrebungen den Boden zu bereiten. In Indien war schon durch die Mahabodhi Society vorgearbeitet worden. Den Bestrebungen des „Kulturbundes“ kam ganz unerwartet ein besonderer Umstand zustatten. Seit dem Jahre 1898 war man in China daran, den oft bedeutenden Grundbesitz buddhistischer Klöster einzuziehen und ihn zur Errichtung moderner Schulen zu verwenden. Diese Maßregel ist in der chinesischen Geschichte nichts Neues, wie De Groot in seinem zweibändigen Werke über „Sektenwesen und religiöse Verfolgung in China“ reichlich dargelegt hat. Man wird auch weder vom moralischen noch vom gesetzlichen Standpunkt aus es den Konfuzianern Chinas verdenken können, wenn ihnen in dem dichtbesiedelten Land die ausgedehnten Ländereien der „Toten Hand“ und das darauf schmarotzende Mönchstum immer ein Greuel gewesen ist. Aber so faul und verlumpt im allgemeinen das buddhistische Mönchstum in China ist, als es ihm an den Kragen oder, besser, an den Bauch gehen sollte, wußte es doch einmal seinen Denker zu gebrauchen. Und wie? Als in Hanghow in der Provinz Chekiang, der Nachbarprovinz von Fukien, auf einem Teil eines Tempelgrundstücks eine Gewerbeschule errichtet werden sollte, wurde plötzlich das Unternehmen dadurch vereitelt, daß die Mönche sich unter den Schutz der reichen und großen „Kirche“ der „Hongwanji“ stellten, das heißt, unter den Schutz der japanischen Staatskirche, denn dazu hat sich der „Tempel des ursprünglichen Gelübdes“ tatsächlich gestaltet. Das verursachte natürlich in ganz China ziemliche Erregung. Der „Sen Pae“, das angesehene Organ des gemäßigt-fortschrittlichen Literatentums, führte aus, daß buddhistische und taoistische Klöster schon immer in China nicht bloß Stätten sinnlosen Aberglaubens und frivoler Betrügereien gewesen seien, sondern auch Höhlen des Lasters und der Unzucht, gerade wie im Abendland. Aber was tat man auf seiten des „Kulturbundes“? Man antwortete nicht nur im Organ des Bundes, dem „Tung Wen Hu Pao“, in ganz diplomatischer Weise, sondern man machte sogar noch dazu den Gegner ganz mundtot, indem man ihn — aufkaufte! Wer muß da nicht an ähnliche Praktiken einer nahe verwandten Kirche in Amerika und anderwärts denken? Aber wie kann der Buddhismus jemals hoffen, das vollständig berechtigte Vorurteil der Konfuzianer gegen das unproduktive Zölibat und die Verneinung des Grundprinzips der kindlichen Pietät zu überwinden? Antwort: Der Buddhismus übertrifft, was Wechselhaftigkeit betrifft, noch weit, weit das sprichwörtliche Chamäleon. Er hat schon mehr als einmal nicht nur die Hautfarbe gewechselt, sondern sein ganzes Wesen. Auch die „Kirche“ der „Hongwanji“ ist bereit, in dieser Hinsicht alles mögliche zu tun, indem sie das Zölibat beseitigt, die Würde der kindlichen Pietät betont und Konfuzius mitsamt seinen Schülern bis in den Himmel preist. Da aber schließlich japanischer Buddhismus und chinesischer Konfuzianismus e i n e s Geistes Kinder sind, so wird man trotz alles Kriegs und Kriegsgeschreis doch nur erwarten dürfen und müssen, daß sich die beiden die Augen nicht aushacken werden. Man wird schon einen Weg zur Einigkeit finden, soweit dies innerhalb des Reiches der Finsternis nötig und nützlich erscheint. (Missionsbriefe.)



Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.



Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

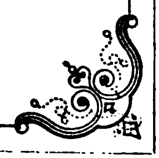
Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — September.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.



Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. September 1916. Nr. 9.

„Wir glauben, lehren und bekennen."

Rede zur Eröffnung des neuen Studienjahres von F. Pieper.

Die Konkordienformel leitet die einzelnen Abschnitte, in denen sie dem Irrtum gegenüber die christliche Wahrheit darlegt und bekennt, gewöhnlich mit den Worten ein: „Wir glauben, lehren und bekennen." Auf diese Worte möchte ich beim Beginn eines neuen Studienjahres Ihre Aufmerksamkeit lenken.

I.

„Wir glauben." Glauben ist ein relativer Begriff. Er hat zu seinem Korrelat Gottes Wort. Glaube, christlicher Glaube, hat stets nur vis-à-vis des Wortes Gottes statt. Ohne Gottes Wort ist der Glaube Aberglaube. Oder wie Luther es oft ausdrückt: Ohne Gottes Wort wird „in die Luft" geglaubt. Die Unitarier aller Schattierungen glauben, daß Gott ohne Christi stellvertretende Genugtuung den Menschen gnädig sei. Das ist Aberglaube. Für diesen unitarischen Glaubenssatz gibt es kein Gotteswort. Das Wort Gottes lehrt das Gegenteil: „Das Blut JEsu Christi, des Sohnes Gottes, macht rein von aller Sünde." Die Logen, soweit sie mit Religion sich befassen, glauben, daß jeder Mensch nach seiner individuellen Methode, auf seinen eigenen Glauben selig werde, einerlei ob er an Konfuzius, Buddha oder Christus glaubt. Das ist Aberglaube. Diesem Logenglauben fehlt Gottes Wort. Gottes Wort sagt vielmehr das Gegenteil: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie selig werden, denn der Name Christi. Die Römischen glauben stark an den Papst. Sie glauben, daß jeder Mensch, der selig werden wolle, unter dem Papst sein müsse. Das ist starker Aberglaube. Dem Glauben fehlt Gottes Wort. Gottes Wort lehrt das Gegenteil. Zum Seligwerden gehört nur, daß ein Mensch unter Christo sei. „Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo JEsu." Auch solche, die sich Lutheraner nennen, glauben,

daß Glaube und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch vom Wohlverhalten des Menschen herkomme. Auch das ist reiner Aberglaube. Für den Glauben gibt es kein Wort Gottes. Gottes Wort bezeugt vielmehr: „Aus Gnaden seid ihr selig worden, durch den Glauben; und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme."

Aber gibt es neben und außer der Heiligen Schrift nicht auch eine Wissenschaft, eine Wissenschaft, die in Sachen der christlichen Religion doch auch ein Wort mitzureden hat? Auch dies ist lediglich Aberglaube. Für die Annahme, daß es neben und über Gottes Wort hinaus eine Wissenschaft von der christlichen Lehre gibt, fehlt Gottes Wort. Gottes Wort sagt vielmehr: „So jemand nicht bleibt bei den gesunden Worten unsers HErrn JEsu Christi . . ., der ist verdüstert und weiß nichts." Er ist „verdüstert", τετύφωται, umnebelt. Alle, welche theologisch sein sollende Sätze ohne Gottes Wort aufstellen, traktieren sich selbst und andere mit Unwissenheit, mit bloßen Worten, mit Worten, hinter denen nichts ist außer Aberglaube und Einbildung, und aus denen nichts wird außer unendliche Verwirrung und nie aufhörender Zank um Worte (1 Tim. 6, 3—5).

Halten Sie also fest: Der christliche Glaube hat stets Gottes Wort zu seinem Korrelat, und der Zweck Ihres Studiums in dieser Anstalt ist der, Gottes Wort in allen seinen Teilen genau kennen zu lernen, damit Sie nicht „in die Luft" glauben und auch andere vor solchem Glauben bewahren können.

II.

Das führt uns schon zu dem zweiten Punkt: „Wir lehren." Allen Christen kommt das Lehren des Wortes Gottes zu. Alle Christen haben sowohl von Gott gegebene Fähigkeit als auch von Gott klar ausgestellten Beruf zum Lehren. Was die Fähigkeit betrifft, so sagt der Heiland: „Sie werden alle von Gott gelehret sein", διδακτοὶ τοῦ θεοῦ (Joh. 6, 45), und „von ihnen werden Ströme des lebendigen Wassers fließen" (Joh. 7, 38). Und was den göttlichen Beruf betrifft, so heißt es: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt (ἐξαγγέλλειν) die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht." Dies Lehren aller Christen ist die vornehmste Macht der christlichen Kirche, wodurch sie das Licht der Welt und die Stadt auf hohem Berge wird.

Aber daneben ist auch Gottes Wille und Ordnung das öffentliche Predigtamt oder das Lehren des Wortes Gottes von Gemeinschafts wegen. Nachdem christliche Gemeinden entstanden sind, sollen sie mit besonderer Lehrtüchtigkeit ausgerüstete Personen berufen, die in ihrem Namen und Auftrag, als ihre Diener (ministri), und von ihnen besoldet, die Gemeinde und jedes einzelne Glied der

Gemeinde lehren. Nicht bloß sich selbst und ihre Hausgenossen sollen sie lehren, sondern die Gemeinde Gottes sollen sie mit Gottes Wort versorgen (1 Tim. 3, 5). Acht sollen sie haben auf die ganze Herde, unter welche sie der Heilige Geist zu Bischöfen gesetzt hat, zu weiden die Gemeinde Gottes (Apost. 20, 28). Wachen sollen sie über die Seelen der ihnen befohlenen Herde, mit dem Bewußtsein, daß sie dafür dem Erzhirten Rechenschaft zu geben haben (Hebr. 13, 17). Und was ihren Wandel betrifft, so sollen sie darin Vorbilder der Herde werden, τύποι γινόμενοι τοῦ ποιμνίου (1 Petr. 5, 3; Tit. 2, 7).

Solche Lehrer wollen Sie werden. Sie zu diesen klar bestimmten Funktionen des öffentlichen Predigtamts tüchtig zu machen, ist der Zweck unsers Lehrens und Ihres Studierens. O HErr, hilf, laß wohlgelingen!

III.

Aber ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auch noch auf das Dritte: „Wir bekennen." Es geht gar sonderbar in dieser Welt zu. Es wäre sicherlich nicht zu viel, wenn man allen, die Gottes Wort recht lehren, einen Orden dedizieren würde. Aber die Ereignisse entwickeln sich anders. Und damit wir darob nicht gar zu sehr erschrecken, hat uns Christus das vorhergesagt und an seinem eigenen Beispiel gezeigt. Sein Orden war die Dornenkrone und das Kreuz. Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Auch Christi Apostel, der Apostel Paulus, hat Erfahrungen gemacht, die auf der gleichen Linie liegen. Weil er seine Volksgenossen recht Gottes Wort lehrte, urteilten sie: „Hinweg mit solchem von der Erde; denn es ist nicht billig, daß er leben soll!" (Apost. 22, 22.) Luther traf des Papstes Bann und des Reiches Acht. Uns hier in den Vereinigten Staaten droht vorläufig noch nicht des Reiches Acht, obwohl Rom unablässig darauf hinarbeitet. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir mit unserm Lehren des Wortes Gottes der ungläubigen Welt ein σκάνδαλον sind und bleiben. Ja, wenn wir bloße Moralprediger wären und nur loyale Bürger nach dem Konzept der Welt heranziehen wollten, dann würde man auch uns einen Platz unter den nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft einräumen. Aber weil unsere Predigt den Inhalt hat: „Tut Buße und glaubet an das Evangelium!" weil wir Christum, den Gekreuzigten, als den einigen Heiland aller Menschen predigen, ohne den es keine Errettung von Sündenschuld und Verdammnis gibt, so trifft auch in bezug auf uns das Wort zu: Ἰουδαίοις μὲν σκάνδαλον, Ἕλλησι δὲ μωρία (1 Kor. 1, 23). Was sollen wir bei dieser Situation tun? Bekennen! Der Heiland sagt: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." Das ist das Verhältnis zwischen uns und denen, die sich extra muros befinden.

Aber auch intra muros geht es sonderbar zu. Man sollte meinen, daß alle, die sich Christen nennen, alle Worte Gottes mit heiliger Ehrfurcht und Scheu betrachten und behandeln würden, daß ihnen jedes Wort Gottes die Welt zu enge mache, daß sie alle Worte Gottes stehen lassen würden, wie sie lauten, um sie in einfältigem Glauben anzunehmen. Aber der Erzfeind der Kirche sorgt dafür, daß viele zunächst fragen: Ja, sollte Gott so gesagt haben? und dann bei dem Resultat anlangen: Gott kann es unmöglich so gemeint haben, wie die Worte lauten. Und nun gehen sie daran, dem majestätischen Gott sein Wort zu deuten. Sie deuten Gottes Wort auf ihren eigenen Sinn. Anstatt nach dem Wort zu handeln: „Lasset uns auf den Berg des HErrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine Wege, und wir wandeln auf seinen Steigen!" (Jes. 2, 3), wollen sie Gott ihre Wege lehren und ihn wandeln machen auf ihren Steigen. Hier ist nun für die christliche Kirche das Confitemur am Platze. Die Aufgabe der christlichen Kirche ist nicht, Gottes Wort nach dem Sinn der Menschen zu deuten, sondern wider den Sinn der Menschen zu verkündigen, wie es lautet: „Das Wort sie sollen lassen stahn." Christus spricht nicht: So ihr bleiben werdet an eurer Deutung meiner Rede, sondern: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen."

Ferner: In der christlichen Kirche ist naturgemäß stets ein Trachten auch nach äußerer Einigung, wenn Spaltungen drohen oder schon eingetreten sind. „Lasset nicht Spaltungen unter euch sein!" Man sollte nun meinen, daß alle, die sich Christen nennen, über die Plattform von vorneherein einig wären. Das Vereinigungsprogramm kann doch nur lauten: Gottes Wort — nicht mehr und nicht weniger als Gottes Wort! Statt dessen tritt, um die Einigung vermeintlich zu sichern, immerfort eine Tendenz zutage, sich auf ein menschlich beschnittenes Programm zu stellen. Man tut dies nicht immer mala fide. Im Gegenteil. Man meint, das sei von der Liebe gebotene Rücksichtnahme auf die in der Erkenntnis noch Schwachen. Aber das ist ein Irrtum. Die christliche Kirche nimmt — und zwar auf Gottes Befehl — zarte Rücksicht auf die Schwachen. Aber sie macht die Schwachheit und den Irrtum nicht zur Norm der christlichen Lehre. Ihr Geschäft ist, Gottes Wort ganz, und wie es lautet, zu bekennen, damit die Menschen eine Gelegenheit haben, sich ihrerseits mit Gottes Wort in Einklang zu bringen, wie es billig ist. Den Erfolg und die Folgen stellt die christliche Kirche in Gottes Hand. Das gehört zu dem Confitemur.

Gott verleihe nun Gnade, daß wir Lehrer also lehren, und Sie als Studierende also studieren, daß die Worte unserer Väter auch bei uns allezeit Wahrheit seien und bleiben: „Wir glauben, lehren und bekennen"! Amen.

Der biblische Begriff „glauben“.

Einer der hervorragendsten Begriffe in der christlichen Lehre ist der Glaube. Die Wichtigkeit desselben erkennen wir schon daraus, daß die Schrift von Glauben und Nichtglauben Seligkeit und Verdammnis abhängig macht: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden“, Mark. 16, 16. Darum ist es natürlich von der höchsten Notwendigkeit, eine richtige und gewisse Vorstellung von dem zu haben, was die Schrift unter Glauben verstanden haben will. Eine exakte Definition des biblischen Begriffes glauben kann natürlich nur auf dem Wege der Induktion herausgearbeitet werden. Wir haben alle einzelnen Stellen, in denen dieser Begriff gebraucht wird, sorgfältig zu vergleichen; dabei müssen wir das in allen Stellen Gemeinsame dieses Begriffs feststellen, hingegen die besonderen Relationen und Nebenbegriffe als das Akzidentale und Applikative ausschalten, so gewinnen wir den „Begriff an sich“. Aus den verschiedenen Relationen und Applikationen des Begriffs, wie wir sie in der Schrift finden, ergeben sich dann auch die Korrelate des Glaubens. Auch dürfen wir bei solcher Untersuchung die Parallelen und die Synonyma nicht übersehen; denn Schriftbegriffe werden durch die Schrift erklärt und ausgelegt. Bei dem überaus häufigen Gebrauch des Wortes ist eine solche ins einzelne gehende Untersuchung allerdings eine sich über ein großes Gebiet erstreckende Arbeit; aber es ist auch eine überaus lohnende Mühe. Unter dem Beistande dessen, der uns sein Wort gegeben hat, damit wir darin forschen und suchen, werden wir dadurch zum rechten Verständnis und zu absoluter Gewißheit geführt. Und was gibt es wohl Köstlicheres als die Gewißheit, das Wort unsers Gottes recht zu verstehen und von den uns dargebotenen Begriffen eine richtige Vorstellung zu haben? Wir wenden uns selbstverständlich zunächst dem Alten Testament zu und verfolgen den Gebrauch des hier für den deutschen Begriff „glauben“ benutzten Wortes im Verbum, dessen Derivaten und Synonymen.. Nachdem auf solche Weise die Grundidee des reinen Begriffs festgestellt ist wie auch dessen notwendige Begleitbegriffe, geben wir einen Überblick über Bedeutung und Gebrauch des neutestamentlichen πιστεύειν zwecks Vergleichung, resp. Identifizierung des alt- und neutestamentlichen Grundgedankens. Es möge hier noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß zum vollen Verständnis dieser Untersuchung auch die Nachprüfung an Hand der nur zitierten Schriftstellen, wo möglich, nach dem Urtext, nötig sein wird.

Glauben im Alten Testament: הֶאֱמִין. Gebrauch und Bedeutung des Wortes. Das im Neuen Testament mit πιστεύειν wiedergegebene Wort des Alten Testaments ist האמין, das Hiphil vom Stamme אמן. Dies Verbum finden wir in der Schrift nur in den drei Konjugationen des Kal, Niphal und Hiphil. Die Grundbedeutung der Wurzel אמן

ist (nach Gesenius u. a.) „fest sein", und darauf folgt der Gebrauch des Partizips Kal im aktiven Sinn von „halten, tragen". Aus dem Kal des Verbums wird in der Schrift nur das Partizip verwendet im Sinne von „Pfleger, der das Kind hält oder trägt", oder „Pfeiler, der als Träger, Stütze, an einem Gebäude dient". Das Passivum Kal finden wir Thren. 4, 5: „getragen, gehalten werden". (Sehr wahrscheinlich auch Prov. 8, 30; siehe unten!) — Das Niphal hat ursprünglich passive Bedeutung: Jes. 60, 4 („getragen werden", von einem Kinde); Jes. 7, 9; 2 Chron. 20, 20 („gehalten werden, Bestand haben"; siehe unten!). Davon abgeleitet, nimmt es „indirekt passive" Bedeutung an, um einen Zustand oder Eigenschaft zu bezeichnen: „zuverlässig, treu, fest sein". Dies zeigen besonders solche Stellen, wo es von Gott prädiziert wird: Jes. 49, 7; 55, 3. Das Passiv tritt auch in der übertragenen Bedeutung hervor: „für fest, treu, zuverlässig gehalten werden": 1 Sam. 3, 20 (Samuel wurde „betraut" zum Propheten; cf. 1 Tim. 1, 11. 12: πιστευθῆναι). Aus dem Bisherigen erkennen wir, daß „fest sein, festhalten" der ursprüngliche Gedanke ist, der sich mit אמן verbindet und in seinen Formen und Ableitungen zum Ausdruck gebracht werden soll. Welche Anwendung dieses Grundgedankens soll nun das Hiphil darstellen, ausdrücken? Bei dem Gebrauch desselben unterscheiden wir zunächst einen bürgerlichen Gebrauch, wenn es nämlich nicht in bezug auf Gott und göttliche Dinge steht und bezüglich des gewöhnlichen Verkehrs der Menschen untereinander und irdischer Dinge verwendet wird, und einen religiösen oder heiligen Gebrauch, wenn es das Verhalten zu Gott und geistlichen Dingen bezeichnet. Wenn wir von den 51 Stellen, an denen האמין vorkommt, die Wiederholungen in Abrechnung bringen, so bleiben für den bürgerlichen Gebrauch 17, für den religiösen 19 Stellen.

Der bürgerliche Gebrauch. Gen. 45, 26 heißt es, als die Söhne Jakobs ihrem Vater verkündigten: „Joseph lebet noch und ist ein Herr über das ganze Land Ägypten": „Aber sein Herz blieb kraftlos, denn er glaubte ihnen nicht", לֹא הֶאֱמִין לָהֶם. Es liegt auf der Hand, daß hier glauben so viel heißt als „für wahr halten, die Botschaft oder das Wort für fest, zuverlässig halten". Wenn aber bemerkt wird: „Sein Herz blieb kraftlos, weil er nicht glaubte", so ist damit angezeigt, daß sein Herz nicht kraftlos geblieben wäre, wenn er ihnen geglaubt hätte. Ein kraftloses Herz aber ist ein solches, das keinen festen Halt hat. Hätte Jakob geglaubt, so wäre sein Herz nicht kraftlos geblieben, sondern hätte einen festen Halt gewonnen: es hätte an dem Wort eine Stütze gehabt. Demgemäß muß also „glauben" hier bedeuten: etwas zu seinem festen Halt machen. Die Folge solches Glaubens ist dann, daß das Herz nicht mehr kraftlos ist, sondern einen festen Halt hat. In dieser Darlegung ist die Idee des „festen Haltes" nicht eingetragen oder auch nur antizipiert; denn einmal geht sie aus der Folge des Nichtglaubens hervor: sein Herz blieb haltlos, kraftlos. Später, als

er glaubte, „ward sein Geist wieder lebendig“, mit Kraft erfüllt. Sodann ist der „feste Halt“ auch durch den Gebrauch des האמין ausdrücklich angezeigt, dessen Grundidee ja die „Festigkeit“ ist. Bei dieser Stelle beachten wir noch, daß das Objekt des האמין eine Botschaft, Verkündigung, ein Wort ist, und daß das Verbum mit ל konstruiert wird. Ebenso zeigt diese Stelle, daß das Hiphil hier eine Art kausativer Bedeutung bewahrt, daher also im aktiven Sinne gebraucht wird. Es soll doch das Verhalten Jakobs gegen das Wort seiner Söhne, also eine Tätigkeit, anzeigen. Und die kausative Bedeutung wird erkannt, wenn wir erwägen, daß „für wahr halten“ usw. so viel heißt als, „sich mit dem Herzen als an etwas Wahres, Feststehendes halten, etwas zu seinem festen Halt machen“ (über die nahe Verwandtschaft zwischen wahr und fest siehe אֱמֶת). Es ist also nicht absolut oder rein kausativ, als ob durch das Hiphil angezeigt würde, daß das Objekt an sich erst zu einem festen Halt gemacht würde und Festigkeit erlangte, sondern es ist relativ-kausativ, indem dadurch vom Subjekt (dem Menschen) ausgesagt wird, daß er das Objekt (Wort) für sich zum festen Halt macht. Fiele die notwendige Beziehung zum Wort weg, so könnte man es reflexiv nennen; doch hier ist das Objekt niemals auch zugleich das Subjekt wie bei Reflexiven im eigentlichen Sinn, sondern etwas anderes: das Wort. Wenn daher z. B. von D. Stöckhardt (Römerbrief) die eigentliche Bedeutung von האמין als „sich stützen“ angegeben wird, so ist das nicht rein reflexiv zu fassen, wie man es nach deutscher Denkweise verstehen könnte, sondern es zeigt die Tätigkeit des Subjekts an einem fremden Objekt, nicht aber an sich selbst. Auch hat man האמין nach Analogie von הִצְדִּיק als „für fest erklären“ definieren wollen (cf. Boyd in *The Bible Magazine* 1915, p. 436 f.). Dabei würde die Aktivität festgehalten, aber der kausative Charakter des Hiphil ginge dabei auch für האמין gänzlich verloren. Dem steht aber auch die Konstruktion mit ל und ב entgegen. In Verbindung mit ל kann האמין nur heißen: „sich an etwas oder jemanden, scilicet an das Wort jemandes, halten“; denn ל bezeichnet die Richtung, wohin sich das Herz neigt, woran es sich anlehnt, worauf es sich stützt. In Verbindung mit ב zeigt האמין dasselbe, nur noch intensiver, indem das ב den Grund einführt, in oder auf welchem das Herz beruht, worin es seinen festen Halt macht oder hat (cf. εἰς, ἐν mit πιστεύειν). Wäre es rein deklarativ wie הצדיק, so müßte es wie dieses stets mit dem Akkusativ konstruiert werden. Aus der Konstruktion des האמין mit dem Akkusativ und mit כי erklärt sich die Konstruktion mit ל und ב als eine Prägnanz. Während durch den Akkusativ und durch כי das Objekt des Verbums direkt genannt wird als das, was das Subjekt zu seinem festen Halt macht, drückt das Verbum in Verbindung mit ל und ב einfach den Akt aus. Mit ל besagt es: „er machte — das Wort — zu seinem festen Halt und lehnte sich an“ usw.; mit ב: „er machte — das Wort — zu seinem festen Halt und stützte sich auf“ usw. Daß das Wort immer Korrelat und eigentliches Objekt dieses Verbums

ist und, wo es nicht ausdrücklich genannt wird, dennoch mitzuverstehen sei, wird der Sprachgebrauch lehren. Das ist gerade Eigentümlichkeit des האמין, daß es nur in bezug auf ein Wort gebraucht wird, immer ein Wort postuliert.

Wir haben bei dieser ersten Stelle um ihres instruktiven Charakters willen etwas vorgegriffen, um im voraus eine deutliche Idee der rechten Auffassung von האמין zu geben, damit dieselbe an den folgenden Stellen nachgeprüft und erwiesen werden könne. Jer. 40, 14: „Gedalja wollte ihnen nicht glauben"; ähnlich wie Gen. 45, 26. 1 Reg. 10, 6. 7 berichtet, wie die Königin von Saba der Kunde, die ihr von Salomo zu Ohren gekommen war, nicht geglaubt hatte, bis sie gekommen und es mit Augen gesehen hatte. Dann aber bekannte sie: „Wahrheit ist die Kunde, die ich gehört habe." Jetzt glaubte sie jene Kunde. Auch hieraus lernen wir, daß glauben ein Wort, eine Kunde, zu seinem Korrelat hat: ein Wort für wahr halten, wie hier der Gegensatz (V. 6) deutlich zeigt, etwas für fest und gewiß halten. Auch hier ist glauben mit ל konstruiert; nicht glauben heißt demgemäß, „einem Worte nicht zufallen, sich nicht als an etwas Festes daran lehnen oder darauf stützen". Doch zeigt uns diese Stelle, ebenso wie Gen. 45, 26, daß es zum Glauben kam vermittelst des Intellekts, der durch den Augenschein überzeugt worden war. — Deut. 28, 66 droht der HErr: „Dein Leben wird in der Luft schweben vor dir, und wirst dich fürchten Nacht und Tag und wirst nicht an dein Leben glauben." Trefflich übersetzt Luther: „und wirst deines Lebens nicht sicher sein". Hier tritt der Gedanke der Festigkeit und Gewißheit deutlich hervor. Die merkwürdige Verbindung „an sein Leben glauben" besagt (auch nach V. 67): „sich darauf verlassen, daß das Leben erhalten wird; das Leben gewissermaßen zu einem Halt oder Grund für zukünftige Hoffnung machen"; denn wer seines Lebens sicher ist, gründet darauf (ב) Pläne und Hoffnungen für die Zukunft. Das Leben selbst gibt ihm durch sein Dasein gleichsam eine Zusicherung, Garantie, zum wenigsten für die Möglichkeit seiner Anschläge. Hiob 24, 22 steht mit letzterer Stelle in Parallele: „Wenn er [der Gottlose] auch steht, wird er doch seines Lebens nicht sicher sein." Er hat keine Gewähr dafür, in seiner Macht zu bleiben; er hat keinen Halt daran; die von seinem Gewissen bezeugte Gerechtigkeit Gottes sagt das Gegenteil. Gott wird ihn bald stürzen. Jud. 11, 20. Israel sandte Boten zu Sihon, der Amoriter König zu Hesbon, und bat um freien Durchzug durch sein Land. Dabei versprach Israel: Wir wollen nicht weichen in die Äcker noch in die Weingärten, wollen auch des Brunnenwassers nicht trinken; die Landstraße wollen wir ziehen, bis wir durch deine Grenze kommen. Num. 21, 22; Deut. 2, 28. „Aber Sihon glaubte Israel nicht, daß es durch sein Gebiet ziehen werde, sondern sammelte alle sein Volk" usw. Hier ist glauben mit אֶת konstruiert, und Israel als Objekt genannt. Das ist prägnante Redeweise. Wie die Parallelen zeigen, lag ein Wort, ein Versprechen vor, welchem Sihon nicht glaubte.

Er hielt das Versprechen Israels nicht für fest, zuverlässig; und der Gebrauch des האמין soll anzeigen, daß er diese Zusage nicht zu seinem festen Halt machte, sich nicht daran hielt, sondern es bezweifelte. Dieselbe Prägnanz finden wir auch in unserer Sprache: Ich glaube ihm nicht, heißt: Ich glaube seinem Worte nicht. Nur daß hier im Hebräischen durch die Akkusativpartikel אֶת die Person des Versprechenden selbst als das dargestellt wird, welches der Glaubende zu seinem festen Halt macht; doch das ist nur möglich und denkbar, wo ein Versprechen wirklich vorliegt.

Als David im Lande der Philister Zuflucht gefunden hatte und zu Ziklag wohnte, machte er von hier aus Einfälle ins Land solcher Stämme, die den Philistern befreundet waren. Wenn dann Achis sprach: „Seid ihr heute nicht eingefallen?" so gab David ausweichende und irreführende Antworten: „Gegen den Mittag Judas" usw. „Und Achis glaubte David und sprach: Er hat sich stinkend gemacht in seinem Volk", 1 Sam. 27, 12. Auch hier tritt das Wechselverhältnis von Wort und Glauben hervor. Sodann auch, da glauben mit ב konstruiert wird, wird der hohe Grad des Vertrauens des Achis bezeichnet, wie das auch aus seinen Worten hervorgeht, da er meint, einen „ewigen Knecht" an ihm zu haben, und ihn zum Obersten seiner Leibwache setzt, 28, 2. Hier weist האמין zum ersten darauf, daß Achis dem Wort Davids geglaubt habe; sodann aber zeigt es, daß Achis auf den David selbst fest vertraute. David erscheint als Grund, in welchem Achis' Vertrauen begründet ist, auf den er sich fest und gewiß verläßt. Daß dies unbedingte Vertrauen auf David aber infolge des Glaubens an dessen Wort entstanden war, zeigt der Satz: „Denn Achis sprach: Er hat sich stinkend gemacht vor seinem Volk" usw. Hier unterscheiden wir also 1. das Glauben an das Wort jemandes, 2. das aus diesem Glauben an das Wort entstehende feste Vertrauen auf die Person selbst. Sodann beachten wir auch die Beschreibung des absoluten Vertrauens durch die Konstruktion mit ב. Micha 7, 5: „Niemand glaube seinem Nächsten [Stammesgenossen]; niemand verlasse sich (בטח) auf Fürsten." Aus der Parallele Jer. 17, 5 (cf. Ps. 118, 8 et al.) erkennen wir hier die Warnung vor dem Vertrauen auf Menschen; האמין steht hier in Parallele mit בטח. Vertrauen aber heißt, „sich auf etwas verlassen, etwas zu seinem festen Halt machen". Bereits wird hier mit ב konstruiert, um das höchste Vertrauen (wie bei Achis und David) zu bezeichnen. Wer sich auf Menschen verläßt, macht Fleisch zu seinem Arm, das ist, zu dem Halt, worauf er sich verläßt, und „weicht mit seinem Herzen vom HErrn". Diese letzten Worte zeigen deutlich, daß glauben eine Tätigkeit des Herzens ist, nämlich „sich mit dem Herzen an etwas halten". Jer. 12, 6 haben wir eine ähnliche Warnung; der Prophet soll sich nicht auf seine Brüder und auf seines Vaters Haus verlassen und nicht auf ihre Worte vertrauen, wenn sie gleich freundlich mit ihm reden. Auch hier ist die Beziehung auf die freundliche Rede gesetzt: er

soll sich dadurch nicht täuschen lassen, sein Vertrauen auf seine Verwandten zu gründen. Auch hier bezeichnet also glauben eine durch das Wort gewirkte Tätigkeit des Herzens. Prov. 26, 25 wird vor dem Verleumder gewarnt: „Wenn er seine Stimme holdselig machet, so glaube ihm nicht; denn es sind sieben Greuel in seinem Herzen.“ Wir achten hier auf das Wort („Stimme“), wodurch Zutrauen erweckt werden soll; und auf die Konstruktion mit ב, wodurch das unbedingte Vertrauen auf den Verleumder ausgedrückt wird. Prov. 14, 15: „Ein Alberner“ (פֶּתִי, Tor, Leichtgläubiger) „glaubt alles“ (jedem Wort); „aber ein Witziger merket auf seinen Gang.“ Hier ist האמין in bezug auf דָּבָר mit ל konstruiert, um den Beifall (assensus), das Fürwahrhalten, zu bezeichnen. Vergleichen wir hiermit Gen. 45, 26 לָהֶם, so ergibt sich, daß glauben zu seinem nächsten Objekt das Wort hat, vermittelst des Wortes aber sich an den Sprecher desselben hält. Wo also nur die Person genannt wird, liegt eine das gesprochene Wort voraussetzende prägnante Redeweise vor.

Thren. 4, 12 steht als Objekt zu האמין ein Satz: „Nicht haben geglaubt die Könige der Erde und alle Bewohner des Erdkreises, daß ein Belagerer und Feind einziehen werde in die Tore Jerusalems.“ Diesem Nichtglauben steht der Glaube gegenüber: jeder hielt Jerusalem für uneinnehmbar. „Gott ist in ihren Palästen bekannt, daß er der Schutz sei; denn siehe, Könige sind versammelt und miteinander vorübergezogen“, Ps. 48, 4. 5. Auch des mächtigen Sanherib Belagerung war ohne Erfolg. So war durch solche Kunde allgemein der Glaube vorhanden, Jerusalem stehe unter besonderem Schutz Gottes und könne nicht erobert werden. Auch hier ist die Relation zwischen Glauben und Wort unverkennbar. Hiob 39, 11. 12 fragt Gott den Hiob: „Wirst du dich auf ihn [den Wildochsen] verlassen, weil er von großer Kraft ist, und wirst du deine Arbeit ihm überlassen [sc. daß er für dich arbeite]? Wirst du auf ihn dich stützen (הֲתַאֲמִין בּוֹ) daß er deine Saat einbringe und deine Tenne einsammle?“ In der bürgerlichen Umgangssprache bezeichnet also האמין auch so viel wie „auf etwas rechnen“, hier: wie ein Landmann bei Bestellung der Ernte auf seine Arbeitstiere rechnet. Hier tritt besonders das „Sichverlassen auf etwas“ hervor, wie ja auch durch das parallele בטח der Sinn bestimmt wird. Hier liegt der Gedanke zugrunde: das Arbeitstier gibt seinem Eigentümer gewissermaßen ein Versprechen seines Dienstes. Hiob 15, 22. Da heißt es von dem Gottlosen und Gewalttätigen: „Alle Tage muß er in Angst leben, und die Zahl seiner Jahre ist ihm [in Finsternis] verborgen. Die Stimme der Furcht klingt in seinen Ohren: mitten im Frieden wird ihn der Verwüster überfallen. Er glaubt nicht, daß er aus der Finsternis [der Angst und Gefahr] wieder herauskomme, und ist ausersehen für das Schwert.“ Wenn es hier heißt, „er glaubt nicht“ usw., so ist damit gesagt: er hat nichts, was ihm Gewähr gibt für seine Errettung; er hat nichts, woran er sich mit seinem Herzen halten könne; er muß viel-

mehr der Stimme der Furcht glauben. Auch V. 31 wird von ihm gesagt: „Er glaube nicht an das Eitle wie ein Taumelnder; denn Eitelkeit wird seine Vergeltung sein.“ Ein Taumelnder sucht irgend etwas zu seinem Halt zu machen (cf. den Strohhalm des Ertrinkenden). Wer sich aber auf Eitles (Macht, Reichtum, V. 29. 30) verläßt, den wird das Eitle betrügen. Hiob 29, 24 schildert Hiob sein früheres Ansehen im Volke. „Man hoffte auf mich wie auf einen Regen; ja, ihren Mund öffneten sie wie um einen Spätregen“ (mit lechzendem Munde warteten sie auf meine erquickenden Worte). „Ich lächelte ihnen zu, denen, die nicht glaubten; und das Licht meines Angesichts trübten sie mir nicht (durch Geringschätzung). Hier kann האמין entweder besagen: sie, die Elenden, hatten keinen festen Halt, und Hiob erst wurde ihnen zu einem solchen, oder: sie machten die tröstenden Worte Hiobs nicht zu ihrem festen Halt, sie konnten nicht glauben, daß ein so hochstehender Mann sich so weit herablassen werde, sich ihrer in ihrer Niedrigkeit mit Rat und Tat anzunehmen; erst sein freundliches Lächeln überzeugte sie davon. Da die erste Bedeutung (einen festen Halt haben) für האמין wohl nicht bewiesen werden kann, hingegen die zweite (aktive) ausgezeichnet in den Kontext paßt, so müssen wir uns für letztere entscheiden. Hiob 39, 24 wird das Kriegsroß geschildert: „Mit Ungestüm und Toben schlürft es den Boden“, das ist, mutvoll fliegt es mit donnerndem Getöse in der Attacke zur Schlacht, „und glaubt nicht, wenn die Stimme der Posaune erschallt“, wenn zum Sammeln geblasen wird. Da ist האמין im Sinne von „sich an etwas halten“ gebraucht: das Schlachtroß kehrt sich nicht daran, läßt sich in seinem Laufe dadurch nicht halten. Auch bei dieser merkwürdigen Stelle tritt die eigentliche Bedeutung von glauben klar zutage, wie auch dies, daß „glauben“ Unterordnung unter etwas anderes, „sich richten nach etwas anderem“, in sich begreift (vgl. Hebr. 2, 3 den Gegensatz von „glauben“: ἀμελήσαντες).

Aus dieser Zusammenstellung gewinnen wir für unsern Zweck folgendes Ergebnis: 1. Die Grundbedeutung des האמין ist eine aktiv-transitive; sie bezeichnet immer eine Tätigkeit und bezieht sich immer auf ein Objekt. Diese Tätigkeit besteht darin, daß das Subjekt „etwas zu seinem festen Halt macht“ (wie diese Bedeutung besonders klar aus dem Verhalten des Schlachtrosses, Hiob 39, 24, erkannt wird). 2. Das Objekt, an welches das Subjekt sich hält, oder welches es zu seinem festen Halt macht, ist immer etwas außerhalb des Subjekts; es ist ein Wort, Schall, Versprechen, Rede, Kunde, ob dies Wort usw. nun immer ausdrücklich genannt wird oder nicht (wie bei Deut. 28, 66). 3. Bei dem prägnanten Gebrauch des האמין wird als Objekt nur die Person dessen genannt, der das Wort oder Versprechen gibt, wobei aber dieses Wort als Objekt notwendig vorausgesetzt wird (cf. Jud. 11, 20 und Parallelen). 4. Wo האמין von einem Menschen ausgesagt wird, bezeichnet es immer, „das Wort eines andern und dadurch die Person des andern selbst zu seinem festen Halt machen, sich mit dem Herzen

daran halten (cf. Gen. 46, 25), das Versprechen oder Wort des andern zu einem für sicher gehaltenen Faktor der Berechnungen und Pläne des Herzens machen (cf. Hiob 39, 12; 15, 31). 5. Die Konstruktion mit dem Akkusativ oder mit ל drückt das einfache Vertrauen auf das Wort eines andern aus (cf. Prov. 14, 15; Jud. 11, 20; Gen. 46, 25); die Konstruktion mit ב bezeichnet das unbedingte, intensive Vertrauen (wie diese Bedeutung bei Achis 1 Sam. 27, 12—28, 2 deutlich hervortritt). 6. Wo in prägnanter Rede nur die Person des Objekts genannt, und zugleich das feste, sich darauf gründende Vertrauen ausgedrückt werden soll, wird die Konstruktion mit ב angewandt (cf. 1 Sam. 27, 12; Micha 7, 5; Deut. 28, 66; Hiob 39, 12; 15, 31). 7. Die Parallelstellung mit בטח gibt uns Aufschluß über die nähere Art und Weise der durch האמין angezeigten Tätigkeit. 8. Wo האמין von einer vernünftigen Kreatur prädiziert wird, involviert es eine Unterordnung des eigenen Ich unter die als fest und zuverlässig erkannte Aussage eines andern. Was man als wahr und feststehend anerkennt (und anerkennen will), das wird für den Menschen zu einer Sache, nach der er sich richtet: zu einem regierenden Prinzip. Darum sehen wir (Ex. 4; Joh. 8, 47 et al.), wie im Sinne von „gläubig aufnehmen" auch „hören" (hebräisch und griechisch) gebraucht wird. L. A. Heerboth.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Korrektur der Carrollschen Statistik. *The American Lutheran Survey* hat den irrigen Eindruck beseitigt, den die Angaben des Statistikers D. Carroll über den Stand der lutherischen Kirche Amerikas hervorgerufen haben. Nach Carroll hätte nämlich die Zahl der Kommunizierenden in der lutherischen Kirche letztes Jahr um ein beträchtliches abgenommen, eine Erscheinung, die besonders in der gegenwärtigen Zeit unerklärlich wäre. *The Lutheran Survey* ließ sich von den einzelnen Synoden der lutherischen Kirche genaue Zahlen betreffs ihrer Gliederzahl geben, deren Summe ein ganz anderes Resultat ergab als das von D. Carroll veröffentlichte. Nach dieser neuen Berechnung hätte die lutherische Kirche eine Zunahme von 79,397 Kommunizierenden zu verzeichnen, was ohne Zweifel der Wahrheit näher kommt. Setzt man diese Zunahme ein anstatt der von D. Carroll angegebenen Abnahme, so stellt sich das Verhältnis des Wachstums der lutherischen Kirche zu dem der vier bedeutendsten andersgläubigen Kirchen für 1915, wie folgt: Lutheraner: 79,397, 3.4%; Presbyterianer: 69,148, 3.4%; Baptisten: 130,338, 2.1%; Methodisten: 144,079, 2%; Katholiken: 187,795, 1.4%. In 1915 zählten die Lutheraner in Amerika 9627 Pastoren, 15,958 Kirchen, 3,754,923 Getaufte, 2,404,618 Konfir-

nierte, 135 Erziehungsanstalten mit 17,796 Studierenden, von denen 8793 sich auf das Predigtamt vorbereiten. In 14 Sprachen erscheinen 210 Sonntagsschulpublikationen und 117 Zeitschriften. Wohltätigkeitsanstalten gibt es 231 mit 334,129 verpflegten Personen. Die Zahl der Missionare in China, Japan, Indien, Afrika usw. beträgt 273 plus 1610 eingeborne Helfer. Die Gemeindeschulen zählen 261,000 und die Sonntagsschulen 1,019,911 Schüler. Der Wert des Gesamteigentums der lutherischen Kirche in Amerika beträgt $133,592,409. Der *Survey* gibt für 1915 folgende Kommunizierenden der einzelnen Synoden an: **Missouri**: 622,243, **Wisconsin**: 106,628, **Minnesota**: 26,214, **Michigan**: 9,290, **Nebraska** (Synodical Conference): 3,028, **Slovak**: 5,100, **Pennsylvania**: 159,137, **New York** (General Council): 56,598, **Pittsburgh** (General Council): 32,691, **Ohio** (General Council): 13,981, **Augustana**: 186,056, **Canada**: 14,500, **Chicago**: 8,284, **English, Northwest**: 10,921, **Manitoba**: 5,100, **Pacific**: 1,906, **New York and New England**: 18,869, **Nova Scotia**: 2,918, **Central Canada**: 1,781, **Texas** (General Council): 1,177, **Maryland**: 33,684, **West Pennsylvania**: 38,681, **East Ohio**: 11,935, **Allegheny**: 26,902, **East Pennsylvania**: 41,883, **Miami**: 10,345, **Pittsburgh** (General Synod): 25,810, **Wittenberg**: 15,399, **Olive Branch**: 7,219, **Northern Illinois**: 10,792, **Central Pennsylvania**: 12,864, **Iowa** (General Synod): 5,554, **Northern Indiana**: 9,283, **Central Illinois**: 4,501, **Susquehanna**: 20,074, **Kansas**: 5,868, **Nebraska** (General Synod): 6,958, **Wartburg**: 9,123, **California**: 5,102, **German Nebraska** (General Synod): 9,443, **Rocky Mountain**: 1,874, **Southern Illinois**: 2,208, **New York** (General Synod): 35,867, **West Virginia**: 4,201, **North Carolina**: 10,438, **Tennessee**: 14,440, **South Carolina**: 11,544, **Virginia**: 6,419, **Southwestern Virginia**: 5,673, **Mississippi**: 755, **Georgia**: 3,950, **Holston**: 1,769, **Joint Ohio**: 142,355, **Buffalo**: 6,440, **Eielsen's**: 1,800, **Hauge's**: 39,983, **Norwegian**: 99,988, **Iowa** (Independent): 125,928, **Danish**: 13,346, **Icelandic**: 3,939, **Immanuel**: 19,150, **Finnish Suomi**: 13,912, **Norwegian, United**: 171,657, **Norwegian, Free**: 28,050, **Danish, United**: 14,090, **Non-synodical**: 27,000. **Total**: 2,404,618. F. B.

Das Reformationsjubiläum in Amerika 1817. In der "L. C. R." lesen wir: "The 'Documentary History' of the Ministerium of Pennsylvania contains an item relating to the observance of the three-hundredth anniversary of the Reformation in 1817, as follows: 'With reference to the celebration of the Jubilee, the Ministerium resolved that the German Evangelical Reformed Synod, the Moravians, the English Episcopal and Presbyterian Churches shall be invited by our President to celebrate the Reformation Festival with us.' At the next convention, in 1818, fraternal responses from Bishop White, of the Episcopal Church, and Bishop Reichel, of the Moravian Church, were read; and a delegation from the Reformed Synod appeared, urging the establishment of a United Seminary for the education of can-

didates for the ministry of both the Lutheran and Reformed Churches. How general the celebration was is not reported." — Wie in „L. u. W." bereits berichtet, hat D. Jacobs auf diese Feier von 1817 aufmerksam gemacht und aus dem Pamphlet, das sie ausführlich beschreibt, zur weiteren Verbreitung einen Auszug gemacht, ohne jedoch ein Wort der Kritik und Warnung gegen eine derartige unionistische Feier beizufügen. Jacobs ist aber nicht der erste, der auf diese Feier in 1817 hingewiesen hat. D. Späth schreibt in seiner 1898 erschienenen Biographie von C. P. Krauth (I, 322): "The parallel to this [the Unionism in Prussia] in our American church-life is not difficult to discover. Here also a great Reformation Jubilee was celebrated in 1817. Here also it was, in the first place, of a unionistic character. The Ministerium of Pennsylvania invited the Moravians, Episcopalians, Reformed, and Presbyterians to unite with them in this celebration. The Moravians accepted the invitation. Bishop William White sent a courteous reply to the President of the Pennsylvania Synod, Rev. Geo. Lochmann, welcoming this occasion 'on account of the agreement in doctrine, which has always been considered as subsisting between the Lutheran Churches and the Church of England.' In the city of New York the eloquent Lutheran pastor, Frederick Christian Schaeffer, having kept the jubilee in the morning with his own congregation, delivered an English discourse in the afternoon in St. Paul's Episcopal Church on the text: 'I believe, therefore I have spoken.' Thousands were unable to find admittance to the service, so great was the throng."

Die „Siebente Jubelfeier", THE SEVENTH JUBILEE — so wurde allgemein, in Deutschland wie in Amerika, das 350jährige Reformationsjubiläum in 1867 bezeichnet. Infolge der Tätigkeit Walthers und vieler andern treuen Lutheraner sowie auch infolge der gewaltigen lutherischen Einwanderung war das konfessionelle lutherische Bewußtsein in den Vereinigten Staaten gewaltig erstarkt und auf eine Höhe gehoben wie in dem Umfange und Grade sonst nirgends in der Welt. Dies zeigte sich bei der Jubelfeier in 1867, an der sich auch mit großer Begeisterung und wachsendem lutherischen Bewußtsein die östlichen Synoden beteiligten, insonderheit das eben, 1866, gegründete Generalkonzil. Die Pennsylvaniasynode benutzte zugleich die Feier zu einer Geldsammlung für ihr 1864 gegründetes Seminar in Philadelphia und setzte beide, Sammlung und Feier, fort bis zum 31. Oktober 1868. Bei diesen Reformationsfeiern in 1867 spielte in den englischen Synoden auch die Unionisterei nicht mehr die dominierende Rolle wie in 1817.

Die „Siebente Jubelfeier" in der Pennsylvaniasynode schildert die *Lutheran Church Review,* wie folgt: "The Ministerium of Pennsylvania appears to have taken the lead in the movement, spurred on to it by the occasion it would offer to secure additional endowment for the Theological Seminary, which, three years before, she had decided

to establish at Philadelphia, and for the founding of the new college at Allentown. Dr. G. F. Krotel, in his president's report at the meeting of the Ministerium at Lebanon in June, 1867, urged 'an extraordinary and united effort' in this celebration. We recall the enthusiasm created when the expression 'Seventh Jubilee' was suggested instead of the '350th anniversary.' The number *Seven* had a special significance of completeness, and the less usual word *Jubilee* gave a strong reason why this anniversary should be specially celebrated. The Ministerium at once acted on the recommendation, and resolved that the 31st of October, 1867, be observed by special appropriate religious services in every pastoral district; that pastors be requested to preach on the Sundays in October on 'the history, doctrine, and mission of the Lutheran Church,' and that every member of the Church, young or old, make a thank-offering as God has prospered them, and 'that we aim at the complete endowment of the seminary in Philadelphia and Muhlenberg College at Allentown.' A central committee was appointed, Dr. Seiss chairman, and all residing in Philadelphia, to have full charge of the movement, and were given power to appoint local committees in each pastoral charge. This committee went to work without delay, and arranged for extensive celebrations in Philadelphia and all the larger towns and centers of population within its boundaries, and secured prominent speakers for the addresses. These gatherings were popular, and aroused great interest. Subscription books of substantial and attractive appearance were sent to all pastors, in which should appear the names of the donors, who were permitted to designate to which institution their offerings should be sent, and these books were to be kept as mementoes of the great Jubilee, in the archives of each congregation. They were accompanied with several tracts giving needed information or making strong appeals." "The celebration continued throughout the year until October 31, 1868, as it was impossible to reach all congregations in less time. And it was not until the meeting of the Ministerium of Pennsylvania at Pottsville, in 1870, that Dr. Seiss, chairman of the General Committee on the Jubilee, was enabled to make its final report. Over $22,000 had been contributed for the seminary, but less than $10,000 for the college in this Jubilee Fund. At the same time he reported that more than $66,000 had been contributed to local objects. Pastors and congregations had taken advantage of the enthusiasm created to secure funds for new buildings, steeples, organs, or the canceling of local debts, which more than doubled the amount given for the seminary and college, and left the latter to struggle on the best they could until another jubilee should come. Putting all together, the jubilee offering in the Ministerium amounted to $97,216.56." "As a memento of this jubilee the committee in charge had a medal struck to mark and commemorate the great celebration.

It was cast in white metal of peculiar composition, of light weight, and about the size of a silver half-dollar. It was designed by Mr. W. H. Key, of the United States Mint, and was appropriate and attractive, and was given a wide distribution. On one side was a 'relief' of the head of Luther, surrounding which was the inscription 'Nomen Domini Turris Fortissima,' with the date 1517 below. On the other side appeared the words 'Seventh Jubilee of the Great Reformation. A Memorial, Ev. Lutheran Church, America, 1867.'" "The celebration in Philadelphia closed on October 31, 1868, with a grand concert in Musical Fund Hall, when Mendelssohn's Reformation Symphony was given amid great enthusiasm."

Wie in der Missourisynode 1867 gefeiert wurde, darüber hat der selige P. J. F. Köstering seinerzeit Berichte gesammelt, die noch im Manuskript vorhanden sind. Die uns von P. E. Köstering in New Minden zugesandte, von P. F. Sievers sen. verfaßte Beschreibung der Reformationsfeier 1867 in Frankenlust, Mich., möge hier als Probe folgen: „Die beiden lutherischen Gemeinden des Herrn P. Sievers, die St. Paulsgemeinde zu Frankenlust und die Johannisgemeinde zu Amelith, feierten das siebte Jubiläum der Reformation am 31. Oktober und an dem folgenden Tage in einer gar schönen und erhebenden Weise. Nachdem an den drei vorhergehenden Sonntagen die bevorstehende Jubelfeier der Reformation im öffentlichen Gottesdienst von der Kanzel abgekündigt, und in einer Gemeindeversammlung eine solenne Feier beschlossen war, so vermeldete am Vorabend noch das Geläute der Glocken den Einwohnern beider Orte die nahenden Festtage. Der erste Festtagsmorgen fand den Eingang zur Kirche in Frankenlust sowie das Innere derselben mit hübschen Festbäumen, mit Kränzen und Girlanden schön geziert. Ein Festbanner in der Kirche entfaltete auf weißem Grunde mit grüner Einfassung die Worte: ‚Evangelisch-Lutherische Kirche von Amerika. Offenb. 3, 11: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme! D. M. Luther schlägt die 95 Sätze an am 31. Oktober 1517. Jubelfest der gesegneten Reformation, den 31. Oktober und 1. November 1867, in Frankenlust und Amelith, Saginaw Co., Michigan.' Weil am ersten Tage in den Gotteshäusern der einzelnen Gemeinden Gottesdienst gehalten werden sollte, so mußte der erste in Frankenlust schon um halb 9 Uhr beginnen. Mit dem Gesange des Liedes ‚Kyrie' wurde der Hauptgottesdienst eröffnet. Hierauf folgte ein vollständiger liturgischer Gottesdienst. Nach dessen Beendigung als Hauptlied: ‚O HErr, dein seligmachend Wort.' Nach der Lektion sang der Chor den 46. Psalm vierstimmig. Darauf die Gemeinde den Glauben, singend. Nun betrat der Pfarrer der Gemeinde die Kanzel und hielt unter Zugrundelegung von Offenb. 14, 6—13 die Festpredigt. Thema: ‚Der Engel, welcher mit dem ewigen Evangelium mitten durch den Himmel fliegt, und die Kirche Gottes. 1. Welches ist das ewige Evangelium? 2. Daß die Kirche Gottes Fug und Recht hat, an D. M. Luther die Erfüllung

von dem Engel mit dem ewigen Evangelio zu erkennen, also Luther selbst für den Engel zu erklären, der mit dem ewigen Evangelio durch den Himmel flog. 3. Daß die Kirche Gottes, die nach seinem Namen genannt ist, halten solle, was sie hat, daß niemand ihre Krone nehme. 4. Daß der HErr dieser seiner Kirche den Sieg gibt nicht allein über alle ihre zeitlichen Feinde, auch über den Antichristen, sondern auch über den Teufel und den Tod selbst, ja, endlich gibt er ihr zum Gnadenlohn seinen Himmel.' — Nach der Predigt wurde mit der üblichen Liturgie die Abendmahlsfeier eingeleitet. Am Schluß des Gottesdienstes wurde eine Kollekte für die Synodalkasse erhoben. Sobald der Gottesdienst in Frankenlust beendigt war, eilte Herr P. Sievers nach Amelith, um daselbst in ähnlicher Weise Gottesdienst zu halten. Von dort wieder heimgekehrt, begann in Frankenlust der Nachmittagsgottesdienst. Text: Pf. 87, 1—3. Thema: ,Die jubilierende lutherische Kirche ist die hochbegnadigte Stadt Gottes. 1. Sie ist auf den heiligen Bergen fest gegründet. 2. Sie ist herrlich in ihrer Predigt und Lehre. 3. Sie hat Gottes Wohlgefallen vor allen Sekten.' In der Behandlung des ersten Teils wurden die drei Punkte weiter ausgeführt, daß nämlich die lutherische Kirche gegründet sei 1. auf Christum, 2. auf sein Evangelium, 3. auf des HErrn Schutz. Im zweiten Teile wurde die Herrlichkeit der lutherischen Kirche in ihrer Lehre an folgenden Stücken gezeigt: 1. weil sie aus Gottes Wort genommen ist; 2. weil sie allein Gott verherrlicht; 3. weil sie das Herz zur Buße und zum Glauben führt; 4. weil sie allein wahren Trost gibt; 5. weil sie selig sterben lehrt. Im dritten Teile wurde gezeigt, warum sie vor allen andern Sekten Gottes Wohlgefallen genießt, nämlich 1. nicht wegen des heiligen Lebens ihrer Glieder, sondern 2. wegen der reinen Gotteslehre, die in ihr gepredigt wird. Als dieser Gottesdienst seinem Ausgang nahte, brach schon die Dunkelheit mit Macht herein. So die Feier des ersten Jubeltages."

Gemeinschaftliche Feier am zweiten Festtage. Der Bericht fährt also fort: „Der zweite Festtag aber sollte ein Tag gemeinschaftlicher Feier sein. Die Gemeinde in Frankenlust hatte nicht nur die mit ihr zu einer Parochie verbundene Schwestergemeinde in Amelith, sondern auch die ev.-luth. Immanuelsgemeinde des Herrn P. Himmler in Bay City zu ihrer Feier freundlich eingeladen. Schon um 9 Uhr morgens, am 1. November, waren die Glieder der Gemeinden Frankenlust und Amelith auf einem Platze in der Nähe der Kirche versammelt, von wo aus man in Prozession unter Absingen des Liedes ,Ein feste Burg' den von Bay City kommenden Festgästen entgegenzog. Kaum war man eine Strecke weit gezogen, da erblickte man in der Ferne die wallenden Fahnen des von Bay City kommenden Zuges, und nicht lange währte es, so stießen beide Züge aufeinander und begrüßten sich gegenseitig mit einem Festgesange. Beide Züge verschmolzen sich nun zu e i n e m. Allen voran zog der Träger einer Nationalflagge. Ihm folgte ein zweiter mit dem Festbanner und diesem ein dritter mit der Friedens-

jubelfahne vom Jahre 1855. Diesen nach folgte Herr P. Sievers, begleitet von den Lehrern und Vorstehern der Gemeinden. (Herr P. Himmler konnte wegen Krankheit in der Familie nicht zugegen sein.) Ihnen folgten die männlichen Gemeindeglieder. Nun kamen die Frauen aus den drei Gemeinden. An diese schlossen sich die Jünglinge und die Knaben der Gemeindeschulen, letztere mit Denkmünzen geschmückt und kleine Fähnlein tragend, von zwei Trommelschlägern begleitet. Den Schluß des Zuges bildeten die Jungfrauen der Gemeinden und die Mädchen aus den drei Schulen. Aller Häupter waren mit schönen Kränzen, aus welchen die roten Beeren des frischen Wintergrüns hervorblickten, umwunden. Der Zug, etwa aus 700 Personen bestehend, machte einen überraschend schönen Anblick. Bei jedem Hause auf dem Wege wurde haltgemacht, um einen Vers aus den Festliedern erschallen zu lassen. Als der Zug bei der Kirche anlangte, taten sich die Flügeltore des Kirchhofs auf, und der ganze Zug umwallte die Kirche. Nachdem man nun noch eine Strecke Wegs hin und her gezogen war, steuerte man dem in der Nähe des Pfarrhauses gelegenen Festplatze zu. Ein hochaufgerichteter Festbaum bezeichnete den Ort. Kanzel, Zelte und Sitzplätze für Hunderte darum herum. Der Eingang zum Festplatz und die Zelte waren mit schlanken Tannenbäumen, Kränzen und Girlanden festlich geziert. Nachdem nun die Menge ihre Plätze eingenommen hatte und durch Gesang des Liedes ‚Nun danket alle Gott‘ in eine fröhlich-ernste Stimmung versetzt worden war, bestieg Herr P. Sievers die Kanzel und hielt die Festpredigt. Text: 2 Theß. 2, 3—12. Thema: ‚Der Antichrist und die Kirche Gottes. 1. Der Antichrist ist von Gott vorher verkündigt. 2. Dieser Antichrist ist bereits gekommen im Papsttum. 3. Gottes Kirche möge wohl auf der Hut sein und wachen, daß sie nicht betrogen werde!‘ Der Singchor sang nach der Predigt eine Festhymne vierstimmig, und die Beamten der Gemeinde erhoben wieder eine Kollekte für die Synodalkasse. — Mittlerweile war es nun Zeit geworden, auch der Pflege des Leibes zu gedenken, und glücklicherweise hatte das Festkomitee für ein, wenn auch nur einfaches, so doch reichliches Mahl Sorge getragen. Schnell labte sich alt und jung an den dargebotenen Gaben. Kein Mißton störte die herzliche Festfreude. Über der Mahlzeit war nun die Stunde des Nachmittagsgottesdienstes herbeigekommen. Derselbe war vornehmlich für die Schuljugend bestimmt. Auch die Jugend sollte ein Zeugnis davon ablegen, daß sie den Sinn und die Bedeutung des Jubelfestes begriffen habe und zu würdigen wisse. Die beiden Lehrer Himmler und Lankenau katechisierten die Schulkinder aus den drei anwesenden Gemeinden über das Leben Luthers und über das Werk der Reformation zu großer Zufriedenheit der anwesenden Gemeinden. Nachdem nun noch einige kirchliche Lieder gesungen und der Segen erteilt war, wurde der Jugend gerne die Belustigung allgemeiner Gesellschaftsspiele vergönnt, die unter der Aufsicht der Lehrer geführt wurden. Als die Dunkelheit hereinbrach, zogen Alte und Junge fröhlich und Gott lobend nach Hause.“

Die sinnige Feier des dritten Jubeltages schildert der Bericht, wie folgt: „Am folgenden Sonntag wurde nun in Frankenlust und Amelith das eigentliche jährliche Reformationsfest als ein dritter Jubeltag begangen. In der Kirche wurde die Festfahne entfaltet, und daneben Luthers Bildnis aufgehängt. Jubellieder verkündigten die fortgesetzte Jubelfeier. Predigttext: Offenb. 3, 10. 11. Thema: ‚Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme! 1. Welches ist die Krone, die wir festhalten sollen? 2. Welches sind die Räuber, die sie uns nehmen wollen? 3. Welches ist die Verheißung Gottes für die, welche in Geduld beharren bis ans Ende?‘ — Der Nachmittagsgottesdienst wurde in folgender Weise abgehalten. Nach dem Gesange eines Festliedes traten diejenigen der älteren Schulknaben und -mädchen, die die vornehmsten von den 95 Thesen Luthers auswendig gelernt hatten, vor dem Altar sich gegenüber und trugen dieselben nacheinander einzeln vor. Hierauf wurden vier zarte Kinder, zwei Knäblein und zwei Mägdlein, zwischen vier und sechs Jahren, vorgeführt. Die beiden ersten sagten das Sprüchlein her: ‚Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren.‘ Die beiden letzten beteten: ‚Das Blut JEsu Christi, des Sohnes Gottes‘, und alle vier schlossen dann mit dem Reimlein: ‚Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehet nun und nimmermehr.‘ Das war ein Lob dem HErrn aus dem Munde der Unmündigen. — Aber noch war die Feier des Tages nicht beendet, denn nun zog die Gemeinde unter Vortragung der Fahne hinaus auf den Gottesacker, um noch ein lebendiges Gedächtnis des erlebten Festes zu stiften. Zu diesem Behufe waren von den Jünglingen der Gemeinde drei junge, schöne Eichbäume im Walde ausgegraben worden, die jetzt zu jeder Seite der großen Kirchtüre und vor der Sakristei in der Nähe der Gräber unter dem Gesange von Festjubelliedern gepflanzt wurden. Dann wurden diese Eichen dem HErrn zur Obhut und zum fröhlichen Gedeihen befohlen, damit sie noch in späteren Zeiten den Nachkommen ein Zeugnis sein möchten, daß ihre Vorfahren im Jahre 1867 ein seliges Reformationsjubiläum gefeiert haben. Da die Jünglinge zehn junge Eichen aus dem Wald hergebracht hatten, von denen nur die drei schönsten gepflanzt worden waren, so gaben die übrigen sieben Veranlassung, daß am 5. November, mittags, die Kinder der Morgenschule, angeführt von ihren Lehrern und Pastor, unter fröhlichem Gesang noch einmal den Festplatz besuchten. Hier gruben sie sieben Baumlöcher im Kreise um die zum Feste errichtet gewesene Kanzel und Gezelte, in welche jetzt von der größeren Schuljugend drei Eichbäume eingesetzt wurden. Nachmittags brachten Pastor und Lehrer die jüngeren Kinder der Nachmittagsschule ebenfalls an diesen Platz, um die übrigen vier Eichen in die bereits gegrabenen Löcher einzusetzen. Beide Male erscholl fröhlicher Kindergesang, dem eine Bitte des Predigers zum HErrn um Gedeihen der jungen Bäume sowie um herrliches Wachstum der Kinder Gottes im Glauben und Bekenntnis der Reformationsväter sich anschloß. Beide Male wurden Gaben an die

Kinder ausgeteilt. — Schließlich ist noch zu bemerken, daß ebendasselbe, was in Frankenlust geschah und in dem Vorhergehenden zuletzt erzählt worden ist, auch in Amelith am 10. November, am Geburtstage Luthers, geschehen ist." F. B.

Neves Geschichte der Lutherischen Kirche Amerikas von 1915 betreffend, in der Geo. Fritschel die Lehrstellung der Missourisynode behandelt, schreibt A. P. in der „Th. Q." S. 207: „Das Buch soll ein Lehrbuch für amerikanische Predigerseminare sein und hat schon in erster Auflage, wie der Verfasser sagt, ‚in fast allen theologischen Seminaren der lutherischen Kirche unsers Landes freundliche Aufnahme gefunden'. Mit der freundlichen Aufnahme meint der Verfasser wohl nicht Einführung als Lehrbuch. Letzteres ginge schon deshalb nicht, weil es dem Verfasser nicht gelungen ist, auch nur einigermaßen unparteiisch zu sein, was er doch selbst als das Erfordernis eines Lehrbuchs angibt. Freilich, er sagt: ‚möglichst unparteiisch'. Wir werden in dieser Zeit wohl auf eine wirklich unparteiische Geschichtsdarstellung, außer der in der Schrift enthaltenen, verzichten müssen. Aber wenn es dem Verfasser nicht gelingen wollte, für die Darstellung der Geschichte der Missourisynode, resp. der Synodalkonferenz, einen Vertreter derselben zu gewinnen, so war doch die einzige Alternative nicht, dieselbe einem der bissigsten Gegner derselben zu überlassen. Besonders ist das, was das Buch über die Lehre Missouris und der Synodalkonferenz über die Gnadenwahl sagt, trotz der wörtlichen Zitate, ungerecht und parteiisch. Der objektive Geschichtler muß nicht nach diesem oder jenem Worte greifen — wenn es auch ein Wort Walthers oder Luthers wäre —, um einen dokumentarischen Nachweis für das zu liefern, was man ihn gerne sagen lassen möchte (S. 253 ff.), sondern er muß einzelne unglückliche oder dem Ausdruck nach mißlungene Sätze in das Licht der ganzen Lehraussprache setzen. Wer das nicht tut, kann jeden, auch Paulum, zum schlimmsten Ketzer machen, besonders wenn man Sperr- und Fettschrift am passenden Ort gebraucht. Nach S. 254 lehrt Missouri, daß es eine freie Erwählung zum Glauben und zur Verblendung und Verhärtung gebe. Das ist doch absolut nicht wahr!! Wer so darstellt, sollte doch erkennen, daß er nicht zum Geschichtler berufen ist. Wie lautet doch das achte Gebot?" F. B.

Die Kirche verkennt und verfehlt ihren Zweck! So klagt ein Laie in der "R. C. R." von Lancaster, Pa. Wir lassen seine Worte folgen: "The Church is a failure as a human institution, but as a divine one it is all-powerful. Let us put a stop, then, to the secularization that is sapping its best life-blood. While the modern Church is trying to Christianize the social and civil life of the world, the world is rapidly secularizing the Church. Some persons call it 'socializing' the Church; others argue that the process merely involves the application of old-time principles to new conditions. The truth of the matter is, that under the euphonious expression of Social Service

a propaganda is on foot to commit the Church to many old and new methods of reform from without, and thus divert the Church from the exercise of its normal function, which is to regenerate the heart of man from within. The sacred edifice heretofore dedicated to the worship of Almighty God has now, with its parish-house, its club, and other auxiliaries, become the center of secular functions. We now go to church to hear sermons on the minimum wage, adequate housing of the poor, the regulation of moving pictures and the dance-halls, how to vote, and the latest vice-investigation report. From this center agents and detectives of Law and Order societies make report of nightly investigations; and it is said even ministers of the Gospel keep silent watch during the hours of the night, and assist in rounding up inmates from disreputable houses. They appear as prosecutors and witnesses before grand and petit juries in the Quarter Sessions Court. Billiard- and pool-tables are being installed, dancing classes are organized, and all sorts of amusements offered to entice the youth within its sacred precincts. A child returning home from Sunday-school recently was asked by its mother the subject of the lesson. It was how to keep the streets clean. Another Sunday, kindness to dumb animals furnished the subject of the lesson, and this was in a graded Sunday-school up to date. A good woman, who had suffered greatly with a recent sorrow, brought herself to church longing for some comforting word. She heard a sermon on the Charity Organization Society and the Visiting Nurse. As we view it, the Church, by thus allying itself with secular movements, is endeavoring to cure the evils of the social life by a species of legalism, striving to purify the sinful nature of man by attacking the outside, forgetting that crimes and violations of law are the external marks only of an inward demoralization and rottenness of the heart. The root of the evil in the world is in the human heart, and to redeem the world the inner spiritual nature must be first purified. The crime committed is the fruit of sin in the heart. You may punish the criminal for violating the law, but that does not cure the sinful heart. The Christian minister has to do with sin, not with crime. When, therefore, he allies himself with the officers of the law in arresting criminals, he is departing from his proper function, and weakening his power and ability to cure the sin in the heart. Ministers of the Gospel are willing to preach on every subject under the sun except the Gospel, and when they begrudgingly hand it down, they almost tell us it is not divine, but a man-made thing. They have relegated to the brush-heap most of the sacred beliefs, such as the miracles, original sin, the vicarious atonement of Jesus Christ, the efficacy of Baptism and the Holy Communion, and many of them even deny the validity of their own divine office as ministers of God. They prefer to hold their office from the people, not of God. All comes

from man, nothing from God. Perhaps this is the reason so many ministers look down on empty pews, and complain bitterly that their members do not come to hear the sermons prepared with so much labor." Diesen Wahrheiten, von welchen der Laie erklärt, daß aus zehn Sektenpastoren kaum noch einer für sie irgendwelches Interesse und Verständnis zeige, muß noch eine andere hinzugefügt werden, die nämlich, daß unter den Sektenpredigern das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo und der göttlichen Absolution über die ganze Sünderwelt samt seiner Kraft zur Rettung und Heiligung verlorner und verdammter Menschen, der selbstgerechten Tugendhelden sowohl wie der groben Lasterknechte, eine unbekannte Größe geworden ist. Mit verschwindenden Ausnahmen sind die Prediger der heutigen Christenheit, vielfach auch solche, welche die modernen Künste, wie sie oben der Laie geißelt, ablehnen, weiter nichts als öde Moraltrompeter statt selige Botschafter von der Versöhnung in Christo und geistesmächtige Prediger des Evangeliums von dem Gekreuzigten und Auferstandenen, das doch allein die Gotteskraft ist, die die Sünder zu retten, zu bekehren und zu heiligen vermag. F. B.

Die amerikanische Abteilung der Theosophischen Gesellschaft tagte Ende August in St. Louis. Die Gesellschaft zählt gegen 5000 Glieder, die fast zur Hälfte Deutsche sind und von etwa 400 Delegaten vertreten waren. In der Gesellschaft hervorragende Namen sind: Frau Blavatsky, von der 1875 in New York "The Universal Brotherhood and Theosophical Society" gegründet wurde, William Q. Judge, der nach dem Tode Blavatskys die Führerschaft übernahm, Katherine Tingley in Point Loma, Cal., Annie Besant, Ella Wheeler Wilcox, David Belasco, Leadbeter u. a. Die Theosophische Gesellschaft vertritt den indischen Pantheismus und legt besonderen Nachdruck auf die Lehren von der Reinkarnation und dem Karma, wonach jeder in der folgenden Geburt das erntet, was er in der vorigen gesät hat. Aus ihren Pamphleten lassen wir etliche Sätze folgen: "Theosophy postulates an eternal principle, called the unknown, which can never be cognized except through its manifestations. This eternal principle is in and is every thing and being; it periodically and eternally manifests itself and recedes again from manifestation. In this ebb and flow evolution proceeds, and itself is the progress of the manifestation. The perceived universe is the manifestation of this unknown, including spirit and matter, for Theosophy holds that those are but the two opposite poles of the one unknown principle. They coexist, are not separate nor separable from each other, or, as the Hindu scriptures say, there is no particle of matter without spirit, and no particle of spirit without matter." "This Organization declares that Brotherhood is a fact in Nature. The principal purpose of this Organization is to teach Brotherhood, demonstrate that it is a fact in nature, and make it a living power in the life of humanity. The subsidiary

purpose of this Organization is to study ancient and modern religion, science, philosophy, and art; to investigate the laws of Nature and the divine powers in man." "Theosophy is sometimes called the Wisdom-Religion, because from immemorial time it has comprised knowledge of all the laws governing the spiritual, the mental, the moral, and the material worlds. The theory of Nature and of life which it offers is not one that was at first speculatively laid down, and then proved by adjusting facts or conclusions to fit it, but is an explanation of existence, cosmic and individual, derived from knowledge reached by those who have acquired the power to see behind the curtain that hides the operations of Nature from the ordinary mind. Such Beings are called Sages, using the term in its highest sense." "Theosophy holds that it is a misuse of terms to say that the spiritual nature can be cultivated. The real object to be kept in view is to open up or make porous the lower nature (through purification, self-control, and self-mastery), that the spiritual nature may shine through it and become the guide and ruler." "This 'spiritual culture' is only attainable as the grosser interests, passions, and demands of the flesh are subordinated to the interests, aspirations, and needs of the higher nature. This spirit can only become the ruler when the firm intellectual acknowledgment or admission is first made that IT alone is. And it being not only the person concerned, but also the whole, all the selfishness must be eliminated from the lower nature before its divine state can be reached. So long as the smallest personal or selfish desire — even for spiritual attainment for our own sake — remains, so long is the end desired put off." "When systematically trained in accordance with the aforesaid system and law, men attain to clear insight into the immaterial, spiritual world, and their interior faculties apprehend truth as immediately and readily as physical faculties grasp the things of sense, or mental faculties those of reason. Or, in the words used by some of them, 'They are able to look directly upon ideas'; and hence their testimony to such truth is as trustworthy as is that of scientists or philosophers to truth in their respective fields. In the course of this spiritual training such men acquire perception of, and control over, various forces in Nature unknown to other men, and are thus able to perform works usually called 'miraculous,' though really but the result of larger knowledge of natural law. Their testimony as to supersensuous truth, verified by their possession of such powers, challenges candid examination from every religious mind." "Upon the subject of Man Theosophy teaches: 1. That each spirit is a manifestation of the One Spirit, and thus a part of all. It passes through a series of experiences in incarnation, and is destined to ultimate reunion with the Divine. 2. That this incarnation is not single, but repeated, each individuality becoming reembodied during numerous existences in

successive races and planets of our chain, and accumulating the experiences of each incarnation towards its perfection. 3. That between adjacent incarnations, after grosser elements are first purged away, comes a period of comparative rest and refreshment, called Devachan, the soul being therein prepared for its next advent into material life. The nature of each incarnation depends upon the balance as struck of the merit and demerit of the previous life or lives, — upon the way in which the man has lived and thought; and this law is inflexible and wholly just. 'Karma,' a term signifying two things, the law of ethical causation (Whatsoever a man soweth, that shall he also reap); and the balance or excess of merit or demerit in any individual, determines also the main experiences of joy and sorrow in each incarnation, so that what we call 'luck' is, in reality, 'desert' — desert acquired in past existence." "Theosophy is the only system of religion and philosophy which gives satisfactory explanation of such problems as these: 1. The object, use, and inhabitation of other planets than this earth. 2. The geological cataclysms of earth; the frequent absence of intermediate types in its fauna; the occurrence of architectural and other relics of races now lost, and as to which ordinary science has nothing but vain conjecture; the nature of extinct civilizations and the causes of their extinction; the persistence of savagery and the unequal development of existing civilization; the differences, physical and internal, between the various races of men; the line of future development. 3. The contrasts and unisons of the world's faiths, and the common foundation underlying them all. 4. The existence of evil, of suffering, and of sorrow — a hopeless puzzle to the mere philanthropist or theologian. 5. The inequalities in social condition and privilege; the sharp contrasts between wealth and poverty, intelligence and stupidity, culture and ignorance, virtue and vileness; the appearance of men of genius in families destitute of it, as well as other facts in conflict with the law of heredity; the frequent cases of unfitness of environment around individuals, so sore as to embitter disposition, hamper aspiration, and paralyze endeavor; the violent antithesis between character and condition; the occurrence of accident, misfortune, and untimely death — all of them problems solvable only by either the conventional theory of Divine caprice or the Theosophic doctrines of Karma and Reincarnation." Auf der Ausstellung in San Diego haben die Theosophen ein eigenes Gebäude, um auch diese Gelegenheit zur Propaganda auszubeuten. In Lomaland bei Point Loma in der Nähe von San Diego bietet Katherine Tingley Anhängern und Proselyten, aber nur reichen, ein luxuriöses Asyl zur Vertiefung in die „Theosophie". Daß in der Theosophischen Gesellschaft von den Leitern alles aufs Geldmachen und Beutelschneiden angelegt ist, trat uns (P. Scherf und mir) auch darin entgegen, daß man Eintrittsgeld verlangte, nur um die Parkanlagen in Lomaland

in Augenschein zu nehmen. Der hiesigen „W. P." zufolge gedenkt die Theosophische Gesellschaft, sich in St. Louis mit der Frage zu beschäftigen: ob wohl ein gewisser, zwanzig Jahre alter und von Frau Annie Besant entdeckter Hindu namens J. Krishnamurti der große Lehrer, Erlöser und Nachfolger Christi für das Menschengeschlecht werden könne. Auch ist die Gesellschaft der Ansicht, daß der achtzigjährige ungarische Graf Racogszi, der in früheren Zeiten als Sir Francis Bacon unter den Menschen wandelte, nach dem Kriege das Menschengeschlecht zu einer größeren Brüderschaft vereinigen wird. Frau Besant selbst will früher Giodorno Bruno gewesen sein. Roosevelt soll die Seele Julius Cäsars und Kaiser Wilhelm die Seele Alexanders des Großen in sich aufgenommen haben. In der Ethik behaupten die Theosophen, den christlichen Standpunkt zu teilen; ihre Theosophie sei nur eine rationelle Fundamentierung desselben. In Wahrheit machen sie aber keinen sittlichen Unterschied zwischen gut und böse, indem sie von einer wirklichen Verantwortlichkeit des Menschen für sein immoralisches Verhalten nichts wissen wollen. In St. Louis bezeichnete der Präsident der Gesellschaft Verbrechen als den Ausfluß kranker Seelen von Leuten, die in „Seelenhospitälern" behandelt und nicht in Strafanstalten eingesperrt werden sollten. „Verbrecher", sagte er, „sind nur Leute mit kranken Seelen. Die gegenwärtige Methode, sie zu bestrafen, ist ebenso unrecht, wie wenn man einen Mann bestrafte, der körperlich krank ist." Politisch stellten sich in St. Louis die Theosophen auf die Seite der Alliierten, die, wie sie behaupten, allein für Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit eintreten. Und für den Fall der höchsten Not bilde Amerika die Reserve der Alliierten, denen es jetzt schon im Namen der Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität Munition und Geld zur Kriegführung liefere. Zum Schluß erinnern wir an das in „Lehre und Wehre" schon vor Jahren in extenso abgedruckte Urteil Prof. Max Müllers über die heiligen Bücher Indiens, denen die Theosophen ihre Pseudoweisheit entnommen haben. „Der e i n e Grundton", sagte er, „der e i n e Akkord, der sich durch alle [sogenannten heiligen Bücher der Hindus] hindurchzieht, ist: die Seligkeit durch Werke. Sie alle lehren, daß die Seligkeit erkauft werden müsse. Unsere eigene Bibel, unser heiliges Buch aus dem Osten, ist von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen diese Lehre" usw. Damit ist über die Theosophische Gesellschaft das rechte Urteil gefällt. F. B.

„Deutsche Katholiken und deutsche Protestanten", schreibt Houston Stewart Chamberlain, „haben sich wiedergefunden; gemeinsam kämpfen und sterben sie, gemeinsam wohnen sie religiösen Andachten bei, gemeinsam singen sie: ‚Großer Gott, wir loben dich' und ‚Ein' feste Burg ist unser Gott!' Diese Kraft wird sich als unüberwindlich erweisen." — Wir gehören zu den wenigen, die in dem Synkretismus, der sich in Deutschland seit Ausbruch des Krieges, daheim sowohl wie an der Front, breitmacht, weder für den Staat noch für die Kirche einen Gewinn erblicken. Dabei leugnen wir nicht den Segen, daß viele Katholiken durch

die intime Gemeinschaft mit den Protestanten vielfach ein ganz anderes Bild z. B. von den Lutheranern bekommen haben, als es ihnen bisher der Priester gemalt hatte. Und auch darin erblicken wir einen Gewinn, daß Protestanten viele Katholiken kennen gelernt haben als Leute, die im Grunde ihres Herzens sich allein auf Christum und seine Gnade verlassen, obwohl sie immer noch nicht dahin gelangt sind, die Gewissenstyrannei des Papstes und der Hierarchie abzuschütteln. Gleichgültigkeit gegen die lutherische Wahrheit und den entgegengesetzten katholischen Irrtum kann aber nie und nimmer einen wirklichen Gewinn bedeuten, weder für den Staat noch für die Kirche. Den Vorteil davon wird schließlich immer nur die römische Kirche ernten, die als solche überall gerade auch eine Gefahr für den Staat bedeutet. Wo die Furcht und Wachsamkeit gegen Rom schwindet, da hat das Papsttum schon halb gewonnen. Und was die Kraft des deutschen Volkes wider seine Feinde, die es zu vernichten beschlossen haben, betrifft, so ist das gemeinsame Vaterland ein genügend breiter und tiefer Boden, um einen Patriotismus zu entwickeln, der bereit ist, Gut und Blut für das gemeinsame Vaterland einzusetzen. Und je treuer und gewissenhafter dabei z. B. der Lutheraner es mit seiner Religion nimmt, um so williger wird er auch sein, wenn es auf den Ruf der Obrigkeit hin gilt, für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Wer aber imstande ist, seiner Religion etwas zu vergeben, wird der wohl, wenn es die höchste Probe gilt, dem Vaterland die Treue bewahren? F. B.

Vernichtung deutscher Missionen in Südafrika. Im Juli wurde aus Berlin gemeldet, daß die deutschen Eingebornenschulen und das Lehrerseminar von den Briten geschlossen wurden. Die Meldung lautet: „Nach brieflichen Nachrichten aus Südafrika hat jetzt auch dort die behördliche Bedrückung der deutschen Mission ohne jeden erkennbaren Grund eingesetzt. Den Berliner Missionaren in Transvaal ist die Aufsicht über die von ihnen gegründeten Eingebornenschulen entzogen, und der Unterricht ihnen verboten worden. Die der Mission gehörigen Schulen und ihre eingebornen Lehrer sind unmittelbar unter Regierungsaufsicht gestellt, die der Eingebornenkommissär des Bezirks auszuüben hat. Auch das berühmte Lehrer- und Predigerseminar der Berliner Mission in Botschabelo, eine der bedeutendsten und erfolgreichsten Bildungsanstalten für die Eingebornen Südafrikas, wurde geschlossen. Es gewinnt mehr und mehr den Anschein, daß die britische Politik es jetzt darauf anlegt, wie alle andere deutsche Betätigung, so auch die deutschen Missionen überall da, wo sie es vermag, zu lähmen und aus ihrer selbstlosen und verdienstvollen Arbeit zu verdrängen." F. B.

Das sittenverderbliche Kinotheater. Hierüber schreibt ein St. Louiser weltliches Blatt: „Als einer der Vorzüge des Kino gegenüber dem regulären Theater ist von seinen Anhängern geltend gemacht worden, daß in ihm auf Ethik und Moral mehr Rücksicht genommen werde als auf der herkömmlichen Schaubühne. Der oft anstößig schlüpfrige Dialog

der Posse komme an sich in Wegfall, an Stelle der mehr oder minder unbekleideten Chormädel trete eine szenische Ausstattung, wie sie nur die technischen Hilfsmittel des Lichtspiels möglich machten. Das ungesunde sexuelle Motiv, das im Theater den Grundstoff der meisten modernen Dramen liefert, komme bei Wandelbildern kaum in Betracht, da diese ihrer Natur nach bestimmt sind, aktuelle Vorgänge widerzuspiegeln, und Theorien nicht auszudrücken vermögen wie das gesprochene Wort. Wenn man auch in dem Lichtspiel, das immerhin ein fleischloser Schatten der dramatischen Kunst bleiben muß, keinen Ersatz für die legitime Bühne erblicken kann, ist nicht zu bestreiten, daß es in seiner ersten Entwicklungsperiode wirklich dem Streben huldigte, dem schädlichen Einfluß der zeitgenössischen Bühnenliteratur entgegenzuarbeiten. Aber diese moralische Tendenz hielt nicht lange stand. Die Romantik, das amerikanische Volksstück, worin dem Schurken die gebührende Strafe, der Unschuld der verdiente Lohn wird, vermochte dauernd nicht, den an pikantere Kost gewöhnten Geschmack des Publikums zu befriedigen. Aus Kassenrücksichten begannen die Filmfabrikanten ein Feld zu bearbeiten, das bisher vom regulären Theater monopolisiert worden war — das Sittenstück, welches der Sünde das Mäntelchen des guten Tons abreißt und sie in nackter Schamlosigkeit vor den Augen der Welt paradiert. Wenn wir uns recht entsinnen, war es 'Damaged Goods', jenes ekelerregende Schauspiel moralischer und physischer Fäulnis, das, von Frankreich kommend, mehrere Jahre unsere Schaubühne verseucht hatte, welches zunächst für die Wandelbilder zugestutzt wurde. Dann folgten alle möglichen zur Klasse der Seelenverkäuferdramen gehörigen Machwerke, denen zu Reklamezwecken die Absicht, Unerfahrene vor den Fallstricken, welche ihrer Tugend drohen, zu warnen, angedichtet wurde. Und jetzt sind wir glücklich bei Gegenständen wie Geburtshilfe, Geburtsregulation und Geburtsverhinderung angelangt, natürlich alles im Dienste der höheren Sittlichkeit! Ist es schon an sich eine entsetzliche Geschmacksverwirrung, daß solche intimen Vorgänge mit allen Details der Öffentlichkeit preisgegeben werden, so ist es besonders empörend, daß sich eine Anzahl geschlechtsloser Blaustrümpfe und verschrumpfter Theoretiker sich durch die hohlen Redensarten, mit welchen diese Schaustellungen beschönigt werden, betören lassen, diesen schamlosen Beutelschneidereien den Stempel ihrer Empfehlung aufzudrücken. Sie vergessen, daß das Publikum, welches sich zu solchen Veranstaltungen drängt, durchaus nicht von Wissensdrang, sondern vielmehr von dem unmoralischen Begehren getrieben wird, Dinge zu sehen oder zu hören, um welche bisher Anstand und Schamgefühl ihren Schleier breiteten. Die Bühne ist nicht dazu da, geschlechtliche Aufklärung zu verbreiten. Wenn es absolut nicht ohne solche geht, so mag sie im Elternhause oder den höheren Schulklassen gegeben werden. Und was die speziell obengenannten 'White Slavery'-Dramen mit ihrem hysterischen Warnruf für die Unschuld anbetrifft, möchten wir getrost behaupten, daß sie eher als

Verlockung gelten könnten. Wie manches dumme Ding mag nicht im stillen wünschen, daß sich ihr auch einmal ein solch charmanter Schurke nähern möge, um ihre Tugend mit Diamanten, Automobilen und Champagnersoupers auf die Probe zu stellen, wie er auf der Bühne der Unschuld nachstellt. Es läßt sich nicht leugnen, auf unserer Bühne, der des Kino wie der der Kulissen, macht sich eine höchst ungesunde Tendenz breit. Ihr zu begegnen, sollte eine kompetente Zensur eingeführt werden. Dieselbe braucht nicht gerade aus Polizisten zu bestehen noch aus Pietisten oder Theoretikern, sondern aus Leuten, die einen geläuterten Kunstgeschmack mit gesundem Menschenverstand verbinden."

Amerikanische Humanität. In einer einzigen Woche im August sind aus dem Hafen New York für $20,000,000 Explosivstoffe, $10,000,000 Bomben und Bombenhülsen, $2,000,000 Stacheldraht, $2,000,000 Automobile, $2,000,000 Chemikalien, $1,000,000 Säuren und $1,000,000 Waffen für die Alliierten abgegangen. Dazu kommen noch andere Kriegslieferungen, in dem uns vorliegenden Bericht nicht einzeln aufgezählt, durch die die Gesamtausfuhr nach Europa in der einen Woche auf $87,000,000 gebracht wurde. Die Hauptabnehmer waren England (25 Millionen) und Frankreich (29½ Millionen); dann kommen Rußland (10 Millionen) und Italien (4½ Millionen). Diese Zahlen reden eine um so beredtere Sprache, wenn man ihnen die Ausfuhr nach denselben Ländern in der entsprechenden Woche der Jahre 1915 und 1914 gegenüberstellt — im vorigen Jahre 22 Millionen und im Jahre 1914 nur 3½ Millionen. — Welch eine Welt von Schmach, Ungerechtigkeit und Blutschuld für unser Land und Volk bedeuten diese Zahlen! Selbst der Engländer Earl Grey erklärte vor etlichen Monaten in der *New York Sun:* "The responsibility for the continuing horrors of [the European] war rests with the United States, which has sold Birthright as World's Peace-maker for a mess of comfort and munitions contracts." F. B.

Deutsche Gründlichkeit und Gelehrsamkeit. Prof. Ira Remsen, Präsident von Johns Hopkins University, sagt: "German thoroughness is an expression often used. To the scholar it means everything. Whatever other virtues science may have, they count little without thoroughness. If I were asked what America owes to Germany most, I would answer without hesitation: the virtue of thoroughness." — Andrew D. White, Präsident emeritus von Cornell University, urteilt: "We may well recognize in Germany another mother-country, one with which our own land should remain in warmest alliance. For from the universities and institutions for advanced learning in Germany, far more than from those of any other land, have come, and are coming, the influences which have shaped, and are shaping, advanced education in the United States." Begeisterter noch als White und Remsen wußte Eliot von Harvard den deutschen Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kultur das Wort zu reden vor

1914, ehe noch der Krieg in ihm den Haß und Neid entflammt, der jetzt sein Auge blendet und sein Urteil fälscht. (Vgl. L. u. W. 1916, 165.)

Das reine Hasardspiel an der Börse. Die hiesige „Westliche Post“ schreibt: „An den Getreidebörsen des Landes sind in den letzten sieben Wochen die Weizenpreise um einige 50 Cents gestiegen. Natürlich haben die Spekulanten, welche anfangs Juli zu etwa $1 per Bushel kauften und ihre Lieferungskontrakte letzthin veräußerten, ein Heidengeld verdient. Aber über diese Tatsache braucht man sich nicht besonders zu erregen. Es war einfach ein Sieg der ‚Bullen‘ über die ‚Bären‘, der Haussespekulanten über die der Baisse. Diese Differenzgeschäfte, sei es in Weizen oder irgendeinem andern Stapelartikel, haben sich seit Menschengedenken an allen Börsen eingebürgert. Sie sind in gewissem Sinne harmlos, solange der Spekulant oder eine Gruppe von solchen es nicht versucht, durch Kontrollierung des Sichtvorrates den Markt zu treiben. Der von James R. Patten vor drei Jahren in Chicago inszenierte große ‚Weizen-Corner‘ war ein Verbrechen am Volke. Durch ihn wurden die vorhandenen Brotstoffe dem Markt vorübergehend entzogen, den auf der andern Seite stehenden Börsianern die Möglichkeit genommen, ihre Lieferungskontrakte zu begleichen, ausgenommen zu einem Preise, der von Patten und Konsorten diktiert wurde. Bei Differenzgeschäften, wie sie hier zurzeit abgewickelt werden, ist der im Barmarkt obwaltende Preis der Wertmesser, nach welchem berechnet wird, wieviel der verlierende Spekulant dem Gewinner zu zahlen hat. Diese Art Transaktionen mögen, vom moralischen Gesichtspunkt betrachtet, nicht völlig einwandfrei sein, aber sie verteuern zum mindesten nicht das Brot des Volkes, wie der Getreidewucher, den Patten, Leiter und ähnliche Finanziers betrieben, es getan hat. Bei Licht betrachtet, ist dieses Börsengeschäft überhaupt nicht als Spekulation zu bezeichnen, sondern vielmehr als das reine Hasardspiel. Jedes kaufmännische Geschäft ist mehr oder minder eine Spekulation. Der Geschäftsmann kauft seinen Vorrat, weil er erwartet, daß die Ware im Preise steigen, zum mindesten nicht zurückgehen werden. Er sucht in die Zukunft zu blicken und läßt sich dabei von den verschiedensten Umständen, welche er für wichtig erachtet, lenken. Aber er hat eine Grundlage, von der er ausgeht; er rechnet mit der logischen Entwicklung der Verhältnisse und nicht mit unvorherzusehenden Möglichkeiten. Nur ein dem Lauf der Dinge widersprechendes Ereignis, wie der Krieg oder eine andere Kalamität, kann ihm einen Strich durch die Rechnung machen. Anders mit unsern Börsianern. Sie handeln, sagen wir, in Weizen, ohne Weizen von Gerste unterscheiden zu können, ohne jemals die Ware selbst zu sehen. Ihr Geschäft besteht ganz und gar auf dem Papier. A. kauft von B. 100,000 Bushel Weizen zu $1 Septemberlieferung. Steht am 30. September der Preis auf $1.30, so muß B. ihm zur Begleichung der Differenz seinen Check für $30,000 schreiben; geht der Preis unter $1 zurück, so muß A. den Unterschied bezahlen. Dies ist weiter nichts als unverfälschtes Glücks-

spiel; denn aus hundert, die z. B. im Januar auf Mailieferung kauften, waren wohl nicht fünf, die sich über Anbauareal, Reservevorrat und andere ins Gewicht fallende Faktoren überhaupt eine Vorstellung machen konnten. Der Zufall wollte es, daß sie kauften, statt zu verkaufen, wie die andern es taten. Was in dieser Verbindung am meisten verstimmt, wenn auch nicht überrascht, ist, daß unsere Behörden, die sich ins Mittel legen, wenn ein paar armselige Niggers oder Zeitungsjungen in der Alley um Nickel würfeln, diesem Harsardieren an der Börse nichts in den Weg legen, ja nicht einmal einen schwächlichen Versuch in dieser Hinsicht wagen. Es ist eine neue Version der alten Regel: ‚Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.‘" F. B.

„Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" — In dem berühmten Bade Marienbad in Böhmen erlangte ein Herr durch die Benutzung der dortigen Bäder seine Gesundheit wieder. Er schrieb darauf in ein aufliegendes Album folgenden Satz: „Vergnügt kehr' ich von Marienbad zurück, Ich fand Gesundheit hier, des Lebens höchstes Glück. — Johannes Goßner, der später dorthin kam und dies las, schrieb darunter: „Das ist nicht des Lebens höchstes Glück, das ist's nur halb; Glückselig wäre sonst auch ein gesundes Kalb."

Die amerikanische Presse im Dienste Englands. Das Blatt *London Chronicle* schrieb in seiner Nummer vom 21. Oktober 1914: "The debt that England owes the newspaper world of America cannot be estimated. The editors of the best journals have been fearless and very shrewd champions of the Allies' cause. It is these editors who have made the German monster a reality to the American people, and this quietly and with most deadly logic. We have no better allies in America than the editors of the great papers." F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Östlichen Distrikts mit einer Arbeit von Präses F. C. Verwiebe über das Thema: „Die Reformation durch Luther ein Werk Gottes." (15 Cts.)

2. Synodalbericht des Minnesota-Distrikts mit einem Referat von P. H. Meyer über „Die leibliche Versorgung der Diener am Wort". (13 Cts.)

3. „Lutherbuch", enthaltend Luthers Leben und Wirken nebst einigen einleitenden und abschließenden Kapiteln aus der allgemeinen Kirchen- und Missionsgeschichte. Von Gustav Just. (28 Cts.) — Dies populäre, bereits in Tausenden von Exemplaren verbreitete „Lutherbuch" bedarf der Empfehlung nicht mehr. Berechnet ist es für den Gebrauch in „Schule und Haus".

4. "Berea Bible Class Lessons 1916/17." Edited by Pastors A. Doerffler and L. Sieck. Contents: "The Life of Joshua. The Parables of Jesus." (11 Cts.) — Zweck der Berea Bible Class ist nicht, ein Sonntagsschulhandbuch zu bieten, sondern einen Führer zur Führung einer Bibelklasse für Erwachsene.

5. "William Tyndale, the Translator of the English Bible." By William Dallmann. (28 Cts.) — In trefflichen, kurzen Strichen schildert dies Büch-

lein das tragische Leben und Ende eines edlen Engländers, eines Lutheraners von echtem Schrot und Korn, frei noch von den Bazillen reformierter Schwärmerei und Verstiegenheit, die später den englischen Protestantismus infizierten. Nicht weniger als 30 Illustrationen zieren das schmucke Büchlein, das in keiner unserer Schul- und Jugendbibliotheken fehlen sollte. F. B.

Unser Heiland. Predigten über die altkirchlichen Evangelien des Kirchenjahrs von J. H. Hartenberger. Mit einem Begleitwort von Prof. W. H. T. Dau. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. $2.20.

Nach den Proben zu urteilen, die wir gelesen haben, können wir diese Predigten nur warm empfehlen. Es sind Predigten, wie wir sie in unserer Mitte gewohnt sind, die mit der Sprache herauskommen, aller Verschwommenheit feind sind, vom Volke leicht verstanden werden, Christum zum Mittelpunkt haben, sich an den Text halten, nur Gottes Wort vortragen, eigene Fündlein ausscheiden, weltlichen und der christlichen Kanzel fremden Themata und Tagesfragen aus dem Wege gehen, sensationelle Behandlung verabscheuen, rhetorischen Tand vermeiden und auch sonst in den guten alten Spuren laufen, ohne dabei der Wärme, Herzlichkeit und Unmittelbarkeit zu ermangeln. Das Buch umfaßt VIII und 431 Seiten in regulärem Oktavformat, etwa 6×9, schmuck in Leinwand gebunden mit Blindprägung und Goldtitel, und muß als billig bezeichnet werden.

F. B.

A Pocket Lexicon to the Greek New Testament. By *Alexander Souter*. 1916. Oxford University Press. American Branch: New York, N. Y. VIII und 290 Seiten 4½×6½, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: $1.00.

Liebhaber des griechischen Neuen Testaments kommen öfters in die Lage, daß sie ein kleines handliches Wörterbuch dafür gebrauchen möchten. Für den Studiertisch kann keiner ein größeres Werk wie Grimm, Thayer, Ebeling, Cremer entbehren; aber wer kann ein solches Buch mit auf Reisen oder zu Konferenzen nehmen? Da machen wir auf das neuerschienene, sehr brauchbare Werk von Professor Souter von der University of Aberdeen, einem bekannten neutestamentlichen Theologen der Gegenwart, aufmerksam, das in handlicher Form, guter Ausstattung und zu einem annehmbaren Preis alles bietet, was man in einem solchen Werke erwarten kann. Es ist nicht ein Auszug aus andern, größeren Werken, sondern eine selbständige Arbeit, die auch die neuesten Forschungen berücksichtigt und auf der Höhe der Zeit steht. Für theologische Erörterungen ist natürlich in einem solchen Werke kein Raum; es beschränkt sich darauf, möglichst genau die Bedeutung des Wortes anzugeben. Ein paar Beispiele: *γινώσκω*, I am taking in knowledge, come to know, learn: *Aor.:* I ascertained, realized; but not in John 17, 25; 2 Tim. 2, 19. — *προγινώσκω* (properly, I get to know, I learn beforehand), a: I know previously; b: I designate before (to a position or function), 1 Pet. 1, 20. — *ἐκλέγομαι*, I pick out for myself, I choose. Wir können nicht jeder Erklärung beistimmen; *ἱλαστήριον* bezeichnet auch Röm. 3, 25 nicht "a means of propitiation", sondern "the covering of the ark"; *ἐπιούσιος* leiten wir nicht ab von *ἡ ἐπιοῦσα* (*ἡμέρα*) "belonging to the morrow", sondern von *ἐπί* und *οὐσία*, zum Dasein, Leben nötig. Aber eine Reihe von Stichproben haben uns gezeigt, daß das Buch wirklich ist, was es sein will, ein auf philologischen Studien beruhendes Taschenwörterbuch zum griechischen Neuen Testament. Eine noch handlichere Ausgabe auf Oxford India Paper kostet $1.90. L. F.

Some Counterfeit Religions. An Investigation of the Falsehoods and Perversions Taught by the Sects and Isms. By *F. C. Longaker, Ph. D.* Lutheran Board of Publication, Columbia, S. C. 10 cts.

Dieses Schriftchen charakterisiert in kurzen Zügen den Spiritismus, Russellismus, Eddyismus, Mormonismus und Sozialismus. In einer längeren Einleitung vertritt der Verfasser dabei den schiefen Gedanken, daß die Christen in den

Unterscheidungslehren der evangelischen Kirchen nicht zu einer Einigkeit gelangen könnten: die Stellung der Generalsynode und die der Vereinigten Synode des Südens. Diese Annahme wäre richtig, wenn uns in der Schrift, wie der Verfasser wähnt, nur die Heilstatsachen und nicht auch ihre Deutung geboten würde. In Wirklichkeit sind uns aber in der Schrift alle Lehren selber gegeben, die wir darum auch nicht erst durch unser Denken zu bilden, sondern nur anzunehmen haben. Und wenn alle Christen das tun würden, ohne denselben etwas aus dem Eigenen hinzuzufügen oder ihrer Vernunft zuliebe von denselben etwas zu streichen, so wäre damit die Einigkeit im Geist, die die Schrift fordert, vorhanden. Der Verfasser schreibt: "In the handling of Christian truth by human thought there are bound to be differences of opinion, which, however, do not necessarily imply a denial of any phase of the truth itself. Great bodies of Evangelical Christians differ from each other in their interpretation of some of the facts of Christianity, without, however, denying any of these facts. Those from whom they thus differ have no right to call their views counterfeit. We recognize that human thought must deal with Christian truth as it can; and that, in dealing with it at all, it is dependent on differences in minds, opportunities to learn, and powers of expression. If each man were endowed with the same mind, and had the same opportunities and training, there doubtless would be much uniformity in our religious views. But we know very well that each man is not endowed with the same mind, and does not have the same opportunities and training. Hence the varities in views." Hiernach hat offenbar der Verfasser sich nicht völlig zu befreien vermocht von der reformierten Anschauung, daß Schriftauslegung darin bestehe, daß man den eigenen Geist zu Worte kommen lasse und eigene Gedanken in die Schrift hineintrage, statt, wie die lutherische Kirche das fordert, sich alles einzig und allein von der Schrift geben und in seinem theologischen Denken sich von ihr allein leiten zu lassen. Daß dies seine Schwierigkeit hat, versteht sich von selbst; aber der Gnade unmöglich ist es nicht. Eben das heißt ja glauben: annehmen, was uns Gott in der Schrift sagt.

F. B.

GERMAN ACHIEVEMENTS IN AMERICA. By *Rudolf Cronau.* 340 East 198th St., New York. $1.00.

Der Untertitel dieser Schrift lautet: "A tribute to the memory of the men and women who worked, fought, and died for the welfare of this country; and a recognition of the living, who with equal enterprise, genius, and patriotism helped in the making of our United States." Seinen reichen und dankbaren Stoff behandelt der Verfasser in gutem Englisch und mit viel Geschick in folgenden Kapiteln: 1. Medieval Germany and the Causes of German Emigration. 2. German Predecessors of the Puritans. 3. Pastorius and the Settlers of Germantown. 4. The Coming of the Palatinates. 5. The Life of the German Settlers in Colonial Times. 6. Promoters of the Cause of Liberty. 7. Heroes in the War for Our Independence. 8. F. W. von Steuben, the Organizer of the American Army. 9. Pioneers of the Ohio Region. 10. Pioneers of the Mississippi Valley and the Far West. 11. The Men of 1848. 12. Distinguished Germans in American Politics. 13. The German-Americans during the Wars of the Nineteenth Century. 14. Leaders in Agriculture, Industry, and Commerce. 15. The North American Turnerbund and Its Influence on the Physical Development of the American Nation. 16. The Influence of German Learning and Methods on Education in the United States. 17. Eminent Scientists. 18. Engineers of Distinction. 19. Organizers of Traffic and Transportation. 20. The German-American Press. 21. Authors and Poets. 22. German Music and Song in America. 23. German Drama and Opera in the United States. 24. Artists, Sculptors, and Architects. 25. German-American Women and Their Works. 26. Monuments of Philanthropy. 27. German-American Alliance. 28. The Future Mission of the German Element in the United States. — Aus obigen Angaben geht hervor, daß dieses Buch amerikanischen Bürgern deutscher Abkunft ebenso instruktive wie interessante und erhebende Lektüre bietet. Niemand wird es aus der Hand legen, ohne in seiner Überzeugung, daß die Deutschen zu den treuesten, gewissenhaftesten, intelligentesten und nützlichsten Bürgern unsers Landes

gehören, bestärkt worden zu sein. Gerade in unserer Zeit, da die probritische Presse und selbst Männer wie Roosevelt und Eliot alles, was deutsch ist und deutschen Namen trägt, in den Kot zu treten suchen, sind Schriften wie die vorliegende zeitgemäß, um böswilligen Fanatikern den Mund zu stopfen und Irregeleiteten und Vertrauensseligen den Star zu stechen, wozu insonderheit das letzte Kapitel angetan ist, das von den Gefahren handelt, die unserer amerikanischen Freiheit und Unabhängigkeit drohen, zum Teil selbst von Männern, die wie Carnegie als Patrioten gefeiert werden. — Selbstverständlich konnten in einem Band von 230 Seiten die angegebenen Gegenstände nicht erschöpfend behandelt werden. Auch hätte ein besonderes Kapitel über den Einfluß der deutschen Kirchen, der höheren und niederen Schulen, der Wohltätigkeitsanstalten, der bedeutenden Theologen usw. nicht fehlen sollen. Bemerkt sei nur noch, daß wir hie und da ein Urteil gestrichen haben. F. B.

NEUTRALITY. From the American Point of View. By *S. Ivor Stephen.* The Open Court Publishing Co., Chicago, Ill. 50 cts.

Wer einen Rück- und Überblick wünscht über die jetzt allgemein bekannte Art und Weise, wie die probritische Presse unsers Landes in den zwei verflossenen Jahren des schrecklichen Weltkrieges gehaust, wie sie Tatsachen erdichtet, abgeleugnet und entstellt hat, wie sie die Deutschen verdächtigt, belogen und verleumdet hat, wie sie der Ungerechtigkeit und Vergewaltigung das Wort geredet und Haß und Fanatismus geschürt hat; wie auch Männer wie Eliot, Roosevelt, Choate, Morgan, Page, Putnam u. a. bemüht waren, unser Land mit seinem Gelde, seinen Hilfsmitteln, seiner Arbeitskraft und seiner Diplomatie in unneutraler Weise auf die Seite der Feinde Deutschlands zu stellen, ja, in den Strudel des Krieges zu ziehen usw., der findet in der vorliegenden Schrift von 227 Seiten eine, wenngleich nicht logisch geordnete, so doch reiche und interessante Sammlung von desbezüglichen Tatsachen und Aussprüchen. Von Thomas Jefferson wird S. 218 folgende Stelle über Tagesblätter seiner Zeit mitgeteilt: "Perhaps an editor might begin a reformation in some way as this: Divide his paper into four chapters, heading the first *Truth;* second, *Probabilities;* third, *Possibilities*, and fourth, *Lies.* The first chapter would be very short, as it would contain little more than authentic papers and information from such sources as the editor would be willing to risk his own reputation for their truth. The second would contain what, from a mature consideration of all circumstances, his judgment should conclude to be probably true. This, however, should rather contain too little than too much. The third and fourth should be professedly for those readers who would rather have lies for their money than the blank paper they would occupy. Such an editor, too, would have to set his face against the demoralizing practise of feeding the public mind habitually on slander, and the depravity of taste which this nauseous ailment induces. Defamation is becoming a necessity of life, insomuch that a dish of tea in the morning or evening cannot be digested without this stimulant. Even those who do not believe these abominations still read them with complaisance to their auditors, and instead of the abhorrence and indignation which should fill a virtuous mind, betray a secret pleasure in the possibility that some may believe them, though they do not themselves. It seems to escape them that it is not he who prints, but he who pays for printing a slander, who is its real author." In vielfach verstärktem Maße trifft dies Urteil die heutige Presse. Was den Ton der vorliegenden Schrift betrifft, so wundern wir uns nicht, daß der Verfasser zuweilen die Ruhe und Besonnenheit nicht zu ihrem Rechte kommen läßt. Wie empörend und gemein aber auch immer ein Angriff sein mag, so fährt man doch jedesmal am sichersten nach der alten Maxime: „Fortiter in re, suaviter in modo!" — Ebenfalls aus dem Verlag der Open Court Publishing Co. ist uns noch folgende Schrift zugegangen, auf die wir in einer folgenden Nummer von „Lehre und Wehre" zurückzukommen gedenken: *Above the Battle.* By Romain Rolland. Translated by C. K. Ogden, M. A. (Editor of the *Cambridge Magazine*). $1.00. F. B.

Germany Misjudged. An Appeal to International Good Will in the Interest of a Lasting Peace. By *Roland Hugins*. Open Court Publishing Co., Chicago. $1.00.

Es ist dies eine mit tiefer Einsicht, großer Ruhe, viel Takt und strengem Gerechtigkeitssinn verfaßte Schrift, in welcher in klarer und schlagender Weise die im Weltkriege wider die Deutschen erhobenen Beschuldigungen widerlegt werden. Was der Verfasser, der an Cornell University steht, sagt, fließt nicht aus gedankenloser Sympathie zu den Deutschen, sondern aus Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Etliche Stellen aus Hugins' Buch mögen hier folgen: "In particular the editors who control our newspapers and magazines, and who to some extent do 'mold' public opinion, are usually without a sound European perspective, and often display, in their quick, but cocksure judgments of affairs outside our borders, a schoolboy *naiveté* and a provincial gullibility." "Germanic civilization is *not* inferior to French or English or Italian civilization, though different; on the contrary, it might well be maintained that the only nation which has abolished poverty, the one whose educational system is the best in the world, whose municipal governments are models, which outstrips all nations in scientific and industrial energy, shows distinct elements of superiority." "It is a remarkable fact that our bitterest defamers of Germany are old men. I shall not be invidious enough to mention names; but just recall to mind the leading American Tories! There is no more shameful spectacle in America than these malignant old men, waving their fists at the Kaiser, mouthing the garbage thrown to them from Fleet Street, hounding us on, shrilling for a sacrifice of American blood." F. B.

Carlyle and the War. By *Marshall Kelly*. Open Court Publ. Co., Chicago. $1.00.

Folgende Kapitelüberschriften charakterisieren den Inhalt des vorliegenden Buches: 1. Carlyle and the War. 2. Concert of Europe. 3. Ostensible Causes of the War. 4. Balance of Power. 5. System of Alliances. 6. The Combination against Germany. 7. Real Causes of the War. 8. Mendacity *versus* Veracity. 9. Issues of the War. — Den Titel betreffend bemerkt der Verfasser: "For the title, 'Carlyle and the War,' this, to thoughtful readers, should at once be sufficiently significant. But these readers will know too well how lamentably ignorant of Carlyle the general public is; and they must have constantly reflected how impossible it would have been for the delirious defamation of the German which now stuns every ear to have again found credence had his words been hearkened to. Carlyle was the greatest man of the nineteenth century. And he knew Germany, German character, and German history as no other Briton has ever done; in his *History of Frederick the Great*, especially, rendered such true report thereof as it is indeed something more than lamentable should be so little known or remembered, as it is altogether disgraceful to the American, as well as to the Briton, who attempts to judge of these matters that he is not familiar with. For each present event is but a part of the past and of the future; and this war is no accidental eddy, but very evidently an issue of the great world-currents." "Carlyle lived in what, in the sorrow of his heart, he deliberately named the Latter Days of England, her 'penultimate ages, or times immediately before the last'; wherein he warned her that, if she did not repent and turn from the course she was on, nothing save destruction could lie before her." "I, who here speak to you, am a Briton, long confessedly a follower of Carlyle's. And, in looking at the present with my own eyes, giving such account of it as able, I have referred to him where the past is concerned; largely, also, appealed for justice in his name, and called on the alone real *aristoi* of Britain to rouse themselves, if they would not see their country consummate iniquity beyond all hope." F. B.

Belgium and Germany. A Dutch View. By *Dr. J. W. Labberton.* Translated by *W. E. Leonard.* Open Court Publishing Co., Chicago. $1.00.

Diese Schrift erörtert in geistreicher Weise die ethischen Fragen, die der Einmarsch der Deutschen in Belgium aufgeworfen hat. Der Verfasser kommt zu dem Resultat, daß, auch ganz abgesehen von den Entdeckungen in den Brüsseler Archiven, das Verhalten der Deutschen in jeder Hinsicht gerechtfertigt sei. Obwohl wir in der Sache dem Verfasser der Hauptsache nach zustimmen, so vermögen wir doch seiner philosophischen Argumentation längst nicht immer zu folgen. Etliche Aussprachen Labbertons mögen hier Platz finden. S. 2: "It is truly extraordinary how hugely virtuous we all are in our public judgments of others, and especially on paper. In the inner reality, perhaps, our moral sense turns out to be a rather small affair; in the market-place righteous indignation commonly prevents reflection." S. 40: "It is the strife of new Content against old Form; of bleeding, wrestling Reality against official Phrase; or, to say it roundly, of Truth against conscious or unconscious Falsehood. How little insight and comprehension we have in these matters is seen from the way in which the *Vox Populi*, seizing on the words 'just for a scrap of paper,' — words which were a perfectly just characterization of the existing circumstances as to that particular treaty which was alone in question, — proceeded to add: 'For Germany all treaties are scraps of paper. The Imperial Chancellor has said so himself.' I fancy that it would be discreet of the Germans to keep in check for use only among choicer spirits this so likable and intelligible tendency (recall Goethe, and Luther's 'Table-talk') to 'vigorous language' [*sterke woorden*]. The stupid public cannot grasp it; and the might of stupidity is enormous. Do not the very gods contend in vain against it? Without doubt, we have here one of the causes of the general antipathy to the Germans [*Duitscherhaat*]." S. 67: "The people of Eckhart, Tauler, and Luther, the people of Kant, Schiller, and Fichte, of Bach, Beethoven, and Brahms, the people who, personified in that unfathomable marvel which dwelt in humble Weimar as His Excellency Privy Councillor J. W. von Goethe, mapped out its program for generations ahead, that people, as I firmly believe, now that it has in the last forty-four years finally achieved likewise its political unity, will form a state which in the end, in so far as it has opportunity, in so far as the natural foundation for this spiritual product is given, will manifest equally an ethical genius. It is my inner conviction that Prussia is the ethically sound kernel of Europe, from which in the end is to spring the ethical regeneration of our desperately ailing world." S. 132: "Every one who sets fresh, upward-striving, worthy content above old, time-eaten form; every one who considers it vitally desirable, for the self-renewal and civilizing of mankind, that the undue influence which such form can still exercise (by virtue of the inveteracy of all forms) be justly reduced to the real proportions of the actual content, — he must desire with all his heart victory for Germany and defeat for England. Both are but two sides of one matter." F. B.

Justice in War-Time. By *Bertrand Russell.* Open Court Publ. Co., Chicago. $1.00.

Folgende Überschriften charakterisieren den Inhalt dieser Schrift: 1. An Appeal to the Intellectuals of Europe. 2. The Ethics of War. 3. War and Non-Resistance. 4. Why Nations Love War. 5. The Future of Anglo-German Rivalry. 6. Is a Permanent Peace Possible? 7. The Danger of Civilization. 8. The Entente Policy, 1904/15. 9. Morocco. 10. The Anglo-Rumanian Entente. 11. Persia. 12. What Our Policy Ought to Have Been. — Trotz mancher trefflichen Einzelausführungen, aus denen für jeden Unbefangenen klar hervorgeht, daß England schon lange vor 1914 den Krieg wider Deutschland gewollt und eingefädelt hat, ist der Totaleindruck dieses Buches kein klärender, sondern vielfach ein verwirrender und verdummender. Freilich, obwohl selber ein Engländer, sagt der Verfasser seinen Volksgenossen viele herbe

Wahrheiten, aber in einer Weise, die zugleich die Deutschen verdächtigt und die Briten entschuldigt. "As for the Kaiser", schreibt Russell, "ever since I first began to know Germany, twenty years ago, I have abominated him."

F. B.

DEUTSCHLAND, DEUTSCHLAND, FIRST OF NATIONS. English Version (Revised) by *P. C. Kullman*. Copyright, 1914. 25 cts.

Die Titelseite dieses Musikstückes ist in Schwarz, Rot, Gelb und Blau gedruckt und bringt die Wappenschilder Deutschlands und der Vereinigten Staaten und darunter die Kriegsflaggen der deutschen Armee und Marine mit dem Wappenadler und dem Eisernen Kreuz. Die erste Innenseite bietet das Lied im Original, wie es Hoffmann von Fallersleben 1841 gedichtet, samt der Melodie von Joseph Haydn. Die zweite Innenseite enthält dieselbe Melodie mit dem englischen Text von Kullman, einer guten Übersetzung des edlen deutschen Liedes. Die Rückseite zeigt das Bild der Germania auf dem Niederwalde. Zu beziehen ist dies Musikstück von P. C. Kullman, 68 Wall St., New York. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Die Generalsynode hatte dieses Jahr D. J. B. Remensnyder als ihren Delegaten an die General Assembly der Presbyterianer entsandt. Remensnyder berichtet jetzt im *Lutheran Church Work and Observer*, der Empfang, der ihm dort zuteil geworden sei, müsse als "most gratifying" bezeichnet werden. Teilweise sei das der Bekanntschaft mit leitenden Männern unter den Presbyterianern des ganzen Landes, deren er sich erfreue, zuzuschreiben, teilweise aber der Verehrung und Freundschaft, die von Presbyterianern der lutherischen Kirche entgegengebracht werde. Remensnyder redete die presbyterianische Versammlung nach seinem eigenen Berichte etwa folgendermaßen an: Wir sind zwei große historische Kirchen, die viele Kämpfe für den Glauben geführt haben, manchmal gegeneinander, öfter aber nebeneinander gegen den gemeinschaftlichen Feind. (Das ist Phrase. Oder sollen wir hier an das Verhältnis zu den Presbyterianern denken, in dem die lutherische Kirche Amerikas vor hundert Jahren angekommen war?) Calvinismus und Luthertum haben unermeßlich (infinitely) mehr, was ihnen gemeinsam ist, als was sie trennt. Der Unterschied ist eher einer des Grades als der Art. Calvin hat sich gerühmt, daß er mit Freudigkeit die Augsburgische Konfession mit ihrer Lehre von der wahren Gegenwart im Sakrament des Altars unterzeichnet habe, und in seinen Institutiones konnte er Luther anführen für seine augustinische Theorie göttlicher Majestät und Gnade. Wir stimmen miteinander in bezug auf unsere Vorstellung vom Wesen der Kirche. Unsere beiderseitigen Kirchen ehren die Theologie und halten sie für die „Königin der Wissenschaften". Auch darin stimmen wir miteinander überein, daß wir den Glauben an die göttlich geordneten Gnadenmittel nicht verloren haben. Daher unsere wie eure Abneigung gegen Sensationalismus. (NB. Billy Sunday ist Presbyterianer.) Ein Hagelwetter, berichtet Remensnyder, machte seiner Rede ein Ende. Um die Situation zu retten, forderte der Vorsitzer die Versammlung "with a happy courtesy" auf, „Ein' feste Burg ist unser Gott" zu singen. Das ist auch mit großer Begeisterung geschehen. Als Redner schließlich noch seine "in-

timacy with and admiration for" J. Roß Stevenson, den abgehenden Präsidenten der Assembly, zum Ausdruck brachte, brach die Versammlung aus in „tumultuarischen Applaus". — Wir können sowohl in dem Abordnen eines Delegaten der Generalsynode an die Presbyterianer wie auch in dem, was ihr Delegat der Assembly vorgetragen hat, nichts anderes als eine Verleugnung des lutherischen Glaubens erblicken. Die aus Remensnyders Ansprache angeführten Sätze lassen sich nicht anders verstehen, als ob weder in der Lehre vom Abendmahl noch in der Lehre von der Prädestination zwischen Calvin und Luther, Presbyterianern und Lutheranern Gegensätze beständen — ein wahres Gedankenmonstrum. Gemeinsam sei uns auch die Lehre von den divinely ordered means of grace — als ob die Presbyterianer nicht von jeher den Sakramenten gerade eben den Charakter eines Gnadenmittels abgesprochen hätten. Wollte man überhaupt die beiden Kirchenkörper gegeneinanderhalten, so erforderte es die Ehrlichkeit, außer dem, was sie unleugbar gemeinsam haben, die Differenzpunkte hervorzukehren und in den Stücken, in denen die Presbyterianer von der Schriftlehre abweichen, die Wahrheit zu bekennen. Auch die Schmalkaldischen Artikel führen das mit den Römischen Gemeinsame an; dann aber folgt das Zeugnis gegen den Irrtum. Ein geteiltes Bekenntnis zur Wahrheit ist kein Bekenntnis; denn die Wahrheit ist eine. Ist es erlaubt, auf die Weise, wie es hier geschehen ist, eine Kirche, die von uns im Bekenntnis abweicht, zu bekomplimentieren und ihr die Glaubensbrüderschaft nahezulegen, so ist nicht ersichtlich, warum D. Remensnyder nicht in der "Catholic Week", die in der Stadt New York stattfand, auch den Römischen eine Rede hielt, die das, was wir als Protestanten mit ihnen gemeinsam haben, zum Ausdruck gebracht hätte. Hier wie dort vor den Presbyterianern gälte: "We are great historic Churches." Hier wie dort ein Kämpfen gegen gemeinsame Feinde — man denke nur an die Bekämpfung der höheren Kritik, der Evolutionslehre, des Sozialismus, des Freimaurertums usw. bei Römischen wie Protestantischen. Auch die Römischen wollen die Kirche nicht verwandeln "into an ethical society or an eleemosynary institution or as a club for civic betterment". Hier wie dort ehrt man die „Theologie". Und was für „Gnadenmittel" hat erst die römische Kirche! Man braucht nur etwas sparsam zu sein im Definieren und nicht zu scharf zu bestimmen, was man sich unter Gnadenmittel, Theologie, Konservatismus, essentials usw. vorstellt, und man findet, wie das ja tatsächlich in der heutigen reformierten Literatur immer wieder betont wird, nur „Unterschiede des Grades und nicht der Art" auch zwischen dem protestantischen und dem römischen Lehrsystem. Plus und Minus gleichen sich da zum Teil aus: die Reformierten ein Zuwenig in der Sakramentslehre, die Römischen ein Zuviel. So unhaltbar ist das Prinzip, das dem Unionismus zugrunde liegt. Man will nach Gutdünken bestimmen, wieviel Wahrheit noch gemeinschaftlich vorhanden sein muß, um Abweichungen von der Schriftlehre indifferent zu machen, sofern glaubensbrüderliche Anerkennung in Betracht kommt. Der Grundsatz ist praktisch undurchführbar, eben weil die Wahrheit eine ist. Oder aber man fragt: Was ist Wahrheit? und gibt das Erkenntnisprinzip der christlichen Theologie ganz auf. Man ergibt sich dem Skeptizismus. Nur dann ist es möglich, konsequent zu sein und schließlich alle Religionen, da sie doch alle „Wahrheitsmomente" und „ethische Werte" enthalten, als verschiedene Strahlenbrechungen der unerkennbaren Wahrheit einander gleich-

zustellen. Unionisten, die diesseits solcher Anschauungen stehen bleiben, mangelt es entweder an intellektuellem Mut, oder sie glauben besser, als sie praktizieren. G.

Unionismus der Generalsynode. Die ohiosche „Kirchenzeitung" schreibt am 16. September 1916 unter der Aufschrift „Ein Jude auf einer lutherischen Kanzel": „Im *Cincinnati Times-Star* vom 17. Juli steht auf der ersten Seite, durch Umfassung noch sogar hervorgehoben, folgendes: 'Among the Rotarian delegates from Houston, Tex., is Rabbi Bornstein of the Reform Jewish congregation of that city. He occupied the pulpit of the English Lutheran church, at Twelfth and Race streets, Sunday, and took as his subject, "Spiritual Service."' Pastor dieser Gemeinde ist Jakob W. Kapp, D. D., Glied der Generalsynode. Wir richteten eine Anfrage an ihn, wie es sich mit diesem Zeitungsbericht verhielte. Als Antwort schreibt er, daß die *Times* nicht die ganze Geschichte berichtet habe und nichts von der inneren Bedeutung derselben. Er versichert uns seines Luthertums, seines Festhaltens an lutherischer Lehre und Praxis und behauptet, daß nichts vorgekommen sei, was ihn kompromittiere, oder was irgendwie der Lehre und Praxis der lutherischen Kirche widerstreite. Dabei erwähnt er besonders die Person Christi und behauptet, daß besonderer Nachdruck gerade auf die diesbezügliche Lehre gelegt worden sei. Auf weiteren Vorhalt, daß sein Vorgehen ein öffentliches Ärgernis für die gesamte lutherische Kirche sei, da er ja die beanstandete Tatsache in keiner Weise leugne noch irgendwie zurechtstelle, erfolgte keine Antwort. Wir teilten diesem Pastor zugleich mit, daß wir öffentlich gegen ihn zeugen würden — was hiermit geschieht. Dieser Fall erinnert an einen ähnlichen innerhalb derselben Synode vor nicht allzu langer Zeit. Ein D. Dell trat damals auch mit einem Juden in Kirchengemeinschaft. Die Sache kam auf der darauffolgenden Versammlung der Generalsynode zur Sprache; aber nur ein sehr milder, ganz allgemein gehaltener Beschluß dieses Körpers war die Folge. Der Betreffende verlor nichts von seinem Ansehen in seinem Kirchenkörper, da er zu öffentlichen Feiern herangezogen wird, und seine Reden und Aufsätze nach wie vor in den Zeitschriften Aufnahme finden. Wir wollen der Generalsynode in keiner Weise unrecht tun und kein liebloses Urteil fällen. Doch meinen wir, dies steht fest: solange sie den lutherischen und christlichen Namen für sich beansprucht und von andern Lutheranern fordert, daß sie demgemäß bezeichnet werde, ist es ihre Pflicht, Vorfälle dieser Art in ihrer Mitte unmöglich zu machen. Das moderne Judentum stellt den allerschroffsten Gegensatz gegen alles Christliche dar. Wenn ein Lutheraner, insonderheit ein lutherischer Pastor und sogar Doktor der Theologie, meint, er könne in Kirchengemeinschaft mit einem Reformjuden treten und ihn auf seine Kanzel treten lassen, ohne der lutherischen Lehre und Praxis etwas zu vergeben, so hat er keinen Begriff von Luthertum oder Christentum, er schlägt beiden mit seiner Handlungsweise in frechster Weise ins Angesicht. Ein Ähnliches gilt von den betreffenden lutherischen Gemeinden. Auch die Synode, in deren Mitte diese greulichen Ärgernisse gegeben werden, ist verantwortlich, und das durchaus und vollständig. Diese Verantwortung ist nichts weniger als eine moralische und geistliche, eine Verantwortung vor Gott, vor der Kirche und vor der Welt. Mehr brauchen wir hier nicht zu sagen. Andere mögen schweigen, wir müssen unsere Stimme in heiligem Ernste erheben gegen solche greuliche Ärgernisse." G.

über die Leitsätze, die im Mai dieses Jahres einer zu St. Paul abgehaltenen Besprechung von Pastoren der Synodalkonferenz mit Pastoren der Iowa- und Ohiosynode zugrunde lagen, hat sich kürzlich der *Lutheran* des Generalkonzils sowie der *Lutheran Herald* der Norwegischen Synode ausgesprochen. Daß sich die an der Besprechung Beteiligten auf die vorgelegten Leitsätze einigten, erklärt der *Lutheran* so: es seien das Pastoren gewesen "who had grown weary of controversy", und es läge jetzt vor der lutherischen Kirche Amerikas eine neue "issue", nämlich diese: "In the heat of past controversies differences were mangnified far beyond their confessional importance"; "these pastors believed that the differences still separating them were not of sufficient importance to justify continued aloofness and disunion". Mit andern Worten, man habe um des äußeren Friedens willen die Differenzen, die seit dreißig Jahren in unzähligen Predigten, Artikeln und Flugschriften unserer Synode als ins Mark des Christentums einschneidend behandelt worden sind, nun als ohne besondere Bedeutung für das christliche Denken erkannt und sich geeinigt, diese Gegensätze, die allerdings bestünden, als völlig bedeutungslos zu ignorieren. Eine schwerere Beschuldigung könnte kaum gegen die an jener Konferenz beteiligten Pastoren erhoben werden. Es wird hier sowohl unsern Pastoren wie auch jenen aus dem gegnerischen Lager kühl vor den Kopf gesagt, sie hätten sich dem Unionismus in seiner unverhüllten Form in die Arme geworfen; sie hätten wohl Differenzen in der publica doctrina der verschiedenen Synoden erkannt, aber sich darauf geeinigt, daß die Gegensätze in der Lehre von der Gnadenwahl und der Bekehrung, vom Chiliasmus, von Kanzelgemeinschaft, Altargemeinschaft, Logentum, Sonntagslehre usw., die allerdings bestünden, so geringfügiger Natur seien, daß man darüber hinweg wohl eine genügende Glaubenseinigkeit konstatieren könne. Damit hat aber nach unserer Überzeugung der *Lutheran* den beteiligten Pastoren ein Unrecht getan. Wir glauben keineswegs, daß die Pastoren der Iowasynode und der Ohiosynode, die an den Verhandlungen teilnahmen, in solcher Gesinnung, wie sie der *Lutheran* voraussetzt, zur Besprechung erschienen. Im Gegenteil, es wird uns von Pastoren unserer Synode bezeugt, daß sich bei den Besuchern aus andern Synoden das ehrliche Bestreben herausstellte, aus dem Munde unserer Pastoren einmal zu hören, was die Synodalkonferenz im Artikel von der Bekehrung und von der Gnadenwahl lehrt. Und sie haben sich davon überzeugt, daß die öffentliche Lehre unserer Synode, wie sie dann in den mündlichen Verhandlungen zur Darstellung kam, nicht Calvinismus ist. Andererseits haben unsere Pastoren von neuem die Erkenntnis gewonnen, daß es die reine Wahrheit ist, wenn D. Pieper in seinem Buche „Zur Einigung" den Satz aufstellt, daß jeder Christ, wenn er sich dem einfältigen Gotteswort vis-à-vis stellt, der Theorie vom vorhergesehenen besseren Verhalten als Erklärungsgrund der Wahl und seines Christenstandes den Abschied geben und sich auf die Lehre der Konkordienformel stellen wird. Es haben nämlich sämtliche anwesenden Pastoren der gegnerischen Synoden durch ihre Unterschrift den Satz angenommen: „Wir verwerfen, die Lehre, . . . daß Gott bei der Erwählung bestimmt worden sei oder Rücksicht genommen habe oder sich gerichtet habe nach des Menschen gutem Verhalten." Damit ist ein Stück der publica doctrina jener Synoden als falsche Lehre verworfen worden. Damit ist auch die Lehre verworfen worden, die der *Lutheran* neulich wieder seinen Lesern vortrug, daß es nämlich von der Betätigung

des freien Willens vor der Bekehrung und vom conduct des unbekehrten Menschen abhänge, ob er selig wird oder nicht. (*Lutheran*, 1916, S. 754.) Wir müssen die Darstellung, die der *Lutheran* seinen Lesern jetzt von den Motiven der an den St. Pauler Besprechungen Beteiligten und vom Fazit der Verhandlungen gibt, als nicht mit den Tatsachen in Einklang stehend bezeichnen. Wenn es nötig wäre, könnte aus einer umfangreichen, mit den an der Verabfassung der Thesen Beteiligten seit neun Monaten stattgefundenen Korrespondenz nachgewiesen werden, daß unsere Pastoren von Anfang an nicht gesonnen waren und auch jetzt nicht gesonnen sind, auch nur ein Haarbreit von der bisher in unserer Synodalkonferenz in Geltung stehenden Lehre abzuweichen. G.

Auch der „Lutheran Herald", ein Blatt der Norwegischen Synode, mutmaßt, daß es kampfesmüde, zu einem einigermaßen erträglichen Kompromiß völlig bereite Leute gewesen sind, die in St. Paul zusammenkamen. Wir lesen da: es handle sich doch bei der Diskussion um Gnadenwahl und freien Willen um eine Meinungsverschiedenheit, die keine Spaltung in der Kirche verursachen sollte. In demselben Zusammenhang wird von "slight aberrations, perhaps on account of lack of information", geredet. Es sei unmöglich, die Lehre so genau zu definieren, daß jeder sie unterschreiben könne. Schon Augustinus und Pelagius stritten um dieselbe Sache; ist es nicht Zeit, daß man das Spekulieren ruhen läßt? Offenbar wird also die Schwierigkeit als eine solche hingestellt, die in der Sache selber, in der Schriftlehre, ihren Grund hat, nicht im Willen oder in der Vernunft der Menschen. Nach dieser Darstellung sind Athanasius, Luther, Chemnitz, Löscher, Walther die größten Schismatiker gewesen, die die Sonne beschienen hat. Das wird nicht in so vielen Worten gesagt, doch gefällt sich der Schreiber in der Betrachtung, daß manche von uns jetzt von dem Versuche, den Gegner von der Richtigkeit der von uns bekannten Lehre zu überzeugen, Abstand genommen haben und sich damit begnügen, über gewisse unvermeidliche Differenzen hinweg eine doch wesentliche Einigkeit zu gewinnen. Das Unrichtige dieser Darstellung ist teilweise schon in obigem nachgewiesen worden. Doch interessiert uns, was der *Lutheran Herald* von dem Verhältnis der St. Pauler Leitsätze zum „Opgjör" von 1912 sagt: "The reader will recognize in these theses the main portion of the Madison Agreement." Das stimmt. Daß allerdings eine Bezugnahme auf Pontoppidan fehle, erklärt der *Herald* so: "The German Synods have not had Pontoppidan's Explanation as a text-book." Doch finde sonst nur ein "slight change in the wording of 6 b" statt. Das ist uns unverständlich. Der Wortlaut von 6 b ist beibehalten worden. Dagegen hätte das Blatt der Norweger füglich auf vier oder fünf andere Punkte hinweisen können, in denen sich die Leitsätze ganz wesentlich vom „Opgjör" unterscheiden. Erstens f e h l t hier der Hauptanstoß, nämlich die Gleichstellung der ersten mit der zweiten Lehrform, wie sie in Paragraph 1 des „Opgjör" vorliegt. Ferner ist hier kein Wort von einem „Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber Annahme oder Verwerfung der Gnade". Mit andern Worten, die zwei Punkte, um die es sich in dem Kampf der Majorität gegen die Minorität in der Norwegischen Synode handelt, sind hier, ganz im Sinne der Minorität, fallen gelassen worden! Was für Grund das Organ der Majorität demnach hat, die Leitsätze als einen Schritt in der rechten Richtung zu begrüßen, ist nicht ersichtlich. Ferner: Die Verfasser der Leitsätze forderten von Anfang nicht und fordern jetzt nicht, daß man an dem

Wortlaut dieser Sätze als an einer adäquaten Darstellung der Lehre mit Hinsicht auf synodale Vereinigung festhalten müsse. Sie sehen ausdrücklich von dem Historischen ab; das solle später kommen, müsse auch kommen. Zuerst am 9. und 10. November letzten Jahres beraten und am 6. Januar angenommen, wurden diese Sätze einer Revision unterzogen. Im zweiten Paragraphen wurde eingefügt: „Woher es kommen mag, daß unter derselben Gnade und bei gleicher Schuld ein Teil der Menschen bekehrt und selig werde" usw. Damit sollte ausgesprochenermaßen das „psychologische Geheimnis" ausgeschaltet werden. Ferner wurde der letzte Paragraph, der die Leitsätze zu einer Norm für die Darstellung der Lehre von der Gnadenwahl und Bekehrung machte, gestrichen. Von dem endgültigen, sakrosankten Charakter der Madisoner Sätze ist hier also nichts. Sodann fehlt der ganze letzte Teil des norwegischen Dokuments, der die Empfehlung enthält, daß sich die norwegischen Synoden nun auf der Basis des „Opgjör" vereinigen. Das sind bedeutsame Unterschiede. Das „Opgjör" will man nicht im Sinne der Minorität, wie das in den Leitsätzen geschehen ist, verändern, und wenn die Synode darüber in Stücke geht; dann wäre der Kompromiß dahin. Dagegen schreiben uns an der Verabfassung der Leitsätze Beteiligte: „Die ganze Sache wird wohl verkehrt aufgefaßt, als seien die Sätze als abschließend beabsichtigt, und als solle auf diese hin die synodale Vereinigung geschehen. Wir sind uns dessen bewußt, daß, wenn die Synoden die Sachen in die Hand nehmen, sie wohl ihre eigenen Vereinigungssätze formulieren mögen." „Dem stimme ich bei, daß eine öffentliche, ehrliche Erklärung, daß man sich nicht zu dem Vorwurf, wir hätten calvinisierende Lehre geführt, bekenne, nötig ist, und daß solche, die ihn erhoben haben, falls sie unterschreiben wollen, erklären, daß sie die Beschuldigung fallen lassen." Offenbar schwebte dem Schreiber kein Gedanke an ein Preisgeben dessen, was unsere Synode früher bekannt hat, als Weg zur Vereinigung vor, und die Mutmaßung des *Lutheran Herald* ist falsch. Auch nach der letzten Amendierung der Thesen wurde uns geschrieben: „Wenn die Synoden Stellung und die Sache offiziell in die Hand nehmen, würden sie wohl ihre eigenen Thesen aufsetzen. Was bis jetzt geschehen ist, ist durchaus unoffiziell." Gemäß dieser Auffassung wird auch noch in andern Kreisen ganz frei gehandelt. Die neueste Revision der Leitsätze geht von einer Konferenz in Iowa aus. Wir notieren als eine Veränderung, die wohl den letzten Zweifel an der Abweisung des „psychologischen Geheimnisses" heben soll: „Bei der Frage, warum unter derselben Gnade in Christo und bei gleicher Schuld und gleich üblem Verhalten gegenüber dieser Gnade dennoch nur ein Teil der Menschen bekehrt und selig wird, der andere Teil aber nicht, stehen wir vor einem Geheimnis" usw. (Doch ist uns von denen, die an der Konferenz in St. Paul beteiligt waren, versichert worden, daß in den Besprechungen dieser These die „gleiche Schuld" gerade im gleich üblen Verhalten der Unbekehrten der Gnade gegenüber gefunden, und der Satz nach langer Besprechung in diesem Sinne angenommen wurde.) Ferner: „Die wirkende Ursache der Bekehrung ist nicht der natürliche Mensch selber, der durch vom Heiligen Geist ihm geschenkte Kräfte die Bekehrung ganz oder zum Teil anfange, fortführe oder vollende." Dieser Satz fehlt in den Leitsätzen. Eine Änderung findet sich auch 4 c: „Die Frage, warum Gott die einen vor den andern selig mache, soll man nicht zu beantworten suchen. Konkordienf., § 57—64. S. 716." Die Fassung der

These in den St. Pauler Leitsätzen (dort 4 a) wird allerdings durch diese Änderung kassiert. Aus dem allem geht aber hervor, daß weder von den Verfassern der St. Pauler Leitsätze noch von ihren Beurteilern in Kreisen, die ihnen nahe stehen, das Unternehmen so aufgefaßt wird, als wolle man den Synoden eine Unionsbasis aufoktroyieren, oder gar, als handle es sich um das Gewinnen einer Kompromißformel, unter der sich Leute aus den verschiedenen Synoden zusammenfinden wollen, die in ihrem Luthertum knieschwach geworden sind. Wenn man nur das gesucht hätte, wäre es nicht nötig gewesen, dreimal zu tagelangen Diskussionen zusammenzukommen; es hätte dann das „Opgjör" genügt. Daß man sich nicht damit begnügte, sollte dem *Lutheran Herald* Beweis genug sein dafür, daß er in den an den Leitsätzen Beteiligten keine Gesinnungsgenossen begrüßen darf. G.

Stand der Presbyterianerkirche. Die Presbyterianerkirche hatte letztes Jahr einen Zuwachs an Mitgliedern von 46,769. Die Gesamtgliederzahl beträgt jetzt 1,560,009. Ihre Sonntagsschulen zählen 1,412,387 Mitglieder, ein Zuwachs von 36,512, der größte, den diese Gemeinschaft bisher zu verzeichnen hatte. Kirchen besitzen die Presbyterianer 9953, und die Zahl ihrer Prediger beträgt 9739. Für sämtliche kirchliche Zwecke wurden $28,122,426 beigesteuert. Hiervon wurden $20,101,322 für Gemeindezwecke verwandt, während die übrige Summe von mehr als $8,000,000 für die Unterstützung der kirchlichen Kommissionen bestimmt war. Diese Summe schließt aber nicht die Einnahmen von permanenten Fonds ein, welche $720,000 betrugen, noch die $546,000, welche die theologischen Seminare für ihren Unterhalt einnahmen. Seit 1870 ist die Zahl der Kirchen von 4526 auf 9953 gewachsen und die Mitgliederzahl von 446,561 auf 1,560,009. Die Gesamteinnahmen sind in den letzten 46 Jahren um ca. $20,000,000 gewachsen. G.

Daß die Mormonenhäuptlinge eine heuchlerische Sippe sind, ist schon unzählige Male ans Licht gebracht worden, so wieder durch die letzte Ausgabe des Handbuchs, das die Lehren der Mormonen vom Jahre 1912 enthält. Ganz offen wird da die Vielweiberei gelehrt, und es wird nicht die geringste Andeutung von dem angeblichen Verbot derselben als einer Lehre der Mormonenkirche gegeben. In keiner Predigt von irgendeiner Mormonenkanzel ist je der göttliche Ursprung der Vielweiberei in Frage gestellt worden; im Gegenteil hat der Prophet der Kirche immer wieder auf seiner Kanzel verkündigt, daß Vielweiberei Gottes Gesetz ist. Völlig im Einklang mit dieser Lehre stand das Leben des Propheten. Er bezeugte in Washington, daß er fünf Weiber hatte. Außerdem wurde es vor dem Senatsausschuß bewiesen, daß sieben aus der apostolischen Zwölfzahl sich seit der angeblichen Aufhebung der Vielweiberei zu ihren alten Frauen neue genommen haben. Die *Salt Lake Tribune* veröffentlicht eine Liste von 232 neuen Fällen von Vielweiberei seit deren „Abschaffung" und meint, daß sie vielleicht nur den zehnten Teil aller wirklichen Übertretungen gefunden habe. Der Prophet der Kirche, Joseph F. Smith, gestand auf dem Zeugenstand in Washington, daß er jenes Gelübde gebrochen habe. Dies ist selbstverständlich Heuchelei. Denn nach der Ordnung der Mormonenkirche ist das Haupt der Kirche der einzige Vertreter Gottes, somit die Kirche selbst. (Friedensbote.)

Religionsfreiheit in Peru eingeführt. Im Jahre 1493 schenkte Papst Alexander VI. der spanischen Regierung alle westlich von einer jenseits der

Azoren gezogenen Linie gelegenen Länder Amerikas. Seitdem haben die Päpste an die Regierungen dieser Länder den Anspruch gerichtet, daß nur die römische Lehre geduldet werden dürfe. Am 1. Dezember letzten Jahres hat als letzter aller amerikanischen Staaten die Republik Peru sich von der Unterwürfigkeit gegen römische Ansprüche losgesagt und allgemeine Religionsfreiheit eingeführt. Peru hatte bis dahin einen Paragraphen in seiner Verfassung, der folgenden Wortlaut hatte: „Die Nation bekennt die katholische und apostolische Religion, und der Staat beschützt diese und erlaubt nicht die Ausübung irgendeiner andern." Unter den bestehenden Gesetzen waren keine Ehen außer solchen, die nach den Vorschriften des Tridentinischen Konzils geschlossen waren, anerkannt. Der Staat bezahlte den Priestergehalt. Bis 1860, als sich Peru von Spanien lossagte und sich als Republik etablierte, regierte die Inquisition. Alle Macht der klerikalen Partei wurde damals aufgeboten, dieses schreckliche Institut zu retten; aber das katholische Volk selber bestand auf Ausweisung der Beamten des Tribunals. Doch wurde trotzdem der oben angeführte Paragraph der Konstitution einverleibt, und die römische Religion ist alleinberechtigte Staatsreligion gewesen. Die Mission protestantischer Kirchen in Peru wurde daher unter großen Schwierigkeiten betrieben, obwohl die Priesterschaft gerade durch die Vertreibung der Inquisition ihr wirksamstes Mittel zur Unterdrückung der Ketzerei verloren hatte. Den Anlaß zu der Gesetzgebung vom 1. Dezember 1915 gab eigentlich die brutale Behandlung einiger protestantischen Peruaner von seiten eines römischen Bischofs, der sich offenbar die Prärogative zuerkannte, welche früher die Inquisition genossen hatte. In seinem Zorn über die augenscheinlichen Fortschritte der protestantischen Arbeit ließ dieser Bischof über dreißig Männer und Frauen in einer Mission am Titikakasee verhaften, an einem langen Seil gebunden durch die Straßen führen und in dem gewöhnlichen Kerker für Verbrecher einsperren. Seit beinahe einer Generation hatte man keinen solchen Ausbruch des Inquisitionsgeistes hier erlebt, und die Folge war, daß eine starke öffentliche Meinung gegen die gesetzliche Verordnung entstand, welche eine so empörende Handlung autorisierte. Infolge öffentlicher Volksversammlungen und Bittschriften, welche nach Lima, der Hauptstadt, gesandt wurden, wurden die Gefangenen befreit, und der Senator dieses Distrikts wurde instruiert, eine Vorlage zur Widerrufung dieser alten Verordnung einzureichen, andernfalls er seinen Sitz im Senat verlieren würde. Diese Vorlage passierte innerhalb zehn Tagen mit einer überwältigenden Stimmenmehrheit sowohl in der Deputiertenkammer als auch im Senat; da sie jedoch eine Veränderung der Konstitution in sich schloß, mußte sie in einem späteren Jahre durch ein Zweidrittelvotum bestätigt werden. Im Jahre 1914 wurde dieses Amendement durch einen Bruder des römischen Bischofs von Trujillo im Komitee begraben, aber im November 1915 wurde es von beiden Häusern des peruvianischen Kongresses siegreich passiert. Aber nun entstand eine neue Schwierigkeit: der Präsident weigerte sich, das Amendement zu unterzeichnen; aber nach Verlauf der konstitutionellen Frist wurde es wieder passiert und erhielt Gesetzeskraft am 1. Dezember 1915. Die Szenen während der letzten Tage dieses Kampfes spotten aller Beschreibung. Da die römischen Führer sich in der letzten fanatischen Hauptstadt des westlichen Kontinents in die Enge getrieben sahen, wurden sie desperat und überfluteten die Stadt und die ganze Republik mit irreführenden Flugschriften. Als die Vorlage zum letztenmal in der Gesetz-

gebung aufkommen sollte, ließen sie die Frauen von Lima tagelang in der Kathedrale und andern Kirchen in der Nähe sich ansammeln. Auf ein gegebenes Signal stürmten diese Frauen die Deputiertenkammer und schrien: „Viva la Iglesia Romana!“ Ein Priester, über die Stühle hinwegspringend, riß die Vorlage aus der Hand des Mitgliedes der Kammer, welches sie zur letzten Abstimmung zu unterbreiten im Begriffe stand, riß sie in Stücke und schrie aus vollem Halse: „Tod den Freimaurern!“ „Nieder mit den Protestanten!“ „Es lebe die römische Kirche!“ Mit Mühe wurde die Kammer geräumt, und die Vorlage passierte mit 56 gegen 12 Stimmen. Durch diese Abstimmung ist die römische Religion als Staatsreligion von der westlichen Erdhälfte verschwunden. G.

II. Ausland.

Die „Liberalen“ bleiben unkurierbar. Zu Anfang dieses Jahres behandelte die „Wartburg“ ein Gedicht, das gegenwärtig in Deutschland als Weissagung auf den Weltkrieg kursiert, und das wegen seiner optimistischen Färbung sehr gerne gelesen wird. Der Krieg, so heißt es da, wird das „germanische Jahrhundert“ einleiten, Englands Boden wird der starke Fuß Deutschlands zerstampfen, die Ostseeprovinzen werden deutsch, Österreich erneuert seine Jugend, und ein Habsburger wird große Teile Rußlands beherrschen. Die „Wartburg“ weist nun darauf hin, daß dieses Hamerling zugeschriebene Gedicht, das sich in einem Hamburger Staatsarchiv finden soll, erst 1915 entstanden, also nicht Prophetie, sondern aus dem Bestreben, die Zukunft zu schauen, die hinter den furchtbaren Kriegsläuften verborgen liegt, hervorgegangen ist. Diese unechte Weissagung gibt dann dem Schreiber in der „Wartburg“ Anlaß zu folgenden Expektorationen: Sooft ein Volk um seine Existenz ringt, entwickelt sich in der Menschenseele das Bedürfnis, die Zukunft zu schauen. Odysseus steigt in die Unterwelt, die Toten zu befragen, Saul besucht die Hexe zu Endor, die Griechen besuchen die Orakel zu Delphi, und Dodona, Kaiser Rudolf und Wallenstein schließen sich mit Astrologen ein, und Berlinerinnen, Pariserinnen und Wienerinnen ermöglichen das blühende Geschäft der Kartenlegerinnen. Dasselbe Bestreben, die Zukunft zu ergründen, sei in der Makkabäerzeit in Israel zutage getreten und sei von einem unbekannten Verfasser durch d a s B u c h D a n i e l befriedigt worden. Es ist in der Makkabäergeschichte recht menschlich zugegangen. Die religionsgeschichtliche Forschung hat daraus (aber auch aus andern Gründen äußerer und innerer Natur) den Schluß gezogen: das Buch, das unter dem Namen Danielbuch bekannt ist, ist zwischen den Jahren 168 und 165 v. Chr. verfaßt worden. Wo sein Verfasser den genauen Geschichtsverlauf „weissagt“, da schildert er V e r g a n g e n h e i t. In wilderregter Kriegszeit will ein frommer Jude den Glauben und die Hoffnung seiner Volksgenossen aufrichten usw. So mußte er im Namen eines älteren Gottesmannes auftreten. Gerade die Apokalyptik kenne diesen Brauch des H i n a u f d a t i e r e n s auch sonst. Die beiden auf das Danielbuch folgenden Jahrhunderte kennen „Apokalypsen“, Bücher geheimer Offenbarungen, die man dem Henoch, Baruch, Esra, Mose, Abraham, lauter Gestalten ferner Vergangenheit, zugeschrieben hat.“ (Hier möchte man seine Verwunderung darüber ausdrücken, daß Daniel in den Kanon aufgenommen worden, jene „Apokalypsen“ aber hübsch draußen geblieben sind.) Als Parallelen zum Danielbuch werden dann die „Weissagungen des Malachias“ über die

Charakteristik aller Päpste bis zum Ende der Welt und die „Lehninsche Weissagung", die das Schicksal der Hohenzollernfamilie skizziert, genannt, und zwar mit der Beifügung: „Allerdings bilden die letztgenannten Beispiele ein peinliches Seitenstück zu einem in die Bibel aufgenommenen Buche. Denn bei ihnen handelt es sich um bewußten Schwindel, um literarische Fälschung." Doch wird der Heilige Geist auf folgende Weise in Schutz genommen: „Das Altertum kannte aber den Begriff des literarischen Eigentums nicht." Es sei ja auch die Gesetzgebung des Josia unter dem Namen des Mose, das Buch „Prediger" unter dem Salomos niedergeschrieben worden! Das wagt man zu schreiben in einer Zeit, in der das deutsche Volk nichts so sehr nötig hat wie den Glauben an ein gotteingegebenes, unverbrüchliches Bibelwort! Statt dessen wird ihm an der Hand alter und neuer Beispiele demonstriert, wie bei der Verabfassung biblischer Schriften bewußter Schwindel und literarische Fälschung, Betrug und Lüge untergelaufen sind. Griechische Tempelpriester, römische Auguren und Haruspizes, mittelalterliche, neuere und neueste literarische Humbugs und Wiener Kartenlegerinnen werden als den Propheten von Mose bis auf Daniel analoge Erscheinungen dargestellt! G.

Die Entsagungsformel im Taufformular soll in der neuen bayrischen Agende getilgt werden. Das Taufformular der Agende, das in vielen Gegenden Mittel- und Unterfrankens von den Tagen der Reformation her ununterbrochen im Brauch steht und aus der alten Brandenburgisch-Nürnbergischen Kirchenordnung stammt, hat die abrenunciatio: „Entsagst du dem Teufel und allen seinen Werken und allem seinem Wesen?" Die soll aber, trotzdem Luther sie in seinem „Taufbüchlein" hat, „unevangelisch" sein und gestrichen werden. „Unevangelisch" wird auch die Konsekration beim heiligen Abendmahl genannt, und man fordert, daß sie fortfalle. Eine noch tiefere Bewegung als diese Veränderungen in der Agende hat die Gesangbuchsfrage bei den fränkisch-lutherischen Gemeinden hervorgerufen. Der „Freimund" schreibt: „Allenthalben wird den Vorschlägen einer weitergehenden Änderung, die von theologischer Seite ausgehen, starker Widerspruch entgegengesetzt. Von den Synoden haben sich die meisten höchstens mit einem Anhang einverstanden erklärt, einzelne haben sich auch hiergegen ausgesprochen. Man merkt deutlich, wie die Gemeinden an ihrem Gesangbuch hängen, und der Widerwille gegen Änderungen ruht gewiß nicht bloß auf finanziellen Gründen. Ist doch das Gesangbuch in unsern Gemeinden vielfach das vornehmste Erbauungs- und Trostbuch, und die Gemeindeglieder sind nicht allzu selten, die es zum großen Teil, ja wohl auch ganz auswendig wissen und die Lieder nach den Nummern zu zitieren pflegen." Gerade in dem Hinwirken auf eine Art Normalgesangbuch für alle deutschen evangelischen Landeskirchen sieht der „Freimund" eine bedenkliche Erscheinung. „Wir halten ein Reichsgesangbuch nicht für ein Friedens- und Gotteswerk, sondern für einen — ja leider von vielen Dienern der Kirche begrüßten — Fortschritt auf dem Wege zur unierten Reichskirche, das heißt, zur Zerstörung der lutherischen Kirche in Deutschland." G.

Über die religiöse Verbildung der weiblichen Jugend klagt eine Einsenderin an die „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung". Drei Beispiele werden herausgegriffen: „In der I. Klasse eines Lyzeums trägt der Religionslehrer vor, daß es sich auf der Hochzeit zu Kana bei der Verwandlung von Wasser in Wein um einen ‚Hochzeitsscherz' gehandelt habe. Ein Akademiker, dem

der biblische Unterricht in einer evangelischen Frauenschule übertragen ist, greift durch seine Auslegungen der Gottessohnschaft und der Wunder Jesu den Glaubensstand einzelner Teilnehmerinnen an, statt ihn tiefer zu gründen. Im Religionsunterricht einer ersten Lyzeumsklasse, also bei meist konfirmierten Mädchen, sollen die Bücher der Heiligen Schrift aufgesagt werden; fast die ganze Klasse versagt." Dazu bemerkt die Einsenderin: „Wer das erschütternde Bild der vielfach herrschenden Art und Weise religiöser Unterweisung, religiöser Unkenntnis, Gleichgültigkeit oder geringschätziger Ablehnung an unsern Lyzeen und damit inmitten der gebildeten weiblichen Jugend aufrollen könnte, der würde ein Stück der Zukunft der protestantischen Kirche und zugleich eines Teiles des deutschen Volkes bis in die untersten Schichten — denn diese lernen von den oberen — aufzeigen. In weiten Kreisen täuscht man sich noch über die geradezu erschreckende religiöse Verwahrlosung unter einem großen Teil des weiblichen Geschlechts jeden Alters hinweg, obwohl die äußeren Kennzeichen einer Entartung niemand entgehen. Der Weltgeist, der statt des Gottesgeistes sich so vieler höheren und niederen Lehrstühle bemächtigte, durchdringt bereits die Frauenwelt, die ihn schon auf der Schulbank in sich aufgenommen haben von denen, welche ihr den Gottesgeist vermitteln sollten. Man leitet von der Reformation den Anfang der ‚evangelischen Schule' her. Verdient sie noch jetzt den Namen? Bereits wird darüber beraten, wie das vierhundertjährige Jubeljahr der Reformation begangen werden soll. Würde man vorher allgemeine eingehendste Kirchen- und Schulvisitationen im Sinn und Geiste Luthers abhalten und durch Nachfrage bei der Jugend feststellen, in wieviel Familien noch gemeinsames Gebet üblich sei und die Bibel noch gelesen werde, das Ergebnis ließe allen Wahrhaftigen das Herz entfallen." Gerade in der Kriegsnot sei die religiöse Verarmung der Frauenwelt recht offenbar geworden. „Die Not des Landes hat eine religiös-kirchliche Bewegung aufflammen lassen, deren Kraft schon jetzt nachgelassen hat; aber soweit sie offenbar wurde, ist der weibliche Teil bei aller regen nationalen Betätigung und Hilfeleistung am wenigsten berührt, ein klarer Beweis dafür, daß die Frauenwelt vielfach nicht mehr in der Religion wurzelt. Der Ausblick in die Zukunft unsers Volkes ist, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ungeheuer ernst zu nehmen. Nun fragt es sich, besitzt unsere Kirche noch so viel Einfluß und findet sie Mittel und Wege, den Schaden zu heilen? Oder wird sie ohnmächtig die Zügel am Boden schleifen und jeden lehren lassen, was ihn gut dünkt, auch auf Kosten der Religion in der Frauenwelt und damit auf Kosten christlichen Familientums und christlichen Volkstums? Dieser Ruf und Bitte ist aus großer Not heraus geschrieben." G.

Drei Kaiserworte verdienen festgehalten zu werden. In seinem Neujahrserlaß an das Deutsche Heer, die Marine und die Schutztruppen sagt er: „Dankbar erinnern wir uns heute vor allem der Brüder, die ihr Blut freudig dahingaben, um Sicherheit für unsere Lieben in der Heimat und unvergänglichen Ruhm für das Vaterland zu erstreiten. Was sie begonnen, werden wir mit Gottes gnädiger Hilfe vollenden. Noch strecken die Feinde von West und Ost, von Nord und Süd in ohnmächtiger Wut ihre Hände nach allem aus, was uns das Leben lebenswert macht. Die Hoffnung, uns im ehrlichen Kampf überwinden zu können, haben sie längst begraben müssen. Nur auf das Gewicht ihrer Masse, auf die Aushungerung unsers ganzen Volkes und auf die Wirkungen ihres ebenso frevelhaften wie heimtückischen Verleumdungs-

feldzuges auf die Welt glauben sie noch bauen zu dürfen. Ihre Pläne werden nicht gelingen. An dem Geist und dem Willen, der Heer und Heimat unerschütterlich eint, werden sie elend zuschanden werden, dem Geist der Pflichterfüllung für das Vaterland bis zum letzten Atemzug und dem Willen zum Siege. So schreiten wir denn in das neue Jahr. Vorwärts mit Gott zum Schutz der Heimat und für Deutschlands Größe!" — In seinem Dank auf die Neujahrsgrüße des bayerischen Königspaares antwortete der Kaiser: „Von ganzem Herzen erwidere ich eure guten Wünsche für euch und euer ganzes Haus. Zuversichtlicher denn je dürfen wir bei dieser Jahreswende auf den endgültigen Sieg unserer mit reinem Gewissen erhobenen und geführten Waffen und eine glückliche Zukunft des deutschen Vaterlandes hoffen. Dein treues Bayernvolk hat hierzu durch seine unvergänglichen Taten heroischer Tapferkeit und den bei jeder Gelegenheit bewiesenen unerschütterlichen Siegeswillen rühmlichst beigetragen. Gottes Gnade lasse alle unsere Hoffnungen, Wünsche und Gebete zum neuen Jahre in Erfüllung gehen!" — Eine wenig bekannt gewordene Kaiserrede bringt das „Posener Tageblatt". Der Kaiser hielt sie bei einem Besuch in Lodz an die Abordnungen der verschiedenen Regimenter der 9. Armee. Von besonderer Bedeutung ist der Ausgang der Rede. Nach Worten wärmster Anerkennung für das heldenhafte Verhalten der Truppen schloß der Kaiser: „Euch danken ich und das Vaterland, daß der deutsche Osten geschützt ist. Aber noch ist nicht alle Arbeit getan, noch heißt es aushalten, durchhalten, den Feind zu Boden werfen, bis wir zu einem ehrenvollen Frieden gelangen. Dazu aber brauchen wir die Hilfe unsers großen Alliierten droben im Himmel. Nur mit einem frommen, gläubigen Heer ist der große Gott. Euren Vätern und Vorfahren, die vor hundert Jahren und später unter Kaiser Wilhelm dem Großen voll Vertrauen auf die Hilfe ihres Gottes in den Kampf zogen, hat der Allmächtige den Sieg verliehen. Er wird auch mit euch sein und mit euren Waffen."

G.

Schwierigkeiten bei der Übersetzung der Bibel. Mit welchen Schwierigkeiten die Übersetzung der Bibel in die Sprache unkultivierter, wortarmer und oft menschenfeindlicher Stämme verbunden sind, davon erzählt ein Missionar in einer neulichen Publikation der Britischen Bibelgesellschaft. Er schildert die Arbeitsstätte eines Schotten, der es unternahm, auf einem niedrigen Korallenriff der Neuen Hebriden, 1500 Meilen östlich von Australien, die Worte des dortigen Sprachstammes zu einer Bibelübersetzung zusammenzustellen. Zwanzig Jahre lang kann seine Arbeit währen, mit dem Notizbuch in der Hand lauscht er auf die wenigen Worte der Wilden, hundertmal bezahlt er ihnen seine Pfennige und Schillinge für die kostbaren Kehllaute, ja, er gibt seine zwei letzten Kattunstücke her für ein viel vorkommendes Zeitwort, das ihm immer wieder entschlüpfte. Schwein, Hund und Ratte, das sind die einzigen vorhandenen zoologischen Benennungen; kein Wort für Stadt, Weizen, Gerste. Zahlwörter sind nur bis 4 vorhanden; fünf heißt: „meine Hand", sechs „meine Hand und eins" und so fort bis zehn: „beide Hände". Dann kommen die braunen Zehen dazu bis zwanzig; und dann nur noch eine unbestimmte Handbewegung: „sehr viele". Ein anderer, ein Amerikaner, versucht eine Bibelübersetzung in einem Lager der Mikmak-Indianer. Er ist nachher höchst entsetzt über sein erstes gedrucktes Exemplar des Matthäus-Evangeliums. In Kapitel 20, V. 7,

steht: „Ein Paar Schneeschuhe werden sich empören über das andere Paar Schneeschuhe." Das ist ja reiner Unsinn! Und doch steht nur ein Buchstabe verkehrt. „Naooktukumiskscjk" heißt Volk; „Naooktakumiskscjk" heißt Schneeschuh. Daß solche Bibelübersetzungen eine stattliche Summe Geldes verschlingen, ist selbstverständlich. Aus dem Beispiel des angeführten Druckfehlers ergibt sich auch, daß allein die Korrektur des Drucks zugleich kostspielig und schwierig ist. So kostete die letzte Revision der Malagasi-Bibel die Britische Bibelgesellschaft über $15,000, und die Hersteller der Serampuaübersetzung erhielten für ihren Bibeldruck $150,000. Trotz dieser gewaltigen Zeit- und Geldopfer finden sich stets Menschen, die als Pioniere des Glaubens in die unwirtlichsten Gegenden ziehen, um die Heilige Schrift aller Welt zu übermitteln. Auf Schlitten und Flößen, wie in der betreffenden Publikation mitgeteilt wird, auf Büffelkarren unter den Dajaken in Borneo, auf Kamelen und Maultieren, auf Dschunken und strohbedeckten Karren ziehen sie in die abgelegensten Gebiete, um ihre Missionstätigkeit ins Werk zu setzen. Ihrem Fleiß, ihrer Unerschrockenheit und Ausdauer ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die Bibel heute in über 500 verschiedenen Sprachen und Dialekten verbreitet ist. (Wbl.)

Die Wunderheilungen von Lourdes. Der Streit um die Wunderheilungen von Lourdes hat zurzeit einen Umfang angenommen, daß eine rückhaltlose Klarstellung durch maßgebende Behörden der Theologie und der Medizin als eine Forderung der Gerechtigkeit erscheint. Tausende deutscher katholischer Kranker glauben an die Wunderberichte, unsägliche Opfer bringen sie in diesem Glauben, vertrauend darauf, daß deutsche Ärzte und deutsche Priester es als unabweisbare Pflicht auffassen würden, im Falle der Unwahrheit der Wunderberichte dieser Täuschung entgegenzutreten. Meine Nachprüfung der Wunderberichte ergab nun folgendes: 1. Die wunderbaren Erscheinungen von Lourdes wurden 1858 von einem vierzehnjährigen Hirtenmädchen behauptet. Die zahlreichen Augen- und Ohrenzeugen bestätigen die Aussagen des Mädchens nicht. 2. Keine einzige Wunderheilung von Lourdes ist von päpstlicher Seite offiziell anerkannt. Die von französischen Bischöfen anerkannten Wunderheilungen sind vom Papste nicht bestätigt. 3. Kein einziger deutscher Bischof hat sich anerkennend über die Wunderheilungen von Lourdes geäußert; dagegen hat der katholische Theolog und Kirchenhistoriker Professor Franz Xaver v. Funk der Universität Tübingen auf offenem Katheder vom „Schwindel von Lourdes" gesprochen. 4. Kein einziger deutscher Arzt hat je eine Wunderheilung von Lourdes in wissenschaftlicher Form vertreten, vielmehr bezeichnen Gutachten aus den Kreisen der deutschen Ärzteschaft diese „Wunderheilungen" als einen Volksbetrug. Für den deutschen Arzt ist es eine berufliche Pflicht, auf diese unhaltbaren Zustände aufmerksam zu machen, damit eine weitere Irreführung deutscher Kranker vermieden wird. Nach meinen persönlichen Wahrnehmungen ist man in Lourdes selbst von der Unhaltbarkeit der seit fünfzig Jahren behaupteten Wunder überzeugt. — Mit wirklich religiösen Momenten hat die Lourdesagitation somit nichts, gar nichts zu tun, vielmehr scheint ein geradezu unlauterer Geschäftsgeist der Beweggrund für diese Propaganda zu sein. Es wäre zu begrüßen, wenn die kirchlichen Behörden Deutschlands endlich den Mut fänden, zu diesen Ergebnissen Stellung zu nehmen.

(Dr. E. Aigner-München in der „Wartburg".)



Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.

Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

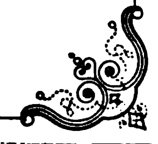
Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — Oktober.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.



Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. Oktober 1916. Nr. 10.

Unser theologisches Concordia-Seminar zu St. Louis und sein gesegnetes Wachstum.

Wenn eine Anstalt auf eine mehr als fünfundsiebzigjährige Geschichte zurückblickt und fast siebzig Jahre lang Kandidaten des heiligen Predigtamts in den Dienst der Kirche entlassen hat, so darf sie wohl einmal etwas eingehender darüber Bericht erstatten und durch Zahlen ihre Tätigkeit und das ihr durch Gottes Gnade verliehene Wachstum veranschaulichen. Und wenn sie im Laufe dieser Jahre aus sehr geringen Anfängen zur größten Anstalt ihrer Art herangewachsen ist, so gibt das um so mehr Anlaß, die göttliche Gnade zu preisen, der sie dieses gesegnete Wachstum verdankt.[1]) Unsere Concordia hat am 13. September ihr neues Studienjahr begonnen mit der größten Zahl Studenten

---

1) Diese Aussage gründet sich auf den letzten Bericht des Commissioner of Education für das Jahr 1913—14 (der Band, der die Statistik für 1914—15 enthält, ist noch nicht im Druck erschienen). Diesem Bericht zufolge sind die sechs größten theologischen Anstalten unsers Landes die folgenden:

	Lehrer.	Studierende.	Graduierte.
Concordia-Seminar, St. Louis	8	334	86 *)
Chicago University, Divinity School	33	314	54
Southern Baptist Seminary, Louisville	11	301	72
Union Seminary, New York	28	231	51
Boston School of Theology	24	225	41
Garrett Biblical Institute, Evanston	29	215	48

*) Sollte heißen 97.

Die andern genannten Anstalten hatten allerdings auch weibliche Studenten, die noch hinzuzuzählen wären: Southern Baptist Seminary: 100, Chicago Divinity School: 30, Garrett Biblical Institute: 25, Union Seminary: 20, Boston School of Theology: 13. Von den europäischen Universitäten sehen wir hier ab; aber auch da sind es nicht viele, die eine größere Zahl Theologiestudierender haben.

in ihrer Geschichte. 343 sind eingeschrieben, von denen 302 dieses Jahr hier studieren werden; 34 dienen am Tage, da wir dies schreiben (30. September), als Vikare in Kirche und Schule, und 7 setzen aus, meistens aus Gesundheitsrücksichten.

Als unsere Concordia am 9. Dezember 1839[2]) in der Blockhütte bei Altenburg, Perry Co., Mo., eröffnet wurde, war sie ja freilich noch nicht ein theologisches Seminar, sondern laut der Ankündigung eine „Unterrichts- und Erziehungsanstalt", die „außer den allgemeinen Elementarkenntnissen sämtliche Gymnasialwissenschaften" umfassen sollte, so daß „die Zöglinge unserer Anstalt nach Absolvierung eines vollständigen Lehrkursus zu den Universitätsstudien tüchtig sind".[3]) Aber die ganzen damaligen Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Ausbildung bald eine Vorbildung für das theologische Studium und die Anstalt, nachdem die ersten Zöglinge so weit geschult waren, zugleich ein theologisches Seminar wurde. Von den ersten fünf Schülern sind auch drei später theologische Studenten geworden. Das Gymnasium blieb mit dem theologischen Seminar verbunden, bis es im Jahre 1861 nach Fort Wayne verlegt und das dortige praktisch-theologische Seminar nach St. Louis verpflanzt wurde.

Der erste Kandidat, einer der ersten fünf Schüler, wurde nach achtjährigem Studium 1847 ins Predigtamt entlassen. Noch auf Jahre hinaus war die Kandidatenzahl klein, und es wurden nicht einmal jedes Jahr Kandidaten fertig.[4]) Bedeutend größer aber wurde die Zahl der

---

2) Das genaue Datum der Eröffnung ist fast in Vergessenheit geraten. Hochstetter in seiner „Geschichte der Missourisynode" und Köstering in seiner „Auswanderung der sächsischen Lutheraner" bezeichnen die Zeit überhaupt nicht näher; der „Concordianer" (Fr. Lindemann) in seiner „Geschichte des Concordia-Collegiums zu Fort Wayne, Ind." teilt die am 13. August 1839 datierte Anzeige der Eröffnung der Anstalt aus dem „Anzeiger des Westens" mit, in der der Anfang des Unterrichts für den 1. Oktober 1839 angekündigt wird, und bemerkt dazu: „Der Unterricht begann nun aber nicht, wie geplant, am 1. Oktober, sondern die Anstalt wurde erst im Dezember eröffnet." (S. 15.) Das angegebene Datum findet sich in der schriftlichen Chronik unserer Synode, wo der erste Chronist der Synode und einer der Gründer und ersten Lehrer der Anstalt, O. Fürbringer, unter dem 7. November 1847 bemerkt: „Das College in Perry County, Mo., nahm seinen Anfang am 9. Dezember 1839." Bei der Ordinationsanzeige des ersten Kandidaten, J. A. F. W. Müller, heißt es im „Lutheraner" (4, S. 47), daß er „von der Gründung dieser Anstalt — vom 9. Dezember 1839 — an bis zu seinem Examen am 7. Oktober dieses Jahres [1847] daselbst studiert" habe. Daher hat jedenfalls Günther in seiner kurzen, aber sorgfältig gearbeiteten „Geschichte des Concordia-Seminars" (Lutheraner 38, S. 155) dieses Datum genommen.

3) Lindemann, S. 14.

4) Die Namen der ersten Kandidaten sind: 1847: J. A. F. W. Müller. 1848: F. J. Biltz, R. Lange. 1849: Th. H. Löber, H. Wunder. 1853: O. Eiß-

Kandidaten, als 1861 die praktische Anstalt von Fort Wayne nach St. Louis verlegt wurde und bis zum Jahre 1875 mit der St. Louiser Anstalt verbunden blieb.

Das Wachstum der Anstalt von Jahr zu Jahr zeigt nun die folgende Tabelle.[5])

Studienjahr.	Eingeschrieben.	Kandidaten.	Studienjahr.	Eingeschrieben.	Kandidaten.
1839—1840	—	—	1850—1851	—	—
1840—1841	—	—	1851—1852	—	—
1841—1842	—	—	1852—1853	—	6
1842—1843	—	—	1853—1854	—	—
1843—1844	—	—	1854—1855	9	—
1844—1845	—	—	1855—1856	9	6
1845—1846	—	—	1856—1857	—	—
1846—1847	—	1	1857—1858	—	3
1847—1848	—	2	1858—1859	—	3
1848—1849	—	2	1859—1860	14	10
1849—1850	6[6])	—			

feldt, Th. Gruber, M. Günther, C. Metz, M. Stephan, G. Volk. 1856: F. A. Ahner, J. P. Beyer, C. Groß, H. Hanser, J. A. Hügli, G. S. Löber. 1858: G. Gruber, F. A. Schmidt, R. Voigt. 1859: W. Achenbach, J. M. M. Moll, F. Schaller. 1860: O. Hanser, W. Bartling, J. Bühler, H. Wunderlich, St. Keyl, M. Tirmenstein, J. List, M. Zucker, H. Früchtenicht, E. Böse.

5) Quelle für diese Zusammenstellung ist die leider nicht von Anfang an vorhandene und auch in späteren Jahren nicht immer vollständige Matrikel der Anstalt, die erwähnte „Geschichte“ Günthers im „Lutheraner“ vom 15. Oktober 1882, verlesen bei der Grundsteinlegung des jetzigen Seminargebäudes am 1. Oktober 1882, und besonders der „Katalog der Lehranstalten“ unserer Synode, der seit dem Schuljahr 1874—75 regelmäßig jedes Jahr erschienen ist. Aus früherer Zeit kennt und besitzt der Schreiber dieses Artikels folgende Veröffentlichungen: Programm des Concordia-Collegiums zu St. Louis, Mo. (1860). Das Schullehrerseminar in Addison, Ill. (1869). Bericht über das Concordia-Collegium zu Fort Wayne, Ind., für 1872—73. Katalog des Predigerseminars zu St. Louis, Mo., für 1873—74. Bericht über das Concordia-Collegium zu Fort Wayne, Ind., für 1873—74. Es wäre von Interesse und Wert, zu erfahren, ob vor 1875 noch mehr Programme, Berichte oder Kataloge im Druck erschienen sind. Ebenso sind Vervollständigungen, Mitteilungen und etwaige Korrekturen in bezug auf diese Tabelle erwünscht, namentlich aus der Zeit vor 1893—94.

6) Im Jahre 1850 wird zum ersten Male, wie es scheint, die Zahl der theologischen Studenten gesondert angegeben bei der Einweihung des Anstaltsgebäudes in St. Louis, wohin 1849 die Anstalt von Altenburg verlegt worden war. Frühere Zahlenangaben sind: Bei der Eröffnung 1839: 5 Knaben, 1844: 8 Zöglinge, wozu „bald“ noch 7 kamen. Spätere Angaben sind: 1851—52: 34 Zöglinge; 1854—55: 45 Zöglinge, davon 9 Studenten; 1855—56: 52 Zöglinge, davon 9 Studenten; 1856—57: 48 Zöglinge; 1859—60: 88 Zöglinge.

Studien-jahr.	Eingeschrieben. Theoret.	Prakt.	Total.7)	Kandidaten. Theoret.	Prakt.	Total.
1860—1861	—	—	—	4	3	7
1861—1862	—	—	—	—	6	6
1862—1863	33	28 8)	61	3	10	13
1863—1864	—	—	—	8	12	20
1864—1865 9)	—	—	—	16	14	30
1865—1866	—	—	—	6	16	22
1866—1867	—	—	—	—	14	14
1867—1868	—	—	—	11	12	23
1868—1869	—	—	—	13	20	33
1869—1870	—	—	—	10	31	41
1870—1871	49	84	133	9	28	37
1871—1872	54	83	137	18	29	47
1872—1873	—	—	—	11	19	30
1873—1874	78	83	161	24	35	59
1874—1875	74	71	145	22	19	41

Studien-jahr.	Einge-schrieben.	Kandi-daten.	Studien-jahr.	Einge-schrieben.	Kandi-daten.
1875—1876	92	26	1886—1887	93	32
1876—1877	86	21	1887—1888	97	22
1877—1878	90	38	1888—1889	110	34
1878—1879	85	22	1889—1890	137	40
1879—1880	96	24	1890—1891	144	34
1880—1881	96	33	1891—1892	152	57
1881—1882	101	33	1892—1893	147	53
1882—1883	96	24	1893—1894	130	37
1883—1884	107	38	1894—1895	149	55
1884—1885	103	29	1895—1896	162	37
1885—1886	95	34			

7) Es ist beachtenswert, wie stark in den Jahren 1860—1875 die Frequenz und infolgedessen die Kandidatenzahl in der praktischen Abteilung war, und wie gerade in diesen für die Erweiterung unserer kirchlichen Arbeit so wichtigen Jahren die praktische Anstalt so eminent wertvolle Dienste geleistet hat, wie schon vorher und wieder nachher.

8) Zu diesen Zahlen kommen noch die Proseminaristen in der praktischen Abteilung: 1862: 13; 1870: 14; 1871: 13; 1873: 32. 1874 siedelte das Proseminar über nach Springfield.

9) Bei den Zahlen von 1865 an ist zu beachten, daß mehr als zwanzig Jahre lang immer auch norwegische Studenten auf unserer Anstalt studierten, in den siebziger Jahren auch eine Anzahl Studenten aus den Synoden von Wisconsin, Illinois und Minnesota. Die Zahl der norwegischen Kandidaten in diesem Zeitraum beläuft sich auf nahezu 100. Vom Jahre 1870 werden folgende Zahlen auswärtiger Studenten angegeben: 22 Norweger, 7 von Wisconsin, 2 von Illinois; vom Jahre 1876: 16 Norweger, 4 von Wisconsin, 3 von Illinois, 1 von Minnesota. Von 1872 bis 1876 war Prof. F. A. Schmidt von der Norwegischen Synode hier als theologischer Lehrer angestellt.

Studien-jahr.	Einge-schrie-ben.	An-wesend.	Vi-kare.	Kandi-daten.	Studien-jahr.	Einge-schrie-ben.	An-wesend.	Vi-kare.	Kandi-daten.
1896—1897[10]	179	176	2	52	1906—1907	185	169	10	52
1897—1898	191	185	5	62	1907—1908	206	185	17	40
1898—1899	188	177	6	56	1908—1909	254	235	13	61
1899—1900	193	178	12	59	1909—1910	281	257	21	78
1900—1901	194	181	9	62	1910—1911	299	272	18	86
1901—1902	181	169	9	55	1911—1912	308	270	26	85
1902—1903	183	170	11	60	1912—1913	322	277	35	79
1903—1904	170	157	10	52	1913—1914	334	281	43	97
1904—1905	173	154	15	55	1914—1915	311	272	38	87
1905—1906	154	142	6	44	1915—1916	328	281	39	90

Fassen wir zusammen. Die Gesamtzahl derer, die in den verflossenen 77 Jahren an unserer Anstalt studiert haben, läßt sich, da das zugängliche Quellenmaterial leider unvollständig ist, nicht genau angeben. Aber die Zahl der Kandidaten, die dann mit verschwindend wenigen Ausnahmen wirklich ins heilige Predigtamt getreten sind, beläuft sich auf 2223, mit den 268 aus der praktischen Abteilung in den Jahren 1861—1875 sogar auf 2491, und ist von 1 Kandidaten im Jahre 1847 auf 90 im Jahre 1916 gestiegen. Das ist das gesegnete Wachstum unserer St. Louiser Concordia. Was in diesen Zahlen liegt, kann sich der Leser selbst weiter ausführen. Soli Deo Gloria!

L. F.

Das allgemeine Priestertum und das Amt von Gemeinschafts wegen.

Wilhelm Preger, Professor der protestantischen Religionslehre und der Geschichte an dem königlichen Gymnasium zu München, ist der Verfasser einer vorzüglichen Monographie über „Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit“, wovon die erste Hälfte 1859 und die zweite 1861 erschien. Über Flacius selber, der leider bei der Disputation zu Weimar 1560 dem synergistischen Strigel gegenüber die Behauptung aufstellte: die Erbsünde sei Substanz des Menschen, und später auch nicht zu bewegen war, diese Aussage zurückzuziehen, urteilt Preger in seinem Vorwort: „Ich habe aus den Quellen, die für viele nicht mehr leicht zugänglich sind, Leben und Lehre eines Mannes beschreiben wollen, der für die Geschichte der Kirche und ihrer Wissenschaft von großer Be-

10) Vom Jahre 1896—97 an wird in dem „Katalog der Lehranstalten“ jedes Jahr bemerkt, daß Studenten das ganze Jahr ausgesetzt haben, um zu vikarieren, was vorher nur selten und ausnahmsweise geschehen zu sein scheint. Es sind darum von jetzt an zwei neue Rubriken in die Tabelle eingefügt, und es ist beachtenswert, wie die Zahl der freiwilligen Vikare fast von Jahr zu Jahr gestiegen ist.

deutung geworden ist, aber das Schicksal gehabt hat, mehr gelästert als verstanden, mehr gehaßt als geachtet oder geliebt worden zu sein. In jungen Jahren hat er sein Vaterland und seiner Väter Glauben verlassen, galt dann eine Zeitlang als das Haupt der strengeren lutherischen Richtung in Deutschland und starb, fast von allen verlassen, im Elend [1575 im Spital zu Frankfurt]. Von den Früchten seines brennenden Eifers, seiner erstaunlichen Arbeitskraft und seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Begabung zehrt die Kirche und die theologische Wissenschaft noch heute; seine Persönlichkeit hat sie lange Zeit teils dem Übereifer einzelner ihrer eigenen Angehörigen, teils der übelwollenden Kritik einer dem kirchlichen Bekenntnisse abholden Richtung preisgegeben. Dem edlen und milden Theologen Prof. D. Twesten in Berlin gebührt das Verdienst, durch seine zu Berlin gehaltene und dann veröffentlichte Vorlesung einer besseren Meinung über Flacius die Bahn gebrochen zu haben. Ihm werde ich es zu danken haben, wenn meine Arbeit nicht von vornherein jener Abneigung begegnet, welche seit Salig und Planck der Name des Flacius bei vielen zu erwecken pflegt." In seiner Schrift behandelt Preger nicht bloß die bekannten Streitigkeiten, in welchen Flacius eine hervorragende Rolle spielte (über das Augsburger und Leipziger Interim, über Osianders Lehre von der Rechtfertigung, über die Schwärmereien Schwenkfelds, über die Lehre Majors und Menius' von den guten Werken, über den Synergismus Melanchthons und Strigels und über die Erbsünde), sondern auch manche nebeneinkommende Fragen, die aber damals nicht Gegenstand allgemeineren Streites wurden. Zu diesen gehören auch seine Auseinandersetzungen mit Justus Menius über die Rechte des geistlichen Priestertums aller Christen und das Verhältnis desselben zu dem Amt von Gemeinschafts wegen. Wir lassen hierüber den interessanten Bericht Pregers folgen, der I, 400 ff. also schreibt:

Ehe wir nun aber Flacius zu andern Tätigkeiten und zu Verhältnissen folgen, die aus einem Teil der bisherigen Streitigkeiten erwachsen sind, halten wir es für nötig, aus Flacius' Streit mit Menius noch eine Episode hervorzuheben, die zwar nach der Form, die sie trägt, mehr persönlicher Natur ist, aber doch in ihrem Schoße zwei zwieträchtige Prinzipien von allgemeiner Bedeutung trägt, deren Berechtigung und Tragweite erst in neuerer Zeit zum Gegenstande eingehenderer Erörterungen gemacht worden ist. Es ist ein Streit über das Verhältnis des allgemeinen Priestertums und des geistlichen Amtes zueinander, der erste, wie ich glaube, der zwischen lutherischen Theologen geführt worden ist.

Der Streit über die Reinheit der evangelischen Lehre hat aus dem Herzen der Streitenden auch vielen Schlamm der unüberwundenen fleischlichen Natur mit heraufgeführt, wodurch die Lehre selbst bei vielen Schwankenden einen üblen Geruch erhielt. Die rücksichtslose, scharfe, schneidende Polemik des Flacius entzündete den persönlichen Haß seiner

Gegner, der eine Summe von beschimpfenden Anschuldigungen für Flacius erzeugte. Namentlich ließ sich Menius seinem überlegenen Gegner gegenüber zu Ausfällen auf Flacius verleiten, die, unberechtigt an sich, auch nicht einmal mehr das Gepräge eines männlichen Scheltens und Eiferns an sich tragen. So klagt er ihn an, daß er „des ehrlichen Namens der christlichen Kirchen und löblichen Stadt Leipzig nicht verschonet, sondern unter demselbigen ihrem Namen die Lehre, welche er als falsch und sträflich verdammt, ausschreiet, und sie das Leipzische Interim nennet"; „er habe zu Wittenberg nicht einen einigen Psalm für sich selbst erklären oder eine einige Lektion tun können, es hab's ihm Herr Philippus fürschreiben und ihm samt seinem Weib und Kindern mit seiner Arbeit ihre Besoldung und Brot vorverdienen müssen". So macht er darauf aufmerksam, „daß wenige Leute und schier bei uns Deutschen niemand weiß, wer Flacius ist, woher er kommen, ob er ein getaufter Christ, oder was er sonst sei, und was sein Glaube sei".

Im Zusammenhang mit diesem letzten giftigen Satze verhandelte Menius nun auch sehr ausführlich, daß er, der herzugelaufene Fremdling, der zur Zeit des Interims nichts anderes als Lektor der hebräischen Sprache zu Wittenberg gewesen sei, also gar nicht einmal zur theologischen Fakultät gehört, noch sonst jemals ein kirchliches Amt bekleidet habe, gar keinen Beruf überhaupt gehabt hätte, in die kirchlichen Streitigkeiten sich einzumischen. Flacius habe, so sagt Menius, zu seinem frevlen und vermessenen Vornehmen gar keinen Beruf noch Befehl, weder von Gott noch von Menschen. Sein frevles und vermessenes Vornehmen aber sei dies, daß er sich anmaße und unterstehe, über alle Kirchen- und Schuldiener, Pfarrherren, Prediger, Professoren usw. Meister und Richter zu sein und dieselbigen zu rechtfertigen und zu reformieren.

Daß er von Gott zu seinem türstigen, frevlen und vermessenen Vornehmen nicht berufen sei, noch dessen einigen Befehl empfangen habe, begründet Menius folgenderweise: „Alle, die von Gott von Anbeginn der Welt zu sonderlichen Ämtern berufen sind, die sind berufen entweder durch Mittel der Menschen oder ohne Mittel der Menschen von Gott selbst. Von Gott sind ohne Mittel der Menschen zu ihrem Amt berufen die heiligen Väter und Propheten, Abraham, Moses, Samuel, Johannes der Täufer, Paulus und die andern Apostel, welchen allen Gott beides durch sein Wort und Wundertaten ihres Berufs hat Zeugnis gegeben, daß jedermann erkennen und bekennen müsse, daß sie wahrhaftig von Gott gesandt wären. Dieser Beruf aber hat länger nicht währen sollen, denn bis daß Christus kommen und in aller Welt würde geoffenbart werden; denn um den allein ist es auch alles zu tun gewesen, daß Gott Propheten erweckt und gesandt hat, die von seiner Zukunft, Amt und Reich der Welt verkündigen sollten. Nach den Propheten hat er Johannes den Täufer samt den Aposteln berufen, welche alle dazu sonderlich erwählet und verordnet worden sind, daß sie in aller

Welt zeugen und predigen sollten, daß durch ihn alles erfüllt wäre, was Gott von ihm und durch ihn dem menschlichen Geschlecht zu seinem Heil und Seligkeit verheißen hatte. Nachdem aber Christus nun erschienen und alles, was die Propheten von ihm geweissagt haben, erfüllet hat, so hat es mit dem Prophetenamte auch aufgehört. Und nachdem der HErr Christus ihm auch eine gewisse Anzahl der Apostel erwählet, welche in aller Welt bis an den Jüngsten Tag von ihm zeugen sollten, deren Namen auch im Evangelio beschrieben sind, also daß durch derselben Zeugnis alle, die da wollen selig werden, an Christum gläuben sollen — denn so sagt er Luk. 24: ‚Ihr seid des alles Zeugen', und Act. 10 sagt St. Petrus: ‚Denselben JEsum hat Gott auferwecket am dritten Tage und ihn lassen offenbar werden nicht allem Volk, sondern uns, den vorerwählten Zeugen von Gott' usw. —, darum so soll es bei derselbigen gewissen Zahl der Apostel auch bleiben, und sollen der Propheten und Apostel Schriften zu ewigen Zeiten bis an der Welt Ende das einige und ewige Fundament sein und bleiben, darauf das ganze Reich Christi, das ist, die ganze Kirche und Christenheit, bis ans Ende der Welt erbauet werden sollen, also daß Gott nun fortan bis an den Jüngsten Tag durch sich selbst ohne Mittel weder Propheten noch Apostel berufen oder senden will. Dieses aber soll nunmehr der göttliche und ordentliche Beruf sein, daß eine jede Kirche ihre berufenen Diener, Pfarrherren, Diakonen, Lehrer habe, welche tauglich sind, dasjenige vorzutragen und zu erklären, was die Propheten und Apostel von Gott und dem HErrn Christo empfangen, in der Heiligen Schrift verfasset und nach ihnen gelassen haben, wie St. Paulus Titum, Timotheum und andere zu solchem Amte verordnet und ihnen befohlen hat, daß sie dergleichen in christlichen Gemeinden auch tun sollten. Will nun Illyricus fürgeben und rühmen, er sei ohne Mittel von Gott berufen und gesandt, so vieler christlichen Kirchen und Schulen Lehrer zu richten, zu rechtfertigen und zu reformieren, so sage ich ohne alle Scheu dagegen, daß er lügt; denn Gott will über die Propheten und Apostel, die er ohne Mittel berufen hat, weiter auf solche Weise ohne Mittel niemand nicht berufen, sowenig er will eine neue Lehre oder Predigt geben, die er den Aposteln gegeben hat. Wie aber Illyricus nicht rühmen kann, daß er von Gott ohne alle Mittel berufen und gesandt sei, also kann er noch viel weniger rühmen, und ob er's auch rühmen wollt', so kann er's nicht beweisen, daß er nach göttlicher Ordnung durch Menschen berufen sei; denn er hat des von keiner Kirche auf Erden einiges Zeugnis; und ob er gleich gut, wahrhaftig Zeugnis hätte, ja, ob es gleich unwidersprechlich, wissentlich und wahr wäre, daß er etwa von einer Kirche zum Lehramt berufen worden und dasselbige auch öffentlich geführt hätte, womit will er beweisen, daß er darum auch über andere Kirchen und ihre Diener zum Richter, Meister und Reformator berufen sei?"

Aus dieser Darlegung ergibt sich folgendes Resultat als die Anschauung des Menius: 1. Eine Lehrtätigkeit, wie sie Flacius öffent-

lich durch Schriften geübt hat, ist dem Wesen nach nicht unterschieden von einer Lehrtätigkeit, wie sie die rechtmäßig berufenen Diener der Kirche zu üben haben; 2. eine Lehrtätigkeit, wie sie Flacius öffentlich durch Schriften geübt hat, ist nur dann keine Anmaßung, wenn sie von Dienern der Kirche geübt wird, welche nach göttlicher Ordnung durch Menschen dazu berufen sind. Auf diese Gedanken reduziert wenigstens Flacius des Menius Angriff; was darüber hinaus noch von Menius behauptet wird, als habe sich Flacius durch seine öffentliche Lehrtätigkeit zu einem Richter und Meister über alle Kirchen und Schulen gesetzt, wird von Flacius mit einigen kurzen und schlagenden Sätzen auf die Seite geworfen. „Wo", sagt er, „habe ich irgendeinen geringsten Pfarrherrn zu regieren mich unterstanden? Wo hab' ich einem geringsten Küster etwas geboten oder verboten? Wo hab' ich mich in einer Kirche unterstanden zu predigen, zu taufen, zu kommunizieren oder absolvieren, zu formieren oder reformieren? ‚Ja', wird er sagen, ‚du hast dennoch geschrieben wider die Adiaphora, Interim, Papsttum, Osiander, Stenckfeld usw., darum so hast du dich einer obersten Gewalt angemaßt. Mein Argumentum ist dieses: Wer da schreibet wider allerlei Irrtum und Verführer, der erhebt sich über alle Kirchen. Illyricus schreibet wider allerlei Irrtum usw., darum erhebt er sich über alle Kirchen.' Dies Argumentum gilt ebensowohl wider Menium als wider mich. Wer da schreibet wider allerlei Irrtum und Verführer, der erhebt sich über alle Kirchen. Menius tut solches, wie aus seinen Schriften zu sehen, darum erhebt er sich über alle Kirchen. Sed Major est falsa, die erste Sentenz ist falsch. Folgt's aber aus deinem Schreiben nicht, lieber Meni, daß du dich darum für einen obersten Pfarrherrn über alle Kirchen ausgegeben und in kein fremd Amt gegriffen hast, so folgt's aus meinem auch nicht." Bleibt nun nach Abzug dieser Übertreibung immer noch als Grundsatz bestehen: ein nicht ordnungsmäßig Berufener darf öffentlich in der Kirche nicht nach Gottes Wort lehren, richten und strafen, so war zu allem, was Menius zur Verteidigung seines Satzes beigebracht hatte, auch noch eine Auseinandersetzung mit jenen Stellen der Schrift nötig, in welchen Bekenntnis und Verkündigung in die engste und nächste Beziehung zum Glauben und zur Taufe gesetzt werden.

Da Flacius in früheren Schriften schon sein öffentliches Auftreten mit Hinweisung auf das Recht, welches Glaube und Taufe gibt, gerechtfertigt hatte, so konnte Menius auch diese Instanzen sofort berücksichtigen. Er sagt: „Daß aber Illyricus seinen Beruf aus der Taufe, aus den zehn Geboten und aus dem, daß er an der Universität zu Wittenberg eine Lektur gehabt, beweisen will, ist überaus lächerlich. Er sagt, er hab' Christo in der Tauf' geschworen, daß er ihm wider den Teufel und allen seinen Anhang dienen, die göttliche Wahrheit bekennen und den Satan mit aller seiner Pracht und Finanzerei verfluchen wolle. Hie frage ich alle verständigen Christen, ja auch den Lästerer Illyricum

selbst, was das heiße und sei, Christo dienen; was das heiße und sei, die göttliche Wahrheit bekennen; was das heiße, den Satan mit seiner Pracht und Finanzerei verfluchen. Kann man auch Christo dienen ohne und wider sein Wort, Befehl und Ordnung? Oder ist das nicht des HErrn Christi Wort, Befehl und Ordnung, was seine Apostel gelehret, geordnet und befohlen haben? St. Paulus befiehlt seinem Jünger Tito, er soll in der Insel Kreta die Kirchen also bestellen, daß eine jede Stadt ihren eigenen und besonderen Bischof habe. Und Act. 20 vermahnet St. Paulus die Ältesten zu Milet und Ephesus, sie sollen achthaben beides auf sich selbst und auf die ganze Herde, unter welche sie der Heilige Geist gesetzt habe zu Bischöfen. Da siehest du klar, wie es nach der göttlichen Ordnung, die der HErr Christus durch seine Apostel aufgerichtet und eingesetzet hat, mit dem Beruf und Bestellung des Kirchenregiments soll gehalten werden, nämlich daß keiner soll unberufen, unverhört und ungeprüft zu solchem Amt gelassen werden; das ist eines. Zum andern hörest du, daß eine jede Stadt und ein jedes Kirchspiel soll seine eigenen besonderen Diener haben. Will also Illyricus nach Gottes Wort, Befehl und Ordnung, wie er in der Taufe geschworen, gehandelt haben und noch handeln, so gebühret ihm, daß er beweise, wer ihn berufen und wer ihm befohlen habe, sich des Kirchenregiments anzunehmen und insonderheit sich über andere Kirchendiener zu erheben, die zu rechtfertigen und zu reformieren; item, daß er beweise, wer ihn verhört und geprüft und tüchtig dazu erkannt habe. So Illyricus von wegen seiner Taufe und der zehn Gebot' pflichtig wäre, dermaßen, wie er tut, zu handeln, so müßte unwidersprechlich folgen, daß alle getauften Christen dergleichen auch tun müßten. Wenn nun ein jeder Unberufene in allen Kirchen über alle Diener richten und regieren, dieselben seines Gefallens recht sprechen oder verdammen wollte, Lieber, was wollte doch daraus werden? Er gibt für, es sei aus Gottes Wort genugsam beweiset, daß alle Christen Priester seien und die Schrift auslegen können; daß aber einer oder mehrere zum Amt erwählet werden, solches geschehe, Unordnung zu vermeiden. Damit zeigt er an seinen hohen Verstand in christlicher Lehre, damit er in diesem Stücke beinahe so meisterlich umzugehen weiß als der Esel mit der Harfe. Daß alle Christen Priester sind, das ist wahr, also daß sie an allen Orten, zu allen Zeiten geistliche Opfer tun mögen mit Beten, Danksagen und allerlei guten Werken, item mit Geduld in allerlei Trübsalen usw. Daß sie aber alle die Schrift auslegen können, oder allesamt die Macht haben, sich Lehrens und Regierens in der Kirche zu unterstehen, das ist nicht. Denn die Schrift auslegen ist eine sonderliche Gabe des Heiligen Geistes, die Gott nicht allen gibt, sondern denen allein, denen er's geben will, 1 Kor. 14. Denn wenn alle Christen diese Gabe hätten, was dürfte man dann des Predigtamts, welches fürnehmlich darum eingesetzt ist, daß diejenigen, so die Gabe, die Schrift auszulegen, haben, den andern, die solche Gabe nicht haben, dienen und sie aus der Schrift lehren sollen? Also ist es

auch nicht ein frei Ding mit den Diensten und Ämtern in der Kirche, daß ein jeder sich derselbigen unterstehe und die zu verwalten habe, ob sich gleich einer dünken läßt, er könne und wolle es besser machen denn ein anderer, sondern es ist Gottes ernstes Gebot, Befehl und Ordnung, daß niemand sich einiges Amts von ihm selbst aus eigenem Turst und Frevel unterstehen soll, er werde denn dazu nach göttlicher Ordnung berufen und werde ihm befohlen, davon der Wende nicht viel Geschreies macht, sondern sagt allein, daß einer oder mehrere zu Ämtern erwählet werden, das geschehe, Unordnung zu vermeiden, bricht damit kurz ab, gleich als stünde es in der Menschen Wahl, solche Ordnung zu halten oder nicht zu halten."

Fassen wir abermals das Resultat aus der bisherigen Darlegung des Menius zusammen, so ergeben sich folgende Sätze: 1. Das Priestertum der gläubigen Christen vollzieht sich durch geistliche Opfer mit Beten, Danksagen und allerlei guten Werken und gibt an und für sich noch nicht Macht, die Schrift auszulegen, aus der Schrift zu lehren. 2. Die Schrift auslegen ist eine sonderliche Gabe des Heiligen Geistes. 3. Keiner darf diese sonderliche Gabe des Heiligen Geistes ausüben, wenn er nicht dazu nach göttlicher Ordnung berufen und ihm dieses Amt befohlen wird. 4. Das Predigtamt ist also nicht ein Amt, welches im öffentlichen Auftrage die Funktionen des allgemeinen Priestertums öffentlich vollzieht, welches, um mit Luther zu reden, „die Ämter, die allen Christen gemein sind, von unser aller wegen ausrichtet", sondern beruht einerseits auf einer sonderlichen Gabe des Heiligen Geistes, andererseits auf einer göttlich gesetzlichen Institution, welche allein Recht und Pflicht gibt, öffentliches Zeugnis zu üben.

Menius führt zuerst zur Erhärtung seiner Ansicht eine Stelle aus Luthers Kommentar zum Galaterbrief an. Die wesentlichen Sätze sind folgende (Walch VIII, 1572 ff.): „Denn jetzt zu unsern Zeiten berufet uns unser HErrgott zum Predigtamt durch Mittel, als nämlich durch Menschen. Denn wiewohl ich meines Doktorats halben wohl Macht haben sollt', durchs ganze Papsttum zu predigen, wenn man mir's nicht mit Gewalt wehrete, so geziemt mir's aber doch in keinem Wege nicht, daß ich unberufen aus diesem meinem befohlenen Kirchspiel in eine andere Stadt als ein Prediger laufen und daselbst mich Predigens unterstehen wollt'. Darum soll keiner dem andern in seine Ernte oder Schnitt fallen, wie der Teufel durch seine Rotten pflegt. Wo aber ein Fürst oder andere Obrigkeit mich berufet oder fordert, so kann ich mit gutem und sicherem Gewissen rühmen, daß ich je aus Gottes Befehl durch eines Menschen Stimme und Wort berufen bin." Eine andere Stelle Luthers ist der Auslegung zum 82. Psalm, V. 4, entnommen. Dort heißt es: „Es hilft sie auch nicht, daß sie fürgeben, alle Christen sind Priester; es ist wahr, alle Christen sind Priester, aber nicht alle sind Pfarrherren. Denn über das, daß er ein Christ und Priester ist, muß er auch ein Amt und befohlen Kirchspiel haben. Der Beruf und Befehl macht Pfarrherr und Prediger."

So viel ist klar, Menius beweist mit den angeführten Stellen nichts Weiteres, als daß Luther alles eigenwillige Eingreifen und Lehren in geordneten Gemeinden als Anmaßung und wider die gottgewollte Ordnung laufend bezeichnet; er fordert für die Ausübung des Zeugenamtes Vollmacht und Auftrag. Aber die Frage, auf welche es im Streite zwischen Menius und Flacius ankommt, und welche Menius in seiner Weise beantwortet, bleibt in den von Menius angeführten Stellen Luthers noch völlig unerledigt, die nämlich: Sind die Funktionen des allgemeinen Priestertums wesentlich verschieden von denen des Predigtamtes? Besteht jenes wirklich nur darin, daß es die geistlichen Opfer des Gebets, des Dankes, der guten Werke darzubringen hat, wie Menius behauptet, oder vollzieht der Inhaber des Predigtamtes in seinem Amte nur Funktionen seines allgemeinen Christenpriestertums? Von der Antwort auf diese Frage bleibt immer die Stellung des einzelnen dem Amte gegenüber und somit auch das Recht des Flacius in bezug auf sein öffentliches Hervortreten abhängig.

Wir haben nun zunächst zu sehen, wie Flacius in seiner Verteidigung das Verhältnis des allgemeinen Priestertums zum öffentlichen Predigtamt und die Äußerungen Luthers darüber auffaßt. Vorerst leuchtet aus seiner Antwort hervor, daß er keineswegs ein Verächter der kirchlichen Ordnung ist, sondern in ihr vielmehr Gottes Ordnung und Befehl erkennt. Er findet ein Auftreten Nichtberufener nur im Falle dringender Not gerechtfertigt. „Was aber belanget die Vokation, ist zu wissen erstlich, daß, obwohl die ordentlichen Personen aus Gottes Befehl sollen und müssen denen vorstehen, welchen sie verordnet sind, auch sich niemand in ihr Amt mengen, sondern ihnen gehorsamen und folgen soll, so ist doch solches nicht von der äußersten Not zu verstehen. Denn Not, wie man sagt, bricht Eisen. Not bricht auch Gesetz, und wie die Juristen sagen: Necessitas non habet legem. Als zum Exempel: Wenn einer einen erschlagen will u. dgl., oder wenn irgendein Feuer plötzlich aufgehet, und die ordentliche Oberkeit entweder nicht vorhanden ist oder sonst nicht wehren will oder auch nicht kann, so ist allda jedermann schuldig hinzulaufen und zu wehren, er sei gleich eine oberste oder gar unterste Person. Ich frage, da Petrus zu Antiochia also hinkte und mit seinem Exempel die wahre Religion in Gefahr brachte, ob auch ein geringster Christ, wenn er gleich ein erkaufter leibeigener Knecht gewesen, hätte die Macht und Beruf gehabt, Petrum öffentlich zu strafen, sonderlich so es Paulus und andere hohe Lehrer nicht getan hätten? Freilich hätte er's nicht allein Macht gehabt, sondern wäre es auch schuldig gewesen. Ob auch solcher leibeigene Knecht damit sich über Paulum erhoben und eine Unordnung oder Rotterei angerichtet hätte? Ich halt's nicht. Auf daß wir aber näher zur Sache kommen: es ist eine löbliche und christliche Gewohnheit, daß in der Not auch die Weiber mögen taufen. Item, es hat D. Martinus seliger Gedächtnis in Captivitate Babylonica, im Büchlein ‚Von dreien Mauern des Papsts‘, item ‚Über die Epistel

St. Petri' und im Büchlein De Instituendis Ministris reichlich bewiesen, daß alle Christen rechte Priester sind, daß sie auch mögen die Schlüssel gebrauchen, alle Lehre urteilen usw. Doch solches alles von der großen, hohen Not zu verstehen ist, und daß keine Unordnung und Zerstörung in der Kirche geschehe; denn es muß ja alles zur Erbauung dienen. Ich hab' nichts mehr getan, denn daß ich in solcher großen, gefährlichen Not mit meiner großen Gefahr die Wahrheit schriftlich bekannt und aus der Schrift bewiesen und wiederum die Falschheit gestraft und widerlegt, auch die Leute bei der Wahrheit zu verharren und die Lügen und Irrtümer zu vermeiden vermahnet habe. Solches haben vorzeiten wie auch zu unsern Zeiten sehr viel Ungeweihte oder Unordinierte getan usw. Ich weiß nicht anders, wiewohl ich nicht streiten will, denn daß auch Philippus am ersten allein zu der griechischen Lektion berufen worden ist, wie er denn auch darum von den Wittenbergischen Bürgern und Bauern der Grek genannt worden ist; gleichwohl hat er auch Theologiam zu lesen angefangen (Melanchthon wurde erst am 19. September 1519 zum Bakkalaureus der Theologie ernannt und als solcher in die theologische Fakultät aufgenommen; aber schon vorher las er über den Brief an Titus; s. Matthes, Ph. Mel., S. 35 ff.), ja auch zu ordinieren die Prediger, so er doch nicht zum Kirchendienst ordiniert ist worden, welches gleichwohl in andern Kirchen nicht gewöhnlich. Es ist jetzt gut Menio zu schreien und zu schreiben von der Vokation; aber zur Zeit des Interims und der Adiaphoristerei war schier niemand so sehr geweihet und geschmieret, so geschickt oder so hoch gelehrt, der gern hätte wollen die Wahrheit Gottes klar bekennen, die mancherlei Interim verdammen und widerlegen, geduldiglich dafür leiden usw."

So ist es also die Not, welche Anlaß sein kann, sich der Lehre und Vermahnung aus Gottes Wort anzunehmen; aber inneren Antrieb, Recht und Gewalt in solchem Falle gibt die Zugehörigkeit zu Christo, die priesterliche Würde der Christen. „Erstlich entsagen alle Christen in der Taufe dem Teufel und allen seinen Werken, und dagegen ergeben und verpflichten sie sich Christo, daß sie ihm allein dienen, seine Ehre und des Nächsten Heil, aufs beste sie immer können, suchen und für die Ehre Christi wider den Teufel und alle seine Gewalt aufs heftigste fechten und streiten wollen. Ja, sagt Menius, die Taufe bringt nicht mit sich, daß du dich erheben solltest über alle Kirchen und Prediger und sie deines Gefallens regieren und reformieren. Antwort: Ich erhebe mich über niemand. Ich gebiete niemand etwas, ich verbiete auch nichts. Das ist nicht sich über alle Kirchen und Schulen erheben, wenngleich Paulus Petrum strafet oder auch ein gemeiner Christ den andern, Matth. 18. Zum andern, so hab' ich aus den zehn Geboten in Summa ein hartes Gebot und ernsten Befehl, daß ich Gott soll lieben von ganzem Herzen und meinen Nächsten als mich selbst. Ich muß lieben nicht allein mit Worten, sondern auch mit der Tat, also daß ich zur Zeit der Not mein Leben für ihn lasse. Womit hab' ich nun in solchen bösen Zeiten

und äußerster Not besser können beide Gott und meinen Nächsten lieben denn eben in der Verantwortung seiner himmlischen heilsamen Wahrheit und Bestrafung, auch Widerlegung der mancherlei geschwinden Irrtümer? Ich hab' nicht lang können noch sollen mit mir disputieren, wer doch mein Nächster sei. Denn ich hab' ihn vor mir gehabt und gesehen so viel tausend pusillos Christi oder arme Gewissen, von den Interimisten und Adiaphoristen greulich nicht allein verwundet, sondern auch getötet. Zum dritten, sagt Paulus, daß Gottes Wort unter uns Christen reichlich soll wohnen, und daß wir uns einer den andern vermahnen und trösten sollen mit der Schrift, Kol. 3. Da ist ja ein klarer Befehl Gottes, daß ein Christ wohl Macht habe, ja auch schuldig sei, den andern zu stärken und zu lehren, auch die Verführer zu strafen. Zum vierten: Christus befiehlt Matth. 18 jedermann insonderheit die Schlüssel, da er saget: ‚So dein Bruder sündiget' usw. (Vide Luth. in libro De Instituendis Ministris super hunc locum.) Zum fünften: Es schreibt auch Paulus 1 Kor. 14, daß wir alle prophetieren, das ist, lehren können, und befiehlt auch, daß, so dem Sitzenden etwas offenbar würde, soll der andere schweigen. Solches versteht D. Martinus Luther im Büchlein De Instituendis Ministris von allen Christen. Wie denn auch Paulus solche Epistel nicht allein an alle Geweihten, sondern an alle Korinther geschrieben hat. Derwegen so hab' ich auch Macht als ein Christ. Zum sechsten: Es ist in den zehn Geboten eins, das heißt also: ‚Du sollst nicht falsch Zeugnis geben', welches ebenso viel ist und heißt als: Du sollst der Wahrheit Zeugnis geben. Wir haben ein ernst Gebot, daß wir Abgötterei und falsche Lehrer fliehen sollen. Wie können wir aber das tun, wenn wir nicht richten sollen alle Lehrer und Lehre? Zum siebenten: Wir haben auch ein sehr strenges Gebot, daß wir Christum und seine Lehre bekennen sollen und müssen, welches so gar nötig ist, daß Junker Major darf schreiben, wir werden dadurch selig. Das Bekenntnis aber fasset in sich beide, das Lob der Wahrheit und die Verdammung der Falschheit. Was ist nun das für ein Bekenntnis, wenn's nicht öffentlich geschieht? Zum achten: Es gebeut auch Gott durch Salomo, Prov. 24: Wenn wir sehen, daß einer unbillig zum Tode geführt wird, daß wir ihm allerdinge helfen, ihn retten, unsere Hand von ihm nicht abziehen sollen. So man nun sogar sehr schuldig ist, diejenigen, so zum leiblichen Tode geführt werden, zu retten, wieviel mehr diejenigen, so zum geistlichen, ewigen Tode der Seelen durch falsche Lehrer gerissen werden. Zum elften: Es zeigten die Apostel Christo an, Mark. 9 und Luk. 9, daß einer da wäre, welcher die Teufel im Namen Christi austreibe, so er doch Christo nicht folgte, und baten, er wollte ihm's verbieten. Aber Christus wollte es ihm nicht allein nicht verbieten, sondern bestätiget sein Tun und saget: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Item, wer in meinem Namen die Teufel austreibet, der kann nicht bald übel von mir reden. Damit denn Christus anzeiget, daß ihm wohlgefalle, daß die Leute, sie seien auch, wer sie wollen, nur

mit dem geringsten Dienste sein Reich mehren und ausbreiten helfen. Also schreibet auch Paulus Phil. 1, daß etliche Christen predigen aus gutem Herzen, etliche aus bösem, etliche auch unrecht, Paulo zum Verdrieß. Er sei aber froh, daß nur Christus gepredigt wird."

Im übrigen führt nun Flacius noch aus, wie er doch nicht ohne allen menschlichen oder durch Menschen geschehenen Beruf zum Streite wider die Irrtümer hervorgetreten sei: er sei ein Studiosus der Heiligen Schrift, habe zu Basel, Tübingen und Wittenberg Theologie studiert; er sei ein Magister gewesen und habe als solcher geloben müssen, nicht allein Philosophiam, sondern auch die wahre Religion treulich lehren und fördern zu wollen; er sei ein Lehrer der Heiligen Schrift des Alten Testamentes in seiner natürlichen Sprache zu Wittenberg gewesen; endlich sei er durch viele angesehene Männer, vor allen durch den trefflichen Superintendenten von Hamburg D. Äpinus, in diesem seinem Tun bestärkt worden. Zum Schlusse wendet sich Flacius noch gegen die falsche Deutung, welche Menius den obenangeführten Stellen aus Luthers Schriften gibt: „Daß aber Menius die einfältigen Christen gern betrügen wollte mit etlichen Sprüchen D. Martini vom Beruf, weil er nichts Klares aus Gottes Wort aufbringen kann, ist zu wissen, daß solche Sprüche alle dahin gehen, daß ein Unberufener sich nicht soll in ein fremdes Amt eindringen, auch sonst keine Unordnung mit seinem Tun anrichten außerhalb der äußersten Not, welches ich nicht getan habe. Darum so gehen mich solche Sprüche nicht an. Ich hab' aber andere viele und klare Sprüche Lutheri, da er klar wider die Papisten beweiset, daß alle Christen Priester seien, und nur wohl Macht haben zu lehren, aber gleichwohl also, daß sie Unordnung und Ärgernis außerhalb der äußersten Not verhüten. Man lese sein Buch De Instituendis Ministris, an die Böhmen geschrieben, darinnen er klar bekennet und saget, daß er in vielen Schriften wider die Papisten bewiesen habe, daß wir alle Priester seien, allen die Schlüssel überantwortet seien, alle mögen lehren und predigen. Dergleichen im Buch De Captivitate Babylonica, im Buch von dreien Mauern des Papsts, in der Schrift von guten Werken, in der Auslegung der ersten Epistel Petri, da er klar saget, daß alle Christen Priester seien, alle Macht haben zu predigen; aber daß gleichwohl etliche das Amt verwesen, das geschehe der Ordnung und Geschicklichkeit halben. Dergleichen im Buch vom Mißbrauch der Messe handelt er diese Materie klärlich, daß alle Christen mögen predigen und lehren. Dergleichen Zeugnisse sind fast alle Bücher D. Martini voll. Aus welchen Zeugnissen Lutheri ist je klar, daß alle Christenmenschen Priester seien, wohl Macht und Beruf von Gott haben, das Wort Gottes zu lehren, sonderlich die da tüchtig sind. Daß aber etliche zum Amt erwählet werden, ist die Ursach', daß nicht alle tüchtig sind, auch nicht alle zu lehren stet Zeit und Zuhörer haben, und auf daß eine nützliche Ordnung in der Kirche Gottes sei und erhalten bleibe." So weit Flacius.

Es ist nicht schwer zu sehen, daß Flacius eine von Menius sehr verschiedene Ansicht vom Priestertum und Amt hat. Wenn Menius zum allgemeinen Christenpriestertum nur rechnet, daß Christen an allen Orten zu allen Zeiten geistliche Opfer tun mögen mit Beten, Danksagen und allerlei guten Werken, so faßt Flacius den Begriff des Priestertums weit voller, indem er mit Luther hinzufügt, daß alle Christen Macht haben zu lehren, die Schlüssel zu verwalten, zu taufen, das Brot zu reichen. Daraus aber folgt mit Notwendigkeit bei beiden Männern eine verschiedene Anschauung vom Gnadenmittelamt. Denn nach Flacius versieht der Inhaber des Gnadenmittelamtes im besonderen Auftrage nur das, wozu ihm schon das allgemeine Priestertum Macht gibt, während nach Menius das Gnadenmittelamt seine Basis völlig unabhängig von dem allgemeinen Priestertum in einem unmittelbar göttlichen Gesetze hat, und ein besonderer Amtsstand als ebenso göttlich geordnet erscheint wie die Gnadenmittel selbst. Und darum eifert Menius auch gegen die Äußerung des Flacius: „daß einer oder mehrere zu Ämtern berufen werden, das geschehe, Unordnung zu vermeiden"; diese Begründung ist ihm nicht genug. Sie scheint ihm die Bestellung des Amtes zu sehr von der Willkür der Menschen abhängig sein zu lassen, „gleich als stünde es in der Menschen Wahl", ruft er aus, „solche Ordnung zu halten oder nicht zu halten".

Es ist kein Zweifel, daß Flacius mit seiner Anschauung hier Luthers Ansicht gegen Menius vertritt; das beweisen die von Flacius angeführten Stellen und unzählige andere aus Luthers Schriften. Mit diesen stehen die von Menius angeführten Aussprüche Luthers keineswegs im Widerspruch. Denn wenn Luther sagt: Alle Christen sind Priester, aber nicht alle sind Pfarrherren, so schließt dies doch nicht aus, daß alle Pfarrherren Priester sind, die Funktionen ihres Christenpriestertums ausüben, wenn sie ihr Predigtamt verwalten. Ist es nun aber in der Schrift begründet, daß die Pflichten des allgemeinen Priestertums das Zeugnis von JEsu Christo und seiner seligmachenden Wahrheit in sich beschließen, und ist es ferner nicht nur nicht verboten, sondern auch geboten durch die Schrift, da, wo Not und Bedürfnis es erheischt, solches Zeugnis auch neben dem besonderen öffentlichen Predigtamt, doch ohne Verletzung und Störung der pfarrgemeindlichen Ordnung, öffentlich zu üben, so ist auch hiermit das Auftreten des Flacius in den großen Fragen, welche die evangelische Kirche nach Luthers Tode bewegten, Menius gegenüber hinreichend gerechtfertigt.

So weit Preger. Die Stellung Flacius' deckt sich mit dem lutherischen Symbol, das einerseits mit großem Nachdruck den Papisten gegenüber betont, daß die Schlüssel und das Evangelium nicht e i n e m Menschen allein, sondern der ganzen Kirche gehören und gegeben sind, und zwar ursprünglich und ohne Mittel, principaliter et immediate, andererseits aber auch lehrt, daß Gott das Predigtamt eingesetzt und geboten hat, und somit die Kirche nicht bloß Fug und Macht, sondern

auch Gottes Befehl habe, Prediger und Diakonos zu bestellen. (Müller, 203. 333.) In seinem Buch von „Kirche und Amt“ hat Walther dieser Lehre den adäquaten Ausdruck gegeben und schier so gut wie fast allgemein zum Siege verholfen. Zusammenfassend schreibt er S. 315: „Nachdem unter Thesis I—IV erwiesen worden, daß das geistliche Priestertum, welches alle wahrhaft gläubige Christen haben, und das Predigtamt oder Pfarramt nach Gottes Wort nicht eins und dasselbe sind; daß weder ein gemeiner Christ darum, weil er ein geistlicher Priester ist, auch ein Pfarrer, noch ein Pfarrer darum, weil er das öffentliche Predigtamt innehat, ein Priester ist; daß weder das geistliche Priestertum ein öffentliches Amt in der Kirche, noch das öffentliche Predigtamt ein besonderer von dem Christenstand verschiedener Stand, sondern ein (jedoch von Christo selbst in der Aufrichtung des apostolischen Amtes geordnetes) Amt des Dienstes ist, — nachdem ferner unter Thesis V erwiesen worden, daß die Prediger eben die Ämter öffentlich von Gemeinschafts wegen verwalten, welche ursprünglich die Kirche, als das rechte königliche priesterliche Geschlecht, und somit ein jeder wahrhaft gläubige Christ hat, — nachdem endlich unter Thesis VI erwiesen worden, daß den Predigern ihr Amt und ihre Gewalt von Gott durch die Gemeinde als die ursprüngliche Inhaberin derselben und durch deren von Gott vorgeschriebenen Beruf übertragen ist: so kann das Predigtamt nach seinem Wesen nichts anderes sein als die von Gott durch die Gemeinde als Inhaberin des Priestertums und aller Kirchengewalt übertragene Gewalt, die Rechte des geistlichen Priestertums im öffentlichen Amte von Gemeinschafts wegen auszuüben. Der Beweis aus Gottes Wort ist bereits unter Thesis IV und VII des ersten und unter Thesis I, IV, V, VI des zweiten Teils geführt. Es sei hier nur noch einmal daran erinnert, daß die Heilige Schrift die Kirche, das ist, die Gläubigen, als die Braut des HErrn und als die Hausherrin uns darstellt, welcher die Schlüssel und hiermit das Recht und der Zugang zu allen Gemächern, Heiligtümern und Schätzen des Hauses Gottes und die Gewalt, darüber Haushalter zu stellen, gegeben ist; daß ferner ein jeder wahre Christ nach der Heiligen Schrift ein geistlicher Priester und daher berechtigt und berufen ist, nicht nur für sich selbst die Gnadenmittel zu gebrauchen, sondern dieselben auch denen, welche selbige noch nicht haben und daher auch mit ihm die Priesterrechte noch nicht besitzen, zu spenden; daß aber da, wo diese Rechte alle haben, keiner sich vor den andern hervortun und dieselben den übrigen gegenüber ausüben dürfe, sondern daß hin und her, wo Christen zusammenleben, die Priesterrechte aller öffentlich von Gemeinschafts wegen nur von denen verwaltet werden sollen, welche dazu von der Gemeinschaft in der von Gott vorgeschriebenen Weise berufen worden sind; daher denn die Träger des öffentlichen Predigtamtes innerhalb der Kirche in Gottes Wort nicht nur Diener und Haushalter Gottes, sondern auch Diener und Haushalter der Kirche oder Gemeinde genannt und somit als solche dargestellt werden, die nicht ihre eigenen,

sondern die Rechte, Gewalten, Güter, Schätze und Ämter der Kirche verwalten, also nicht nur im Namen Christi handeln, sondern auch im Namen und anstatt seiner Braut, der Kirche der Gläubigen. Wohl hat Christus selbst die Ordnung des öffentlichen Predigtamtes in seiner Kirche gestiftet und die Rechte und Gewalten bezeichnet, welche dasselbe haben soll; es sind das aber nicht Rechte und Gewalten, welche die Träger des Amtes mit Ausschluß der Kirche besitzen, sondern die Rechte und Gewalten, welche Christus seiner Kirche mit den Schlüsseln zum Eigentum gegeben hat, die aber nach seinem ausdrücklichen Befehl und Willen (vgl. Thesis II und III des zweiten Teiles) in der Kirche nicht von der Menge gemeinschaftlich ohne Unterschied (promiscue), sondern durch bestimmte, dazu tüchtige, mit den nötigen Gaben ausgerüstete und durch diese Gaben von dem HErrn selbst der Kirche geschenkte und angewiesene und darum von der Kirche zu berufende und berufene Männer öffentlich verwaltet werden sollen. Obgleich daher das allgemeine geistliche Priestertum und das öffentliche Predigtamt in der Kirche nicht eins und dasselbe ist, so ist doch das letztere des ersteren Frucht, indem es, wie unsere Alten sagen, in jenem ‚wurzelt'; obgleich der, welcher ein Träger des Kirchenamtes wird, dadurch nicht ein Priester wird (vielmehr soll er aus der Priesterschar der Christen genommen sein), so verwaltet er doch der Christenpriester heilige Ämter. Daher der heilige Apostel von sich schreibt: ‚Ich soll sein ein Diener JEsu Christi unter die Heiden, zu opfern das Evangelium Gottes', Röm. 15, 16."

F. B.

Vermischtes.

Unser Concordia-Seminar in St. Louis zählt gegenwärtig 343 eingeschriebene theologische Studenten, von denen 99 auf die erste Klasse, 130 auf die zweite und 114 auf die dritte entfallen. Von diesen vikarieren 34, und 7 sind abwesend aus andern Gründen. Anwesend sind somit 302 Studierende. Von den Neueingetretenen der dritten Klasse kommen 29 aus dem Gymnasium zu Fort Wayne, 19 aus Milwaukee, 20 aus St. Paul, 20 aus Concordia, 16 aus Bronxville, 6 aus Winfield und 7 aus Watertown. Zu diesen 111 kommen noch drei, die im vorigen Jahr ihr Studium unterbrechen mußten. Welch einen Segen bedeutet diese große Schar von angehenden Predigern für das Reich unsers Gottes! Aber um rechte Diener der Kirche zu werden, bedürfen sie der brünstigen Fürbitte unserer Christen, die doppelt nötig ist in unserer gefährlichen Zeit des gewaltig überhandnehmenden Weltwesens, des offenbaren Unglaubens, der radikalsten Bibelkritik, des Liberalismus und religiösen Indifferentismus. Dazu kommt, daß eigene Vernunft und Kraft, die zwar zu allen menschlichen Wissenschaften und Künsten ausreicht, zum rechten Studium der heiligen Theologie nicht genügt.

„Denn wo Gott nicht selber Lehrmeister ist“, sagt die Konkordienformel, „so kann man nichts, das ihm angenehm, und uns und andern heilsam ist, studieren und lernen.“ (Müller, 592.) Unsere St. Louiser Concordia samt ihren Studenten und Lehrern bedarf darum der beständigen brünstigen Fürbitte unserer christlichen Gemeinden. Ist die Concordia doch auch ihr eigenes Werk, das Werk aller unserer Christen! Wie sollten sie aber nicht um Gottes Segen bitten für ein Werk, das ihr eigenes ist? Und dasselbe gilt von allen unsern Anstalten, Progymnasien, Gymnasien und Seminaren, die ja alle im unmittelbaren Dienste der Kirche stehen. Auch unsere Gemeindeschulen sind dahin zu rechnen. Unser ganzes großes Erziehungswesen müssen wir auf liebendem, betendem Herzen tragen. Gott hat unsere höheren Anstalten, unsere Progymnasien und Gymnasien, unsere Lehrer- und Predigerseminare, gesegnet. Aber blind müßten wir sein, wenn wir nicht sähen, daß Gott dies getan hat vornehmlich durch das Medium unserer Gemeindeschulen. Die Gemeindeschulen haben uns, ganz abgesehen von dem Segen, den sie der Familie und dem Staate gebracht, für den Dienst in der christlichen Schule und in der Kirche ein Material geliefert, das uns weder nach Quantität noch nach Qualität irgendein anderes Mittel hätte zuzuführen vermocht. Beläuft sich doch, wie aus der Statistik an einer andern Stelle dieser Nummer hervorgeht, die Zahl der Predigtamtskandidaten, die allein aus unserm Concordia-Seminar in St. Louis hervorgegangen sind, auf 2223, ja, wenn man die 268 Abiturienten aus der praktischen Abteilung in den Jahren 1861—1875 mitzählt, sogar auf 2491. Ohne unsere Gemeindeschulen wären solche Zahlen einfach undenkbar. Möge darum Gott auch fernerhin alle unsere Lehranstalten segnen, insonderheit aber auch unsere christlichen Gemeindeschulen, die eigentlichen “nurseries” nicht bloß unserer Gemeinden, sondern auch aller unserer höheren Lehranstalten! F. B.

Keysers Synergismus in “THE LUTHERAN CHURCH REVIEW.” Schmauk, der Hauptredakteur der *Lutheran Church Review* vom Generalkonzil, brachte in der Januarnummer dieses Jahres (S. 56 ff.) einen Artikel von L. S. Keyser aus der Generalsynode, in welchem dieser eintritt für seinen bekannten Synergismus, nach welchem Gott zwar dem Menschen die Kraft zum Glauben und zur Buße gebe, der wirkliche Akt des Glaubens und der Buße aber Sache des Menschen und seiner freien Wahl sei. Keyser schreibt S. 65 ff.: “Further, faith's experience always includes the fact that, while the *ability* of faith is divinely conferred, the *exercise* of that ability is never coerced, but belongs to the domain of liberty. Simply reflect upon the faith you exercise, and see whether this element of freedom is not always involved. The same is true of all volitions: the ability to will is divinely implanted; the act itself belongs to the sphere of freedom. The ability to repent is from God; the use of that ability belongs to man's liberty. If God should force men in these matters, He would act mechanically, not

ethically. Therefore faith is clear-sighted enough to perceive, the moment it reflects upon itself, that, while God confers the power to believe, He does not do man's believing for him. So with repentance. And this experience of both faith and repentance agrees with the Scriptures; indeed, from the very nature of the case it must so agree, for it is begotten by the Holy Spirit through the divine Word. The Scriptures never command men to regenerate; they always put that category in the passive voice: 'Except any one *be born again'*; but the Bible again and again commands men to repent and believe, putting the verbs in the active voice, imperative mood. What inconsistent commands these would be if man possesses no freedom in the exercise of repentance and faith! Now note: since saving faith has in its very content the experience of freedom, and never of coercion, it must realize that God's fiat of the individual's election unto salvation could not have been an arbitrary and coercive decree, but must have been decided upon in foresight and foreknowledge of the whole content of faith, including both its divine enablement and its human element of freedom. This is the only way in which faith can be an ethical enduement and act; and surely saving faith knows itself to be ethical, not mechanical and compelled. It may not be able to wind its way through the labyrinths of metaphysical speculation, but of this it is always cognizant by its divinely given power of intuition — that it is ethical."

Hierzu etliche Bemerkungen. 1. Der Synergismus Keysers gleicht dem Synergismus Latermanns wie ein Ei dem andern und ist nur eine mildere Form des Melanchthonschen Synergismus, wie in „Lehre und Wehre" des öftern nachgewiesen ist. 2. Ein Theolog entwickelt seine Lehre über Buße, Bekehrung und Entstehung des Glaubens nicht aus der christlichen Erfahrung, sondern entnimmt sie den klaren Aussagen der Schrift. Die Schrift aber bezeichnet den Akt des Glaubens selber, das Wollen selber und nicht bloß das Können und Vermögen dazu als eine Gabe und Wirkung der göttlichen Gnade. 3. Auch die christliche Erfahrung den Glauben und die Bekehrung oder das Wollen mit Bezug auf die angebotene Gnade betreffend enthält nicht etwa die Aussage, daß Gott uns bei unserer Bekehrung bloß die Kraft und das Vermögen zum Glauben und zur Bekehrung verliehen habe, wir selber aber in freier Wahl uns zum Akt des Glaubens und der Bekehrung bestimmt hätten, sondern vielmehr, daß Gott uns, da wir noch Nichtwollende waren mit Bezug auf die Gnade, zu Wollenden und Gläubigen gemacht hat. Ich wollte nicht, aber die Gnade Gottes hat mich willig gemacht; ich war tot in Sünden, aber die Gnade hat mich lebendig gemacht — so und nicht anders lautet das Zeugnis der christlichen Erfahrung. 4. Die Freiheit des Glaubens und des in der Bekehrung gesetzten Wollens mit Bezug auf das Heil in Christo besteht nicht darin, daß der Glaube Folge und Frucht einer vorausgehenden Wahl und

Selbstbestimmung des Menschen wäre und entstehe in der Weise, daß der Mensch selber ihm geschenkte Kräfte der Gnade zwecks eigener Bekehrung in Anwendung bringe, sondern darin, daß der Mensch in eben dem Momente, da er durch Wirkung der Gnade glaubt, die Gnade wirklich für sich haben will, und daß eben dieser von Gott gesetzte neue Wille zur Gnade der Glaube selber ist. Dieser Wille zur Gnade Gottes in Christo JEsu ist nicht etwa vor dem Glauben, sondern erst durch und mit dem Glauben selber gegeben. 5. Ethisch ist darum auch der Glaube nicht etwa, weil er ein Produkt der freien voraufgehenden Wahl des Menschen und somit im eigentlichen Sinne des Wortes ein gutes Werk des Menschen wäre, sondern weil er das von Gott gesetzte und gewollte rechte Verhalten des Menschen mit Bezug auf die Gnade, auf das im Evangelium angebotene Heil in Christo, ist analog der ursprünglich anerschaffenen Heiligkeit und Gerechtigkeit der ersten Menschen im Paradies, insofern nämlich diese auch nicht erst ein Produkt voraufgehender eigener freier Wahl des Menschen, aber doch ethisch war. 6. Was ferner die Begriffe „Zwang" und „mechanisch" betrifft, so geht aus dem Gesagten hervor, daß Keyser auch von diesen einen sophistischen Gebrauch macht, indem er von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß alles unethischer, mechanischer Zwang sei, was nicht Frucht und Folge voraufgehender freier Wahl und Selbstbestimmung des Menschen ist. Der Glaube ist seiner Natur nach Wollen, tiefinnerste Willigkeit des Menschen mit Bezug auf das angebotene Heil. Der Glaube will die Vergebung nicht etwa, wie jetzt die Chinesen widerwillig einen japanischen General zum Berater ihres Kriegsministeriums „gewählt" haben; nicht so, wie unter dem Druck der Alliierten schließlich auch noch König Konstantin zum Krieg wider Deutschland sich „willig" erklären mag; nicht so, wie ein Sklave unwillig das tut, was ihm sein Herr gebietet, weil er die Peitsche fürchtet; ja, auch nicht so, wie etwa ein unbekehrter Mensch ein ehrbares Leben führt trotz innerster Lust zum Gegenteil. Der Glaube ist wirkliches, tiefstes, innerstes Wollen des Menschen mit Bezug auf die im Evangelium dargebotene Vergebung der Sünden. Von einem unethischen, mechanischen Zwang kann darum auch mit Bezug auf den Glauben nicht die Rede sein. Wen Gott willig, im Innersten seiner Seele zur Gnade willig macht, den hat er nicht unsittlich und mechanisch zur Gnade gezwungen. 7. Wenn endlich Keyser aus den Befehlen: „Glaubt, bekehrt euch, tut Buße!" folgert, daß dann der Mensch dazu das Vermögen haben müsse und es auch könne, so ist das ebenfalls ein klägliches Sophisma; denn a debito ad posse kann man ebensowenig folgern wie a posse ad esse, wie das alles schon Luther in seinem Kampf wider Erasmus ausführlich und schlagend dargetan hat.

Die Stellung D. Schmauks. Durch die Veröffentlichung des Keyserschen Artikels hat D. Schmauk sich dem Verdacht ausgesetzt, daß er den Synergismus Keysers teile. Damit verträgt sich aber nicht seine frühere Aussprache in *The Confessional Principle:* "Several qualities and

motives in Melanchthon's nature, including his humanist outlook on free will, and his tendency to emphasize the necessity of good works, contributed to inspire him with erroneous views when the evangelical doctrine began to be wrought out more expansively, and led him to find the cause for the actual variation in the working of God's grace in man, its object. This subtle synergistic spirit attacks the very foundation of Lutheranism, flows out into most every doctrine, and weakens the Church at every point. And it was particularly this weakness which the great multitude of Melanchthon's scholars, who became the leaders of the generation of which we are speaking, absorbed, and which rendered it difficult to return, finally, and after years of struggle, to the solid ground, once more recovered in the Formula of Concord." Missouri nimmt in dem Streit über Bekehrung und Gnadenwahl folgende Fundamentalstellung ein: 1. Der Grund des Unterschiedes, warum die einen unbekehrt bleiben und verloren gehen, während andere bekehrt und selig werden, liegt nicht in Gott, da die Gnade allgemein ist, und einzig und allein der Mensch schuld ist, wenn er verloren geht: Das Geheimnis ist kein eigentlich theologisches. 2. Der Grund des Unterschiedes, warum die einen bekehrt und selig werden, während andere verloren gehen, liegt nicht im Menschen, da die Bekehrung ein Werk der purlauteren Gnade und in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig ist, und weil die, welche bekehrt und selig werden, mit den Verlorengehenden in gleicher Schuld sind und sich von ihnen auch dadurch nicht unterscheiden, daß sie sich der Gnade gegenüber besser verhalten hätten: Das Geheimnis ist kein psychologisches. 3. Den Einwurf, daß man diese beiden Sätze nicht zusammenreimen könne, halten wir für rationalistischen „Fürwitz" und beantworten ihn mit unserm Bekenntnis dahin, daß uns das Zusammenreimen nicht nur nicht befohlen, sondern verboten ist: Das Geheimnis ist ein logisches. (C. F. 715, § 53—64.) In dem obigen Zitat weist offenbar auch D. Schmauk das psychologische Geheimnis zurück.

Melanchthon vs. Luther. Nach Luthers Tod suchten bekanntlich die Philippisten die Lehre Melanchthons an die Stelle der Lehre Luthers zu setzen, insonderheit das Abendmahl, aber auch die Bekehrung betreffend. Innerhalb der Generalsynode machte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Melanchthonsche Partei mit S. S. Schumacher an der Spitze einen hartnäckigen Versuch, in der Lehre vom Abendmahl dem Kampf der alten Philippisten für Melanchthon wider Luther in der lutherischen Kirche Amerikas zum Siege zu verhelfen. Aber obwohl es bis in unser zwanzigstes Jahrhundert hinein innerhalb der Generalsynode entschiedene Melanchthonianer gegeben hat und wohl immer noch gibt, so kann doch dieser traurige Versuch, Luther durch Melanchthon zu verdrängen, als gescheitert betrachtet werden. Anders aber steht es, wie alle Welt weiß, mit Bezug auf die Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl. Wir alle stehen hier vor der Frage: Soll in der lutherischen Kirche Amerikas, wie

das leider in den deutschländischen Landeskirchen nun schon lange so gut wie allgemein der Fall ist, die Gnadenlehre Luthers unterliegen und unter uns verpönt und verbannt sein? Soll wirklich Luther, der den Synergismus bekämpfte als den Todfeind seines eigenen Monergismus und der ganzen christlichen Gnadenlehre, als ein calvinistischer Ketzer aus der Kirche, die er selber gestiftet, hinausgestoßen und in 1917 dieser Triumph Melanchthons über Luther dann gefeiert werden — unter dem Namen Luthers? Ja, das ist die Frage: Will die lutherische Kirche Amerikas beim kommenden großen Reformationsjubiläum zwar Luther nennen, Luther rühmen, aber Melanchthon meinen? und gerade die Gnadenlehre, den eigentlichen Kern des reformatorischen Segens, betreffend Melanchthon die Stelle einräumen, die doch nur Luther gebührt? Soll wirklich die *Catholic Encyclopedia* recht behalten, wenn sie mit Bezug auf Luthers Gnadenlehre schreibt: "The strict orthodoxy of the Old Lutherans, *e. g.*, in the Kingdom of Saxony and the State of Missouri, alone continues to cling tenaciously to a system, which otherwise would have slowly fallen into oblivion"? Jedenfalls können Synergisten mit voller Parrhesie das nahende vierhundertjährige Luther- und Reformationsjubiläum nicht feiern. F. B.

Den Unsegen der Spaltungen für die lutherische Kirche betreffend, führt ein Artikel in der *Lutheran Church Review* u. a. auch folgende Gedanken aus: Die lutherische Kirche zähle gegenwärtig 2,437,706 Konfirmierte, 9688 Pastoren und 15,112 Gemeinden. Welch ein gewaltiges Heer, wenn alle in derselben Richtung und an einem Strange ziehen würden! Vermöge der vorhandenen Uneinigkeit aber reiße jetzt vielfach der eine nieder, was der andere baue. Mache ein Pastor der einen Synode Ernst mit der Kirchenzucht, so stehe schon der Pastor einer andern Synode bereit, die Unzufriedenen mit offenen Armen zu empfangen. Pastoren, die eine Untersuchung in der eigenen Synode fürchteten, schlüpften in eine andere, die sie freudig, und ohne unbequeme Fragen zu stellen, aufnähme. Oppositionskirchen würden errichtet an Orten, wo kaum genügend Material für eine Gemeinde vorhanden sei. Wo kaum ein Pastor ohne Unterstützung seitens der Missionskasse auszukommen vermöge, da fristeten jetzt zwei oder drei ein kümmerliches Dasein. Und unter den Gliedern der sich bekämpfenden Gemeinden vererbe sich Feindschaft, Neid und Streit von einem Geschlecht zum andern. Die vorhandene Uneinigkeit schwäche unsere Kirche. Die Energie und Kraft, die Leute und das Geld, welche dem Streit im eigenen Inneren geopfert würden, lähmten den Kampf gegen den gemeinsamen Feind draußen. Durch ihre Uneinigkeit bringe die lutherische Kirche sich selber um die Achtung und Stellung, die ihr unter den Kirchen unsers Landes von Rechts wegen zukomme. Vor der Welt bedeute das beständige Streiten eine Schmach für unsere Kirche, und Schwache würden dadurch geärgert und der Kirche entfremdet. Unsern Feinden biete die Uneinigkeit Anlaß zum Lästern und Verleumden.

Schadenfroh spotte Rom schon lange über die Gespaltenheit des Protestantismus und der Lutheraner und benutze sie als Argument gegen den Anspruch, daß unsere Kirche die wahre sichtbare Kirche Gottes auf Erden sei. Die Uneinigkeit bedeute ein großes Hindernis für den Beruf unserer Kirche dem Papsttum, den Sekten und der Welt gegenüber. Die lutherische Kirche habe in Amerika die Aufgabe, das Banner der Wahrheit hochzuhalten und einzutreten insonderheit für die Lehre von der Inspiration der Heiligen Schrift und von der Seligkeit allein aus Gnaden durch den Glauben. Gerade durch ihre Vielsprachigkeit sei unsere Kirche dazu auch besonders befähigt. Und sei erst der schreckliche Krieg zu Ende, so werde sich ein breiter Strom von Einwanderern in unser Land ergießen. Auch die überall in der Welt geschädigte lutherische Mission sei dann vornehmlich auf Amerika angewiesen. Die lutherische Kirche unsers Landes stehe somit in der Zukunft vor großen Aufgaben. Wie verwerflich sei es darum, die Kraft unserer Kirche in inneren Kämpfen zu verzehren und zu vergeuden! Alles rufe uns zu: Laßt das Streiten und tretet Schulter an Schulter, um das große Werk auszurichten, dazu uns Gott berufen hat! Und denselben Appell richte an alle Lutheraner das kommende Reformationsjubiläum. Eine geschlossene Phalanx aller Lutheraner in dem guten Kampf des Glaubens, — das sei das herrlichste Reformationsmonument, das wir errichten könnten. Freilich (wie das ebenfalls des weiteren ausgeführt wird) müsse diese Vereinigung eine Union in der Wahrheit sein, indem die obwaltenden Differenzen wirklich beseitigt würden. — So *The Lutheran Church Review*. Und was uns betrifft, so pflichten wir dem allem nicht bloß von Herzen bei, sondern möchten diesen Appell zur Einigung in der Wahrheit und zur Beilegung des Zwiespalts noch verstärken durch den Hinweis auf den in der Schrift klar ausgesprochenen Willen Gottes: „Lasset nicht Spaltungen unter euch sein!" 1 Kor. 1, 10. „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist!" Eph. 4, 3. Woimmer darum uns Gelegenheit geboten wird, an der Einigung der lutherischen Kirche unsers Landes mitzuarbeiten, sei es in Zeitschriften oder auf freien Konferenzen, da wollen wir mit dabei sein, vorausgesetzt, daß dies geschehen kann ohne Gewissensvergewaltigung und ohne tatsächliche a priori-Preisgabe unserer Stellung. Was aber die Uneinigkeit selber betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß in der Kirche derjenige Streit anfängt und Spaltung anrichtet, welcher falsche Lehren einführt und von denselben nicht lassen will, nicht aber der, welcher hartnäckig festgehaltener Irrlehren wegen die äußerliche Kirchengemeinschaft aufhebt — genau so, wie z. B. auch im gegenwärtigen Weltkriege diejenige Partei als der Urheber des Krieges gelten muß, die den Krieg gewollt und geschürt und dem Gegner aufgezwungen hat. F. B.

Kann ein Lutheraner ein Unionist sein? Auf Grund der tatsächlichen Zustände in den Sektenkirchen und nach der Norm der Heiligen Schrift wird diese Frage beantwortet in einem Pamphlet von F. R.

Webber (*Can a Lutheran Be a Unionist?* The Church Press, Box 47, Platteville, Wis. 5 Cts.; 100: $2.00), aus dem wir etliche Partien hier folgen lassen: "If Scripture is so clear on this subject, then what can we think of persons who fly the flag of Lutheranism, make great boasts of soundness of doctrine, but are so loose in their practise that they even join in union services, pastoral associations, Sunday-school unions, interchurch federations, etc., on an equal footing with the rankest Unitarianism, liberalism, modernism, Chicago Universityism, Union Seminaryism, and out-and-out skepticism, such as is to be found in practically every such unionistic organization in this age of doctrinal indifference? And what is worse, some pastors who proudly call themselves Lutherans practise pulpit and altar fellowship with the sects, sit on the platform at union revivals, and pray for the success of the sects, which have been so prolific in making division and difference. We heard of one in the Badger State who calls himself a Lutheran, who visited another town, attended a union revival which was in progress, opened it with an eloquent prayer, and then publicly challenged any Lutheran pastor to arise and show him why a Lutheran could not, with a good conscience, participate in a union revival. Sometimes Lutheran pastors will apologize to the pastors of the sects, saying that they sympathize with them in this movement, or that they regret that as Lutherans they are not allowed to unite officially. In the animal kingdom an invertebrate is an animal having no backbone. There are invertebrates even among those who bear the honorable title of Lutherans." — "And what shall we think of certain poor, weak-kneed Lutherans who now and then dip their colors to sectarian arrogance, and even apologize for the faith and practises of the Lutheran Church, in order not to offend their sectarian clerical friends? Such weak Lutherans seem to want to be 'good fellows,' and not offend the Reformed camp. Holy Scripture says: 'For do I now persuade men, or God? Or do I seek to please men? For if I yet pleased men, I would not be the servant of Christ' (Gal. 1, 10). There may be need now and then for more Lutheran apologetics, but we certainly do not need any more apologetic Lutherans." — "How do the sects treat the Lutherans? Many of them have no respect for the Lutheran Church. Because we have no revivals, they say we are unconverted. Because we insist on sound doctrine, they say we are groping in the darkness of medievalism. The writer once visited a number of rescue missions, in order to investigate the report that many Lutherans were being converted in the revivalistic manner, and, if possible, to direct these so-called converts to the superintendent of Lutheran Inner Missions. On one occasion we heard a worker tell a young Swede that, as he was a Lutheran, he must of necessity be an unsaved person. On another occasion we were bluntly asked why the professors and students of our theological seminary did not first

give their hearts to God before trying to interfere with the efforts of others. We have heard Lutheranism bitterly attacked by preachers of the sects, who, a few hours later, in attempting to make a proselyte, expressed great regard for the Lutheran faith." — "On another occasion, certain non-Lutheran preachers, with whom the writer was but slightly acquainted, and with whom he never united, attempted to force us into a union revival. It was only after a vast amount of bullying and bulldozing on their part that they finally turned over the task to the evangelist, who indulged in considerable fruitless billingsgate over the telephone, telling us that the Lutheran Church stands sadly in need of spiritual renovation. We learned from a reliable source that in a certain Chicago religious school the students are taught that Lutherans are unsaved, and therefore legitimate subjects for predatory missionary enterprise. In the same school, it is said, the Almighty is implored to save the Lutherans, as though we were heathen. When the leaders of our Church were publicly denounced in a large Eastern city as 'beer-soaked theologians, and second basemen to the devil,' sectarian pastors applauded vehemently. And now, in this same city, Lutherans are practising unionism, and writing articles defending unionism! Sectarianism comes to us with the outstretched hand of friendship, often with a forced hypocritical smile and a purring exclamation of the word 'brother'; yet in the Northwest sectarianism has built up scores and scores of strong congregations, largely of Lutheran material. And the same winning smile and winning ways did the work. Truly did Christ foretell of the 'false prophets, which come to you in sheep's clothing, but inwardly they are ravening wolves.' By their fruits we know them." — "While there are many who try to fly the flags of Lutheranism and unionism from the same mast, yet the great majority of Lutherans are opposed to it, both in principle and in practise. They are not content with mere official utterances. They know that sound doctrine and sound practise must go hand in hand. They know that, where there are unsound practises, there cannot be sound principle. Soundness in theory and liberality in practise is as impossible as trying to be honest in theory and dishonest in practise. If there is to be intersynodical agreement in the Lutheran Church, it must be on the basis of sound Lutheran faith and sound Lutheran practise. The two dare not be separated." F. B.

Amerikanismus und Interdenominationalismus. Das rechte Amerikanertum besteht nach einem Artikel R. Niebuhrs in der *Atlantic Monthly* auch darin, daß man mit den Sekten unsers Landes kirchliche Gemeinschaft pflegt. Und da die Deutschen sich in Amerika bisher kirchlich getrennt gehalten haben, so macht er ihnen mangelhaften Amerikanismus zum Vorwurf. In Amerika seien die Bedingungen besonders günstig gewesen, das Problem des Denominationalismus zu lösen. Hier

seien die verschiedenen Kirchengemeinschaften in enge Berührung miteinander getreten. Dies habe zur Folge gehabt, daß Lehrpunkte, in denen man einig war, betont und Differenzen ignoriert wurden. Ein Geist der Brüderlichkeit habe sich so entwickelt, der mit der Zeit zu einem organischen Interdenominationalismus führen werde. "In this development" — fährt Niebuhr fort — "the German-American Church has had no part. Among strongly denominational churches it takes first rank. It has maintained a studied, and sometimes a hostile, aloofness toward all interdenominational movements. Not even the more liberal of the German-American Churches have entered very heartily into Christian fellowship with other Churches." Aus dieser Tatsache folgert dann Niebuhr, daß der Amerikanismus der deutschen Kirchen nicht rechter Art sei. Neu ist dieser Gedanke nicht. Tritt er uns doch entgegen nicht bloß in den Sektenkirchen, sondern selbst in der lutherischen Generalsynode, obwohl früher weit häufiger als in der Gegenwart. Was man in der Generalsynode als das „amerikanische Luthertum" anstrebte, war, genau besehen, nichts anderes als der von Niebuhr im Namen des Amerikanismus verlangte Synkretismus und Interdenominationalismus. Recht beurteilt, ist aber ein solches, vorgeblich echt christliches und amerikanisches Luthertum weder lutherisch noch christlich noch amerikanisch. Nicht lutherisch; denn Luthertum ist wesentlich die Stellung, daß Einigkeit in allen Lehren des Evangeliums nötig sei zur kirchlichen Gemeinschaft, und daß Indifferentismus gegen die Lehrunterschiede den Untergang der lutherischen Kirche bedeute. Nicht christlich; denn wenn irgend etwas in der Schrift oft und nachdrücklich betont wird, so ist es dies, daß Christen in allen Stücken ob der heilsamen Lehre halten und keine kirchliche Gemeinschaft mit den Falschgläubigen haben sollen. Nicht amerikanisch; denn ein Grundgedanke der amerikanischen Freiheit ist die Religionsfreiheit und die völlige Trennung von Staat und Kirche, die beide fallen müßten, wenn der religiöse Indifferentismus oder der Interdenominationalismus zum Wesen des Amerikanertums gehörte. Wie wenig wird doch gerade auch in Amerika das herrliche Gut der Freiheit erkannt, die Gott unserm Lande geschenkt hat! Und wie groß ist bei uns bereits die Zahl derer, die geistig reif sind zur Verfolgung Andersgläubiger! Mit seinem Artikel in der *Atlantic Monthly* hat Niebuhr nicht bloß seinem Deutschtum eine Schmach angetan, sondern auch sein Amerikanertum verleugnet. Ein Puritaner und Nativist mag er sein, ein rechter Amerikaner ist er nicht. Geistig gehört er nicht dem, freien Amerika an, sondern dem verfolgungssüchtigen Mittelalter. F. B.

Mühlenberg-Denkmal zum Reformationsjubiläum 1917. Das Ministerium von Pennsylvania hat auf seiner 169. Jahresversammlung beschlossen, zur Erinnerung an die 175. Wiederkehr des Jahrestages der Landung Heinrich Melchior Mühlenbergs in Amerika am 25. September 1742 im nächsten Jahre ein Denkmal in der Stadt Philadelphia zu er-

richten. Das Denkmal soll mit einem Kostenaufwand von $10,000 an einem geeigneten Platz der Stadt Aufstellung finden. J. O. Schweitzer, von dem das prachtvolle, im Kapitol zu Washington aufgestellte Denkmal des Generals und Pastors Peter Mühlenberg, des Sohnes von H. M. Mühlenberg, stammt, ist als Schöpfer des Kunstwerks in Aussicht genommen worden. Die Enthüllung soll stattfinden in Verbindung mit der vierhundertjährigen Reformationsfeier im kommenden Jahre. Zu versammeln beabsichtigt sich das Generalkonzil in der letzten Woche des Oktober 1917 in der deutsch-lutherischen Zionskirche an Franklin Square, Philadelphia, deren Gründer und erster Pastor Heinrich Melchior Mühlenberg war, und bei dieser Gelegenheit gedenkt es zugleich auch das Mühlenberg-Jubiläum mit entsprechenden Feierlichkeiten zu begehen.

Reformationsfeier mit der englischen Hochkirche. Wie bitter man jetzt diesen Gedanken in Deutschland empfindet, zeigt folgende Aussprache in „Geisteskampf der Gegenwart": „Kurz vor dem Beginn des Krieges wurde hier und da einmal die Frage laut, wie man wohl am 31. Oktober 1917 die vierhundertjährige Jubelfeier der Reformation begehen könnte. Das ist aber jedenfalls jedem Verehrer unserer deutsch-evangelischen Kirche im Verlauf des Weltkrieges klar geworden, daß die drei Jahre bis zu diesem Fest kaum ausreichen werden, eine neue Freundschaft zwischen den deutschen Protestanten und den Anhängern der englischen Kirche, die den stolzen Namen ‚Hochkirche' führt, anzubahnen. Treue und Glaube sind zu schwer verletzt. Ich würde es auch gar nicht einmal für ein Glück ansehen, wenn an diesem Ehrentage unsers evangelischen Glaubens die mißratene Bastardschöpfung des königlichen Wüstlings Heinrichs VIII. sich an unsere Seite stellen wollte. Noch in keinem Jahre habe ich mit solcher aufrichtigen Freude in unserer Obersekunda im Beisein katholischer Schüler Schillers ‚Maria Stuart' gelesen. Wie oft hat man auf Schiller Steine geworfen und ihn angeklagt, er habe die große Königin Elisabeth, die Freundin und Bundesgenossin der deutsch-evangelischen Kirche, zugunsten einer Gattenmörderin heruntergesetzt. Und doch, wie klar hat Schiller geblickt. Wenn er die katholische Schottenkönigin zu dem kaltherzigen Burleigh sagen läßt: ‚Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell vertauschter Überzeugung unter vier Regierungen den Glauben viermal ändern', so gibt es für mich an dieser widerwärtigen Tatsache nichts zu beschönigen und zu bemänteln. Wie dem zuerst als ‚defensor fidei' aufgetretenen Lüstling, dessen Gott der Bauch war, so war auch seiner aus dem Tower hervorgeholten Tochter der Kirchenglaube nur Geschäftssache, genau wie von den Engländern der Burenkrieg und der jetzige Weltkrieg nur als Geschäft angesehen wurde. Das ‚gute Lieschen' sah mit einem Blick, daß sie an der Spitze des antipäpstlichen Protestantismus — die dummen Deutschen vergaßen, auf ihre Glaubensstreitigkeiten erpicht, aus dem neuen Glauben Kapital zu schlagen — sozusagen einen religiösen Freibrief besäße, dem katholischen Spanier seine reichen Kolonien zu entreißen. Wer wollte also,

so frage ich, ernstlich darüber betrübt sein, wenn die religiöse Bundesgenossenschaft des perfiden Albion, dessen Missionare in erster Linie den Heidenkindern von der Verworfenheit der 'Germans' predigen und zu zweit den getauften Heidenfürsten den letzten Rest ihrer weltlichen Macht aus den Fingern winden, uns Deutschen am 31. Oktober 1917 ‚nicht zur Seite steht'? — ‚Der Starke ist am mächtigsten allein', dies gilt auch von der Kirche Martin Luthers." Der „Reichsbote" bemerkt hierzu: „Das Urteil ist hart, aber im wesentlichen zutreffend. Solange die englischen Christen ‚stumme Hunde' bleiben und nicht in sich gehen, solange die englische Kirche, anstatt ihrer Regierung Buße zu predigen wie der Prophet Nathan dem König David, vielmehr an deren Sünde teilnimmt und ihr Unrecht billigt, ist nicht an eine Annäherung der beiden protestantischen Kirchen zu denken. Was das obige Urteil über die englische Missionstätigkeit, die ohne Zweifel auch gewisse Verdienste hat, anbetrifft, so erinnern wir an das Wort eines bekehrten englischen Häuptlings zu einem englischen Reverend: ‚Du tust gut, daß du nur immerzu von den Freuden im Jenseits redest; denn auf Erden habt ihr Engländer mir alles genommen!' Gott gebe, daß ein solches Wort nie mit Grund zu einem deutschen Missionar gesprochen werden könne! Denn einem Volk, das derart verfährt, fehlt die innere Berechtigung, Mission zu treiben. Auf seiner Missionsarbeit kann ein Segen nicht ruhen." Zur Sache bemerken wir ein Doppeltes: 1. Unter Umständen mag auch der angegebene Grund, grobe und beharrliche Verletzung von Treue, Glauben und Wahrhaftigkeit, die Betätigung der christlichen Bruderschaft z. B. in einer gemeinschaftlichen Reformationsfeier unmöglich machen. 2. Für den Grund aber, den die lutherische Kirche selber geltend macht gegen eine Reformationsfeier mit den Sekten, auch mit den Anglikanern, nämlich das klare Wort der Heiligen Schrift, daß Christen keine religiöse Gemeinschaft mit den Falschgläubigen haben sollen, findet sich in den deutschländischen Staatskirchen so gut wie gar kein Verständnis mehr. Sind sie doch auch selber alle schon längst zu grob unionistischen Gemeinschaften herabgesunken! F. B.

Amerikanische Freiheit. Darüber hat sich Felix v. Luschan, der auch in Amerika vielfach gefeierte deutsche Ethnolog, also vernehmen lassen: „Ähnlich reiche Philanthropen (wie Rockefeller und Carnegie) gibt es mehrere in Amerika, auch Wohltäter, die oft mit ungeheuren, in Europa niemals erreichten Summen einspringen. Aber ihr Wirken ist überall rein persönlich, und überall fehlt es an den großen Organisationen, wie sie unsere Stärke ausmachen. Einrichtungen wie zum Beispiel unsere großartige soziale Gesetzgebung fehlen in Amerika vollständig. Sie würden auch ganz gegen den Begriff der Freiheit verstoßen, auf die man sich in Amerika so mächtig viel einbildet. Auf mich persönlich hat diese Freiheit allerdings keinen großen Eindruck gemacht; mir erscheint sie ein überaus unerfreuliches Gemisch von Unordnung, Willkür, Korruption und Tyrannei. Wenn ich das hier öffentlich ausspreche, tue ich

das nicht, ohne mir der ganzen Tragweite eines solchen Urteils bewußt zu sein. Ich habe während meines Aufenthaltes in Amerika sehr viel Freundlichkeit erfahren, viele ausgezeichnete Menschen kennen gelernt und bin voll aufrichtiger Bewunderung für viele amerikanische Dinge, vor allem für seine Technik und für seine Museen. Nur seine „Freiheit‘ beurteile ich anders als der Amerikaner. In diesem Zusammenhang darf ich vielleicht einen Satz aus einer Rede des greisen Expräsidenten Eliot von Harvard wiedergeben, die Mitte Januar 1915 in allen amerikanischen Blättern reproduziert wurde. Eliot bezeichnet es da als eine der fremdartigsten Erscheinungen in Deutschland, daß die Leute aller Stände sich einbilden, sie seien so frei wie die Amerikaner. ‚Die Deutschen sagen das nicht nur, sondern es scheint, daß sie es wirklich so empfinden. Dies ist ein Beweis für die Wirkung einer autokratischen Regierung auf den Geist und das Gefühl des deutschen Volkes. Diese Leute wissen gar nicht, was Freiheit ist, sie haben keinen Begriff von der wahren Freiheit, wie wir sie in Amerika genießen.‘“ Wir halten das Urteil beider, Eliots sowohl wie Luschans, für beschränkt und falsch. Eliot gründet seine Behauptung überhaupt nicht auf Tatsachen, sondern auf einen falschen, kindischen Schluß. Und was Luschans Urteil betrifft, so beruht es auf einseitiger Beobachtung. Daß tatsächlich viele Amerikaner, insonderheit die Geldmagnaten, das Wesen der amerikanischen Freiheit darin erblicken, daß sie ungehindert im eigenen Interesse das Volk ausbeuten und aussaugen können, und daß eine solche Freiheit allerdings ein Hohn auf wahre Freiheit bedeutet, bezweifeln wir nicht. Der schändliche Mißbrauch aber, der vielfach mit unserer amerikanischen Freiheit getrieben wird, beweist noch lange nicht, daß diese Freiheit selber, die wir in religiöser, bürgerlicher, politischer und persönlicher Hinsicht in hohem Maße in Amerika genießen, kein reales, herrliches, köstliches Gut wäre.

Stellung vieler Amerikaner zu den Negern. Hierüber läßt sich ebenfalls v. Luschan also vernehmen: „Ich darf als bekannt voraussetzen, daß in den Vereinigten Staaten 10 bis 12 Millionen Neger und Mischlinge leben, daß also mindestens 10 Prozent der Gesamtbevölkerung farbig sind. Nach der Verfassung der Union sind diese mit ihren weißen Mitbürgern politisch durchaus gleichberechtigt. Wie manche Angloamerikaner in Wirklichkeit über ihre farbigen Mitbürger denken, dafür muß ich hier einige Sätze aus der neueren amerikanischen Literatur mitteilen, um den ganzen Ernst der Frage zu beleuchten. So schreibt J. T. Graves: ‚Laßt uns den Neger auf gütige und menschliche Weise aus dem Wege schaffen‘, und in einem erst 1915 erschienenen Buche drückt sich der Verfasser, Herr Schufeldt, noch wesentlich ‚freundlicher‘ aus: ‚Wenn die Deportation der Neger technisch möglich wäre, würde ich keinen Deut mich darum kümmern, ob sie ihnen selbst paßt oder nicht. Ich würde sie deportieren und würde ihre Wiederkehr genau so gut zu verhindern wissen, wie die Regierung der Vereinigten Staaten die Ein-

fuhr von Chinesen verbietet. Ich würde immer dafür sein, jeden einzelnen Neger zurückzuschicken, woher er gekommen ist, ob er will oder nicht. So wichtig ist mir alles, was irgend dazu beitragen kann, das beste weiße Blut in den Vereinigten Staaten rein zu halten, es von Aberglauben jeder Art zu befreien, Verbrechen und Laster von ihm fernzuhalten und es in seiner Unberührtheit zu bewahren, daß ich jeden einzelnen Neger lieber nach der Wüste des Sudan deportiert sehen möchte, als zugeben, daß unsere Rasse und unsere Kultur, an der wir durch Jahrhunderte aufgebaut haben, durch Rassenmischung zugrunde geht.' Noch intoleranter ist W. B. Smith, ein sehr gelehrter und geistreicher Professor an der Tulane University in New Orleans. Ich will aus seinem Buche *The Color Line* hier nur wenige Sätze anführen, die zugleich eine Probe seines, einer besseren Sache würdigen dichterischen Schwunges geben mögen: „In dem Augenblick, in dem die Schranke absoluter Trennung im Süden fallen würde, in diesem selben Augenblicke ist die Blüte seines Geistes für immer vernichtet, seine Zukunft für immer zerstört, das stolze Gebäude seiner Kultur zu Staub und Asche gesunken. Kein anderes Unglück, das den Süden befallen könnte, ist ausdenkbar, das sich mit den Gefahren der Vermischung vergleichen ließe. Feuer und Überschwemmung, Fieber, Hungersnot und Krieg, selbst Unwissenheit, Indolenz, "carpetbaggery": all das kann der Süden ertragen und überdauern, solange nur sein Blut rein bleibt. Wenn aber einmal der Quickborn seines Lebens befleckt wird, dann ist alles verloren, auch die Ehre. So ist es dieses heilige Juwel seiner Seele, das der Süden mit den Augen eines Drachen bewacht, das er mit mehr als vestalischer Treue bewahrt, das er schützt mit einem Kreise von ewig brennenden Feuern. Dieser Geist ist das wahre Leben des Südens. Wer immer diesen Geist verletzte, würde einen Dolch in das Herz seines Herzens stoßen, und der Süden bäumt sich auf gegen ihn mit dem wütenden Instinkt der Selbsterhaltung.' Das ist nun sicher sehr schön gesagt, aber die Wirklichkeit sieht völlig anders aus. Da ist besonders von ‚vestalischer Treue' nur recht wenig wahrzunehmen. ‚Verhältnisse' zwischen Weißen und Farbigen sind ungemein zahlreich; die Anzahl der Mischlinge ist schon jetzt wahrscheinlich größer als die der unvermischten amerikanischen Neger, und sie wird stetig steigen. Ich habe über diese Frage sehr eingehend gearbeitet und habe eine große Anzahl von Stammbäumen von Mischlingsfamilien aufgenommen. Ein vorläufiger Bericht über diese Arbeiten erschien im letzten Hefte der ‚Kolonialen Rundschau' von 1915. Hier will ich nur auf die maßlose Gehässigkeit hinweisen, mit der unter dem Schutze der amerikanischen ‚Freiheit' über volle 10 Prozent der Bürger der Union abgeurteilt wird." — Wer wollte leugnen, daß Luschan hier den Finger auf einen wunden Fleck im amerikanischen Volksleben legt, über den sich von keinem, auch nicht vom kirchlichen und religiösen Gesichtspunkt aus, sehr viel Erfreuliches, Erhebendes und Hoffnungsvolles sagen läßt. F. B.

Unsere Negermission betreffend schrieb vor etwas über einem Jahr der *Lutheran Church Visitor:* "Of all the synods bearing the Lutheran name the Missouri Synod or Synodical Conference . . . almost alone recognized a duty to our colored neighbors, and proceeded to perform it." Nach einer kurzen Inhaltsangabe unsers letzten Berichts fährt der Schreiber dann fort: "Sometimes printed reports are at variance with the actual results and real facts in the case. In order to verify the statements, the editor of the *Visitor* wrote to one of our pastors interested in the elevation of the colored race, and residing in a district in which Missouri's Negro Mission operates, asking him to give his own observations and impressions. He has virtually 'O. K.'d' the statements which have been made. In the letter referred to above, he says: 'The Missouri Synod is doing great good for the colored race here in the South. There are being furnished for this work of Colored Missions sufficient pastors and teachers to keep the whole work under proper direction and control. Then, beginning with the little children, they are instructed in the truths of God's Word and the doctrines of salvation. . . . Missouri is planning bigger and better things for their colored work, and it seems to me that they should have every possible encouragement from the rest of the Lutherans who are occupying the territory of these Southern States.'" Die Synode von North Carolina faßte nach einem Vortrag P. Drewes' über unsere Mission unter den Negern den Beschluß: "Resolved, That we have heard with pleasure the remarks of Rev. C. F. Drewes, presenting the mission-work of the Synodical Conference among the colored people of the South, and that he be assured that this synod looks upon that work with sympathy and appreciation." Gott schenke uns immer mehr ein Herz voll Erbarmen gegen die armen Neger, die, wie aus den obigen Angaben v. Luschans hervorgeht, auch in unserm Lande der Freiheit zwar viele Verächter und unversöhnliche Feinde, aber gar wenig wahre Freunde haben. F. B.

Flacius und die Jesuiten in Fulda. „Von der Disputation oder Religionsstreit zwischen M. Matthia Flacio Illyrico und den Jesuitischen Doktoren zu Fulda, dieses 1573 Jahr geschehen. Allen Christen sehr nützlich zu lesen. 1574." So lautet der Titel einer Schrift, die Flacius im Jahre nach seiner Verbannung aus Straßburg in den Druck gab. Preger berichtet hierüber, wie folgt: „Als mit dem Frühling des Jahres 1573 die Zeit des Auszugs für Flacius gekommen war, ließ er Weib und Kind zurück und zog allein fort, ein Asyl zu suchen. Er wußte wohl, daß man während seiner Abwesenheit gegen die Seinigen nicht hart verfahren werde. Im Monat Mai finden wir ihn auf dem Schloß des Hermann Adolf Ridesel, Erbmarschalls in Hessen, in der Nähe von Fulda. Dort erhielt er von dem gefürsteten Abt zu Fulda unerwartet die Aufforderung zu einer Disputation, zu welcher sich zwei Jesuiten von Fulda, Oswald Redling und Christian Halver, erboten hatten. Der

Abt Georg Balthasar von Darmbach stand mit dem protestantischen Adel der Nachbarschaft auf freundlichem Fuße. Denn wenn auch im geselligen Verkehr die religiösen Gegensätze zur Sprache kamen, so entzweiten dieselben nicht sowohl die Herzen zur Feindschaft als die Geister zu heiterem Wettkampf. Als jedoch Flacius mit dem Erbmarschall in Fulda erschien, wurde man bald inne, daß er aus ernsten Dingen kein Spiel zu machen gesonnen war. Er erwartete und forderte eine Disputation unter dem Präsidium des Abtes vor Zeugen und beeidigten Notaren; aber die Jesuiten wollten sich nur zu ‚freundlichen‘ Tischgesprächen in Gegenwart des Abtes herbeilassen. Endlich schlug der Abt als Mittelweg vor, Flacius solle seine Einwendungen gegen der Jesuiten Katechismus schriftlich einreichen. Nach wenig Stunden schon hatte Flacius die Schrift verfaßt und dem Abt überantwortet. Aber eine Antwort darauf hat er nicht erhalten. Nur über Tische kam es zweimal zu einer Art von Disputation, am Fronleichnamstage, den 21. Mai, und tags nachher. Die Pariser Bluthochzeit und die Freudenbezeugungen des ‚heiligen Papstes über diesen greulichen und unerhörten Mord‘ dienten zum Anfang des Gesprächs, das zu seinem Mittelpunkte die Frage von den Zeichen oder Merkmalen der wahren oder falschen Kirche hatte. Trotzdem daß ihm die beiden Jesuiten mit Ungestüm dazwischenfuhren, schrien und auf den Tisch schlugen — ‚denke wohl‘, sagt Flacius, ‚sie hätten mich lieber auf den Kopf geschlagen‘ —, führte Flacius doch seinen Satz siegreich durch: ‚daß Christus selbst das wahre Zeichen, Merkmal oder Hoffarbe seiner Kirche angezeigt habe, da er gelehret, daß diejenigen seine wahre Schafe, Herde oder Kirche seien, so seine Stimme höreten‘. ‚Wir Evangelischen‘, so schloß er weiter, ‚hören Gottes Wort und nehmen an Christum und seine Wohltaten durch den Glauben; darum sind wir Schafe und Kinder Gottes oder die Kirche Christi.‘“ (Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. II, 380 f.) F. B.

Musik in Amerika. In ihrer Schrift *Domestic Manners of the Americans* schreibt Frau Frances Trollope, die von 1827 bis 1831 Amerika bereiste, über die damaligen Quäker und Puritaner: “I never saw a population so totally divested of gayety; there is no trace of this feeling from one end of the Union to the other. They have no fêtes, no fairs, no merrymakings, no music in the streets.” Ihrer eigenen Beobachtung fügt Mrs. Trollope die einer andern Frau hinzu: “They do not love music, oh no! and they never amuse themselves — no; and their hearts are not warm, at least they seem not so to strangers; and they have no ease, no forgetfulness of business and care — no, not for a moment. But I will not stay long, I think, for I should not live.” — Die ersten, die hier Wandel schafften, waren die Deutschen. In Bethlehem, Pa., und im Kloster Ephrata wurden zuerst von Künstlerchören die Meisterwerke Bachs, Händels, Haydns u. a. aufgeführt zur begeisterten Verwunderung auch vieler Angloamerikaner.

Pax Vaticana. Auf den Ausgang des Weltkrieges setzen in der ganzen Welt die Katholiken große Hoffnungen. In Deutschland und Österreich haben katholische Blätter eine Bewegung eingeleitet zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes, um in Zukunft den Vatikan, wie sie sagen, dem Einflusse Italiens zu entziehen. An der Spitze dieser Bewegung steht der Erzbischof von Köln, Kardinal von Hartmann. Nach der „Kölnischen Volkszeitung“ soll auch die deutsche Regierung zu dieser Propaganda den deutschen Katholiken freie Hand gegeben haben. In demselben Interesse wird schon lange überall in der Welt von Katholiken die Forderung gestellt, daß der Papst beim kommenden Friedensschluß den Vermittler spiele. Auf der diesjährigen Versammlung der katholischen Vereine in New York wurde dies zum solennen Beschluß erhoben. Die Hierarchie hegt dabei im geheimen die Hoffnung: sei erst der Papst zum Friedensvermittler erkoren, so werde er selbstverständlich auch dafür sorgen, daß er selber bei diesem Geschäft nicht leer ausgehe. Und darin dürften sich die Katholiken, wenn es wirklich zur Friedensvermittlung durch den Papst kommen sollte, auch nicht verrechnen. Woimmer der Papst die Verhandlungen deichselt, da werden alle Parteien übers Ohr gehauen. Auch die Deutschen, die jetzt zum Papst als einem willkommenen Schiedsrichter aufblicken, dürften dann zu ihrem eigenen Schaden, aber zu spät, innewerden, daß der Pontifex Romanus samt seinen Kardinälen, auch den deutschen, letztlich keine andern Interessen kennt als die eigenen, und daß er, um diese zu fördern, wenn nötig, auch nicht zurückschrecken wird vor Betrug und Verrat an den Deutschen. Gott gnade den Deutschen, falls wirklich der kommende Friede sich zu einer Pax Vaticana gestalten sollte! Prinz Hohenlohe sagte kürzlich: nur zwei Männer seien in der Lage, den völligen Ruin aller Kriegführenden abzuwenden: der Papst oder Präsident Wilson. Wilson brauche nur die Munitionsausfuhr zu verbieten. Und der Papst — was der zum Frieden tun könnte, verschweigt Hohenlohe. Tatsache ist, daß der Papst bis jetzt zur Beendigung des Krieges rein gar nichts beigetragen hat. Bei etwaigen Friedensverhandlungen aber diese für seine Interessen auszubeuten, — dazu kann man ihm schon den Willen und das Vermögen zutrauen. F. B.

Aufreizung zum Mord. In Frankreich kämpfen bekanntlich auch viele Amerikaner wider die Deutschen. Vor etlichen Wochen ging der Bericht durch die Presse, daß Kiffen Rockwell, einer der bekanntesten amerikanischen Flieger, in einem Luftgefecht gefallen sei. Bei Verdun nimmt ein ganzer Fliegertrupp unter dem Namen "American Aviation Squadron" teil an den Kämpfen. Offenbar ist aber eine solche unberufene Beteiligung am Kriege eine Übertretung des Gebots: „Du sollst nicht töten.“ Und doch ist es kein Geringerer als Senator Lodge, ein einflußreiches Mitglied des Senatskomitees für auswärtige Angelegenheiten, der Amerikaner zu solcher Beteiligung am Kriege ermuntert. In seiner Rede bei der Lafayette-Feier in Fall River, Mass., sagte er:

„Ich bin stolz, wenn ich daran denke, daß zu dieser Stunde zahlreiche junge Amerikaner wenigstens teilweise unsere Schuld an Lafayette abtragen, indem sie in der französischen Armee dienen, als Ambulanzkutscher, als Kämpfer in den Schützengräben, Wunden und Ehre sich holend. Einige von ihnen sind gefallen im ruhmreichen Kampfe für das, was sie aus tiefstem Herzen als die Sache der Demokratie, der Freiheit und der wahren Menschlichkeit erachteten." In ähnlicher Weise forderte vor etlichen Wochen Eliot in einem Artikel in der *New York Times* das amerikanische Volk auf, sich für die Sache der Alliierten zu begeistern und sie bei der Vernichtung der „Feinde der Freiheit", wie er die Deutschen nannte, zu unterstützen. Wer aber, wie hier Senator Lodge und Dr. Eliot, Amerikaner in dem gegenwärtigen Weltkrieg, an dem wir nicht beteiligt sind, animiert, die Waffen zu ergreifen wider Deutschland (oder auch wider die Alliierten), der reizt zum Morde auf. Es liegt zugleich auf der Hand, daß Lodge mit seiner Hetze zum aktiven Kampf wider Deutschland auch seine amerikanische Zugehörigkeit und Neutralität verleugnet. Wie verborgen dies alles ihm aber ist, zeigt folgende Aussprache in seiner Rede: „Meine Freunde, ihr seid Amerikaner, die meisten von euch Amerikaner seit vielen Generationen. Ihr seid loyal eurem Lande und eurer Flagge gegenüber. In unserm Lande darf es keine geteilte Zugehörigkeit geben, und ich weiß, daß ihr zuerst und zuletzt Amerikaner seid; aber ihr würdet die besten und edelsten Eigenschaften eures Charakters verleugnen, wenn ihr nicht vor Stolz erglühen würdet über die Taten, die das französische Volk gerade jetzt vollbringt. Frankreich kämpft einen großartigen Kampf; es hält unerschütterlich an dem Glauben an sich selbst fest; es wird die Eindringlinge von seinem Boden vertreiben; es wird Frankreich retten, wie die Jungfrau von Orleans und Dunois es vor fünfhundert Jahren getan haben." Zu den Probriten, die in Amerika zum Kampf wider Deutschland hetzen, gehören auch die in St. Louis in diesem Monat im Moolah-Tempel (die Anglikaner sind zumeist Freimaurer) versammelten Bischöfe und Laiendelegaten der Episkopalkirche. Selbst der greise Bischof Tuttle unterschrieb, wie die Presse seinerzeit berichtete, ein dahinlautendes Dokument. In seiner Ansprache an die in St. Louis versammelten Bischöfe und Delegaten konnte Tuttle es sich darum auch nicht verkneifen, indirekt über die Deutschen herzufallen, indem er, in seiner Rede auf den Weltkrieg Bezug nehmend, erklärte: Soweit England in Frage komme, sei der Krieg mit größter Selbstlosigkeit geführt worden, und zwar für Gerechtigkeit, Freiheit und den Schutz des Völkerrechts. „Bei diesen Worten des St. Louiser Bischofs", bemerkt eine hiesige Tageszeitung, „klatschten die Konventionsmitglieder fanatischen Beifall und machten einen Lärm, den man geistlichen Herren gar nicht zugetraut hätte." Die sittliche Verlumpung, die der Krieg im Gefolge hatte oder doch an den Tag brachte, ist nirgends so deutlich zutage getreten (z. B. in Lügenhaftigkeit, Heuchelei, Herzlosigkeit) wie in der anglikanischen Kirche, die

übrigens je und je sich als ein Werkzeug des Staates hat mißbrauchen lassen, und die wohl der Mehrzahl ihrer leitenden Männer nach auch in Amerika nichts weniger als wirklich amerikanisch denkt und empfindet. F. B.

Opium und Munition. Der „Freimund" berichtet: Ein vornehmer Chinese äußerte kürzlich: „Die Führer des chinesischen Volkes halten das Opium für den schlimmsten Feind, der wohl fähig wäre, den Untergang der chinesischen Nation herbeizuführen." Diese Gefahr wird durch einige Zahlen der großen chinesischen Lebensversicherungsgesellschaft in Shanghai illustriert. Selbstverständlich sind gewohnheitsmäßige Opiumraucher auch von vornherein von der Aufnahme in die Versicherung ausgeschlossen. Die Gesellschaft zählt 13,336 Mitglieder, und bei dieser Zahl sterben auf 100 mit „gewöhnlicher Todesursache" 141, also 41 Prozent mehr, an den Folgen des Opiums. Das chinesische Volk wehrt sich mit aller Macht gegen diesen furchtbaren Feind. In China soll kein Mohn zu Opium mehr gebaut werden, die Opiumhöhlen werden zerstört, man tut, was man kann — aber wie soll China dem Verderben steuern, solange es durch den Vertrag von Tientsin verpflichtet ist, jährlich für 60 Millionen Mark indischen Opiums den Engländern abzunehmen? Und was für eine Verantwortung ladet die Christenheit auf sich, indem sie ein heidnisches Volk, das selbst gegen sein Verderben anzukämpfen sucht, um des Geldes willen ins Unglück stürzt! Kann man es einer chinesischen Frau verdenken, daß sie der Missionarin zurief: „Geh weg! Ich will nichts hören; denn in der einen Hand habt ihr Weißen die Bibel und in der andern — das Opium!"? Auch in amerikanischen Sektenblättern erscheinen von Zeit zu Zeit ähnliche Aussprachen über den Opiumhandel in China. Was aber unsern eigenen unvergleichlich entsetzlicheren Munitionshandel betrifft, so hüllen sich zumeist dieselben Sektenblätter teils in Schweigen ein, teils reden sie demselben sogar eifrig das Wort. Das letztere gilt besonders von Episkopalen und ihren beiden kirchlichen Blättern, *The Churchman* und *The Living Church*. Den Episkopalen gehören ja auch Morgan und andere Kriegsgeldmakler und Munitionshändler an. Wie aber ein Land bankerott ist, wenn es kein Gold mehr hat, so auch eine christliche Gemeinschaft, wenn ihr das Gold der christlichen Wahrheit abhanden gekommen ist. Das ist aber der Fall bei den meisten Sektenkirchen unsers Landes. Sie sind bankerott, und zwar nicht bloß mit Bezug auf die seligmachende Wahrheit des Evangeliums, sondern in mehr als einer Hinsicht selbst die rechte Erkenntnis und Lehre der einfachsten Forderungen der Moral betreffend. F. B.

Rhodes, Carnegie und die amerikanische Unabhängigkeit. In Cronaus Schrift, *German Achievements in America,* lesen wir: "The origin of the conspiracy to reunite the destiny of our republic with that of Great Britain dates back to September 19, 1877, when Cecil Rhodes, the 'Diamond King of South Africa,' and the intellectual

originator of the infamous Jameson-Raid and the war of conquest against the South African Republics, made in the first draft of his will provisions for the following purpose: 'To and for the establishment, promotion, and development of a secret society, the true aim of which and object whereof shall be the extension of British rule throughout the world . . . and especially the ultimate recovery of the United States of America as an integrate part of the British Empire.'" Diesem Zwecke sollen die bekannten "Rhodes Scholarships" dienen, wie auch in Oxford offen zugegeben wird. In der Februarnummer 1905 schrieb z. B. die *Educational Review* mit Bezug auf diese scholarships: "They [Oxford] consider it a misfortune that the Rhodes' Scholarship Trust is diverted from the education of Englishmen, Welshmen, and Scotsmen, and possibly Irishmen as well, to a missionary enterprise for converting Germans, Americans, and Colonials into good Anglo-Saxons. They would certainly have dropped the Germans if they could have had their way; for they do not believe that the students nominated from the palace in Berlin will ever be good Anglo-Saxons. Some of them say outright that the Rhodes' Scholarship Trust will enable the German Emperor to give candidates for the diplomatic service a good training in English studies without expense; and that, when they leave Oxford, they will be more uncompromising Germans than ever. The Americans are regarded as more hopeful subjects of Anglo-Saxon missionary effort than the Germans" (denen Rhodes 1899, ebenfalls im Interesse seines britischen Weltherrschaftsgedankens, fünf scholarships zugewandt hatte). Was sodann Carnegie betrifft, so lesen wir bei Cronau: "The great danger to the freedom of the United States from this institution [Rhodes Scholarship] becomes clear when it is shown to us that Rhodes' idea of a World Empire under control of Great Britain is endorsed and furthered by Andrew Carnegie and many other men of great influence. An article, published over Carnegie's signature in the *North American Review* of June, 1893, under the heading, 'A Look Ahead,' contains the following passage: 'Let men say what they will, I say that as surely as the sun in the heavens once shone upon Britain and America united, so surely is it one morning to rise, shine upon, and greet again the "Reunited States," the British American Union.' The purpose of this union Carnegie set forth in the same article as follows: 'The advantages of a race confederation are so numerous and so obvious that one scarcely knows how to begin their enumeration. Consider its defensive power. A reunion of the Anglo-Americans, consisting to-day of one hundred and eight millions, which fifty years hence will number more than two hundred millions, would be unassailable upon land by any power or combination of powers that it is possible to create. We need not, therefore, take into account attacks upon the land; as for the water, the

combined fleets would sweep the seas. The new nation would dominate the world, and banish from the earth its greatest stain — the murder of men by men. It would be the arbiter between nations, and enforce the peaceful settlement of all quarrels. Such a giant among pigmies as the Reunited States would never need to exert its power, but only intimate its wishes and decisions.' And at another place Carnegie says: 'Were Britain part of the Reunited States, all that she would be interested about in Europe would be fully secured; namely, the protection of her own soil and the command of the seas. No balance of power or any similar question would be of the slightest importance. The reunited nation would be prompt to repel any assault upon the soil or the rights of any of its parts.'" Daß das von Carnegie in seinen mancherlei endowments angelegte Geld in den Dienst seiner britischen Weltherrschaftsidee tritt, versteht sich wohl von selbst. Und daß Carnegies Gedanken und etwaige Pläne in gar manchen amerikanischen Kreisen Anklang gefunden haben, davon zeugen allerlei Vorgänge und Tatsachen seit den Tagen McKinleys und Hays bis herab auf Wilson und Bryan. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Reformationsjubiläum und Polemik. Ein gemeinschaftliches Komitee verschiedener lutherischer Synoden, das seine Zentrale in Philadelphia hat, bereitet Pläne vor auf das Reformationsjubiläum. Repräsentiert sind auf dem Komitee die Generalsynode, die Vereinigte Synode des Südens, das Generalkonzil, die Ohiosynode und die Jowasynode. Daß die Empfehlungen des Komitees, die bekanntlich einer unionistischen Feier das Wort reden — auch mit den Reformierten will man gemeinschaftliche Programme veranstalten —, so ziemlich die Vorstellungen zum Ausdruck bringen, die man in den genannten Kirchenkörpern sich von einer adäquaten Feier des Reformationsjubiläums macht, geht aus der Bereitwilligkeit hervor, mit der man in den Synodalorganen die Empfehlungen des Komitees an die Gemeinden weitergibt. Im Juni wurde ein Schriftstück vom Hauptbureau aus freigegeben, welches hauptsächlich zweierlei urgiert: Erstens, die Lutheraner jedes Ortes sollen sich für das bevorstehende Fest *organisieren*, und zweitens, man solle sich bei der Feier doch ja *konstruktiv* verhalten und sich vor *Polemik* hüten. Das Schreiben wurde anstandslos in den kirchlichen Zeitschriften abgedruckt. Alle gaben dem monströsen Vorschlag, ein Reformationsjubiläum ohne Polemik (gegen das Papsttum und Schwärmertum natürlich) zu feiern, nicht nur Spaltenraum, sondern durch den kritiklosen Abdruck auch das Prestige der synodalen Organe. Alle außer der „Lutherischen Kirchenzeitung". Das ohiosche Blatt findet in beiden Empfehlungen ein Haar. Was das lokale „Organisieren" anbelange, so weist die „Kirchenzeitung" darauf hin, daß die Lutheraner längst organisiert sind, nämlich als Gemeinden und als Synoden. „Und diese Organisationen sollen

bestehen bleiben und in keiner Weise ignoriert werden. Das heißt aber, daß die Grundsätze und die Praxis, auf welchen die Gemeinden und die Synoden stehen, nicht verletzt oder beiseitegesetzt werden dürfen, wenn es jetzt an weitere Organisationen gehen soll. . . . Wir wollen nichts Unionistisches in irgendeinem Teil der Feier, an dem wir mitwirken, mitaufnehmen oder dulden." Das gemeinschaftliche Komitee mache lediglich „Pläne für die äußerliche Seite der Feier: Musik, Films, Museum, Vorträge und dergleichen". Hier „müsse und solle reinlich geschieden werden. Gemeinschaftliche Gottesdienste mit solchen, mit denen wir nicht in Kirchengemeinschaft stehen, können wir nicht abhalten". — Das ist eine erfreuliche Aussprache. Ist auch das Zusammenwirken von Synoden, die in Lehre und Praxis nicht stimmen, auf einem gemeinschaftlichen Komitee nicht gerettet durch das, was die „Kirchenzeitung" über den Unionismus, der sich in gemeinsamen kirchlichen Feiern kundgäbe, aussagt, so besteht doch ein merklicher Gegensatz zwischen der Stellung dieses Blattes und derjenigen seines englischen Kollegen, des *Lutheran Standard*, der mit vollen Segeln auf den Unionismus hinsteuert. Noch besser ist, was die „Kirchenzeitung" zu der Warnung gegen eine Feier mit polemischem Einschlag zu sagen hatte. Zu dem Satze in der Empfehlung des Zentralkomitees: „Wir müssen positiv und konstruktiv sein und uns vor Prahlerei und Polemik hüten" bemerkt das ohiosche Organ folgendes: „Einmal ist zu sagen, daß die Zusammenstellung von Prahlerei und Polemik unglücklich ist. Prahlerei ist etwas Verkehrtes, Tadelnswertes; Polemik ist sehr oft etwas Nötiges, Wertvolles, Segensreiches. Die zwei sind verschiedener Art, und in der Zusammenstellung, wie sie uns hier begegnet, ist diese Verschiedenheit verwischt. Das Komitee, glauben wir, hat im Sinne die unnötige oder verkehrte Polemik und möchte die vermieden haben, nicht alle und jede Polemik. Das hätte aber gesagt oder doch wenigstens angedeutet werden sollen. Bedenken wir folgendes. Man will, daß wir Lutheraner bei der Feier des Reformationsjubiläums ‚positiv und konstruktiv' sein sollen. Das sind nun auch Fremdwörter. Sie besagen, daß wir die Wahrheit bejahen sollen, und daß wir aufbauend verfahren sollen bei unserer Feier. Das ist eine ganz richtige Forderung. Aber — schließt das die Polemik aus? Laßt uns nachsehen. Wer die Wahrheit bejahen und recht positiv verfahren will, der wird finden, daß er Stellung nehmen muß gegen alles, was der Wahrheit widerspricht. Es liegt ein innerer Zwang in der Sache selbst. Es hängt das richtige Verfahren hier nicht ab von dem Wunsch oder Willen des betreffenden Redners oder Schreibers. Es mag ein noch so milder, freundlicher Mensch sein, bringt er uns die Wahrheit, dann widerspricht er damit dem Irrtum, und drückt er sich vollständig und unmißverständlich aus, dann tritt das auch hervor — es geht nicht anders, er bringt dann Polemik. Insonderheit gilt das vom Evangelium, wie es Luther und die Reformation uns gebracht haben. Das ganze Reformationswerk ist nach dieser Seite hin eine Polemik gegen das Papsttum. Luther steht vor uns da als ein Kämpfer, bewaffnet mit dem Schwerte des Geistes. Er war in seinem ganzen herrlichen Werk positiv, aber nur indem er die Wahrheit gegen die Lüge setzte und mit der Wahrheit die Lüge leugnete und überwand. Heute hat das bekenntnismäßige Luthertum ganz dieselbe Aufgabe. In unserer Augsburgischen Konfession gelten auch heute noch die Sätze, die also anfangen: ‚Und werden verdammt' usw. ‚Auch werden verworfen' usw. Wenn wir nun das große Jubiläum feiern, dann können wir diese Polemik

nicht einstellen, wir müssen sie fortsetzen und bei ihr verharren. Man lese einmal die Apologie zur Augsburgischen Konfession. Sie ist sehr positiv, aber sie ist das, indem sie voll ist von Polemik, Polemik der rechten Art. Ebenso die andern Bekenntnisse, z. B. die Konkordienformel, auch Luthers Katechismen. Es ist einfach unmöglich, daß diese Polemik in der lutherischen Kirche aufhöre. Wollte sie beim Reformationsjubiläum aufhören, so wäre es kein Reformationsjubiläum, es wäre eine Preisgabe aller Reformationsgüter; denn gegen alle läuft heute noch der Feind Sturm. So steht's auch mit dem konstruktiven oder aufbauenden Verfahren. Es ist ja nicht so, daß wir eine leere Welt vor uns haben und nun ungestört drangehen könnten, mit der Gotteswahrheit die Kirche zu bauen. Jemand ist vor uns dagewesen und hat gebaut, nämlich allerlei Bollwerke und Festungen der Lüge. Satan ist stets ein fleißiger Baumeister gewesen. Und er versucht überall zu bauen. Sobald wir nun mit unserm Werk konstruktiv vorangehen wollen, müssen wir erst niederreißen, was der Feind aufgebaut hat. Wir können nicht einmal friedlich daneben bauen, das läßt unser Widersacher selber nicht zu. So kommen wir immer wieder und wieder in die polemische Arbeit hinein. Es geht nicht anders. Luther mußte niederreißen, was im Papsttum verkehrt war. Wie hat er geeifert gegen das, was die Wiedertäufer aufbauen wollten! Gegen Zwingli und Calvin stand er gleich fest. Und nun naht das Reformationsjubiläum. Was ist da für uns das konstruktive Verfahren? Dies, daß wir Gott danken für alles Rechte, Wahre, Gottwohlgefällige, das er an dessen Stelle setzte. Und dieser Dank schließt ein, daß wir seinem Beispiel in dieser Beziehung folgen, treu folgen, um wahrhaft konstruktiv zu sein. So steht's mit der Polemik. Wir raten jenem Komitee, seinen Satz noch einmal zu besehen." An dieser Darlegung ist nichts auszusetzen. Deckt sich auch das, was die „Kirchenzeitung" „bekenntnismäßiges Luthertum" nennt, leider! nicht mit dem, was uns diese Worte bedeuten, so ist doch das hier ausgesprochene Urteil über die Polemik vollständig korrekt. Wir bedauern den Kampf, den man in der Ohiosynode gegen gewisse Schriftwahrheiten führt; wir bedauern vor allem auch, daß man in diesem Kampf uns Lehren zuschreibt, für die sich in unsern Schriften keine Belege finden; aber das schroffste Urteil, das man von dieser Seite je über uns und unsere Lehrstellung gefällt, ist nicht so b e l e i d i g e n d wie die Zumutung des Philadelphiaer Komitees,*) daß wir allenthalben mit Generalsynodisten, Konziliten und andern, deren Lehre uns ein stehendes Ärgernis ist, lokalerweise uns o r g a n i s i e r e n sollen zur Begehung des Reformationsjubiläums. Damit wird uns zugemutet, das, was wir in Wort und Schrift bekennen, durch die Tat zu verleugnen. Wir stimmen dem Urteil der „Kirchenzeitung" bei, die vor einem Jahre Einladungen dieser Art als „empörend", als ein „schändliches Ansinnen", als „schnöde Zumutung" geißelte. Man schilt uns in ohioschen Blättern, wir „rechneten den Glauben zu den Werken und haben ihn somit aus dem Evangelium entfernt" („Kirchenzeitung" vom 25. September 1915); das ist bitter — und ist nicht wahr; aber wer der Sache etwas nachdenkt, muß erkennen, daß selbst mit Leuten, die so vollständig verkehrt über uns richten, eher eine Verständigung zu hoffen ist als mit denen, die das lutherische Bekenntnis i m P r i n z i p aufgegeben haben.

*) dessen Empfehlungen an alle Lutheraner gerichtet sind und allen lutherischen Schriftleitern zugesandt werden.



So paradox es klingen mag: Die gegen uns polemisieren, stehen uns näher als die Leute, die uns unsere „Lehransichten" schenken wollen, um uns am 31. Oktober 1917 in den großen unionistischen Brei rühren zu dürfen. Bei denen, die, von leidenschaftlichen Führern verhetzt, uns bekämpfen, ist auch jetzt, nach bald vierzigjährigem Anlaufen, der Fall nicht undenkbar, daß sie einer gerechten Beurteilung unserer Lehrstellung Raum geben und von da aus auch Freudigkeit gewinnen, zur Einfalt des lutherischen Bekenntnisses zurückzukehren. Dagegen ist, solange Gott unserer Synode Gnade gibt, bei der so klar erkannten und unter so viel Drangsal bekannten Wahrheit zu verharren, kein Friede möglich mit den Kompromißhausierern, die sich jetzt zur Verherrlichung der lutherischen Kirchenreformation in Philadelphia etabliert haben, und mit ihren Gesinnungsgenossen. Allerdings, wären wir bereit, uns den Gedanken anzueignen, den der ohiosche *Standard* kürzlich verbreiten half, es seien ja von jeher verschiedene „Richtungen" in der lutherischen Kirche gewesen, "there is room in the Lutheran Church for schools of thought", und würden wir dann der Empfehlung des *Lutheran* nachkommen und die bestehenden Trennungen trotz anerkannter Lehrdifferenzen für unmotiviert erklären oder doch mit einer Kompromißformel uns zufrieden geben, so könnten wir uns keine bessere Ratifikation der neuerrichteten Brüderschaft denken, als der Philadelphiaer Empfehlung nachzukommen und am Jubiläumstag mit einem freimaurerischen Konziliten rechts und einem generalsynodistischen Odd-Fellow links auf den Festplatz zu marschieren.
G.

In Chicago gibt es 242 lutherische Pastoren und 211 lutherische Kirchen. In den letzten 25 Jahren wurden 109 Gemeinden organisiert. Der Sprache nach sind 53 Gemeinden rein englisch, 39 halb englisch und 36 teilweise englisch. Einschließlich der Vorstädte zählen die lutherischen Gemeinden Chicagos 134,779 getaufte und 88,718 konfirmierte Glieder. Der Wert des Kircheneigentums soll sich auf $7,766,475 belaufen. Unter den protestantischen Kirchengemeinschaften in Chicago sind die Lutheraner der Gliederzahl nach am stärksten. G.

Akut ist die Sprachenfrage in der deutschen Methodistenkirche hierzulande geworden. Der Deutschen Zentralkonferenz wurden im September dieses Jahres zu Louisville, Ky., von deren statistischem Sekretär folgende Zahlen mitgeteilt: Zahl der Mitglieder „in voller Verbindung" 8287 (Abnahme 44), Probemitglieder 482 (Abnahme 27), Zahl der Sonntagsschulen 89 (Abnahme 2), Personenbestand der Sonntagsschulen 7530 (Abnahme 265). Einen Grund des Rückganges sah man in den „häufigen Bemühungen mancher englischen Prediger, die jüngeren Glieder einer deutschen Gemeinde in eine englische Gemeinde hinüberzuziehen". Ähnliche Klagen werden in andern deutsch-protestantischen Gemeinschaften laut. In einer Ansprache des Präsidenten der Deutschen Philadelphia-Klassis (deutsch-reformiert) wird hingewiesen auf „diese Zeit des Äugelns der deutschamerikanischen Jugend nach englisch-kirchlichen Verbündnissen und des gierigen Äugelns englischer Prediger unserer Kirche nach den lieben Unsrigen. Opponiert man den geschmeidig süßen Seelenhäschern (Dieben) englischer Sprache, so sagen sie uns mit schmunzelnder (einem redlichen deutschen Herzen schmutziger) Miene: ‚Wissen Sie, wir sind in Amerika, und das Eure bleibt ja doch nicht deutsch, so können und dürfen wir wohl werben und nehmen, was wir können und wollen.' (All for the glory of the Master and the salvation of poor souls.)

Ist das redlich, christlich gehandelt? Wer's glauben will, der glaub' es. Wir verpönen solche Menschen und ihre Handlungen als unchristlich und unbrüderlich." G.

Verluste der Sonntagsschulen. Auch die Reformierte Kirche Amerikas (*American Reformed Church*) bereitet sich vor auf die Säkularfeier der Reformation. Man hat sich als Ziel gestellt, die Zahl der Sonntagsschüler bis zum 1. April 1917 von 350,000 auf 400,000 zu erhöhen. Außerdem will man größere Regelmäßigkeit im Besuch der Sonntagsschule erreichen; man hofft, einen Durchschnitt von 70 Prozent Anwesender zu erzielen. Die „Reformierte Kirchenzeitung" wies vor einigen Monaten auf den schreienden Übelstand hin, daß jährlich 86,000 Knaben im Alter von dreizehn bis neunzehn Jahren, die in der Sonntagsschule der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften eingeschrieben sind, der Kirche verloren gehen. Sie verschwinden spurlos. „Von den annähernd zwei Millionen Knaben und Mädchen der eben genannten Lebensjahre, die von der Internationalen Sonntagsschulvereinigung in die Listen eingetragen sind, treten 75 Prozent vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr aus. Die reformierte Kirche hat ihren verhältnismäßigen Anteil an diesen Verlusten zu tragen. Diese Tatsachen reden eine beredte Sprache und verlangen Abstellung dieses bedrohlichen Notstandes und dieser entsetzlich großen Verluste. Welche Unsumme von Geld und Zeit, von Mühe und Tatkraft ist damit vergebens aufgewandt worden, und wenn wir den Wert der Menschenseelen abwägen, die bei solchem Ausscheiden aus der Sonntagsschule in vielen Fällen in großer Gefahr stehen, verloren zu gehen, so sollten die ernsthaftesten Versuche gemacht werden, jedes Glied der Sonntagsschule und der Gemeinde zu erhalten, das sich irgendwie halten läßt. Der Durchschnittsbesuch der Sonntagsschule heutzutage ist unter sechzig Prozent der ganzen Schülerzahl. Also nahezu die Hälfte glänzt durch ihre Abwesenheit. Wo sind sie?" Durch einen determinierten Versuch, die Durchschnittszahl der regelmäßigen Besucher der Sonntagsschule zu erhöhen, hofft man, die allerdings schrecklichen Verluste an jugendlichem Material einzudämmen. G.

In der Presbyterianerkirche werden bekanntlich Kandidaten für das Predigtamt von dem Presbyterium, innerhalb dessen sich die ausbildende Anstalt befindet, examiniert und nach bestandener Prüfung lizensiert, das heißt, für berufbar erklärt. Es ist das eine Maßregel, die es verhüten soll, daß unter den Kandidaten, die sich für das Predigtamt melden, ungenügend Vorbereitete oder solche, die nicht die presbyterianische Lehrstellung teilen, ins Amt kommen. Allerdings versagt diese Maßregel, wo das examinierende Presbyterium selber zum größten Teil vom presbyterianischen Bekenntnis abgefallen ist. Das ist nun mit dem Presbyterium von New York der Fall. Verhängnisvoll ist das, weil die Abiturienten von dem in stark radikale Strömung geratenen Union Theological Seminary vor dieser Behörde examiniert werden. Auf diesem Wege geraten jährlich eine Anzahl von durch die neuere Theologie stark beeinflußten jungen Männern in das presbyterianische Presbyterium. "Our annual scandal" nennt das der positiv gerichtete Philadelphia *Presbyterian*. Man ist sich des Ernstes der Sachlage wohl bewußt. Man erkennt ganz klar, daß es sich nicht um einen „Lehrstreit" im früher gebräuchlichen Sinne des Wortes handelt, um einen Streit, in dem es sich um verschiedenartige Auffassung einer Reihe von Schriftstellen handelt, sondern daß man sich in der Presbyterianerkirche jetzt mit der

Frage zu beschäftigen hat, ob einer Partei, die durchaus mit biblischem Christentum überhaupt gebrochen hat, ferneres Hausrecht zugestanden werden soll. Die Blätter gläubiger Richtung, wie der *Presbyterian* und der *Herald and Presbyter*, fordern zu offenem Kampf gegen die vom *Continent*, vom *Presbyterian Advance* und vom Union Seminary repräsentierte Richtung auf. An deutlichen Aussprachen lassen es die erstgenannten Blätter nicht fehlen. Der *Presbyterian* legt den ungläubigen Professoren vom Union Seminary Namen wie „Apostel des Teufels", „Neuarianer", „Zerstörer" bei. Und der *Herald and Presbyter* hielt letzten Mai dem New York-Presbyterium in einem Artikel, aus dem wir nachstehendes zitieren, das Ärgernis vor, das diese Behörde der Kirche gibt: „Das New York-Presbyterium hat sich eines großen Vergehens schuldig gemacht, indem es junge Männer lizensierte und ordinierte, welche Tatsachen und Lehren, verbunden mit fundamentalen Grundsätzen des Glaubens (deren Beanstandung der Leugnung der Wahrheit überhaupt gleichkommt), in Zweifel zogen oder leugneten. Wenn Männer bezüglich der absoluten Inspiration und Wahrhaftigkeit der Heiligen Schrift und der wahren Gottheit JEsu Christi unsicher sind, so haben sie kein Recht, ein Predigtamt in der evangelischen Kirche zu bekleiden. Eine Anzahl Glieder dieses Körpers sind in einer verschämten Weise bemüht, sich für ihren Vertrauensbruch und ihr Tändeln mit Zweifeln zu rechtfertigen. Sie behaupten, daß besagte junge Männer nicht leugneten, sondern bloß zweifelten oder nicht glaubten, und daß sie dachten, nach einer Weile möchten sie sich zurechtfinden. Welches Recht hatte man aber, ungläubige Männer zum Predigtamt zuzulassen? Würde eine Behörde ärztlicher Examinatoren junge Männer, welche die Wirkung von Opium oder bichlorid of mercury nicht genau kennten, zur medizinischen Praxis zulassen? Nein, denn man könnte sich darauf verlassen, daß ärztliche Examinatoren ehrlich, gründlich und zuverlässig wären, nicht von ihren Gefühlen beeinflußt, und daß sie Unfähigkeit und Unwissenheit, welche Mord zur Folge haben könnte, nicht leichtfertigerweise in ihrem Beruf dulden würden. Ist das Ministerium für Zweifler und Untüchtige eine Zufluchtsstätte, und glauben die Glieder dieses Körpers, daß seitens solcher, die nicht verstehen, den ganzen Rat Gottes zur Seligkeit zu lehren, den ihnen anbefohlenen Seelen keinerlei Gefahr droht? Dies Übel ist ein allgemeines, und es breitet sich aus. Die Ungläubigen behaupten schon, daß, wenn die Presbyterianerkirche Männer, welche Dinge, über die Voltaire, Paine und Ingersoll lästerten und höhnten, in Zweifel ziehen, zum Predigtamt befördert, die Kirche selber die Stellung dieser Lästerer eingenommen hat, und daß der Unglaube zum Glauben des Tages geworden ist." Die letzte Generalversammlung der Presbyterianer hat in der Sache gehandelt; doch kann die gefundene Lösung, obwohl sie einen Sieg der konservativen Partei bedeutet, nicht befriedigend genannt werden. Es wurde aus den Akten des New Yorker Presbyteriums nachgewiesen, daß tatsächlich Kandidaten, welche die jungfräuliche Geburt JEsu „weder leugneten noch sich dazu bekannten", für das Predigtamt lizensiert worden waren. Die Generalversammlung verwies in ihrer Beschlußnahme auf eine "deliverance" der Versammlung vom Jahre 1910, die ein Bekenntnis zur Eingebung der Heiligen Schrift, zur jungfräulichen Geburt, zur stellvertretenden Genugtuung und zur Auferstehung Christi enthält, und richtete dann folgende Aufforderung an alle Presbyterien: "Presbyteries are hereby enjoined not to license or ordain any candidate for the ministry whose views are not in

accordance with the deliverance of 1910. The General Assembly renews its positive mandate with full expectation of loyal compliance by all our presbyteries; and it is directed that when a candidate appears who is found to be not clear and positive on any of the fundamentals of our faith, his license be deferred until such time as in the judgment of the presbytery he has become so." Einem offiziellen Urteil über die Union-Seminary-Theologie und die Handlungsweise des New Yorker Presbyteriums ist man aus dem Wege gegangen. "No one is censured", sagt der *Presbyterian*. Doch läßt er durchblicken, daß im Wiederholungsfalle zu schärferen Mitteln gegriffen werden möchte: "Any person or any presbytery attempting to force men into the Presbyterian Church who are not sound in the fundamentals disobeys the mandate of the Assembly, and may so aggravate their own case *as to make a judicial process necessary.*" In einem Falle ist der von der Generalversammlung gewiesene Weg schon beschritten worden. Das Presbyterium der Stadt Washington hat einem von der New Yorker Behörde lizensierten Kandidaten die Ordination verweigert, weil er die göttliche Eingebung der Heiligen Schrift und Christi jungfräuliche Geburt nicht anerkennen wollte. Daß die temporisierende Haltung der letzten Generalversammlung — die ja das glaubensbrüderliche Verhältnis zu der abgewichenen New Yorker Presbyterie und deren Gesinnungsgenossen zu Recht bestehen läßt — auf die Dauer sich als unwirksam zur Bekämpfung des einreißenden Rationalismus erweisen wird, kann wohl nicht bezweifelt werden. G.

Die Amerikanische Traktatgesellschaft ist in allen Teilen unsers Landes in der Verbreitung (hauptsächlich durch Kolportage) von Bibeln und Bibelteilen sowie von christlichen Büchern und Traktaten tätig. Mit welcher Energie das Werk betrieben wird, geht aus dem letzten Bericht des Westlichen Distriktssekretärs hervor. Dieser berichtet, daß im Staate Washington ein Kolporteur, Rev. Francis E. Smith, über 100,000 Personen besucht habe. „Er geht in die Wohnhäuser und Läden, sucht die Farmer an den entlegensten Örtern auf, die Sägemühlen, deren es in Washington etwa 3000 gibt, die Indianer und die zerstreuten Bewohner auf den Inseln von Puget Sound, kurz, alle Menschen, die er zu erreichen vermag. Pastor Smith ist ein Prediger der Evangelischen Gemeinschaft." Ein anderer Kolporteur, Glied der reformierten Kirche, verteilte im Staate Oregon Traktate in vierzehn Sprachen. In den Ölgegenden Californias wirkt Rev. Hugh J. Furneaux. „Er geht nur dahin, wo keine Kirchen oder Sonntagsschulen sind. Er hat mehr als 50 Sonntagsschulen gegründet. Beiläufig gesagt, hat die Amerikanische Traktatgesellschaft Hunderte von Sonntagsschulen gegründet, aus welchen manche starke Gemeinden entstanden sind." Der Bericht fährt dann fort: „In den südlichen Staaten stehen farbige Kolporteure, die unter den 10 Millionen Negern unsers Landes arbeiten. Besonders erwähnenswert sind die spanischen Schriften der Gesellschaft, deren über 14 Millionen Exemplare mit einem Kostenaufwand von etwa $700,000 verteilt worden sind. Von Südamerika kommt ein mazedonischer Schrei: ‚Kommt herüber und helft uns mit euren Schriften!' Es war das Vorrecht des Schreibers, die spanische Kolportage in California einzuführen. Mit tiefinniger Freude habe ich wahrgenommen, wie begierig dieses Volk ist nach christlicher Literatur. In California allein gibt es Hunderttausende von spanischredenden Menschen, die von keiner Kirche, weder einer katholischen noch einer protestantischen,

berührt werden. Hier ist das Feld weiß zur Ernte, und nirgends ist christliche Kolportage mehr angezeigt. Viele Tausende von Dollars wert Schriften werden jährlich verschenkt an Emigranten sowie in Hospitälern, Gefängnissen, öffentlichen Anstalten verschiedener Art, in Missionsgemeinden und Sonntagsschulen, und nach den Heidenländern werden Missionsgelder geschickt, damit an Ort und Stelle christliche Schriften gedruckt werden können. Zu diesem Zweck hat die Gesellschaft bereits $799,458 beigetragen. Nächst der englischredenden Bevölkerung dieses Landes hatten die Deutschen und Schweizer den größten Nutzen von der Traktatgesellschaft. Ein deutscher Kolporteur hat in Oregon in anderthalb Jahren etwa 1000 deutsche Bücher verbreitet. Die Deutschen gehören von jeher zu den wärmsten Freunden der Gesellschaft. Sie lesen gern christliche Schriften und haben Sinn und Verständnis für die Kolportage." Gewiß erreicht diese, zum Teil mit so großer Aufopferung betriebene Traktatarbeit viele Seelen, die sonst dem Evangelium ferngeblieben wären. Das massenhafte Verteilen von Bibeln und Bibelteilen kann nicht ohne Segen bleiben. Leider beschränkt sich die Amerikanische Traktatgesellschaft nicht auf den Vertrieb von Bibeln, sondern gibt ihren Kolporteuren auch allerhand „christliche Schriften" auf den Weg. Was uns da unter die Augen gekommen ist, trägt den reformierten Irrtum in der Lehre von den Sakramenten, von der Bekehrung, von den Mitteldingen (Getränkfrage, Sabbat usw.) zum Teil in hoher Potenz in sich und ist von pietistischer Frömmigkeit durchsäuert. In welchem Maße man sich beim Ansprechen von Deutschen, besonders in der Gründung von Sonntagsschulen, der Proselytenmacherei enthält, entzieht sich der Beurteilung. Jedenfalls aber sind die Kolporteure der Traktatgesellschaft diesem Vorwurf weniger ausgesetzt als die Tätigkeit der reformierten Kirchen auf dem Gebiete der „inneren Mission", die ja zum großen Teil auf rücksichtsloser Propaganda unter Gliedern schon bestehender Gemeinden beruht. G.

Die Amerikanische Bibelgesellschaft gibt in ihrem neuesten (hundertsten) Jahresbericht folgende Zahlen bekannt: Es sind im Jahr 1915 7,204,497 Bände hinausgegangen oder 798,174 mehr als im vorhergehenden Jahr. Nach Eingang der noch zu erwartenden Berichte darf man den Gewinn über das vorige Jahr auf mehr als eine Million veranschlagen. Die Jahre 1914 und 1913 wiesen bereits eine Zunahme von je einer Million auf. Die Zahlen für 1915 sind: 383,820 Bibeln, 669,370 Neue Testamente und 6,151,307 Teile der Heiligen Schrift. Während ihres hundertjährigen Bestehens hat die Gesellschaft in Amerika 71,536,305 Bände herausgegeben und im Ausland 45,594,406 Bände, zusammen 117,130,711 Bände. Die Einnahmen der Gesellschaft beliefen sich auf $663,714.70 und die Ausgaben auf $823,234.61. Der Fehlbetrag wurde gedeckt durch den Verkauf von Wertpapieren, welche die Behörde durch letztwillige Verfügungen erhalten und als einen Rücklagebestand für einen derartigen Notfall aufgehoben hatte. In betreff der Übersetzung und Revision ist unter anderm zu bemerken, daß das Alte Testament in revidierter portugiesischer Übersetzung jetzt gedruckt wird. Als Feld für die Verbreitung dieser Übersetzung hat man besonders Südamerika, und hier vor allem Brasilien, ins Auge gefaßt. In China wurde der Abschluß des Jahrhunderts durch die Fertigstellung der Übertragung des Alten Testaments ins Wenli gefeiert. Die Union Mandarin Revision ist rasch vorangeschritten, doch wird es noch ein Jahr erfordern, bis das Werk beendet ist. Die Zulu Revision in Südafrika geht langsam voran; dagegen ist in Siam die Über-

setzung des Alten Testaments ins Lao kräftig gefördert worden. Der spanische Revisionsausschuß machte während des Jahres 1915 gute Fortschritte und hat jetzt seine Arbeit am Neuen Testament nahezu vollendet. G.

Über die Aufgabe der Kirche sprach sich kürzlich der *Southern Presbyterian* aus, wie folgt: „Die Kirche wird oft von einer gewissen Klasse von modernen Weltverbesserern, die es darauf abgesehen haben, die Welt in gewissen Beziehungen zurechtzusetzen, gehörig gerügt; und doch wenden gerade diese Leute sich ohne weiteres an die Kirche und bemühen sich, durch diese ihre Pläne auszuarbeiten, wenn sie irgendeine Reformbewegung ins Werk zu setzen wünschen. Es bleibt sich ganz egal, ob es sich um Prohibition, die moralische Säuberung einer Stadt, die Sicherung von Gesetzen gegen Beschäftigung von Kindern, bessere Versorgung der Armen, Lohnerhöhung oder um Abkürzung der Arbeitsstunden der arbeitenden Klasse, öffentliche Erziehung, Besserung der physischen Zustände der Stadt, bessere Wege, verbesserte Farmmethoden handelt — mag es sein, was es will, immer sollen die Reformbewegungen in der Kirche und durch dieselbe ins Werk gesetzt werden. Wehe dem Seelsorger, der sich weigert, über solche Gegenstände zu predigen und seine Glieder zu begeistern, daß sie die Pläne der Reformatoren fördern helfen! Tut er dies nicht, so wird er für beschränkt, nicht fortschrittlich und als hinter der Zeit stehend erklärt. Es fällt manchen Leuten schwer, den Gedanken zu fassen, daß es die Aufgabe des Predigers ist, einer verlornen Welt das Evangelium zu verkündigen, und daß es die Aufgabe der Kirche ist, den Charakter des Menschen zu veredeln und seine Lebensziele zu heben. Gelingt es dem Predigtamt und der Kirche, deren gottgewollte Aufgabe zu lösen, so ist die Notwendigkeit für Reformarbeit und reformers nur gering." — In der Antithese ist diese Darstellung richtig; dagegen ist die Angabe des eigentlichen Zweckes aller kirchlichen Arbeit ein wenig zahm gehalten. Man scheut sich, die otherworldliness des Evangeliums und der Kirche hervorzukehren. G.

Römische Parochialschulen Chicagos anglisiert. Die römischen Gemeindeschulen der Erzdiözese Chicago mit einer Frequenz von 125,000 Kindern sind durch einen Erlaß Erzbischof Mundeleins vollständig anglisiert worden. Deutsch, Polnisch, Italienisch usw., im ganzen zehn Sprachen, fallen als Unterrichtsmedium hin. Zu Anfang des gegenwärtigen Schuljahres wurden durch ein Komitee, bestehend aus drei Mann, für die Gemeindeschulen der Diözese $1,350,000 wert Schulbücher gekauft. Man will das System vereinheitlichen. G.

Das Vermögen der Heilsarmee in den Vereinigten Staaten beläuft sich auf $8,363,179, wie ihre Beamten angaben, als sie um die Erlaubnis nachsuchten, eine Hypothek auf ein Grundstück in New York aufnehmen zu dürfen. Der Besitz an Grundeigentum beläuft sich auf $6,846,051 und der Wert des Personaleigentums auf $1,507,128. Dem Besitz stehen Verbindlichkeiten in Höhe von $4,256,637 gegenüber, wovon etwa $1,500,000 ungesichert sind. (Wbl.)

Gemeinschaftlich mit den Unitariern haben die Kongregationalisten in den Neuenglandstaaten eine kleine Insel an der Atlantischen Küste, Star Island, gekauft als Versammlungsort für religiöse Zusammenkünfte. Von den $40,000, die zu dem Ankauf nötig waren, haben die Unitarier den größten Teil beigetragen. Der Mehrzahl nach gehören die östlichen Kongregationalisten zu dem radikalen (unitarischen) Flügel dieser Gemeinschaft. G.

II. Ausland.

Daß mit dem Abfall vom Christentum auch die Pädagogik, besonders in ihrer Anwendung auf den Religionsunterricht, auf Abwege gerät, vor denen sie eigentlich schon der gesunde Menschenverstand schützen sollte, ist aus dem Lehrplan zu erkennen, der dem „konfessionslosen Moralunterricht" der Münchener freireligiösen Gemeinde zugrunde liegt. Wir geben dieses pädagogische Monstrum hier im Umrisse wieder: „Klasse I (Kinder von sechs bis zehn Jahren): Erzählung ausgewählter Märchen, dann ausgewählte Sagen (!) aus dem Alten Testamente, aus dem deutschen (Nibelungensage) und griechischen (Odysseus- und Heraklessage) Altertum. Klasse II (Kinder von zehn bis zwölf Jahren): Schwierige Sagen und Dichtungen der späteren Zeit, besonders die Prometheus- und Iliassage, griechische Dramen von Sophokles und Euripides, aus der neueren Dichtung ‚Hermann und Dorothea', Auswahl aus Schillers und Shakespeares Dramen." Das im zehnten bis zwölften Lebensjahr! „In beiden Kursen Mitteilung und Einprägung der sittlichen Grundsätze in der Form von Sprüchen. Darbietung der Elemente der religiösen Weltanschauung (Erzählung der allgemeineren Züge der Entwicklungslehre (!) in großen Umrissen). Klasse III (vom dreizehnten Jahre ab): Einführung in eine gefestigte Weltanschauung mit Hilfe der Philosophie; Betrachtung des Christentums mit vergleichendem Seitenblick auf Islam und Buddhismus; die neuere Philosophie, besonders der Pantheismus; die bedeutendsten ethischen Ideale der letzten Jahrhunderte, gipfelnd im kategorischen Imperativ Kants. Systematische Pflichtenlehre unter Zugrundelegung der Ethik Fr. Paulsens." — Ganz abgesehen von dem Gegensatz gegen das biblische Christentum, was sind das für Torheiten! Der „Alte Glaube" bemerkt dazu: „Die Herren Freireligiösen wollen zwölfjährigen Kindern das mit Leichtigkeit beibringen, was sonst in der Prima des Gymnasiums oder gar erst auf der Universität gelehrt wird und oft dort noch als reichlich hoch, wenn nicht gar zu hoch, gilt!" Ähnlich wie in den Münchener „freireligiösen" Gemeinden würde sich aber der Religionsunterricht in der sogenannten „nationalen Einheitsschule" gestalten, auf die gerade in den Vereinen ungläubiger Volksschullehrer, besonders in Sachsen, mit Macht hingesteuert wird. Eine Vorlage für Einheitsschule und Religionsunterricht, die von diesen Kreisen ausgegangen ist, lag nach einem Bericht in der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung" im sächsischen Landtag vor. Die Ablehnung gegen alles positive Christentum trat bei der Besprechung der Vorlage deutlich genug hervor. Ein Abgeordneter führte aus: „Im Religionsunterricht werden den Kindern nur kirchliche Formeln beigebracht, die ihrem Verständnis fernliegen und ihnen für das spätere Leben nichts nützen. . . . Es ist nicht die kirchliche Gesinnung gewesen, die jene Widerstandsfähigkeit gezeitigt hat, die sich in Ost und West jetzt so bewährt hat." Ein anderer Abgeordneter sagte: „Das Volk wird nicht wesentlich leiden in seiner religiösen Erziehung, wenn hier und da eine Religionsstunde ausfällt." Gerade die Behauptung der Lehrer gläubiger Richtung, daß der Segen erlernter Sprüche und Lieder sich an der Front bewährt habe, hat den Vorkämpfern für Einschränkung und Umgestaltung des Religionsunterrichts Anlaß gegeben zu scharfen Ausfällen gegen konfessionellen Unterricht. Besonders die Lehrerpresse hat den Gegenstand aufgenommen und redet der nationalen Einheitsschule unter Verunglimpfung jedes positiven Religionsunterrichts das Wort. Gegen diese Angriffe auf die letzten Reste des Chri-

stentums in den deutschen Landeskirchen wehren sich allerdings die Kreise, die an der bestehenden Gestaltung des Volksschulwesens und an der jetzigen Form des Religionsunterrichts festhalten wollen. Das kam auch auf den Verhandlungen über nationale Einheitsschule im sächsischen Landtag in manchen Reden zum Ausdruck. Und der „Freimund“ schreibt: „An der Konfessionsschule ist, entgegen dem Drängen der Lehrervereine auf Einführung der nationalen Einheitsschule, mit aller Entschiedenheit festzuhalten, da von ihr das Fortbestehen unserer Kirche als Volkskirche abhängt, die wir um unsers Volkes willen festhalten müssen, solange es irgend mit gutem Gewissen geschehen kann.“ Eine gewisse Hoffnungslosigkeit scheint sich aber der Positiven bemächtigt zu haben. Von dem Ideal einer christlichen Schule, wie es sich im Gemeindeschulwesen der lutherischen Kirche Amerikas verwirklicht hat, ist man eben auch in den christlich-gerichteten Kreisen weit entfernt. Die unselige Union läßt keinen Gedanken an ein wahrhaft christliches Erziehungswesen aufkommen. G.

Ein Krebsschaden am Leibe der deutschen Staatskirche. So kann man mit Recht die staatliche Kirchensteuer bezeichnen, die jeder Steuerzahler wohl oder übel entrichten muß, und die auch eine der Gründe der vielen Kirchenaustritte der letzten Jahre bildete. Nicht nur die Kirchlichen, sondern auch die Unkirchlichen sind zu dieser Steuer verpflichtet, und wenn der Betrag vielleicht auch nur gering ist, so wird doch schon der Zwang vielfach als eine große Last empfunden, zumal von solchen, die ohnehin mit der Kirche zerfallen sind. Das Allertraurigste an der Sache aber ist, daß die Kirchensteuer wie jede andere Staatssteuer im Nichtzahlungsfalle mit gerichtlichen Zwangsmitteln eingezogen wird. Und in welchem Maße dies jetzt geschieht und geschehen muß, das geht aus den Verhandlungen der Berliner Stadtsynode recht deutlich hervor. Der Generalsuperintendent D. Lahusen berichtete, daß in einem Jahre nicht weniger als 116,776 Zwangserinnerungen ausgeschickt wurden, und 62,571 Kirchenzettel zur Zwangseinziehung gestellt, und 385,000 Mark durch Zwangseinziehung eingetrieben wurden. Dies in Berlin allein. Dieselben Zustände finden sich aber überall im Reiche, wenn auch nicht überall in dem gleichen Maße. D. Lahusen beklagte diese traurigen Zustände, indem er sagte: „Der Zwang mit den Mitteln des Staatslebens ist eigentlich gegen das Wesen der Kirche. Wir müssen hier etwas tun, was dem innersten Wesen der Kirche widerspricht, deren Wesen immer Geben ist. Wenn wir an Zehntausende nicht anders herankommen als mit dem Steuerzettel, so ist das eine harte Sache.“ — In „Auf der Warte“ beklagt auch der Schriftleiter dieses Blattes das Elend der Kirchensteuer in folgender Weise: „Welche Fülle von Ärger, Zorn, Verstimmung, Entfremdung hat wohl mit diesen 62,571 Zwangsvollstreckungen zusammengehangen! Und dazu kommt, daß die Unlust der Leute, Kirchensteuer zu zahlen, angesichts der jammervollen kirchlichen Verhältnisse nicht unbegründet ist. Kein Mensch zahlt gerade mit Begeisterung Staats- und Gemeindesteuern, aber, offen gestanden, der Posten Kirchensteuer kränkt mich jedesmal selber, wenn ich daran denke, daß ich mithelfen muß, meinen liberalen Parochialpfarrer zu bezahlen. Ins Wasser geworfen, würde das Geld doch wenigstens keinen Schaden anrichten, so muß ich aber mithelfen, daß der Pfarrer von freisinniger Bürger- und Lehrervereinsgnade sonntäglich seinen liberalen Unglauben verzapft. Bitter genug, das Geld so geben zu müssen, wo die Arbeit unsers HErrn es so nötig braucht.“ (Kztg.)

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.



Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.



Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber. daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — November.




St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.

Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. November 1916. Nr. 11.

Eine dreifache Frage und eine dreifache Antwort.

Im Zusammenhang mit den intersynodalen freien Konferenzen ist eine Aussprache über drei Punkte von mehreren Seiten gewünscht worden: 1. ob es bei der behandelten so umfangreichen Materie nicht einen Punkt gebe, an dem, wie in einem Brennpunkt, die bestehende Differenz zum kurzen Ausdruck kommt; 2. ob dieser Punkt ein solcher sei, den auch alle Christen voll und ganz begreifen können, so daß sie mit vollem Verständnis Stellung zu nehmen fähig sind und nicht zu sagen brauchen: „Der Streit geht uns nichts an; den mögen die Pastoren und Professoren unter sich ausfechten"; 3. ob dieser Punkt so wichtig sei, daß man an der rechten Stellung allem Irrtum gegenüber festhalten müsse.

Alle drei Fragen sind mit Ja zu beantworten. In bezug auf den ersten Punkt ist zu sagen: Man muß zugestehen, daß die behandelte Materie durch die Besprechung von Nebenfragen sehr umfangreich geworden ist. Dennoch gibt es in der umstrittenen Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl einen Punkt, an dem, wie in einem Brennpunkt, die ganze bestehende Differenz kurz zum Ausdruck kommt. Erasmus, der spätere Melanchthon, Latermann, Dieckhoff als Vertreter der modernen lutherischen Theologen, ferner Vertreter der Synoden von Ohio, von Iowa, von der Generalsynode, vom Generalkonzil usw. lehren ein „verschiedenes Verhalten", wenn die Seligwerdenden und die Verlorengehenden in bezug auf ihr Verhalten gegen die Gnade Gottes miteinander verglichen werden. Melanchthon erklärte: warum Saul verworfen, David angenommen werde (cur Saul abjiciatur, David recipiatur), müsse seinen Grund in dem verschiedenen Verhalten derselben haben (necesse est, aliquam esse actionem dissimilem in his duobus).[1] Ebenso sagt zu unserer Zeit D. Stellhorn: „Also erklärt sich das verschiedene Wirken der bekehrenden und seligmachenden Gnade wohl aus dem verschiedenen Verhalten der Menschen ihr gegenüber."[2] — Die Konkordienformel hingegen schärft

1) Loci, ed. Detzer, I, 74.

2) Zeitblätter 1911, S. 526.

in acht Paragraphen (S. 716, 57—64) genau das Gegenteil ein: Wenn die, welche bekehrt und selig werden, sich in bezug auf ihr Verhalten gegen die Gnade mit den Verlorengehenden vergleichen, so haben sie sich nicht verschieden, sondern auch „übel" verhalten, und zwar genau so übel: „wir mit ihnen verglichen und durchaus gleich erfunden", nos cum illis collati et quam simillimi deprehensi. Nach der Konkordienformel ist das „verschiedene Verhalten" gegen die Gnade bei einem Vergleich der Seligwerdenden mit den Verlorengehenden ein Ding, das es gar nicht gibt, ein non-ens. Darum sieht die Konkordienformel in der Tatsache: „Einer wird verstockt, verblendet, in verkehrten Sinn gegeben, ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehret" ein Geheimnis, das wir in diesem Leben nicht lösen können. Und zu unserer Zeit schrieb D. Walther, um das „verschiedene Verhalten" abzuweisen und das gleich „üble Verhalten" seitens der Seligwerdenden zu lehren: „Wenn der Heilige Geist hier [Röm. 3, 23. 24] sagt, daß kein Unterschied unter den Sündern sei, so folgt daraus, daß niemals etwas im Menschen sein kann, weshalb Gott gerade ihn bekehrt und einen andern nicht." [3)]

Und diesen Punkt verstehen alle Christen voll und ganz. Den Gedanken, daß ihre Bekehrung in dem Umstande begründet oder aus dem Umstande zu erklären sei, daß sie sich im Unterschiede von andern nicht auch übel, sondern „verschieden", das heißt, „richtig", verhalten hätten — den Gedanken weisen sie, wenn er bei ihnen auftaucht, als fleischlichen, gottlosen Unrat zurück. Der christliche Glaube ist in jedem Falle, also auch in den schwächsten Christen, ein Glaube, „der auf lauter Gnade bauet", wie die Apologie sagt. D. Walther bringt die Herzensstellung aller Christen zum Ausdruck, wenn er, sich mit seinen Jugendgenossen vergleichend, schrieb: „Wollten wir sagen, daß wir darum zum Glauben gekommen sind, während so viele unserer Jugendgenossen, die, wir wollen nur sagen, nicht verderbter waren als wir, im Unglauben geblieben sind, weil wir uns frei mit unserm eigenen Willen für Gott entschieden" (also nicht auch übel verhalten) „haben, dann müßten wir unser innerstes christliches Bewußtsein verleugnen. Auch alle, welche unwidersprechliche Kennzeichen wahrhaft gläubiger Christen an sich tragen, und die uns ihre Erfahrungen mitgeteilt haben, haben uns bisher bekannt, daß ihr Gläubiggewordensein seinen Grund wahrlich nicht in ihrer freien eigenen Entscheidung gehabt, sondern in nichts anderm als in einem unbegreiflichen ewigen Erbarmen Gottes in Christo habe." [4)] So hat die Konkordienformel mit ihrer Abweisung des verschiedenen Verhaltens und mit ihrer Behauptung des gleich übeln Verhaltens seitens der Seligwerdenden, wenn sie mit den Verlorengehenden verglichen werden, die Zustimmung und das volle Verständnis aller Christen auf ihrer Seite.

3) Zur Einigung, S. 67. 4) L. u. W. 1872, S. 244.

Drittens: Dieser Punkt ist auch von solcher Wichtigkeit, daß hier von einem Weichen und Nachgeben oder auch von einem Kompromiß nicht die Rede sein kann. Die Sache steht doch so: Solange jemand wirklich dafürhält, daß *seine* Bekehrung, Erlangung der Seligkeit und ewige Erwählung sich aus seinem „verschiedenen Verhalten" erkläre, glaubt er noch nicht an die Gnade Gottes, sondern an sein verschiedenes Verhalten, das heißt, an sich selbst. Es handelt sich daher an diesem Punkt um Sein oder Nichtsein des christlichen Glaubens. Die Meinung, daß wir unsern Glauben und unsere Seligkeit unserm „verschiedenen Verhalten" verdanken, *schließt den christlichen Glauben schlechthin aus.* Deshalb spricht die Konkordienformel diese gewaltige Mahnung aus: Wenn wir Gottes wohlverdiente Strafen und gerechtes Gericht an den *Verächtern* seines Wortes und seiner Gnade sehen, so sollen wir daran denken, „was *wir alle* wohl verdienet hätten, würdig und wert wären, weil wir uns gegen Gottes Wort übel verhalten und den Heiligen Geist oft schwerlich betrüben, auf daß wir in Gottesfurcht leben und Gottes Güte ohne unsern Verdienst an und bei uns, denen er sein Wort gibt und läßt, die er nicht verstocket und verwirft, erkennen und preisen". So gewaltig schärft die Konkordienformel ein, daß bei einem Vergleich der Seligwerdenden mit den Verlorengehenden das verschiedene Verhalten abzuweisen und das gleich üble Verhalten zu lehren sei, weil wir nur so an der Gnade, dem einzigen Fundament des Glaubens, bleiben.

Die verschiedenen intersynodalen Thesen, die uns zu Gesicht gekommen sind, enthalten die Erklärung, daß man einstimmig und ohne Vorbehalt die Lehre der Konkordienformel annehme. Das ist lobenswert. Aber zur Tatsache wird diese einstimmige Annahme erst dann, wenn man mit der Konkordienformel das gleich üble Verhalten auf seiten der Seligwerdenden einstimmig und ohne Vorbehalt bekennt und das verschiedene Verhalten einstimmig und ohne Vorbehalt abweist. Man könnte sagen: Kommt nicht auch schon durch andere Redeweisen und Erklärungen, zum Beispiel durch das „aus Gnaden, ohne Verdienst", die Wahrheit in bezug auf die umstrittenen Lehren klar zum Ausdruck? Allerdings! Das Wort „aus Gnaden" besagt bereits alles. Ebenso sind Sätze wie die folgenden völlig richtig: „Die Bekehrung ist allein Gottes Werk", „Die Ursache der Seligkeit ist allein Gottes Gnade in Christo, die Ursache der Verdammnis ist allein des Menschen Unglaube"; ferner: „Bei der Frage, warum unter derselben Gnade und bei gleicher Schuld nicht alle Menschen bekehrt und selig werden, stehen wir vor einem in diesem Leben unerklärlichen Geheimnis" — diese und andere Sätze sind durchaus korrekt. Aber solange man daneben das „verschiedene Verhalten" als Erklärungsgrund, warum nicht alle gläubig werden, festhält und das gleich „üble" Verhalten, das die Konkordienformel auf seiten der Seligwerdenden lehrt, nicht rückhaltlos annimmt, denkt man sich das Wort „Gnade" mit einer *Beschränkung*, wo-

durch die Gnade im Sinne der Schrift und des Bekenntnisses völlig aufgehoben wird. Man argumentiert so: Freilich tut es die Gnade! Weil aber die Gnade nicht unwiderstehlich wirkt, so kommt bei jeder Bekehrung, die tatsächlich eintritt, alles auf das verschiedene menschliche Verhalten an, und darum hängt die Bekehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von dem richtigen Verhalten des Menschen ab. Diese Spielerei mit dem Wort „Gnade", die vom Jahre 1524 an bis zum Jahre 1916 in der Kirche sich findet, ist ausgeschlossen, wenn wir mit der Konkordienformel lehren und bekennen, daß das „verschiedene Verhalten" gar nicht existiert, sondern das gleich „üble Verhalten" Tatsache ist. Sogar der Ausdruck „in gleicher Schuld" hat sich eine Glosse gefallen lassen müssen, und zwar in dieser Weise: Anfänglich sind alle Hörer des Wortes in gleicher Schuld, aber es gibt einen Zwischenzustand zwischen Bekehrtsein und Unbekehrtsein (status medius, homo *renascens*). Die Bekehrung ist ein Prozeß. Im Verlauf dieses Prozesses entwickelt sich eine verschiedene Schuld. Die mit der geringeren Schuld (repugnantia naturalis) werden bekehrt, die mit der größeren Schuld (repugnantia malitiosa) werden nicht bekehrt. Um diese Glosse zur „gleichen Schuld" auszuschließen, sollten die verschiedenen Vereinigungssätze neben der gleichen Schuld auch das gleich üble Verhalten bekennen. Das gleich „üble Verhalten" erzwingt die richtige Auffassung der „Gnade", „Schuld", „Geheimnis" und der andern in Frage kommenden Ausdrücke. Solange das gleich üble Verhalten nicht einstimmig und ohne Vorbehalt angenommen ist, liegt die Möglichkeit vor, daß alle andern an sich richtigen Sätze in verschiedenem Sinne genommen werden. Man muß die Scheu, an den entscheidenden Punkt heranzutreten, überwinden. Es sollte die Einigung in bezug auf diesen Punkt wahrlich nicht schwer werden, da alle Christen vermöge ihrer christlichen Erkenntnis das „verschiedene Verhalten" negieren und das gleich „üble Verhalten" von sich bekennen. F. P.

Der Verfall des kirchlichen Gesanges unmittelbar vor der Reformation.

In der Märznummer der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" von diesem Jahre macht D. Gustav Bossert etliche interessante Mitteilungen über die musikalischen Zustände in Deutschland kurz vor Luthers Auftreten. Seine Angaben entnimmt er zwei Schriften aus der Münchner Bibliothek, dem „Liber Heroicus de Musicae Laudibus" in 468 Hexametern des Ulmer Deutschordenspriesters Joh. Boemus von Aub, 1515, und der 1517 unter dem Titel „Musice Active" erschienenen Musiklehre Andreas Ornitoparchus aus Meiningen. Von Boemus schreibt Bossert: „Seine Schriften beweisen, daß Boemus humanistisch gebildet

war, aber dabei fest auf dem Boden seiner Kirche stand, wie er denn sich nicht genug tun konnte in Lobliedern auf die Jungfrau Maria." Dasselbe Zeugnis stellt Bossert Ornitoparchus aus: „Wie Boemus, ist Ornitoparchus ein tüchtig geschulter Humanist, der auch einen Plato, Aristoteles und Plutarch wie Cicero und Quintilian und andere kennt. Gleich Boemus steht er ganz auf dem Boden der katholischen Kirche. Mit Ehrerbietung redet er vom beatus Gregorius, beatus Thomas, divus Augustinus, divus Bernhardus, vom sanctissimus in Christo pater et dominus Leo papa decimus, während er den Papst Johann XXII. immer nur schlicht papa oder pontifex nennt. Die Geistlichkeit hat ihm eine Würde, welche alle irdische Würde übertrifft. Denn der Priester steht höher als Könige und ist heiliger als Engel. Ihnen gilt das Wort des Psalms (82, 6): ‚Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten.'" Es fließt somit nicht etwa aus einer romfeindlichen Gesinnung, was beide an der Kirche und ihren Priestern auszusetzen haben.

Was nun zunächst das Urteil des Ornitoparchus betrifft, so schreibt Bossert: „Die Führung auf dem Gebiet der Musik sollte nach Ornitoparchus die Geistlichkeit haben. Ihr eigentlicher Beruf sei, dem Volk in der Erfüllung der den stimmbegabten Geschöpfen zugeteilten Aufgabe des Lobes Gottes ein Vorbild zu geben. Ihre vornehmste Pflicht sei daher, in Hymnen und andern Gesängen Gott zu preisen und so das Volk zur Andacht zu stimmen. Wie die Kriegskunst des Feldherrn wahre Zierde sei, so die Musik die der Priester und aller Geistlichen, da alle Gottesdienste nur mit Hilfe der Musik verrichtet werden könnten. So bildet das Verständnis der Musik für Ornitoparchus den eigentlichen Ruhmestitel des Klerus, die Grundlage des Anspruchs auf Geltung und Ansehen. Aber er klagt dann sofort, die wenigsten verstünden diese Kunst außer den Mitgliedern der fürstlichen Kapellen. Nur ganz wenige könnten die Ämter, für welche sie bestellt seien, dem kirchlichen Gebrauch gemäß und vernünftig versehen. Denn wenn selbst die Prälaten von andern Künsten und Wissenschaften wenig genug verstünden, so sei ihnen die Gesangkunst völlig fremd. Viele Priester aber könnten nicht einmal ohne Anstoß und ohne die verwunderlichsten Fehler lesen, so daß die Gläubigen nicht nur in der Andacht gestört, sondern geradezu zu schallendem Gelächter gereizt würden. Im Chor stünden die Prälaten (bzw. Domherren) und blieben stumm wie der Esel bei der Leier oder brüllten wie die Ochsen ohne Rücksicht auf die Regeln, die Weisen und die Vernunft und verwirrten den harmonischen Gesang und störten auch dadurch die Andacht der Gläubigen, die ebenso zum lauten Gelächter veranlaßt würden wie durch das schlechte Lesen. Störend sei auch die falsche Betonung des Textes. In der Domkirche zu Magdeburg hörte man am Schluß der Lektion in den Nokturnen oder Matutinen bei der Bitte: Tu autem, Domine, miserere die Mittelsilbe von Domine ganz regelwidrig lang dehnen, während sie doch sonst überall mit Recht als

Kürze behandelt werde. Seinen Landsleuten in Ostfranken machte er zum Vorwurf, daß sie beim Choralgesang ganz willkürlich die Noten bald dehnen, bald kürzen, wie dies auch in Prag der Fall sei. Seine Landsleute sollten doch von der Hauptkirche ihrer Diözese in Würzburg lernen, wo ganz vortrefflich gesungen werde."

„Weiter befremdeten Ornitoparchus die unreinen Vokale, welche aus der Volkssprache in den kirchlichen Gesang eindrangen. Hier hört man den vielgereisten, gut beobachtenden Mann. In Ostfranken sang man u statt o, z. B. nuster statt noster. In den Klöstern auf dem Lande konnte man vernehmen: Aremus statt Oremus. Die Rheinländer von Speier bis Koblenz machten aus dem Vokal i den Diphthong ei und sangen Mareia; die Westfalen aber verdumpften a zu ä; z. B. machten sie aus abs te äbs te. In Obersachsen (Saxones interiores) aber und Schwaben wurde aus e ein ei, so daß Deus mit Deius gesungen wurde; die Niedersachsen aber machten aus u ü. Weiter beklagt er das Schreien und das plötzliche Hinaufziehen des gesunkenen Tones. Besonders freuten sich die Sachsen und die Anwohner der Ostsee an solchem Schreien, als ob Gott taub wäre oder die Leute im Norden nicht ebenso gut vernehmen könnte als im Süden, weil er hier gen Himmel gefahren sei. Und doch sage Erasmus: Non clamor, sed amor aures demulcet omnipotentis; non strepitus ille labiorum, sed ardens animi votum."

„Beim Psalmengesang fand Ornitoparchus die größte Willkür in Stiften und Klöstern. Jedes hatte seine eigene Weise. Die kirchlichen Verordnungen und die Regeln der Väter wurden nicht beachtet. Daher herrschte durch die ganze Kirche weit und breit Uneinigkeit und Verwirrung, da kaum zwei beim Psalmengesang die gleiche Weise einhielten. Besonders befremdet spricht Ornitoparchus von den Totenfeiern. In Sachsen fand er bei diesen Gottesdiensten einen sehr heiteren, angenehmen Gesang in hohen Tönen im Gebrauch. Er konnte sich das gar nicht anders erklären, als daß in Sachsen der Tod als höchstes Glück betrachtet werde, wie bei Cleobis und Biton, oder die Rückkehr der Seele zur Quelle der lieblichsten Musik im Himmel zur Darstellung gebracht werden solle. Er meinte, sollte diese Annahme zutreffen, dann wären die Sachsen tapfere Verächter des leiblichen Todes und voll eifrigen Strebens nach der himmlischen Herrlichkeit."

„Geradezu empört spricht Ornitoparchus von der Feier der Vigilien, die in schreiendem Widerspruch zu der Pietät gegen die Toten stehe. Sie wurden nach ihm in großer Verwirrung und Eile, ja mit wahrer Verhöhnung der Handlung gefeiert. Man wisse nicht, was für ein böser Geist (Alastor) die Priester dabei beherrsche. Der Zuhörer könne keinen Laut vom andern, keine Silbe von der andern und zuweilen in einem ganzen Psalm keinen Vers vom andern unterscheiden. Das sei eine Pietätlosigkeit, welche die schwerste Strafe verdiene. In seiner tiefen Empörung richtet Ornitoparchus an die Priester sehr beschämende

Fragen: So belohnt ihr Pastoren die Verdienste derer, von deren Wohltaten ihr lebt, und denen ihr verdankt, was ihr seid? So vergeltet ihr denen, deren reiche Gaben ihr täglich fordert, erbittet, erpreßt und erbettelt? Mit solchem Geheul, solchem Gelärm, solchem Gemurmel, dem alle Andacht, alle klare Aussprache der Worte, alle Betonung der Silben fehlt, meint ihr Gott zu versöhnen? Belfernde (rixantes) Hunde würde der große Gott lieber hören als dieses euer Gemurmel. Was soll ich von euren privaten Gebeten sagen, wenn eure Gebete für die Toten derart sind, daß sie den Menschen mißfallen und Gott beleidigen, der unvollkommene Gaben verabscheut? Ich fürchte, sie sind noch schlechter als diese Gebete in der Kirche für die Toten. Oder glaubt ihr nicht, daß ihr einmal von eurem Amt Rechenschaft geben müßt? Oder vernehmt ihr nicht das Wort Ezechiel 33 (V. 6. 8): ‚Von eurer Hand will ich ihr Blut fordern'? Das ist doch ein Wort, das alle sich immer vorhalten müssen, welchen die Sorge für andere anvertraut ist. Man spürt hier das warme Herz des Verfassers, der sich in seiner Teilnahme für die Abgeschiedenen aufs tiefste gekränkt fühlte durch das Gebaren der Priester bei den Totenfeiern. Er erinnert sie schließlich daran, daß sie durch ihr Leben den Untergebenen ein Beispiel der Frömmigkeit geben und den verstorbenen Gläubigen durch ihr Gebet und ihren Gesang Beistand leisten sollten, daß sie von ihren Sünden los werden. Es ist kein Zweifel, daß Ornitoparchus hier auf einen Tiefstand nicht nur des Kirchengesangs, sondern auch des Gottesdienstes aufmerksam macht, der nur etwas sich begreifen läßt aus der häufigen Wiederholung, die nur zu leicht zum handwerksmäßigen Abmachen führt, wie jeder Mann von Erfahrung weiß."

„Fragt man nun: Wie ist es zu diesen Mißständen, zu diesem Verfall des kirchlichen Gesangs, wie ihn Ornitoparchus geschildert hat, gekommen? so antwortet er zunächst, er wisse nicht, ob es dem Glückszufall, der oft Unwürdige befördere, oder der Sorglosigkeit der Prälaten zuzuschreiben sei, daß sich so wenige Musikkundige unter den Geistlichen finden, während doch die Kirchengesetze Musikkenntnis von den Geistlichen fordern. Erinnern wir uns, daß bei der Prüfung der die Weihe begehrenden Geistlichen nur gefordert wurde bene legere, bene cantare ac bene et congrue loqui Latinis verbis. Aber Ornitoparchus meint, die Prälaten seien oft selbst ganz musikunkundig. Darum halten sie gelehrte Leute, deren Kritik sie fürchten, fern und geben Pfründen nur an ihresgleichen und überhäufen sie mit Würden. Die einen gelangen durch Geld, List und Betrug, die andern durch Geschenke oder Begünstigung oder sonst auf unkanonischen Wegen zu kirchlichen Ämtern. Diese Leute meinen, nicht sie haben der Kirche zu dienen, sondern die Kirche ihnen."

„Das trübe Bild, das Ornitoparchus von den Prälaten und der Geistlichkeit am Schluß des Mittelalters unmittelbar vor den Hammerschlägen an der Schloßkirche zu Wittenberg zeichnet, entspricht der

Schilderung, welche auch die katholische Geschichtschreibung unserer Tage von den damaligen Bischöfen und Prälaten darbietet. Aber dabei ist nicht zu vergessen, daß Ornitoparchus ausdrücklich, wie wir hörten, den guten Gesang in der Domkirche zu Würzburg anerkennt, indem er die Ostfranken mahnt, ut in chorali cantu . . . ab Herbipolensi nobili ecclesia, capite suo, in qua optime canitur, canendi exemplum sumant. Ebenso rühmt er die Pflege der Musik in den Klöstern. Denn schon in der Widmung seines ‚Mikrologus' an Bürgermeister und Rat zu Lüneburg weist er hin auf die religiosissimos quosque, qui, etsi ab omnibus terrenis voluptatibus sint alieni, in hac tamen una, tanquam divino quodam oblectamento, iugiter persistunt. Mit großer Begeisterung redet er, wie wir hörten, von der Musikpflege im Zisterzienserkloster Altenzelle, wo der Prior Michael Geitanus als Organist und Bruder Michael Muris Galliculus als trefflicher Kenner der Harmonielehre den besten Meistern in der Musik (summis musice principibus) beigezählt werden dürften. Ganz besonderen Eindruck hatte auf Ornitoparchus die kostbare musikalische Bibliothek des Klosters gemacht, das sich kühn den Fürsten an die Seite stellen dürfe. In seiner Freude ruft er alle Gegner der klösterlichen Musikpflege seiner Zeit in die Schranken (Valeant nunc, qui musicen religiosis interdicunt), wobei uns überrascht, von dem Vorhandensein solcher Gegner zu hören. Ihnen hält er entgegen: die Klosterleute haben keinen gesünderen und ehrbareren Trost als den Gesang (wir würden sagen Unterhaltung). Denn da schwinden alle schlechten Gedanken, Widerrede, Schmähung, Berauschung und Trunksucht bleiben fern."

Was sodann Boemus betrifft, so redet er zwar von den Hymnen, die jetzt in Tempeln und Palästen ertönen, schildert den gewaltigen Eindruck eines Massenliedes auf sein kindliches Gemüt, preist die wunderbare Wirkung eines solchen Marienliedes in der Pestzeit in der Obergegend auf die Kranken, rühmt den nächtlichen Psalmengesang als Schutzmittel gegen die listigen Anläufe der Hölle, singt begeistert von der Musik in fürstlichen Häusern, den nächtlichen Ständchen, den bäuerlichen Festfeiern mit Musik usw., über den priesterlichen Gesang hat er aber in seinem „Liber Heroicus" nichts zu sagen. Bossert schreibt: „Dies Schweigen ist beredt. Boemus, ein treuer Sohn seiner Kirche, war doch seinen priesterlichen Brüdern gegenüber sehr kritisch gestimmt. Das verrät er uns etliche Jahre später in seinem Werk ‚Omnium gentium mores' etc. (Augsburg 1520). Hier weist er allerdings der Geistlichkeit den ersten Rang zu. Sie bilden den obersten Stand in Deutschland vor den Fürsten, weil sie nicht nur Opfer darbringen, der Heiligen Lob singen, Seelsorge üben, sondern auch die Schrift verstehen und auslegen. Aber dann hören wir (am Rand steht Clericorum Germanorum studia!): Ocio maior pars vacat, literis pauci intendunt, pomeridianas horas ludendo potandoque deducentes. Iniurias suas minores sacerdotes ad episcopum deferunt et aliquando ad

Rhomanam curiam, unde gravi damno eos, qui nocuere, afficiunt et sibi securitatem parant. Boemus vermißt hier bei der Mehrzahl der deutschen Geistlichen einen ernsten, ideal gerichteten Sinn und ein wissenschaftliches Streben. Müßiggang, Genußsucht und Streitsucht, welche Prozesse beim Bischof und bei der römischen Kurie hervorruft, sieht bei ihnen Boemus herrschen."

„Diese Charakteristik ergänzt und erklärt die Klage von Ornitoparchus über den kirchlichen Gesang und die Totenfeiern, die wir schon kennen lernten. Diese Klage ist auch durch mancherlei Berichte aus verschiedenen Diözesen aus den ersten Jahren der Reformation als vollständig der Wirklichkeit entsprechend gerechtfertigt. So hat Fr. Herrmann in seinem Buch ‚Die evangelische Bewegung zu Mainz im Reformationszeitalter' (S. 3) die Vernachlässigung der gottesdienstlichen Feiern in Mainz aus den Protokollen des Domkapitels nachgewiesen, wie ich für Speier ebenfalls aus den genannten Speirer Protokollen 1521 und dem Hirtenbriefe des Bischofs vom 19. April 1524 es gezeigt hatte. Ganz ähnlich klingt auch der Hohn des Speirer Pfarrers zu St. Martin Werner von Goldberg in seiner ‚Klageschrift an alle Stände deutscher Nation' über die Choresel, welche heulen wie die Esel in den Mühlen."

„Es ist vollständig begreiflich, daß nun die Führung in der Musik von der Kirche auf die Fürstenhöfe überging. Darin sind Ornitoparchus und Boemus ganz einig. Jener behauptet zweimal, außer denen, welche den Kapellen der Fürsten angehören oder früher angehört hatten, gebe es keine oder nur sehr wenige wahre Musiker. Er rühmt auch die Opfer der Fürsten für die Unterhaltung der Musik an ihren Höfen (Transeo reges et principes, qui ob mirandam artis dulcedinem immensa auri pondera conterunt). Unter den von Ornitoparchus gerühmten sechzehn Komponisten standen wirklich die meisten im Dienst von Fürsten. Nichts ist bezeichnender, als daß er von dem von ihm aufs höchste gewerteten Kloster Altenzelle rühmt, wie wir schon hörten, die meisten der dortigen Klosterbrüder sängen so gut nach Noten, als ob sie von Kind auf in der Kapelle von Fürsten gelebt hätten, und ihre musikalische Bibliothek sei so wertvoll, daß sie hinter keinem Fürsten zurückstehe. Boemus aber preist den Kaiser Maximilian, die sächsischen Fürsten und Ulrich von Württemberg wegen ihrer Liebe zur Musik. In der Kapelle des Kaisers höre man bei der Messe die kunstvollsten Gesänge. In bisher ganz unbekannter Weise ertöne jetzt auch reichbesetzte Instrumentalmusik durch den ganzen Palast. Jeder Fürst aber würde es sich zur Schande rechnen, wenn er ohne Tafelmusik sich zu Tisch setzen würde, während das früher nur Sitte an Königshöfen gewesen sei, welche die Mittel dazu hatten. Was Ornitoparchus von den immensa auri pondera, welche Fürsten auf ihre Hofkapellen verwenden, sagt, findet bei Boemus seine volle Bestätigung. Er rühmt die Musik: Haec inopum est perfida [perfidelis] parens, est anchora,

portus, Est et solamen, requies, spes et medicina; Atque iuvamentum miseros de pulvere tollens Caesareo adiungit lateri et regalibus aulis, Divitias tribuens et magnae nomina famae."

„Sehr verschieden ist das Urteil von Ornitoparchus und Boemus über die Pflege der Musik in den Städten. Jener behauptet, die Städteobrigkeiten, denen die Sorge für die Musik anvertraut sei, wählten die Sänger als Leiter der kirchlichen Musik und als Bildner der Jugend nicht mit Rücksicht auf ihr Musikverständnis, sondern auf ihre derbe Stimme (secundum vocis asperitatem) in der Meinung, Gott werde durch Geschrei und Gebrüll (boatibus mugitibusque) gnädig gestimmt, während er mehr durch liebliches Wesen als durch Geräusch, mehr durch Herzensandacht als durch die Stimme nach der Schrift erfreut werde. . . . Ganz anders redet Boemus von den Städten. Er sagt, die altehrwürdigen Reichsstädte hätten jetzt jede ihre Pfeifer und Flötenbläser und eine ganze Schar von Sängern. Leider nennt er uns keinen der städtischen Musiker, so daß es schwer ist, über deren Wert und Bedeutung zu urteilen. Dagegen rühmt er als hervorragenden Orgelbauer Joh. Kindler in Rothenburg an der Tauber, dessen Werke bei 1000 Philippstaler kosteten."

„Als allgemeins Urteil über den deutschen Gesang bringt Ornitoparchus ein Wort von Franchinus: Die Engländer jauchzen, die Franzosen singen, die Spanier plärren (ploratus promunt), von den Italienern mäckern (caprisare) die Bewohner des Ufers von Genua, die andern bellen, die Deutschen aber heulen wie die Wölfe. Ornitoparchus möchte dieses Wort aus Liebe zum Vaterland nicht weiter verbreiten, aber die Wahrheit zwingt ihn, es auszusprechen. Dieses Urteil kann darum nicht überraschen, weil nach Ornitoparchus die Deutschen vielfach in der Kirche die Priester heulen hörten, und auch die städtischen Musikmeister Gott mit Geschrei und Gebrüll zu dienen meinten. Gegenüber der herben Kritik des Franchinus, die sich Ornitoparchus aneignete, steht das freundlich wohlwollende Urteil von Boemus, der sich der Sangesfreudigkeit des Volkes freut, ohne allzu hohe Anforderungen an den Volksgesang zu machen. Er sagt: Iam canit omnis homo, iuvenis, vir, foemina, virgo, Civis et agrestis, doctus, rudis, altus et imus, Effectus numeri varios insignis et artis Complexi: moestas abigunt de pectore curas, Alter et alterius languentia corda resolvit, Mitigat, inflammat, submittit et erigit. — Wohl beschreibt Boemus die mancherlei Äußerungen dieser Volkskunst bis zum Gesang des alten Mütterchens am Spinnrocken, aber über den musikalischen Werk derselben vernehmen wir kein Urteil. Jedenfalls geht aus allen Schilderungen hervor, daß Boemus ein Wohlgefallen an diesen schlichten Ergüssen des Volksgemüts hatte, und er sich kräftig gegen das Urteil gewehrt hätte, daß die Deutschen, statt zu singen, heulen. Aber bemerkenswert ist, daß bei all diesen Kundgebungen des sangesfrohen Volkes die Teilnahme am kirchlichen Gesang bei Boemus keine Rolle spielt. Denn der nächtliche Psalmengesang in der Kirche,

von welchem er redet, ist kein Volksgesang, sondern eine Leistung der Stiftsherren und Klosterleute.“

Seinen Bericht über die musikalischen Zustände in Deutschland ums Jahr 1516, wie sie von Boemus und Ornitoparchus geschildert sind, schließt Bossert mit der Bemerkung: „Nur auf eins möchte ich noch hinweisen. Auch bei Ornitoparchus wie bei Boemus tritt der kirchliche Volksgesang in keiner Weise hervor. Wir erkennen hier die große Wendung, welche Luthers Gesangbüchlein mit allen seinen Nachfolgern hervorbrachte, so daß das Volk von selbst anstimmte: ‚Es ist das Heil uns kommen her‘, um die Priester bei der Messe zum Schweigen zu bringen. Der Choralgesang wurde eine Macht, deren Bedeutung auch die Gegner anerkannten, so daß Mich. Vehe ein katholisches Gesangbuch herausgab. Es gab jetzt Kantoren von Bedeutung. Auf dem Boden der Musik setzte eine neue Bewegung ein, welche in Joh. Seb. Bach einen Höhepunkt erreichte.“ F. B.

Der biblische Begriff „glauben“.

(Fortsetzung.)

Der religiöse Sprachgebrauch. Zwischen dem bürgerlichen und dem eigentlich religiösen Gebrauch des Wortes stehen zwei Aussagen der Schrift gleichsam in der Mitte: Hiob 4, 18 und 15, 15. In diesen beiden Stellen wird האמין von Gott selbst prädiziert. Darum können wir sie auch unter dieser Rubrik mit aufführen. Hiob 4, 17. 18: „Ist ein Mensch gerechter als Gott? Ist ein Mann reiner als sein Schöpfer? Siehe, auf seine Diener verläßt er sich nicht, und seinen Engeln legt er Irrtum bei.“ Hier will Eliphas durch eine conclusio a majori ad minus (von Engeln auf Menschen) Hiob widerlegen, wenn er meine, er sei gerecht, und Gott tue ihm unrecht. Wenn sündlose Engel vor Gott nicht bestehen können, wieviel weniger ein sündlicher Mensch. Hier erklärt der Parallelismus in V. 18 die Bedeutung von האמין: „Er legt seinen Engeln Irrtum bei, darum glaubt er nicht an sie.“ Wem man Irrtum beilegt, auf den kann man sich nicht unbedingt verlassen, ihn nicht zum festen Halt seines Herzens machen. Hiob 15, 15 wird derselbe Gedanke von Eliphas wiederholt: „Was ist der Mensch, daß er rein sei, und daß das Kind eines Weibes gerecht sei? Siehe, an seine Heiligen glaubt er nicht, und die Himmel [Himmelsbewohner] sind nicht rein in seinen Augen.“ Dadurch, daß die Engel hier „Gottes Heilige“ genannt werden, wird ihre Sündlosigkeit bestätigt; und doch sind sie in Gottes Augen nicht so rein, das ist, so vollkommen, daß er auf sie sich unbedingt verließe. In diesen beiden Stellen scheint das „Wort“ als Korrelat des Glaubens auszufallen. Jedoch wenn wir die Aussage des Eliphas nach dem bisher beobachteten Sprachgebrauch verstehen und das Wort, dem geglaubt wird, ergänzen, so ergibt sich der Sinn: „Auch

wenn die Engel dem HErrn geloben, alles nach seinem Willen auszurichten, verläßt er sich doch nicht auf sie und ihr Wort in der Weise, daß er sich ganz und gar daran hielte", wie etwa ein Mensch sich auf einen andern verläßt (cf. Achis). Es würde ja auch dem Verhältnis zwischen Schöpfer und Kreatur zuwider sein, wenn es anders wäre. Auch hier schafft die eigentliche Bedeutung von האמין klares Verständnis: Gott glaubt wohl dem Worte aufrichtiger Herzen; aber er macht das Wort weder der Engel noch der Menschen zu seinem festen Halte, auf Grund solches Wortes zu bauen und danach sein Tun oder Lassen einzurichten, wie etwa ein Mensch auf die feste Zusage eines andern baut und von solchem Vertrauen sich in seinem Handeln bestimmen läßt. Auch wenn man bei diesen und ähnlichen Stellen (wie Hiob 39, 12) die Beziehung des „glauben" auf ein Wort oder Versprechen ausschaltet und einen verallgemeinerten Gebrauch des Wortes annehmen zu müssen glaubt, so bleibt doch die eigentliche Grundbedeutung, „etwas zum festen Halt seines Herzens und Vertrauens machen", unverändert; nur daß dann, bei Ausschaltung des Wortes, die Person selbst das direkte Objekt wird.

Gen. 15, 6 begegnen wir dem Ausdruck glauben zum erstenmal in der Schrift. Da wird von Abraham gesagt: „Und er glaubte an den HErrn, und das rechnete er ihm an als Gerechtigkeit." Hier geht unmittelbar eine göttliche Verheißung vorher: „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne! Kannst du sie zählen? Also soll dein Same sein." Dadurch, daß im Anschluß hieran das Verhalten Abrahams als glauben bezeichnet wird, ist die Beziehung auf das göttliche Verheißungswort sichergestellt; dies Wort war das nächste Objekt, welches Abraham „zu seinem festen Halt machte". Wenn sodann auch האמין selbst grammatisch auf den HErrn als Objekt gerichtet ist, so zeigt doch der Zusammenhang, daß der HErr erst durch sein Verheißungswort Objekt des Glaubens Abrahams geworden ist; das Wort war das Mittel, durch welches und in welchem der HErr sich dem Abraham als festen Halt darbot, und in welchem Abraham den HErrn zu seinem festen Halt machte. In bezug hierauf schreibt der heilige Apostel Röm. 4, 19 ff.: „Und nicht schwach werdend im Glauben, achtete er nicht auf seinen eigenen schon erstorbenen Leib, da er schon hundert Jahre alt war, und den erstorbenen Leib Saras; hingegen an der Verheißung Gottes zweifelte er nicht durch Unglauben, sondern ward stark im Glauben, indem er Gott die Ehre gab und voller Gewißheit war (*πληροφορηθείς*), daß, was er verheißen hat, er auch mächtig ist zu tun. Darum wurde es ihm auch zur Gerechtigkeit gerechnet." Hier haben wir eine authentische Erklärung über Wesen und Tätigkeit des Glaubens Abrahams. Heben wir einige Punkte heraus. 1. Als Abraham die Verheißung empfing: „Also soll dein Same sein", stand er bereits im Glauben. Denn „er ward nicht schwach im Glauben"; auch zeigt uns Hebr. 11, 8, daß er im Glauben schon der Berufung Gottes gefolgt war. Die Verheißung: „Also soll dein Same

sein“ bewirkte nicht erst den Glauben, sondern sollte die aus dem Fleisch kommenden Anfechtungen Abrahams (15, 1—3) entkräften und den Glauben neu beleben. Die Entstehung des Glaubens Abrahams war durch seine Berufung gewirkt, da ihm die Verheißung wurde: „Es sollen gesegnet werden in dir alle Geschlechter der Erde“, 12, 3. Damit war dem Abraham zugesagt, daß er der Stammvater des Weibessamens, des Erlösers und Segenbringers, sein solle, wie ja „in dir“ durch „in deinem Samen“ sowohl Gen. 18, 18 als auch Gal. 3, 8. 16 erklärt wird. 2. Der Glaube sieht auf nichts anderes als auf das Wort; das Wort macht er zu seinem festen Halt. Abraham sah nicht auf sein und seines Weibes Alter, sondern auf die Verheißung Gottes. 3. Der Glaube ist ein Nichtzweifeln (Hebr. 11, 1) am Worte Gottes. Zweifeln setzt der Apostel gleich mit Unglauben. Aus dem Gegensatz zum Begriff des Glaubens erkennen wir: Unglaube ist, Gottes Wort nicht zu seinem festen Halt machen, an Gottes Verheißung zweifeln. 4. Hier erklärt der Apostel selbst die Redeweise, „an den HErrn glauben“ für prägnant, indem er die „Verheißung“ einschaltet und damit lehrt, daß man Gott selbst nur auf Grund einer Verheißung zu seinem festen Halt machen könne, von wahrem oder eigentlichem Glauben nur da die Rede sein kann, wo eine Verheißung vorliegt. 5. Durch solchen Glauben wird Gott die Ehre gegeben. Anerkennung der Wahrheit. 6. Der Glaube ist eine völlige Gewißheit (πληροφορία) des Herzens, ein völliges Vertrauen auf Gottes Wahrhaftigkeit und Macht. Diese πληροφορία wird auch hier durch die Konstruktion mit ב (wie bei Achis, 1 Sam. 27) zum Ausdruck gebracht. Über die Worte: „und das rechnete er ihm an als Gerechtigkeit“ wollen wir hier nur bemerken, daß damit nicht auf die Stärke des Glaubens, sondern auf das Objekt desselben reflektiert wird. Abrahams Glaube bedurfte ja auch der Stärkung in der Anfechtung (V. 1—3), war also an sich nicht vollkommen. Wie alle rechtgläubigen Ausleger erkannt haben, und wie der Apostel selbst nach den angeführten Worten weiter ausführt (Röm. 4, 24. 25), war es das Objekt des Glaubens: der in der Verheißung vorgestellte Erlöser, um dessentwillen der Glaube ihm als Gerechtigkeit angerechnet wurde.

Ex. 4 finden wir das Wort glauben am häufigsten gebraucht, nämlich sechsmal: V. 1. 5. 8 (zweimal). 9. 31. Moses war von dem HErrn berufen worden, das Volk auszuführen aus der Knechtschaft Ägyptens. Nun wandte er ein: „Aber siehe, sie werden mir nicht glauben und nicht hören auf meine Stimme; denn sie werden sagen: Nicht erschienen ist dir der HErr“, V. 1. „Damit sie glauben, daß dir der HErr erschienen sei“, V. 5, gab ihm der HErr die bekannten Zeichen mit dem Stabe und mit der Hand. „Und es wird geschehen, wenn sie dir nicht glauben und nicht hören auf die Stimme des ersten Zeichens, so werden sie der Stimme des andern Zeichens glauben“, V. 8. „Und es soll geschehen, wenn sie auch diesen beiden Zeichen nicht glauben und nicht hören auf deine Stimme, so sollst du von dem Wasser des Stromes nehmen und

auf das Trockene ausgießen, und es wird das Wasser, welches du aus dem Strom nehmen wirst, zu Blut werden auf dem Trockenen“, V. 9. Der Erfolg der Sendung Mosis wird V. 31 beschrieben: „Und es glaubte das Volk, und sie hörten [das heißt, mit gehorsamem Herzen annehmen], daß der HErr an die Kinder Israel gedacht [sie heimgesucht] habe, und daß er angesehen habe ihr Elend. Und sie neigten sich und beteten an.“ Hier lag das Problem vor, das Volk zum Glauben an die göttliche Berufung und Sendung Mosis zu bringen, sie davon zu überzeugen. Dieser Glaube sollte durch Wort und Zeichen gewirkt werden. Auch die Zeichen werden hier als redend („Stimme“), also als Wort, dargestellt; das sichtbare Wort redet eine überzeugende Sprache. (Cf. Gen. 45, 26: Jakob; 1 Reg. 10, 6. 7; auch Matth. 12, 23: „Ist dieser nicht Davids Sohn?“ Hiob 5, 36; 10, 25; 14, 11.) Wir lernen hier, daß zum Glauben vor allem eine Überzeugung des Intellekts von der Wahrheit einer Kunde gehört; aber nicht allein eine solche Überzeugung, sondern auch der Beifall des Willens, der das, was der Verstand als göttliche Wahrheit erkannt hat, auch mit dem Herzen zu seinem festen Halt macht. Achten wir auch auf den Gemütszustand des Volkes Israel in Ägypten, wie sie meinten, der HErr habe ihrer vergessen und frage nichts nach ihrem Elend, so gewinnen wir aus Ex. 4 ein klares Bild, wie der HErr den Glauben wirkt. Er wirkt ein durch das Wort auf Verstand und Willen, und zwar auf überzeugende Weise, um die Wahrheit seines Wortes bei dem Menschen über allen Zweifel zu erheben und das Herz zu gewinnen, so daß es ihn, den HErrn, mittelst des Wortes zu seinem festen Halt mache. Das Volk sollte wieder Zutrauen zu ihm gewinnen und in Wahrheit an ihn glauben. Daher finden wir hier den auffällig häufigen Gebrauch von האמין. Und der Erfolg: „Sie glaubten und hörten, daß der HErr sie heimgesucht und ihr Elend angesehen habe.“ Die Botschaft nahmen sie als Evangelium von Gottes Barmherzigkeit an; ihr Herz war gewonnen. Darum auch die Frucht des Glaubens: „sie neigten sich und beteten an“. Der HErr war wieder ihr fester Halt geworden; sie hatten es mit gehorsamem Herzen gehört, aufgenommen. (Cf. Joh. 8, 45—47.) Die Sendung Mosis als des Erlösers Israels war Vorbild und Parallele der Sendung des Sohnes Gottes. Wie Moses durch Wunder sich erweisen sollte, um Glauben zu finden, so waren auch Christi Wunder in erster Linie Beglaubigung seiner göttlichen Sendung (Act. 2, 22) und seines Evangeliums von der ewigen Erlösung.

Ex. 14, 31: „Und Israel sah die große Macht, welche der HErr an den Ägyptern bewiesen hatte; und das Volk fürchtete den HErrn, und sie glaubten an den HErrn und an Mose, seinen Knecht.“ Auch hier wird der Glaube durch Erfahrung und Bestätigung der Verheißung zum völligen Vertrauen, zur gewissen Zuversicht, wie solches hier durch die Konstruktion mit ב angezeigt wird. Im 4. Kapitel war האמין mit ל oder mit einem Satz („daß“) verbunden, um den anfänglichen Glau-

ben darzustellen; hier aber soll der erstarkte Glaube durch ב beschrieben werden. Wenn es hier nun heißt: „Sie glaubten an den HErrn und an seinen Knecht Mose“, so erkennen wir hier wieder die bekannte Prägnanz. Sie machten mit vollem Vertrauen den HErrn zu ihrem festen Halt; das geschah aber, indem sie das von dem Knecht des HErrn ihnen vermittelte Wort zum festen Halt ihres Herzens machten. Sie erkannten und erfaßten in dem Propheten den durch Gottes mächtige Hilfe als Knecht des HErrn erwiesenen Vermittler des Wortes des HErrn; darum auch ihr unbedingtes Vertrauen auf diesen Mittler. Das Vertrauen auf die göttliche Sendung des Mittlers, also auf den Mittler selbst als Gottes Boten, war die Stufe, auf der sie mit ihrem Herzen zu dem HErrn selbst kamen. So redet ja auch das Neue Testament (Hebr. 7, 25), daß wir „durch Christum zu Gott kommen“, „durch ihn an Gott glauben“, 1 Petr. 1, 21. Ex. 19, 9. In diesem Kapitel wird die Bundesschließung Gottes mit Israel erzählt. Dabei war Moses der Mittler. Sollte aber das Volk den durch ihn vermittelten Bund als göttlich anerkennen, so war es nötig, daß Moses dabei öffentlich von Gott beglaubigt wurde. Darum lesen wir: „Und der HErr sprach zu Moses: Siehe, ich werde zu dir kommen in einer dichten Wolke, auf daß das Volk höre, wenn ich mit dir rede, und auch an dich glaube ewiglich.“ Diese Aussage ist ähnlichen Charakters wie Kap. 14, 31. Hätte Israel nicht an Moses geglaubt, ihn als Mittler Gottes nicht zum festen Halt ihres Herzens und Vertrauens gemacht, wie hätten sie das durch ihn übermittelte Wort Gottes zu ihrem festen Halt machen und dessen gewiß sein können, daß Gott mit ihnen einen Bund geschlossen habe! Mosis Wort sollte ihnen Gottes Wort sein, wie es ja an sich auch war. Das Herz des Volkes sollte das Wort des Mittlers zu seinem festen Halt machen, das heißt, glauben. (Hierzu wäre des Vaters Rede vom Himmel bei der Taufe Christi, bei seiner Verklärung und Joh. 12, 28 zu vergleichen, wodurch den Kindern des Neuen Testaments das Wort des rechten Mittlers als Halt ihres Herzens geboten wird: „Den sollt ihr hören!“ Cf. 2 Petr. 1, 17—19.)

Num. 14, 11: „Und der HErr sprach zu Mose: Wie lange verachtet mich dies Volk, und wie lange wollen sie nicht glauben an mich trotz aller Zeichen, die ich in ihrer Mitte getan habe?“ Das Volk hatte sich durch die zurückgekehrten Kundschafter ängstigen lassen und ihrem Wort mehr geglaubt als der Verheißung des HErrn. „Warum hat uns der HErr ausgeführt in dies Land, daß wir durchs Schwert fallen, und unsere Weiber und Kinder zur Beute werden?“ Josua und Kaleb mahnten: „Empört euch nur nicht wider den HErrn!“ (V. 9.) Wir haben hier eine Beschreibung des Abfalls vom HErrn, des Unglaubens. Die Israeliten wollten sich selbst einen Hauptmann wählen, der sie wieder nach Ägypten führen solle. Sie hatten ihren Halt am HErrn fahren lassen. Die einzelnen Momente des Unglaubens sind: 1. Gott verwerfen, verachten, V. 11; 2. den Halt an Gottes Wort und an Gott

selbst fahren lassen, V. 11. 3, das Wort einer Kreatur höher achten als Gottes Wort; 3. Empörung wider Gott, Ungehorsam gegen sein Wort, V. 9. Dies letztere ist die unmittelbare Folge, wenn ein Mensch mit seinem Herzen vom HErrn weicht und das Wort eines andern (und damit den andern selbst) zum Halt seines Herzens macht. So lehrt uns diese Stelle: 1. Glaube ist das treue Festhalten an Gott und seinem Wort. 2. Wie der Unglaube aus einer Geringschätzung Gottes hervorgeht, so involviert der Glaube eine Hochschätzung Gottes. 3. Wie die Folge des Unglaubens Empörung ist, so ist die Folge des Glaubens Unterwerfung und Gehorsam gegen Gottes Wort. (Cf. Deut. 1, 32; 9, 23; Ps. 78, 32. 22; 106, 24.) Num. 20, 12: „Und der HErr sprach zu Mose und zu Aaron: Weil ihr nicht geglaubt habt an mich, mich zu heiligen [als heilig zu behandeln; Gesenius] vor den Augen der Kinder Israel, darum sollt ihr nicht diese Gemeinde in das Land bringen, welches ich ihnen gegeben habe.“ Moses hatte Befehl vom HErrn, den Stab zu nehmen und mit dem Fels zu reden vor den Augen des Volkes, so werde Wasser aus dem Felsen gehen. Statt sich allein nach dem Wort des HErrn zu richten, sprach er zu der versammelten Gemeinde: „Höret, ihr Widerspenstigen, werden wir aus diesem Felsen Wasser für euch herausgehen lassen?“ „Und Moses hub auf seine Hand und schlug den Fels mit dem Stabe zweimal“, V. 10. 11. Sowohl aus seinen Worten als auch aus seinem Tun, da er den Felsen zweimal schlug, erkennen wir, daß Moses und Aaron sich nicht unbedingt und völlig auf das Wort des HErrn verlassen hatten; sie meinten, der Unglaube des widerspenstigen Volkes werde Gottes Verheißung hindern und zunichte machen. Die zweifelnde Frage entheiligte auch die Wahrheit des Wortes Gottes und so den HErrn selbst in den Augen des Volkes. Auch hier erkennen wir, daß Glaube ein Nichtzweifeln an der Gewißheit des göttlichen Wortes ist; und wer daran zweifelt, der glaubt nicht an den HErrn selbst („nicht geglaubt habt an mich“). Danach ist Glaube das unbedingte Sichverlassen auf die göttliche Verheißung, wodurch das Herz den HErrn selbst zu seinem festen Halt macht. Unglaube ist eine Entheiligung Gottes. Diese beiden Stellen (Num. 14, 11 und 20, 12) zeigen uns auch, daß zum Glauben sowohl Beständigkeit, ein beharrliches Vertrauen auf den HErrn und sein Wort, gehört als auch dies, daß das Zweifeln an Einer Verheißung schon Unglaube ist. Damit ist nicht gesagt, daß der Unglaube betreffs Einer Verheißung schon alles „Glauben“ aufhebt: Moses und Aaron waren nicht gänzlich vom HErrn abgefallen.

2 Reg. 17, 14: „Aber sie gehorchten nicht [als der HErr sie durch seine Propheten bezeugen ließ], sondern machten ihren Nacken hart wie der Nacken ihrer Väter [war], welche nicht glaubten an den HErrn, ihren Gott.“ Hier wird der Abfall Israels zum Götzendienst und die Strafe des Exils und der Verstoßung beschrieben. Sie fielen in das Exempel des Unglaubens, das ihre Väter gegeben hatten. Ihre Väter

hatten den HErrn und sein Wort nicht zum festen Halt ihres Herzens gemacht, sondern sich ungehorsam und hartnäckig erwiesen; so auch die Nachkommen. Wer mit seinem Herzen vom HErrn weicht, der gehorcht nicht mehr, sondern verhärtet sich gegen das Wort. Zum wahren Glauben gehört Aufnahme des göttlichen Zeugnisses und Befolgung desselben. 2 Chron. 20, 20 ermahnt der König Josaphat sein in den Kampf gegen übermächtige Feinde ziehendes Volk: „Glaubet an den HErrn, euren Gott, so werdet ihr Bestand haben; glaubet an seine Propheten, so wird es euch gelingen.“ Hier sehen wir wieder, wie der Glaube an die Propheten mit dem Glauben an Gott gleichgesetzt ist, da ja das Wort des HErrn durch die Propheten erging (wie Ex. 14, 31; 19, 9). Jedoch auch für die bisher dargelegte eigentliche Bedeutung von glauben (האמין) liefert diese Stelle den vielleicht überzeugendsten Beweis. Wir haben hier ein Wortspiel: dasselbe Verbum אמן wird im Vordersatz wie im Nachsatz gebraucht, einmal im Hiphil und sodann im Niphal. Möglichst wörtlich übersetzt, lauten die Worte: „Machet den HErrn, euren Gott, zu eurem festen Halt“ (mit ב), „so werdet ihr gehalten werden.“ Hier lehrt uns die Gegenüberstellung des passiven Niphal zum Hiphil, daß dieses letztere durchaus im aktiven Sinn verstanden werden müsse; es soll eine Tätigkeit, „etwas zu seinem festen Halt machen, sich fest an etwas halten“, zum Ausdruck bringen. Das beweist auch die Intention der Rede; denn es ist eine Mahnung, die zu einer Tätigkeit auffordert. Die Meinung der Worte ist also diese: Verlaßt euch mit völligem Vertrauen des Herzens auf den HErrn und auf die durch des HErrn Propheten gegebene Verheißung (V. 14—17), so wird der HErr euch bestehen lassen (euer „Halter“ sein, der euch hält), und ihr werdet es wohl ausrichten. Der HErr wird ihr Halt und Halter sein, und sie werden den Sieg erlangen. 2 Chron. 32, 15 warnt der Abgesandte Sanheribs die Einwohner Jerusalems: „Laßt euch nicht von Hiskia täuschen und laßt euch nicht von ihm verführen auf solche Weise und glaubt ihm nicht; denn kein Gott irgendeines Volkes und Reiches vermag sein Volk aus meiner Hand zu erretten“ usw. Auch hier heißt glauben: das Wort jemandes zu seinem festen Halt machen, sich darauf verlassen. (Weil Hiskia das Volk zum Vertrauen auf Gottes Hilfe ermahnt hatte, müssen wir diese Stelle zum religiösen Sprachgebrauch zählen.)

Jes. 7, 9: „Wenn ihr nicht glaubet, so werdet ihr keinen festen Stand haben“ (so werdet ihr nicht gehalten werden). Das sind Worte des Propheten an Ahas. Gott hatte dem König verheißen, daß der Feinde Anschlag nicht bestehen und nicht geschehen werde, V. 4. 7. Diese göttliche Zusage soll Ahas zu seinem festen Halt machen. Wenn er dies aber nicht tut, so wird der HErr ihn und sein Haus auch nicht halten. Wir haben hier eine Parallele zu 2 Chron. 20, 20; das dort beobachtete Wortspiel wird auch hier angewandt, darum gelten auch hier die daraus dargelegten Wahrheiten. Der Unterschied beider Stellen ist nur der von

Mahnung und Warnung. Jes. 28, 16: „Der Glaubende wird nicht fliehen“ (müssen). Um diese Worte zu verstehen, müssen wir den Kontext etwas näher ansehen. Der Prophet verkündet den Trunkenen zu Ephraim das Gericht. Darauf wendet er sich an die Spötter zu Jerusalem: „Darum höret das Wort des HErrn, ihr Männer des Spottes, ihr Spottversdichter [oder Herrscher] dieses Volkes zu Jerusalem: Weil ihr gesagt habt: Wir haben mit dem Tode einen Bund geschlossen und mit der Hölle einen Vertrag gemacht; wenn die daherflutende Geißel vorübergeht, wird sie nicht an uns kommen; denn wir haben die Lüge zu unserer Zuflucht gesetzt, und in Falschheit haben wir uns verborgen, darum so spricht der HErr Jehovah: Siehe, ich bin es, der zu Zion einen Stein gelegt hat, einen bewährten Stein, einen kostbaren Eckstein, der wohl gegründet ist. Wer glaubet, der wird nicht fliehen. Und ich will das Recht zur Richtschnur setzen und Gerechtigkeit zur Setzwage. Aber der Hagel wird die Zuflucht der Lüge wegraffen, und Gewässer werden den Schlupfwinkel überfluten. Und es wird abgetan werden euer Bund mit dem Tode, und euer Vertrag mit der Hölle wird nicht bestehen, wenn die daherflutende Geißel vorübergeht; und ihr werdet ihr sein zur Zertretung“ (von ihr zertreten werden), V. 14—18. Das abgefallene Volk verließ sich auf etwas anderes als auf den HErrn; Lüge und Falschheit machten sie zu ihrem Zufluchtsort, zu ihrem festen Halt. Dadurch meinten sie, vor Tod und Hölle, vor Gottes strafendem Gericht, sicher zu sein. Demgegenüber zeigt ihnen der HErr den rechten Halt in dem von ihm gelegten kostbaren Eckstein zu Zion. Wir wissen, daß dieser Eckstein der Messias mit seinem Evangelium ist. Wer an den glaubt, wer nicht die Lüge, sondern die göttliche Wahrheit, die in dem Messias offenbart und verkörpert ist, zu seinem festen Halt macht, der wird nicht fliehen müssen, der wird vor dem göttlichen Gericht nicht zuschanden werden (nach LXX: לֹא יֵבוֹשׁ = οὐ μὴ καταισχυνθῇ; vom Neuen Testament gutgeheißen, 1 Petr. 2, 6); der wird vor der Geißel des göttlichen Gerichts sicher sein. Auch dies Bild von dem Eckstein, auf den wir uns durch Glauben erbauen sollen, der uns fest und sicher hält und trägt, zeigt das Wort „glauben“ in seiner eigentlichen Grundbedeutung.

Jes. 43, 10. 11: „Ihr aber seid meine Zeugen, spricht der HErr, und mein Knecht, welchen ich erwählt habe, daß ihr erkennet und mir glaubet und einsehet, daß ich es sei. Vor mir ist kein Gott gebildet, und nach mir wird keiner sein. Ich, ich bin der HErr, und ist außer mir kein Heiland.“ In diesem Kapitel verheißt Gott, daß er seine Kirche, seine Auserwählten, aus aller Welt sammeln werde, V. 1—7. Im Gegensatz zu den Erwählten werden dann die Völker genannt, die den HErrn und sein prophetisches Wort nicht haben, V. 8. 9. Diesen wiederum gegenüber erscheinen die Erwählten als Gottes Zeugen, die er sich erwählt hat, daß sie ihn erkennen, ihm glauben und mit rechtem Verständnis einsehen, daß er allein wahrer Gott und der einzige Hei-

land sei. Hier steht „glauben“ mit „erkennen“ und „einsehen“ (also überzeugt sein) zusammen. Der Kontext zeigt, daß diese Erkenntnis und Einsicht als eine Folge des prophetischen Wortes dargestellt wird; darum wird auch „glauben“ mit ל prägnant konstruiert. Auch hier liegt die Bedeutung klar zutage: Durch Erkenntnis und Verständnis des Wortes den HErrn als einigen Gott und Heiland zu seinem festen Halt machen. Dazu hat der HErr die Seinen erwählt. Sodann offenbart uns auch diese Stelle, wessen Werk eigentlich der Glaube sei. Hat Gott dazu erwählt, so ist die Entstehung desselben nicht eines Menschen eigenes Werk, sondern Gott wirkt ihn infolge und gemäß seiner Erwählung. Daß der Mensch glaubt, ist ja seine eigene Tätigkeit; daß aber dieses Glauben entsteht, ist allein Gottes Wirkung. (Cf. die Vergleichung des Glaubens mit „leben“, Gal. 2, 20; Eph. 2, 1—5.) Jes. 53, 1: „Aber wer glaubt unserer Predigt, und wem wird der Arm des HErrn offenbar?“ Unter dem Arm des HErrn haben viele Ausleger entweder das Wort der Predigt oder Gottes Kraft, Hilfe oder Erlösung verstanden. Wir werden aber nicht fehlgehen, wenn wir darunter den Sohn Gottes, den Erlöser selbst, verstehen. Denn nicht allein berechtigt uns dazu Kap. 51, 9, wo der Arm des HErrn angeredet wird, und 52, 10: „Der HErr hat entblößt seinen heiligen Arm vor den Augen aller Völker, und es werden sehen aller Welt Ende das Heil unsers Gottes“ (Luk. 2, 30 ff.), wie auch, daß derselbe 52, 13 des HErrn Knecht genannt wird, sondern nach den Worten: „Wem wird der Arm des HErrn offenbar?“ bleibt auch dieser Arm des HErrn das Subjekt in den folgenden Aussagen (wenn auch das Genus im Verbum nun geändert wird, um die Person als Knecht des HErrn zu beschreiben). Hier erkennen wir: In der Predigt wird der Arm des HErrn vor Augen gestellt. Wer der Predigt zufällt, sie als Gottes Wort zu seinem festen Halt macht, dem wird der Arm des HErrn offenbar, der macht damit den Erlöser selbst zum festen Halt seines Herzens und Vertrauens. Wo der Mensch gläubig wird, da findet eine innere Offenbarung, ein Wegnehmen der verhüllenden Decke (2 Kor. 3, 15 f.) statt. Intellektuelle Erkenntnis des Wortes und damit des Erlösers und dazukommendes, damit wesentlich verbundenes unbedingtes Vertrauen sind das Wesen des Glaubens. Daher wird ja auch der Glaube selbst oft genug im Neuen Testament als Erkenntnis bezeichnet, Joh. 17, 3 et al.

Jona 3, 5: „Und es glaubten die Männer zu Ninive an Gott.“ Dies ganze dritte Kapitel ist eine Beschreibung und Exemplifikation des rechtfertigenden Glaubens, und zwar nach seiner Entstehung, nach seinem Wesen und nach seiner Folge. Jonas trat auf mit der Predigt: „Noch vierzig Tage, so wird Ninive umgekehrt werden“ (wie Sodom). Das war eine Androhung des göttlichen Gerichts, aber eine bedingte, wie die Worte zeigen: „noch vierzig Tage“. Falls die Niniviten in dieser Gnadenfrist nicht Buße täten, würde das Gericht eintreten. Daß es mit dieser Predigt auf Buße abgesehen war, zeigt ja auch die Sen-

dung des Jonas an sich. Denn wenn das Gericht unbedingt hätte kommen sollen, wozu dann noch zuvor die Sendung des Propheten? Jonas' Predigt war Bußpredigt und enthielt dabei auch das Evangelium von der Gnade in Christo für alle Bußfertigen, wenn dieses Evangeliums hier auch nicht weiter Erwähnung geschieht — das war einfach selbstverständlich. Denn ohne Christi Versöhnung gibt es keine Gnade bei Gott. Dies Evangelium wird auch durch האמין angezeigt: sie machten Gott zum festen Halt ihres Herzens. Verließen sie sich darauf, daß Ninive untergehen sollte? Doch wohl nicht, sondern auf die ihnen jetzt angebotene Gnade in Christo. Im Evangelium machten sie Gott zum Halt ihres Herzens. Über die Entstehung solchen Glaubens gibt V. 6 Aufschluß in dem Ausdruck ויגע: das Wort „traf, rührte“ den König; der Ausdruck besagt mehr als „es kam vor ihn“. Was dieses Wort wirkte, wird sodann als Abkehr von der Sünde (bei äußerlicher Bezeugung der Reue darüber) und Hinkehr zu Gott (V. 8 f.), sowohl durch zuversichtlichen Glauben an seine Gnade in Christo (ויאמינו ב') als auch durch Flehen um Vergebung (V. 9), dargestellt. Abkehr von der Sünde und Gebet um Gnade sind also Begleiterscheinungen des rechten Glaubens, untrennbar mit demselben verbunden. Daher werden auch „sich bekehren“ und „den HErrn suchen“, „nach ihm fragen“ usw. sehr häufig als Synonyma für den Begriff „glauben“ in der Schrift gesetzt. Die Folge, die von dem HErrn beabsichtigt war, zeigt V. 10: „Und es gereute Gott das Übel, das er geredet hatte, ihnen zu tun, und er tat's nicht“, das heißt, sie erlangten Vergebung.

Hab. 1, 5: „Sehet unter den Völkern und schauet und entsetzet euch! Denn ein Werk vollführe ich in euren Tagen, welches ihr nicht glauben werdet, wenn es erzählt wird.“ Der Prophet redet hier zunächst von dem Gericht, welches durch die Chaldäer über Israel ergehen sollte, und sodann von der Errettung aus diesem Gericht. Aber aus den Worten des Apostels (Act. 13, 41), da er diese Weissagung auf den Unglauben der Juden gegen das Evangelium von der Erlösung durch Christum bezieht (wie auch aus Kap. 2, 4. 14 und besonders aus 3, 2. 13. 18), erkennen wir, daß in dieser Weissagung nicht allein von der Errettung aus der Macht Babels, sondern auch von der Erlösung aus der Macht Satans die Rede ist (cf. Hirschb. Bibel zu 3, 13). Unter Anlehnung an die LXX sagt der Apostel: „Sehet nun zu, daß nicht über euch komme, was gesagt ist in den Propheten: Sehet, ihr Verächter, und verwundert euch und verschwindet! Denn ein Werk tue ich in euren Tagen, ein Werk, welches ihr nicht glauben werdet, wenn jemand es euch erzählt.“ Demgemäß ist hier vornehmlich von dem Erlösungswerke durch Christum die Rede. Das werden die Verächter (בגדים statt בגוים) nicht glauben, die Verkündigung desselben, das Evangelium, werden sie nicht zu ihrem festen Halt machen und daher „verschwinden“, das heißt, untergehen, verloren gehen müssen. Dazu vergleiche 2, 4: „Siehe, vermessen, nicht rechtschaffen ist seine Seele in

ihm; aber der Gerechte wird durch seinen Glauben leben.“ Der „Glaube“ war also bei Israel schon ein bestimmter Begriff; er bezeichnete das Verhalten des Menschen zu Gott und seinem Wort, durch welches Verhalten der Mensch Gerechtigkeit und Leben erlangte. (Gen. 15, 6.) — Hiob 9, 16: „Wenn ich riefe, und er mir antwortete, so glaubte ich nicht, daß er meine Stimme erhörte“ (meine Bitte gewährte). Hiob glaubte, daß Gott sein Feind geworden sei. „Er wendet sich nicht von seinem Zorn“, V. 13. Er ging nun aus von dem Gedanken: Wem Gott gnädig ist, dessen Flehen erhört er. Mir aber ist er nicht gnädig, sondern zürnt mir. Daher würde ich nicht glauben, daß er mich erhörte, selbst wenn er mir antwortete. Gottes Gnade oder Barmherzigkeit gibt also gleichsam dem Flehenden die Zusage, daß seine Bitte erhört werde. Wo diese Gnade fehlt, da fehlt von selbst auch die Zusage der Erhörung; da kann der Flehende auch eine solche Zusage nicht zu seinem festen Halt machen, sich nicht darauf verlassen. Dies ist Hiobs Gedankengang, und daraus erklärt sich auch hier der Gebrauch des Wortes „glauben“. — Ps. 27, 13: „Wenn ich nicht geglaubt hätte, daß ich sehen würde die Güte des HErrn im Lande der Lebendigen —.“ Dies ist ein Anakoluth; der Hauptsatz ist zu ergänzen, nach Ps. 119, 92 etwa: „so wäre ich umgekommen in meinem Elend“. Warum aber konnte David glauben, daß er Gottes Güte erfahren werde? Weil er Gottes Verheißung (cf. Salbung durch Samuel) hatte. Diese Verheißung ergriff er im festen Glauben; sie machte er zu seinem festen Halt und damit natürlich den HErrn selbst. Eine Umschreibung und Erklärung des הֶאֱמַנְתִּי gibt uns der folgende Vers (14): „Hoffe auf den HErrn, sei getrost, und dein Herz sei stark und hoffe auf den HErrn!“ Hoffnung ist Glaube betreffs des Zukünftigen. Auf den HErrn hoffen mit getrostem und starkem Herzen heißt, sich mit festem Vertrauen auf den HErrn verlassen, ihn in seinem Wort zum festen Halt des Herzens machen. (Dazu vgl. Ps. 31, 25 und 1 Kor. 16, 13: „Stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“)

Ps. 116, 10: „Ich glaube, [darum] so rede ich, wenn ich auch sehr niedergedrückt bin.“ Hier steht „glauben“ absolut, ohne jede nähere Bestimmung. Doch ist aus dem Kontext deutlich das Objekt des Glaubens zu erkennen: es ist der HErr. So sagt schon der folgende Vers: „Ich habe gesagt in meiner Angst: Alle Menschen sind Lügner!“ Also nicht an Menschen, sondern an den allein Wahrhaftigen will er sich halten. In seinem Elend, da er sehr gebeugt und niedergedrückt ist, macht er allein den HErrn zum festen Halt seines Herzens. Auch hier zeigt der absolute Gebrauch von „glauben“, daß dies Wort ohne weitere Näherbestimmung dem Israeliten sofort klar war in seiner Meinung, daß also האמין im religiösen Sprachgebrauch seine unmißverständliche, exakte Bedeutung hatte. Derselbe „Geist des Glaubens“, der das Alte Testament durchweht, ist es, der auch durch die Apostel geredet hat (2 Kor. 4, 13 f.), und der sein Werk in den Herzen aller Gläubigen

hat. — Ps. 119, 66 f.: „Guten Verstand und Erkenntnis lehre mich; denn an deine Satzungen [Festsetzungen] glaube ich. Ehe ich gedemütigt war, irrete ich; aber nun halte ich mich an dein Wort.“ Unter den „Satzungen“ ist das Wort Gottes, nicht das „Gesetz“, zu verstehen, wie jeder Ausleger dieses Psalms bekennen muß. Die Satzungen, das Wort des HErrn, hat der Gläubige zu seinem festen Halt gemacht; ehe ein Mensch an sich selbst und seiner Weisheit verzagt und gedemütigt wird, geht er in der Irre und hat keinen festen Halt, weder für Herz noch für Leben und Wandel. Wer aber Gott und sein Wort zu seinem festen Halt macht, der geht nicht mehr in der Irre. Er war wie ein irrendes Schaf; aber er ist dann bekehrt zu dem Hirten und Bischof seiner Seele, 1 Petr. 2, 25. Auch hier tritt die eigentliche Bedeutung von האמין klar hervor: „etwas zu seinem festen Halt machen“. Denn wer in der Irre geht, der hat keinen festen Halt, nichts, worauf er sich verläßt, und wonach er sich richtet. Hier könnte es scheinen, als ob das eigentliche Gesetz auch Gegenstand des Glaubens sei; doch solchem Mißverstand tritt der Apostel entgegen mit den Worten: „Das Gesetz ist nicht des Glaubens“ usw., Gal. 3, 12. Unter den „Satzungen“ haben wir also hier das Evangelium von der Gnade und Versöhnung in Christo zu verstehen. Wer dies Evangelium zum Grunde seines Vertrauens und seiner Hoffnung gemacht hat, der geht nicht in der Irre, sondern wandelt vor dem HErrn im Lande der Lebendigen, Ps. 116, und der HErr ist sein Licht und sein Heil, Ps. 27. Aus diesem Psalm erkennen wir auch die Umschreibung des Glaubens durch „halten: שמר, harren, hoffen: יחל, nicht verlassen: לא עזב“ u. a.; cf. V. 76. 81. 87.

Zum Schluß noch ein klares Zeugnis über die Bedeutung des האמין und über Wesen und Tätigkeit des Glaubens aus Ps. 78: „Der HErr hat ein Zeugnis aufgerichtet in Jakob und ein Gesetz gegeben in Israel, von welchem er geboten hat unsern Vätern, daß sie es ihren Kindern bekanntmachten, auf daß das folgende Geschlecht, die Kinder, die geboren würden, es erkenneten, daß sie aufstehen und auch ihren Kindern es verkündigten, daß sie setzten auf Gott ihre Hoffnung und nicht vergäßen der Werke Gottes und seine Satzungen bewahrten und nicht würden wie ihre Väter, ein abtrünniges und widerspenstiges Geschlecht, ein Geschlecht, das sein Herz nicht befestigte [fest machte], und dessen Geist sich nicht hielt [nicht beständig war] an Gott“, V. 5—8. Hier lernen wir: Durch Wort und Zeugnis Gottes soll der Glaube an Gott gewirkt werden. Der Glaube besteht darin, daß man auf Gott seine Hoffnung gründet und seine Satzungen bewahrt, das heißt, an seinem Worte festhält. Der Glaube ordnet sich Gott und seinem Wort unter, ist nicht widerspenstig. Das Festmachen des Herzens, das Sichhalten des Geistes an Gott, ist hier als eigentliche Tätigkeit des Glaubens beschrieben. (Das Niphal נֶאֶמְנָה ist hier einfach reflexiv; doch da es auch den Zustand ausdrückt, so ist das beständige Sichhalten an Gott im Gegensatz zu dem den bloßen Akt anzeigenden Hiphil hier

damit bezeichnet.) V. 20 ff. lesen wir, daß das Volk sprach: „Siehe, er hat den Fels geschlagen, so daß Wasser flossen und Ströme überschwemmten; wird er aber auch Brot geben können? Wird er seinem Volke Fleisch verschaffen? Darum hörte der HErr und ward zornig, und ein Feuer entzündete sich in [wider] Jakob, und auch Zorn stieg auf wider Israel, weil sie nicht glaubten an Gott und nicht vertrauten auf seine Hilfe.“ Sie zweifelten also an Gottes Macht und an seiner Wahrhaftigkeit, da er ihnen doch verheißen hatte, sie ins Gelobte Land zu bringen, also sie nicht in der Wüste verhungern zu lassen. Hier bezeichnet also „glauben“, den HErrn in seinem Verheißungswort als den allmächtigen Gott zu seinem festen Halt machen und auf sein Wort unbedingt vertrauen. Auch hier steht בטח in Parallele zu האמין und zeigt also an, worin der Akt des Glaubens besteht. Auch V. 32 heißt es: „Bei all diesem [Strafen] sündigten sie weiter und glaubten nicht trotz seiner Wunder.“ Ob man hier „trotz seiner Wunder“ oder „an seine Wunder“ übersetzt, ändert am Sinne nichts; im letzteren Falle wäre nur eine Metonymie gebraucht, indem der Glaube an Gott als Glaube an sein Tun, und damit natürlich an ihn selbst, bezeichnet würde. Doch wegen des Parallelismus mit dem ersten Versteile nehmen wir ב als „trotz“. So steht auch hier „glauben“ absolut; jeder wußte, daß damit das unbedingte Vertrauen auf Gott ausgedrückt war, V. 22. Noch einmal, V. 37, lesen wir: „Und ihr Herz war nicht fest an ihm, und sie hielten sich nicht [beständig] an seinen Bund.“ Da ist beidemal das Niphal gebraucht (bei כון und אמן), um den Zustand, die Beständigkeit des Glaubens anzuzeigen. Zugleich aber ist durch die parallelen Verba auch die eigentliche Bedeutung von אמן und damit auch von dessen Hiphil wieder ins Licht gerückt: „fest sein“, also Hiphil: „etwas zu seinem festen Halt machen“.

Überblicken wir nun den religiösen Sprachgebrauch von האמין, so ergibt sich folgendes Resultat: 1. Der reine Begriff des Wortes ist ohne Ausnahme allemal: „etwas zu seinem festen Halt machen“. Dabei bezeichnet das Niphal die Beständigkeit, Zuständlichkeit, dieser Tätigkeit, das Hiphil den einfachen Akt an sich (cf. Ps. 106, 12 f.). 2. Die Parallelstellung mit בטח lehrt die Art und Weise, wie diese Tätigkeit geschieht, und welches ihr eigentliches Wesen sei: es ist das unbedingte Vertrauen des Herzens. 3. Das eigentliche Objekt des Glaubens ist stets Gott der HErr. 4. Das Mittel, worin das Herz Gott zu seinem festen Halt macht, ist das göttliche Wort der Verheißung. In diesem Wort allein kann es Gott ergreifen, sich an ihn halten. 5. Das Mittel, wodurch der Glaube gewirkt wird, ist ebenfalls das Wort der göttlichen Verheißung. 6. Durch dies Wort wirkt Gott selbst den Glauben, Jes. 43, 10. 7. Dieser Wirkung Gottes kann der Mensch widerstehen, widerspenstig sein, abfallen. Die Erwählten erhält Gott im Glauben; cf. Jes. 43 ff.; David. 8. Zum Glauben gehört a. die Erkenntnis des göttlichen Wortes und also Gottes selbst. Gott will zunächst durch sein

Wort eine Überzeugung des Verstandes wirken. Dazu helfen auch die Zeichen und Wunder. b. Der Beifall des Willens. Dies ist der eigentliche Akt des Glaubens, daß er zu dem, was er als Gottes Wahrheit erkannt hat, seine Zustimmung gibt und sich selbst gleichsam damit verbindet. Das geht auch aus dem Gegensatz, dem Unglauben, hervor, der als Nichtwollen, als Widerspenstigkeit bezeichnet wird. Da nun Gott in seinem Wort sich an den Menschen wendet, seine Verheißung auf ihn richtet, ihm appliziert, so ist der Glaube das Annehmen dieser Verheißung, die Applikation auf sich selbst. Glaube ist also, kurz ausgedrückt, der Wille zu Gott, wie er sich in seinem Verheißungswort geoffenbart hat. Cf. das Vertrauen des Herzens. Das zeigt nicht nur die Parallele בטח, sondern auch die Sache selbst; denn wenn der Mensch eine Verheißung auf sich anwendet und derselben mit seinem Willen beistimmt, so verläßt er sich darauf. Wer sich nicht darauf verläßt, was Gott ihm zusagt, der will Gott nicht in seinem Wort zu seinem Halt machen. Gründe für solches Nichtwollen können sein: Zweifel an Gottes Macht, der Wille zur Sünde, Selbstvertrauen usw. Der Ungläubige „weicht mit seinem Herzen vom HErrn", will also etwas anderes zum Halt seines Herzens machen. 9. Das Vertrauen des Glaubens wird als schwächeres und stärkeres durch die Verwendung von ל und ב bezeichnet, Ex. 4, 14. 10. Wesentliche Begleiterscheinungen, Folgen und Tätigkeiten des Glaubens sind: Furcht (Ehrfurcht) vor Gott, Abkehr von der Sünde, Hochschätzung, Heiligung Gottes und seines Wortes, demütige Aufnahme des göttlichen Wortes und Zeugnisses, Unterordnung unter Gottes Willen. 11. Der absolute Gebrauch des Wortes (Jes. 7, 9; 2 Chron. 20, 20; Ps. 116, 10; 78, 32) zeigt, daß dieser Begriff im israelitischen Kultus eine bestimmte Größe war, wie ja auch die neutestamentliche Verkündigung von dem in JEsu Christo erschienenen Heil an diesen Begriff anknüpft, Mark. 1, 15. 12. Der Eckstein, worauf der Glaube sich gründet, erbaut, den er also zu seinem festen Halt macht, und von dem er gehalten wird (Jes. 28, 16; 7, 9), ist der Sohn Gottes als Erlöser und Heiland seines Volkes, 1 Petr. 2, 6.

L. A. Heerboth.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Deutschländische Zeitschriften während der Blockade. Von der Deichertschen Verlagsbuchhandlung erhielten wir Mitte November folgende, vom 19. September 1916 datierte Postkarte: „Besprechungsstücke unserer ‚Neuen Kirchlichen Zeitschrift' und ‚Theologie der Gegenwart' haben wir Ihnen bisher regelmäßig zugehen lassen, und hatten Sie dieselben auch in Ihrer Zeitschrift angezeigt. Es wäre uns sehr angenehm, wenn Sie in der nächsten Nummer nochmals darauf hin-

weisen würden und dabei bemerkten, daß beide Zeitschriften für die bevorstehenden Wintermonate dem Geistlichen zum Studium und zur Weiterbildung ganz besonders warm empfohlen werden könnten." Hieraus geht hervor, daß man selbst in manchen höheren Kreisen Deutschlands ungenügend informiert ist über die so gut wie vollständige Abgeschlossenheit Deutschlands von der übrigen Welt durch die von den Neutralen geduldete und zum Teil begünstigte britische Blockade. Der Deichertsche Verlag ist offenbar der Ansicht, daß wir seine Publikationen erhalten haben. Tatsache ist aber, daß uns von der „Theologie der Gegenwart" nur noch das erste Heft des IX. Jahrgangs aus 1915 und von der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" nur die ersten beiden Hefte von 1915 und ein Heft von 1916 zugegangen sind. Auch haben wir nicht mehr erhalten den „Geisteskampf der Gegenwart" seit April 1916, das „Theologische Zeitblatt" der Breslauer seit Januar 1916 und die „Hannoversche Pastoralkorrespondenz" seit Ende 1914. Ferner ist uns die „Reformation" seit Februar 1916, die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" seit April 1916 und die Sächsische „Freikirche" seit März 1916 nicht mehr zu Gesicht gekommen. Ob unsere Zeitschriften immer noch ihren Weg nach Deutschland finden, auch darüber ist uns bis dato keine Kunde zugegangen. F. B.

Die Einrichtung von Sonntagsschulen betreffend lesen wir in dem Bericht über die „Allgemeine Lehrerkonferenz" Ende Juli in Melrose Park: „Mit großem Ernst wurde die erste vorliegende Frage beraten, angeregt durch die Arbeit Herrn Lehrer Wambsganß' über die Sonntagsschule, nämlich: ob wir mit gutem Gewissen die Sonntagsschule als ein Institut der von Gott gewollten christlichen Erziehung empfehlen könnten. Hierbei spitzte sich die Debatte zu auf die Frage: Können wir die Gründung von Sonntagsschulen befürworten? Von allen Seiten wurde auf den Schaden hingewiesen, der durch Gründung von Sonntagsschulen den Gemeindeschulen an vielen Orten erwachsen ist. Lebhaft bedauerte man es, daß die Sonntagsschulen vielerorts als ein Ersatz für die Gemeindeschule angesehen werden, da sie doch niemals als ein Substitut der Gemeindeschule dienen können." — Die Aufgabe der Kirche ist überall die, Gottes Reich zu bauen, äußerlich weiter auszubreiten und innerlich zu befestigen. Hat sich nun eine Gemeinde davon überzeugt, daß sie durch Einrichtung einer Sonntagsschule an viele Kinder herankommen könnte, zu denen ihr sonst der Zugang verschlossen bleibt, so sollte sie auch das Mittel ergreifen, das hier allein zum Ziele führt, und eine Sonntagsschule eröffnen. Fürchtet dabei die Gemeinde, daß die Einrichtung einer Sonntagsschule der bestehenden Gemeindeschule schaden werde, ja, kann sie dafür selbst auf Beispiele hinweisen, wo die Sonntagsschule der Gemeindeschule geschadet hat, so folgt nicht, daß man in solchem Fall sich der Pflicht gegen die Kinder, die man nur durch eine Sonntagsschule erreichen kann, entschlagen müsse, sondern daß man durch Belehrung und Ermahnung aus Gottes

Wort der Gefahr vorzubeugen bemüht ist, die man aus der Errichtung einer Sonntagsschule für die Gemeindeschule befürchtet. Eine Kollision der Pflichten liegt hier nicht vor. Wir stehen hier nicht vor einem Entweder-Oder, sondern brauchen nur dafür zu sorgen, daß wir das eine tun (i. e., an die fremden Kinder herankommen, wo nötig, auch durch Einführung der Sonntagsschule) und das andere nicht lassen (i. e., dem möglichen Schaden, der unsern unentbehrlichen Gemeindeschulen durch Errichtung von Sonntagsschulen erwachsen könnte, durch beständiges Belehren und Ermahnen vorbeugen). Wir gehen nicht irre, wenn wir immer das tun, was wir in jedem Fall als unsere Pflicht erkennen, ohne uns darin von allerlei optimistischen Erwartungen oder niederdrückenden Befürchtungen beeinflussen zu lassen. F. B.

Der rechtfertigende Glaube. Das Referat des Michigan-Distrikts von 1916 schildert zuerst den Glauben als Erkenntnis, Beifall und Zuversicht oder Vertrauen auf Christum und fährt dann also fort: Der seligmachende Glaube wird aber nicht immer mit denselben Worten, mit dem Worte Glaube oder auch Erkenntnis und Zuversicht, bezeichnet. Die Schrift und auch unser Bekenntnis gebrauchen noch allerlei andere, oft bildliche Ausdrücke. Der Glaube wird ein Kommen zu Christo genannt, Matth. 11, 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" In der Auslegung des dritten Artikels sagt Luther: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an JEsum Christum, meinen HErrn, glauben oder zu ihm kommen kann." Darüber sagt Brunn in seiner „Erklärung des Kleinen Katechismus" (S. 275. 276): „Verstehe nur, lieber Leser, was es heißt, zu Christo kommen. Wahrlich nicht äußerlich oder mit Füßen, nein, mit dem Herzen kommt man zu Christo; und das geschieht so, daß das Herz erst an aller eigenen Vernunft und Kraft verzweifelt, daß es nirgends in der Welt, auch nicht bei sich selbst und seiner eigenen Gerechtigkeit, Rat, Trost und Hilfe mehr weiß. Dann fängt das Herz an, einen Heiland und Erlöser zu suchen; dann macht es sich auf und wendet es sich hin zu dem HErrn Christo, lernt ihn als seinen einzigen Helfer und Heiland kennen, verlangt nach ihm, ergreift ihn und gründet sich mit seiner ganzen Zuversicht auf ihn. Zu Christo kommen heißt also: ausgehen von der Welt und allen Kreaturen, ausgehen von aller eigenen Weisheit und Gerechtigkeit und sein ganzes Herz allein auf Christum richten, es auf ihn gründen und auf ihm ruhen lassen. Siehe im Gleichnis das verlorne Schaf: wenn der Hirt es gefunden hat, und das Schaf ruht nun in den Armen und auf den Achseln des Hirten, dann ist es zu dem Hirten gekommen" usw. Als ein Annehmen und als Aneignung der verheißenen Güter erscheint der Glaube z. B. Joh. 17, 18. Im Synodalbericht des Westlichen Distrikts 1901, S. 34, lesen wir in bezug auf diese Stelle: „Da sagt der HErr von seinen Jüngern, die er vor seinem himmlischen Vater als die Seinen, die an ihn glauben, darstellt und rühmt, also: ‚Denn die Worte, die du mir

gegeben hast, habe ich ihnen gegeben; und sie haben's angenommen und erkannt wahrhaftig, daß ich von dir ausgegangen bin, und glauben, daß du mich gesandt hast.' Apost. 2, 41 lesen wir gleichfalls: ‚Die nun sein Wort gerne annahmen, ließen sich taufen.' Petrus hatte ihnen gesagt, der Weg zur Gnade Gottes und zur Vergebung der Sünde sei der, daß sie Buße täten und sich taufen ließen auf den Namen JEsu Christi. Dies nahmen sie an und ließen sich taufen und eigneten sich also an, was Petrus ihnen zugesagt hatte. Das ist rechtes Glauben bei Gottes Verheißungen, Nehmen und Genießen der dargebotenen Güter." Vgl. Joh. 1, 11: „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf"; Joh. 1, 12: „Wie viele ihn aber aufnahmen" usw. Der Glaube erscheint ferner in der Schrift als ein Warten, ein „Harren auf", als ein sich Sehnen nach dem Heil. So erscheint der Glaube in der schon angeführten Stelle 1 Mos. 49, 18. „Mit diesen Worten", sagt D. Stöckhardt, „riß Jakob seinen Blick von seinen Söhnen los und richtete ihn auf den Gott des Heils, auf den Messias, und gab vor Gott kund, wie sein Herz nach Christo, nach dem Heil Gottes, verlangte. Und das war echter Glaube." Eine Parallelstelle hierzu ist Jes. 60, 9: „Die Inseln werden auf mich harren." Calov, ein alter lutherischer Theolog, erklärt den Spruch des Propheten zutreffend: „Die Inseln werden meinem Evangelium glauben." So bezeichnet auch unser Bekenntnis (Müller, Symb. B., S. 591. 601) das erste Fünklein des Glaubens als ein Verlangen, als eine Sehnsucht nach Gnade. Als ein Rufen zu dem Messias, als ein Suchen des HErrn wird der Glaube Jes. 55, 5. 6 beschrieben. Da heißt es von dem HErrn Christo, dem Davidssohn: „Siehe, du wirst Heiden rufen, die du nicht kennest, und Heiden, die dich nicht kennen, werden zu dir laufen um des HErrn willen, deines Gottes, und des Heiligen in Israel, der dich preise. Suchet den HErrn, weil er zu finden ist!" Calov sagt hierzu: „Es werden die Heiden zur Buße und zum Glauben an das Evangelium gerufen. Alle Menschen ladet er ein, daß sie das Evangelium durch den Glauben aufnehmen sollen." Eine ähnliche Stelle ist Jes. 11, 10: „Und es wird geschehen zu der Zeit, daß die Wurzel Isais, die da stehet zum Panier den Völkern — nach der werden die Heiden fragen." Luther bemerkt in seinen Scholien zu dieser Stelle: „Die Aufrichtung des Paniers bewegt die Heiden, daß sie die Wurzel Isais, den Messias suchen. Dieses Zeichen wird durch die Predigt des Evangeliums aufgerichtet. Suchen bezeichnet ‚glauben'." Übrigens wird der Ausdruck „suchen" auch in unserm Bekenntnis in gleichem Sinne verwendet. Die Apologie zeigt an dem Beispiel des bußfertigen Weibes, Luk. 7, 47. 50, welches die eigentliche Art, das Wesen des Glaubens sei, und zwar gerade im Unterschied von seinen Früchten der Liebe. Wir lesen da (Müller, S. 114): „Nun ist das der Glaube, welcher sich verläßt auf Gottes Barmherzigkeit und Wort, nicht auf eigene Werke. Und meint jemand, daß der Glaube sich zugleich auf Gott und eigene Werke ver-

lassen könne, der versteht gewißlich nicht, was Glaube sei. Denn das erschrockene Gewissen wird nicht zufrieden durch eigene Werke, sondern muß nach Barmherzigkeit schreien und läßt sich allein durch Gottes Wort trösten und aufrichten. Die Frau [die große Sünderin, Luk. 7, 37 ff.] kommt in der Zuversicht zu Christo, daß sie wolle Vergebung der Sünden bei ihm erlangen; das heißt Christum recht erkennen und ehren. Denn größere Ehre kann man Christo nicht tun. Denn das heißt Messiam oder Christum wahrlich erkennen, bei ihm suchen Vergebung der Sünden. Dasselbe von Christo halten, also Christum erkennen und annehmen, das heißt an Christum recht glauben." Ähnlich wird S. 478 der Glaube „ein zum Evangelium Hinlaufen und da den Trost der Vergebung holen" genannt. Joh. 6, 35 sagt Christus: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten"; V. 54: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben." Zu Christo kommen, sein Fleisch essen und sein Blut trinken, ist hier offenbar identisch mit „glauben", sich des teuren Verdienstes Christi getrösten. Vergleiche auch Joh. 4. Nach Ps. 2, 12 ist der Glaube auch ein Trauen auf Christum, ein Zufluchtnehmen zu ihm: „Wohl dem, der auf ihn trauet!" So beten wir auch: „Also, HErr Christ, mein' Zuflucht ist die Höhle deiner Wunden." Wird der Unglaube Matth. 23, 37 ein „Nichtwollen" („Ihr habt nicht gewollt") genannt, so ist der Glaube gewiß auch ein „Wollen", ein Begehren der göttlichen Gnade in Christo. Zu dem Spruch Phil. 2: „Gott ist's, der in euch wirket beide das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen" bemerkt die Apologie (S. 591): „Welcher liebliche Spruch allen frommen Christen, die ein kleines Fünklein und Sehnen nach Gottes Gnade und der ewigen Seligkeit in ihrem Herzen empfinden, sehr tröstlich ist, daß Gott diesen Anfang der wahren Gottseligkeit in ihren Herzen angezündet hat und wolle sie in der großen Schwachheit ferner stärken und ihnen helfen, daß sie im wahren Glauben bis ans Ende beharren." Wir sehen aus dem Zusammenhang, daß die Apologie unter dem „Wollen" in dem angezogenen Spruch nichts anderes als „Glauben" versteht. Zum Schluß möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß auch Matth. 11, 12: „Von den Tagen Johannis an bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt brauchen, reißen es zu sich" und Luk. 16, 16: „Von der Zeit an wird das Reich Gottes gepredigt, und jedermann dringt mit Gewalt hinein" ebenfalls vom seligmachenden Glauben die Rede ist. Alle diese und ähnliche Ausdrücke kommen alle darin überein, daß der wahre Glaube ein Verlangen, Begehren, ein Anhangen, ein festes Sichstützen, Bauen, Gründen, eine gewisse Hoffnung, ein Erfassen, Ergreifen, Annehmen, Aufnehmen, Ansichziehen des im Evangelium dargebotenen Heiles sei. Die mit den genannten Ausdrücken beschriebenen Bewegungen der Seele, des Herzens, sind nichts anderes als die sub-

jektive Aneignung des Heils, die von niemand anders gewirkt wird als vom Heiligen Geist, und zwar im Verstand, Gemüt und Willen des Menschen. Sie bestätigen, daß der eigentliche Kern, das Wesen des Glaubens Vertrauen ist oder eine gewisse Zuversicht. Der Glaub' ist eine Zuversicht Zu Gottes Gnad' und Güte; Der bloße Beifall tut es nicht, Es muß Herz und Gemüte Durchaus zu Gott gerichtet sein Und gründen sich auf ihn allein Ohn' Wanken und ohn' Zweifeln.

Monisten- und Freidenkerunterricht. Aus den beiden Lesebüchern „für Kinder freidenkender Eltern" (1. „Freie Gedanken! Helle Augen! Klarer Sinn!" 2. „Monistische Pädagogik") teilt dem „Evangelischen Magazin" zufolge D. Traub in der „Süddeutschen Zeitung" Proben mit, von denen hier etliche folgen mögen. — Gründen müsse sich die Pädagogik nicht auf die Beobachtung der Kinder selbst, sondern auf die des Völkerlebens, in dem sich für uns das Leben des Kindes spiegele, wie Häckels biogenetisches Grundgesetz lehre, nach welchem die Keimgeschichte eine kurze und rasche Wiederholung der Stammesgeschichte ist. In der Konfirmandenklasse seien folgende drei Glaubenssätze einzuprägen: „1. Wir glauben, daß das unerschaffene und unvernichtbare Weltall sich nach ihm innewohnenden, ewigen und unabänderlichen Gesetzen ordnet. 2. Wir glauben, daß die in der übrigen Natur wirkenden Gesetze auch im Leben der Völker wie im Leben der einzelnen Menschen wirksam sind. 3. Wir glauben, daß die Wissenschaft diese Gesetze immer mehr erkennen und für das Gesellschaftsleben der Menschen immer wirksamer machen wird." Dazu kommen fünf Sätze über Ähnlichkeit des Menschen mit den menschenähnlichen Affen, Atavismen, Überreste aus früheren Entwicklungsstadien, Blutsverwandtschaft zwischen Mensch und Affe und Embryologie — fünf Sätze, die im Gedächtnis der Kinder ebenso fest sitzen sollen wie das Einmaleins! Pflanzen und Tiere seien Personen, die „wenigstens die einfachste keimartige Anlage des Denkens" besitzen. Die Katze habe Religion, denn sie hat einmal Gespenster gesehen. Die Einheit von Mensch und Natur fordere, daß der Pädagog die Kinder zur Natur hinleite. „Die heutige Schule ist ein Gefängnis, eine Stätte der Lüge und Heuchelei." „Die dualistische Pädagogik verkrüppelt den Kindern Leib und Seele." „Die Kirche müssen die Kinder schon in der Lernschule als schädliche Macht erkannt haben und sich darüber klar sein, daß der Monismus das Glück der Menschen erstrebt, wenn er die Priester bekämpft." „Wer an Gott glaubt, der kann ebenso an Riesen, Gespenster, Zwerge, Feen, Nixen und Elfen glauben; denn jener wie diese sind durch die Einbildung der Menschen geschaffen worden." „Die Götter sind Gebilde menschlicher Phantasie, so unwesenhaft wie das Echo." „Wir wollen beim Glockenklang nicht träumen und duseln; uns predigt der Glocke eherner Mund, daß der Aberglaube unter den Menschen noch immer eine Stätte hat." „Wenn Gott, der Gütige, der Allweise, alles gemacht hat, warum schuf er die Kreuzotter? Warum gab er der Schierlingswurzel das Gift? Warum schickte er den

Menschen ‚der übel grauenvolles Heer‘? Die Kreuzotter wird verfolgt, man setzt Preise auf ihren Kopf, und doch haben alle Kreuzottern auf der Erde zusammen nicht so viel Menschen getötet, wie die Priester durch die Inquisition, die Hexenprozesse, die Religionskriege unschuldig gemartert und vernichtet haben. Wie konnte Gott das zulassen? Die Kreuzotter befindet sich in Lebensgefahr, wenn sie beißt, die Giftpflanze schützt sich durch das Gift vor den Angriffen der Tiere, wie auch die Schlehe durch ihre Dornen ihre Feinde abhält; aber die Priester haben Jahrhunderte hindurch gemordet, um sich zu bereichern. Wie konnte Gott das zugeben? Natur und Geschichte lehren uns die ewige Wahrheit: ‚Es gibt keinen Gott‘, und diese Wahrheit, welche uns von der alten Zeit für immer scheidet, bildet den Inhalt der neuen Weltanschauung." „Darum, liebe Kinder, wenn ihr euch auf Gott verlaßt, so seid ihr verlassen." „Wir dagegen glauben an die Menschen. Wie es bisher durch menschliche Arbeit und menschliches Wissen immer besser geworden ist auf der Erde, so glauben wir, daß es auch in Zukunft immer besser werden wird. Wir glauben an die Kraft der Menschheit; daher kann jeder von uns sagen: ‚Ich glaube an mich und meine Stärke.‘" „Die Quellen unsers geistigen Lebens sind 1. die Vererbung, 2. die Umgebung. Wir müssen stets genau so handeln, wie uns diese beiden Faktoren zu handeln zwingen. Daher ist von einem freien Willen im Sinne der dualistischen Pädagogik keine Rede." „Wer Böses tut, muß so handeln, weil seine Bedürfnisse noch nicht geklärt, weil er noch nicht zu reiner Menschlichkeit emporgestiegen ist." „Die Lehre vom freien Willen ist ein theologischer Notbehelf, um die Heiligkeit Gottes zu retten." Freilich kann man die „zwei Seelen" in einer Brust nicht ganz leugnen, aber sie kommen nur von dem doppelten Nervensystem; in den sympathischen Nerven siegt der alte Adam; das Hirnrückenmarksystem ist das höher entwickelte, erst entwicklungsgeschichtlich erworben. „Dieses ordnet durch die Sinne unser Verhältnis zu der Außenwelt und zu der uns umgebenden Gesellschaft, während jenes andere System die Eigenschaften des einsamen Raubtiers aus der Vergangenheit bewahrt und mit heraufschleppt. Heldentum und Verbrechertum entspringen derselben Wurzel; nur verwendet der Held seine Energie zum Nutzen, der Verbrecher zum Schaden der Gesellschaft, in der er lebt." Es ist nun freilich schlimm, wenn die „untermenschlichen, atavistischen Raubtiereigenschaften" hervorbrechen, wenn das „Tier in uns über den Menschen siegt", im Traum, Weinrausch, Zorn, und „ein Ungeheuer der Vergangenheit es ist, das durch uns redet und handelt". Aber, so wird den Konfirmanden gesagt, „das ist der Vorzug, den ihr vor den andern Kindern voraus habt, daß ihr wißt, wodurch diese Kämpfe entstehen, daß nicht irgendwelche bösen Geister und Teufel von euch Besitz genommen haben, und daß ihr auch wißt: nicht ein Gott ist euer Helfer und Erlöser, sondern ihr selbst seid eures Glückes Schmied; denn alles Glück hat seine letzte Quelle in der inneren Harmonie".

Aber woher die Hilfe? „Das Hirnrückenmarksystem muß geübt werden, damit es den Körper in die Gewalt bekommt, und er sich den Vorschriften des Willens unbedingt unterordnet." „Personen, bei denen die Denkzellen des Gehirns gegenüber den Trieben erstarkt sind, werden auch bei erwachender Leidenschaft zum andern Geschlecht das Steuer nicht verlieren, sondern sich fragen, ob auch Harmonie des Geistes vorhanden ist, und, wenn diese fehlt, auseinandergehen, noch bevor sich die Bande fest geknüpft haben." „Der Monist betrachtet die ‚Seele' nicht als ein besonderes Wesen neben dem Körper, sondern als die Gesamttätigkeit des Zentralnervensystems." „Wenn mir eine photographische Platte aus der Hand fällt und zerbricht, dann ist es mit dem Bilde vorbei. So ist es auch mit der ‚Seele' vorbei, wenn der Mensch stirbt und sein Gehirn sich in seine Bestandteile auflöst." „Der Himmel ist ein ‚Schlaraffenland'." „Ja, Zuckererbsen für jedermann, Sobald die Schoten platzen! Den Himmel überlassen wir Den Engeln und den Spatzen." „Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode ist ein Aberglaube, der durch die helle, klare Wirklichkeit besiegt werden muß, und das Jüngste Gericht ein Aberglaube, der durch die Träume entstanden ist." „Von den Prophezeiungen Jesu ist keine einzige in Erfüllung gegangen." „Wenn aber Jacques Loeb verkündet, daß die künstliche Herstellung des Lebens nur noch eine Frage der Zeit ist, dann kann man sich darauf verlassen, daß diese Prophezeiungen ebenso eintreffen, wie bisher alle Prophezeiungen der Wissenschaft eingetroffen sind." „Die Idee des blutigen Christusopfers ist nur der letzte Nachklang des Menschenopfers." „Wenn der monistische Erzieher das Leben der Helden der Kultur nur richtig schildert, dann wirkt Giordano Brunos Flammentod auf die Kinderherzen ebenso segensreich wie Christi Kreuzestod." „Während die Trennung der Geschlechter eine Priestererfindung ist, um die Neugier und den Trieb nach dem andern Geschlecht vorzeitig zu reizen, werden wir, wenn der Monismus erst so weit in das Volk gedrungen sein wird, daß man Körper und Geist in gleicher Weise ausbildet, wie die Götter Griechenlands der Hülle nicht mehr bedürfen." „Wenn sich alle Rätsel des Lebens lösen durch die Annahme eines Gottes, dem man nur zu vertrauen, zu welchem man nur zu beten braucht, dann erschlafft das Denken und verkümmert das Gehirn." „Die dualistische Pädagogik hat den Geist geschwächt, indem sie ihn von der Natur wegführte. Ihr Ideal ist der Mönch. Sie hat ihn aber auch besonders dadurch geschwächt, daß sie durch die Einführung des Gottesgedankens die Lösung aller Rätselfragen vorwegnahm. Wenn ich in allen Lebenslagen nur Gott zu vertrauen brauche, wenn ich niemals Warum? fragen, sondern nur immer betend die Hände falten soll, wenn ich glaube, daß meine diesseitigen Leiden sich in jenseitige Freuden verwandeln werden, dann kann ich allerdings stumpfsinnig dahinträumen, aber das Gehirn leidet darunter, geradeso wie eine Maschine leidet, welche man ‚leer laufen' läßt." — „Ein Volk", sagt Traub, „das solchem Freidenkertum seine Kinder ausliefert, ist hoffnungslos verloren." F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Nord-Illinois-Distrikts mit einer Arbeit von P. H. Harms über „Das prophetische Amt Christi". (23 Cts.)

2. Synodalbericht des North Dakota- und Montana-Distrikts mit einem zeitgemäßen Referat von Prof. W. H. T. Dau über das Thema: „Luthers Christus." (17 Cts.)

3. Synodalbericht des Michigan-Distrikts mit einer Arbeit von P. J. Hönecke über das Thema: „Der Heilige Geist und sein Werk." (18 Cts.)

4. Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts mit einem Referat von P. W. J. Janssen über das Thema: „JEsus Christus, unser Heiland, nach Joh. 1." (11 Cts.)

5. Synodalbericht des South Dakota-Distrikts mit einem Referat von Prof. A. Pieper über das Thema: „Das Einwohnen der heiligen Dreieinigkeit in den Gläubigen." (11 Cts.)

6. „Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1917." (11 Cts.) — Neben dem Kalendarium, dem Verzeichnis sämtlicher Pastoren, Professoren und Schullehrer der Synodalkonferenz und anderm Material bietet dieser Kalender 27 Seiten trefflichen Lesestoffs.

7. "Lutheran Annual, 1917." (11 Cts.) — Dieser Kalender ist in jeder Beziehung der Doppelgänger unsers „Amerikanischen Kalenders" usw., nur daß er englisch redet und nicht so alt ist wie der deutsche. Wie sich's für 1917 gebührt, beschäftigt sich der Lesestoff vornehmlich mit Luther und dem kommenden Jubiläum.

8. „Weißt Du?" Ein neues, vollständiges Weihnachtsprogramm für Gemeinde- und Sonntagsschulen. Dargeboten von H. R. Charlé. 5 Cts.; Dutzend: 30 Cts.; Hundert: $2.00.

9. "Can You Tell?" A new and complete Christmas program for parochial and Sunday-schools. Compiled by H. R. Charlé. 5 Cts.; Dutzend: 30 Cts.; Hundert: $2.00.

F. B.

Unser Erbteil. Eine Gedächtnisschrift auf das vierhundertjährige Reformationsjubiläum, den 31. Oktober 1917. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. $1.10.

Um sich für dieses Buch zu begeistern, braucht man nur die Überschriften der einzelnen Artikel zu lesen: 1. Vorwort: „Unser Erbteil"; von Th. Gräbner. 2. Gedicht: Wittenberg, 1517; von A. L. G. 3. Luther der Glaubensheld; von L. Hölter. 4. Luthers Rüstung; von H. C. F. Otte. 5. Die deutsche Bibel; von L. Fürbringer. 6. Luther als Prediger; von A. Fühler. 7. Luther als geistlicher Liederdichter; von Otto Hattstädt. 8. „Ein' feste Burg ist unser Gott"; von Wilhelm Schaller. 9. Die singende Gemeinde; von C. R. Hüschen. 10. Luther im Freundeskreis; von H. Weseloh. 11. D. Martin Luther und Johannes der Täufer; von D. E. A. W. Krauß. 12. Unsere Befreiung vom römischen Aberglauben; von P. Eickstädt. 13. Unsere Befreiung von der Tyrannei des Kirchenrechts; von Karl Kretzmann. 14. Unsere Befreiung vom römischen Bußsakrament; von F. Pieper jun. 15. Das Sola Scriptura („Nichts außer der Schrift") als Grundgedanke der Reformation; von C. G. Seltz. 16. Das Sola Gratia, das heißt, Allein aus Gnaden, als Grundgedanke der Reformation; von Theo. Schurdel. 17. Das Sola Fide, Allein durch den Glauben, als Grundgedanke der Reformation; von Fr. Sievers. 18. Katharina von Bora; von E. Zapf. 19. Aus Luthers Sprüchen und Reimen. 20. Feinde der Reformation, die sie gefördert haben; von F. P. Wilhelm. 21. Freunde der Reformation, die ihr geschadet haben; von O. C. A. Böcler. 22. Drei große Reichstage (Worms, 1521; Speier, 1529; Augsburg, 1530); von F. Verwiebe. 23. Reformation und Schulwesen; von R. W. Heintze. 24. Luther und unsere Zeit; von L. Dorn. 25. Wie beweisen wir unsern Dank für die Wohltaten der Reformation? Von Theo. Hanssen. 26. Die Siegesfreude der Gerechten: Ps. 118. — Das Buch umfaßt XII und 233 Seiten im Format von 5½×7⅝ mit Titelprägung in Gold, blauem Schnitt und Einband in Silk-finish Binders' Cloth und sollte raschen Eingang in alle unsere Christenhäuser finden.

F. B.

Weihnachtsklänge. Ein- und mehrstimmige Weihnachtslieder für Kirche, Schule und Haus. Von J. A. Theiß. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 32 Cts. portofrei; das Dutzend $3.25 und Porto.

Diese Sammlung umfaßt auf 24 Seiten fünf einstimmige, sieben zweistimmige und acht dreistimmige Lieder. Bei den ein- und zweistimmigen Liedern ist für Begleitung gesorgt. Mit einer Ausnahme sind alle Lieder mit deutschem und englischem Text versehen. Nach Inhalt und Wortlaut sowohl wie Melodie sind es kindliche, ansprechende und doch kirchlich und würdevoll gehaltene Lieder. Wir möchten sie darum unsern Schulen und Sonntagsschulen hiermit aufs wärmste empfohlen haben. F. B.

Verhandlungen der 56. Versammlung der Synode von Minnesota u. a. St., gehalten zu St. Paul. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. 10 Cts.

Neben den üblichen Geschäftsverhandlungen bietet dieser Bericht ein kurzes Referat (S. 13—35) von P. A. C. Haase über das Thema: „Die Liebestätigkeit" [der neue Liebesgehorsam der Christen nach den zehn Geboten] „in der apostolischen Kirche zur Ermunterung für die Kirche unserer Zeit." Wir lesen hier: „In rechter christlicher Liebestätigkeit stehen, wahrhaft gute Werke tun, kann nur der Gläubige. Christus belehrt nun seine Gläubigen, daß sie ihren Glauben in solchen Werken beweisen, die von Gott geboten sind. Matth, 15, 9 lesen wir: ‚Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebot sind.' 1 Tim. 1, 5 schreibt der Apostel: ‚Denn die Hauptsumma des Gebots ist Liebe von reinem Herzen und von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben.' Röm. 13, 10 bezeugt: ‚So ist die Liebe des Gesetzes Erfüllung.' Hieraus geht also hervor, daß in der apostolischen Kirche das Moralgesetz oder die zehn Gebote als Norm und Regel für die christliche Liebestätigkeit galten. Selbstverständlich empfanden die Christen jener Zeit das Tun der Gebote nicht als eine Last oder Zwang, da ja Christus seine Gläubigen von dem Fluch des Gesetzes erlöst hat, sondern die zehn Gebote waren für sie der Wegweiser, der ihnen zeigte, womit sie ihrem Heilande am besten ihre Dankbarkeit bezeugen konnten. Die apostolische Kirche kannte also wohl unsern lutherischen dritten Brauch des Gesetzes. Man vergleiche unsere lutherischen Bekenntnisschriften, Formula Concordiae, Sol. Decl. VI, 12: ‚Danach brauchet der Heilige Geist das Gesetz dazu, daß er aus demselben die Wiedergebornen lehret und in den zehn Geboten ihnen zeiget und weiset, welches da sei der wohlgefällige Wille Gottes, Röm. 12, in welchen guten Werken sie wandeln sollen, die Gott zuvor bereitet hat. Eph. 2.'" F. B.

Luther-Buchzeichen. St. Paul's Lutheran Day School. 45—51 Smith St., Paterson, N. J. Unter obiger Adresse zu beziehen oder vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

„Dieses in künstlerischer Vollendung ausgeführte Lesezeichen ist aus reiner Seide in Schwarz, Blau, Rot und Gelb gewoben. Den Entwurf hat ein Student unserer Anstalt in Springfield geliefert, und die Herstellung ist durch eine unserer Gemeindeschulen in Paterson, N. J., besorgt worden. Als Lesezeichen für Bibel oder Andachtsbuch können wir uns nichts Schöneres denken." Die größere Ausgabe kostet 50 Cents, die kleinere 25 Cents. F. B.

Four Hundred Years. Commemorative Essays on the Reformation of Dr. Martin Luther and Its Blessed Results. In the Year of the Four-hundredth Anniversary of the Reformation. By Various Lutheran Writers. Edited by *Prof. W. H. T. Dau.* Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. $1.10.

Auch diese Jubiläumsschrift wüßten wir in keiner besseren Weise zu empfehlen, als daß wir auf den reichen Inhalt derselben hinweisen und zu dem Ende die behandelten Themata folgen lassen: 1. Foreword; von Prof. Dau. 2. Formation, Deformation, Reformation; von Dr. Abbetmeyer. 3. Luther's Family;

von P. Voth. 4. Luther's Successive Appeals; von P. Morhart. 5. Luther at Worms; von P. Bröcker. 6. Luther and Erasmus; von P. M. Walter. 7. Luther and Justification; von P. Dallmann. 8. Luther at Marburg; von Prof. Biedermann. 9. Luther the Faithful Confessor of Christ; von Prof. Bente. 10. Sola Scriptura, Sola Gratia, Sola Fides; von Prof. Engelder. 11. The Open Bible; von Prof. Miller. 12. Luther and the Peasant War; von P. Schönfeld. 13. Luther's Marriage; von P. Czamanske. 14. Wartburg and Coburg; von P. H. Frincke. 15. Wittenberg in the Days of Luther; von P. Köpchen. 16. Luther and His Friends; von Prof. Moll. 17. Luther as a Preacher; von P. Fritz. 18. Luther's Influence on Popular Education; von Dir. Kohn. 19. The Economic Teachings and Influence of Luther; von P. Pannkoke. 20. Luther a Lover of Nature; von P. J. W. Theiß. 21. Music and the Reformation; von Prof. Reuter. 22. Luther and the Classics; von Prof. E. G. Sihler. 23. When England Almost Became Lutheran; von Prof. Th. Gräbner. 24. Luther's End; von P. Härtel. 25. Tributes to Luther; von P. O. C. Kreinheder. 26. Luther and the Constitution of the United States; von Prof. Romoser. 27. Lutheranism and Christianity; von Prof. Dau. 28. Chronological Table of the Age of Luther; von Prof. Dau. — Zwar bieten auch diese Artikel nicht etwa allerneueste, bisher unbekannte Lutherforschungsresultate; wohl aber sind es gefällige, populäre und doch gründliche Abhandlungen und in der Darstellung zum Teil wahrhaft klassisch, wie z. B. "Luther a Lover of Nature" von P. J. W. Theiß. Insonderheit unserer lutherischen Jugend, die lieber Englisch liest als Deutsch, sollte darum diese Schrift so bald als möglich in die Hände gegeben werden, um auch sie zu versetzen in die rechte Feststimmung für das kommende Jubiläum, das uns Gott in Frieden und Freuden erleben lassen möge. Wollen wir Gott für die große Gabe der Reformation recht danken, so müssen wir sie zuvor recht erkennen, verstehen und beurteilen lernen. Und dazu bietet die vorliegende sowie auch die deutsche Jubiläumsschrift die rechte Anleitung. F. B.

JUBILEE SOUVENIR COIN. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. In Bronze geprägt: 50 Cts., in Silber: $1.50.

Diese Medaille betreffend, die sich den schönsten, die bisher erschienen sind, würdig an die Seite reiht, schreibt unser Verlag: "Under the auspices of Synod's Special Committee for the 1917 quatercentenary celebration of the Reformation we have had a souvenir coin struck of which we think we can justly be proud. The design for the obverse is a bust of Luther copied from a medal struck by Durand in 1821 in commemoration of the Diet of Worms, the head of Luther being designed by De Paulis. The execution is in very high relief, the drawing being the work of Robert B. Schiefner, and the chiseling and die-sinking the work of Wm. G. Bock, both among the foremost artists in their respective lines. Encircling the bust of Luther is the legend: 'Martin Luther, October 31, 1517.' The reverse of the coin reproduces the well-known figure of the angel used in the head-piece of the *Lutheraner*. The legend around the angel reads: 'American Lutheran Celebration of the Quadricentennial of the Reformation. 1917.' To the left, below the center, are the words: 'Ein' feste Burg ist unser Gott.' The coin is executed in two metals, one coin silver, the other a high grade of medal bronze, with antique finish. The stamping is the same in both editions. Each is packed in a suitable box, the container for the silver edition being a handsome velvel-padded case. The price of these souvenir coins is $1.50 for the silver edition and 50 cents for the bronze edition. Attractive quantity prices on these coins will be cheerfully quoted by the undersigned to those really intending to sell in quantity. Under arrangement with the Central Committee of the Missouri Synod a portion of the profit, if any, on the sale of these coins will be delivered to the Central Committee for the fund now being collected by the Central Committee for the Church Extension Fund." — Keine lutherische Familie sollte es versäumen, diese Medaille ihrem Familienschatz einzuverleiben als heiliges Andenken der herrlichen vierhundertjährigen Reformationsfeier, die Gott sie hat erleben lassen, und als ein Zeugnis ihres Glaubens für ihre Nachkommen. F. B.

The Lutheran Church in the Country. A Study, an Explanation, an Attempted Solution. By *G. H. Gerberding, D. D., LL. D.* General Council Publication Board, Philadelphia.

In dieser Schrift schildert der Verfasser den Verfall der Sektenkirchen auf dem Lande und allerlei Gefahren, die auch den lutherischen Kirchen drohen. Was aber die Ursachen dieses Niedergangs und das rechte Antidot betrifft, so hat er die Hauptsache übersehen. Der Mangel an gründlicher, christlicher Jugenderziehung, wie sie der Regel nach erfolgreich nur geboten werden kann in christlichen Gemeindeschulen, ist es vornehmlich, was die Sektenkirchen nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in den Städten zerrüttet hat. Und erst recht sind unsere lutherischen Gemeinden dem inneren und äußeren Verfall geweiht, wenn allgemein die Erziehung unserer Jugend den religionslosen, ja, vielfach religionsfeindlichen Staatsschulen anvertraut würde. Gerberding ist leider kein Freund von lutherischen Gemeindeschulen. Ein Verächter lutherischer Gemeindeschulen aber wird nie ein wahrer Freund der lutherischen Kirche sein können. Neben manchen trefflichen Ausführungen, z. B. über den Liberalismus auf der Kanzel und dem sozialen Diesseitsevangelium, wie es z. B. der Baptist Rauschenbusch verkündigt, bietet der Verfasser auch viel oberflächlich Gedachtes und schief Geurteiltes, insonderheit die lutherischen Synoden unsers Landes und ihre Lehrdifferenzen betreffend: der Ausfluß eines Indifferentismus, welcher überall, wo er sich auswirkt und erst den ganzen Teig durchsäuert hat, notwendig auch der lutherischen Kirche das Rückgrat bricht und ihre Glieder zum „Kulturdünger“ der Sekten macht oder sie dem Unglauben in die Arme wirft. F. B.

Questions and Answers concerning the Individual, the Church, and God. By *Rev. G. C. Loos,* East Orange, N. J. Dutzend 10 Cts.; Hundert 75 Cts.

Auf acht Seiten beantwortet der Verfasser 77 Fragen, zumeist die lutherische Kirche unsers Landes betreffend. Zu den schiefen Aussagen gehören die folgenden: "The Christian Church is a divinely established *institution,* outside of which there is no salvation." "We simply cannot have relationship with God except through our own membership in the Christian Church" (als Institution). "Connection with the Christian Church can be preserved only through definite membership in a local congregation." "Free pardon for sin is granted to us by God on account of a living faith in Christ." "God does predestinate to eternal life according to His foreknowledge of the believer's faith in Christ." "God Himself in His Word prescribed manifold forms of order." "The causes of division among Lutherans, frequently a mere matter of language, are not doctrinal." — Das Wachstum und die Größe der lutherischen Kirche betreffend sagt Loos: "While the population of the United States and of the Christian Church increased 21 per cent. from 1900 to 1910, the Lutheran Church grew 32 per cent. In a recent year the Lutheran Church erected more church-buildings than any other denomination in America. In general, it may fairly be said that she is growing at a rate proportionately greater than that of any of the other large church-bodies. The Lutheran Church throughout the world equals all the rest of Protestantism combined. She is the third Protestant denomination in the United States. Roosevelt expressed the opinion that she is destined to be one of the two or three denominations in America doing most for the spiritual need of the people." F. B.

Lutheran Book Concern, Columbus, Ohio, hat uns zugehen lassen:

1. "Christmas-Tide." A Christmas Service for Sunday-schools. 1916. Das Hundert: $3.50.

2. „Heil'ge Weihnacht, Nacht der Nächte.“ Liturgie für einen Kindergottesdienst zur Feier der heiligen Weihnacht. 1916. F. B.

Augustana Book Concern, Rock Island, Ill., hat uns zugehen lassen:

„Augustana-Synodens Referat 1916“, enthaltend die diesjährigen Verhandlungen der Synode in Galesburg, Jll., die Liste ihrer Pastoren und sonstiges statistisches Material. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Alii prae aliis. Wenn Luther von den Gliedern der Kirche sagt, „daß sie Gott und sein Wort haben vor allen Heiden" (zu Ps. 147, Altenb. Bibel II, 156), so gibt er damit nicht einer irrigen Vorstellung Ausdruck. Wenn wir, sei es im Leiblichen oder Geistlichen, etwas besitzen, was andere nicht haben, so sollen wir das nicht uns selbst in Rechnung stellen, unserm Verdienst oder Bessersein zuschreiben, sondern darin einen Vorzug sehen, den wir der unverdienten Gnade Gottes verdanken, wie der Apostel erinnert 1 Kor. 4, 7: „Wer hat dich vorgezogen? Was hast du aber, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen hätte?" (5 Mos. 9, 4 ff.; Röm. 11, 18—24.) Deshalb geben auch unsere Pastoren keiner irrigen Vorstellung Ausdruck, wenn sie zum Beispiel in Gebeten vor einer Missionspredigt sagen: „Wir danken dir, du gnädiger und barmherziger Heiland, daß du uns vor andern dein teures Evangelium gegeben und zum Glauben daran gebracht hast.". F. P.

Daß gerade Vertreter derjenigen lutherischen Synoden, die in den Lehrstreit über Bekehrung und Gnadenwahl nicht eingegriffen haben, jetzt am weitesten von der bekenntnistreuen Stellung in diesen Artikeln abweichen, ist eine merkwürdige Erscheinung. Doch so verhält es sich. Von allen Büchern, die aus der Behandlung der umstrittenen Lehrpunkte hervorgegangen sind, trägt keins die erasmische Stellung in der Lehre von der Bekehrung in solch ungebrochener Stärke vor wie das Buch D. Keysers (Generalsynode) *Election and Conversion.* Und kein Artikel, der in letzten Jahren erschienen ist, bringt so klar den Synergismus in seiner semipelagianischen Form zum Ausdruck wie ein Artikel im *Lutheran* vom 17. August dieses Jahres. Er trägt die Überschrift: "Predestination Based on Foreknowledge", und der Verfasser ist Rev. J. Sarver, D. D. Unter dem Titel wird zunächst ausgedruckt Röm. 8, 29: „Welche er zuvorversehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes." In der Abhandlung kommen folgende Aussagen vor: "Our future state depends upon our present state. It depends on what we determine to make of ourselves as free moral agents responsible to God." Das "free moral agents" ist wohl aus Keysers Schrift genommen. Die Wahl wird schlechterdings identisch gesetzt mit dem allgemeinen Heilsratschluß. "He gives grace to come, and every one that comes is chosen and accepted in Christ. Election means salvation [!]. Predestination means pre-salvation, that is, salvation decreed before man was made. We may justly define it as God's plan of salvation through faith in Christ." Also Gnadenwahl identisch mit allgemeinem Heilsrat Gottes. Im folgenden wird auch ganz rundweg eine Vorherbestimmung einer gewissen Zahl bestimmter Menschen zum ewigen Leben geleugnet. Es sei die Prädestination nicht ein "eternal decree of God". Das ἐξελέξατο und προορίσας, Eph. 1, und προώρισε, Röm. 8, sowie die sonnenklare Stelle Apost. 13, 48 sind damit aus der Dogmatik gestrichen. Einen Locus de Praedestinatione braucht D. Sarver überhaupt nicht in seinem System. Warum nicht? Weil er Synergist ist. Die Wahl ist gestellt (based) auf "God's foreknowledge of

men's conduct and treatment of Christ". Daher findet er auch in dem ganzen Handel kein Geheimnis. Paulus nennt die Gerichte Gottes unbegreiflich und seine Wege unerforschlich. D. Sarver dagegen schreibt: dadurch, daß man die Gnadenwahl identifiziere ("identifies") mit dem allgemeinen Heilsplan, werde sie "divested of all mystery". Ganz richtig. Der Synergismus kennt kein Geheimnis, außer vielleicht das Geheimnis menschlicher Bosheit. — Frappierend ist diese offene Synergisterei gerade nicht bei einem Theologen des Generalkonzils. Prof. Gerberding hat ja von D. Keysers Buch geurteilt, es sei die beste Darstellung der Lehre von der Bekehrung und Wahl, die er je gesehen; und D. Keysers Buch enthält jedes pelagianische Argument, welches D. Eck 1519 gegen die Schriftlehre vortrug. Zudem ist von jeher die öffentliche Lehre des Generalkonzils synergistisch gewesen. Vor sechzehn Jahren schrieb man im *Lutheran:* "Conversion is largely one's own act. God first makes it possible; but then the responsibility rests upon ourselves to determine whether or not we will comply with the truth brought to our understanding." So schrieb D. Seiß im Jahre 1900. Gewiß hat man im Generalkonzil Anno 1880 geglaubt, man verfolge eine kluge Politik, wenn man sich in den Lehrstreit über die Bekehrung nicht „mische". Damit hat es aber die Wahrheit verleugnet; denn wo Irrtum sich erhebt, ist es Pflicht der Christen, dagegen zu zeugen und nicht „neutral" zu bleiben. Eine solche Neutralität rächt sich. Während in der Ohiosynode und Iowasynode der Irrtum im Laufe des unablässigen fünfunddreißigjährigen Kampfes stark an Terrain verloren hat und sich jetzt nur noch in gewissen termini wie „richtiges Verhalten", „geschenkte Kräfte", „Wahl in Ansehung des Glaubens, das heißt, des im Glauben ergriffenen Verdienstes Christi", verbarrikadiert hält, redet der *Lutheran* heute noch so kraß synergistisch wie 1900. Man hat rein nichts gelernt. G.

Fast unglaublich ist die Blindheit, mit der ein Synergist an den klarsten Stellen der Schrift vorübergeht. Also an den Kopf seines Artikels im *Lutheran* setzt D. Sarver die Stelle Röm. 8, 29 und druckt sie aus: „Denn welche er zuvorversehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes." Jeder unbefangene Leser erkennt, Paulus will sagen, daß dieses dem Ebenbilde Christi Gleichsein ein Ausfluß, eine Folge der Verordnung ist; der grammatische Sinn der Worte läßt ja gar kein anderes Verständnis zu. Das Ziel der Verordnung wird angegeben. Und doch schreibt Rev. Sarver: "He predestinates only those 'conformed to the image of His Son,' and no others, according to the text." Also Gott fand Gewisse, die waren gleich dem Ebenbilde JEsu; die prädestinierte er. Der Text sagt das Gegenteil, „die er zuvorversah", sich ausersah, deren Person er für sich in Beschlag nahm, „die hat er auch verordnet", zu einem bestimmten Ziel (als die andere Seite desselben Willensaktes, der aus dem Vorsatz, V. 28, hervorging), nämlich zu dem Ziele der ewigen Herrlichmachung verordnet, da die Gläubigen die conformitas gloriae erlangen sollen. Nur diese Erklärung stimmt mit dem klaren Wortlaut der Stelle und paßt zum Kontext. Sowohl dem Text wie auch seinem Zusammenhang zuwider schreibt D. Sarver, die, welche schon dem Ebenbilde des Sohnes gleich sind, seien Gegenstand der Wahlhandlung. Zu solcher Vergewaltigung klarster Stellen der Schrift ist man gezwungen, wenn man eine wirkliche Wahl leugnet. G.

Die lutherische Doktorwürde einem Kongregationalisten gewährt. Die „Lutherische Kirchenzeitung" berichtet, daß das theologische Seminar des Generalkonzils in Chicago kürzlich einem Alumnus dieser Anstalt, der jetzt Pastor einer Kongregationalistengemeinde ist, die Würde eines Doktors der Theologie zuerteilt hat. Einer Notiz im *Lutheran* zufolge ist das erst der zweite Doktortitel, den diese Anstalt verliehen hat in den fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens. Dazu bemerkt das ohiosche Blatt, es sei nicht zu ersehen, wie eine lutherische Anstalt einem Andersgläubigen, was auch sonst seine Kenntnisse sein mögen, die theologische Doktorwürde erteilen könne. „Wir meinen, die Differenz in der Glaubensstellung müßte so etwas ein für allemal ausschließen." Damit hat die „Kirchenzeitung" recht, und das Seminar des Generalkonzils hat die erteilte Rüge verdient. Doch sollte man sich über den Vorfall nicht gar zu sehr verwundern. Das Chicago Lutheran Seminary hat den Reformierten nie seine Anerkennung versagt. Der verstorbene Präsident Weidner hat vor Y. M. C. A.s sowie im Moody Institute Vorträge gehalten und gemeinschaftlich mit D. Harper von der Universität Chicago in Sommerschulen theologische Kurse erteilt. Und D. Gerberding schreibt in einer Vorrede zu Traberts *English Lutheranism in the Northwest:* "No part of the Church, least of all [!] of the Lutheran Church, dare claim that she knows and understands all truth. A Church or a section of the Church that boasts and vaunts as if she had assimilated and embodied all the treasures of divine wisdom and knowledge only shows her Phariseeism and ignorance." Von diesem Standpunkt aus erklärt sich die Verleihung des Doktorhuts an einen Kongregationalisten. G.

In der Episkopalkirche bestehen seit Jahren bekanntlich zwei Parteien: eine romanisierende, die High Church-Partei, und eine rationalisierende, die Low Church-Partei. Früher bestand noch die Broad Church Party, die eigentlich den theologischen Liberalismus vertrat; damals war die Low Church mehr eine evangelische Richtung, die noch Reste des Christentums aus dem allgemeinen Abfall retten wollte. Doch ist die Low Church langsam in das Lager der Broad Church hinübergegangen, und die letztere Bezeichnung ist seitdem fast verschwunden. Wie rechtfertigen denn die Episkopalen diesen Zustand innerer Zerrissenheit? Ei, darin erkennt man eine große Tugend, ja außer dem historischen Episkopat die Haupttugend der Episkopalkirche. Es zeige sich da der ökumenische, „katholische" Charakter der Anglikaner; "ours is a comprehensive Church", schrieb kürzlich jemand im *Churchman*, dem Low Church-Organ, und fuhr fort: "There is wide room for diversity of opinion, and even for difference of conviction, upon many matters which are of considerable importance. Unfortunately, in such a comprehensive Church there will always be groups of extremists, the eyes of some of whom face toward Rome with a desire to approximate toward everything Roman in worship and discipline short of an absolute recognition of papal supremacy; while the eyes of others will look toward our surrounding Protestantism with such eager yearnings after fellowship that they seem to make light of the apostolic succession of our ministry and the Church's sacramental system. The safety and continuance of our Church depend upon our not being swept away into either one of these two extremes." Den letzten Satz verstehen wir nicht recht. Tatsächlich ist doch schon die High Church-Partei da angelangt, daß sie "everything Roman in worship" hat, die Messe, Gebete für die Toten, Bilderverehrung, heilige

Lampen, dazu Klöster und den Zölibat; und die Low Church-Partei spricht ja offen ihre Zweifel am historischen Episkopat aus. Man ist also schon in beide Extreme geraten. Aber man duldet diese Verschiedenheit der Religion (es ist schon längst mehr als Verschiedenheit der Richtung), ähnlich wie die Freimaurerloge jedem, der ihr angehört, gestattet, seinen Gott anzurufen. Kürzlich schrieb ein Anhänger der evangelischen Partei im *Churchman*, man dürfe den Anhängern der katholischen Partei nicht mehr viele Zugeständnisse machen, sonst würde offene Fehde entstehen. Bald darauf kam ein anderes Eingesandt, das jenem Schreiber empfahl, das dreizehnte Kapitel im ersten Korintherbrief zu lesen! Daß bei den Anhängern der niederkirchlichen Partei tatsächlich jeder konfessionelle Halt geschwunden ist, beweist ein anderes Eingesandt in einer diesjährigen Nummer des *Churchman*, welches in allem Ernste gegen die Beibehaltung der Neununddreißig Artikel im "Prayer Book" Stimmung zu machen sucht. Der Schreiber bezeugt, er habe mit Freuden die Nachricht begrüßt, daß man in der Lambeth-Konferenz den Gedanken erwogen habe, es möchte wohl die anglikanische Kirche am Apostolischen und Nizänischen Bekenntnis genug der Symbole haben. Was die Augsburgische Konfession, die Westminster-Konfession und die Neununddreißig Artikel an weiterer Ausführung enthielten, sei unwesentlich. (Also die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben unwesentlich!) Man solle doch das anglikanische Bekenntnis (die Neununddreißig Artikel) fallen lassen, sie seien doch nur "sectarian and divisive". Kommentar ist da überflüssig. — Die hochkirchliche Partei, die ja den Namen „protestantisch" aus der Benennung ihrer Kirche, Protestant Episcopal, gestrichen haben will, läßt gleichfalls jeden lehren, was er will, und zwar hier im Interesse des Episkopats. Wer die apostolische Sukzession anerkennt, ist ihr Glaubensbruder, er mag sonst lehren, was er will. Wohl in keiner Kirchengemeinschaft ist so viel echt unitarisches Material in der Geistlichkeit wie bei den Episkopalen. Aber die Kirche verdaut alles, wenn es nur die Lehre von der bischöflichen Amtsgewalt anerkennt. Im September 1916 durfte sogar der Archimandrit der serbischen Kirche, eines Teils der russisch-griechischen, in der Episkopalkirche zu Bar Harbor, Maine, amtieren. Den ganzen hohlen Formelkram und halbasiatischen Aberglauben der russisch-katholischen Kirche nimmt man in den Kauf, weil man dort einen historischen Episkopat vorfindet. G.

Unglaube in der „Reformierten Kirche Amerikas". Darüber schreibt die reformierte „Kirchenzeitung" vom 15. August 1916: „In der amerikanischen Kirche hat die Kritik auch viel Anhänger gefunden, besonders in der Methodistenkirche. Hier ist's die Evolution, die die Denker beschäftigt. Aber auch in der reformierten Kirche haben sich, besonders junge Theologen, von der verführerischen Kritik hinreißen lassen. Wie weit sie darin gingen, mögen folgende Beispiele zeigen: Einer von ihnen, den und dessen Kanzel ich so gut wie meine rechte Hand kenne, sagte zu seinen Konfirmanden: ‚Es ist nicht alles wahr, was in der Bibel steht.' Am Karfreitag wollte er keinen Gottesdienst halten; als die Glieder ihm aber bedeuteten, daß sie gewohnt seien, den Tag mit einem Gottesdienst zu feiern, entschloß er sich denn auch zu predigen, sagte aber in der Predigt kein Wort von der Kreuzigung Christi, bis er zum Schluß kam; dann sagte er: ‚Es ist gut, daß sie ihn gekreuzigt haben, sonst hätte er die ganze Welt verführt.' Sein Bruder sagt, ‚er wolle lieber von einer Kuh abstammen als von der Erde'." — Fast unglaublich! G.

Fanatismus der Albrechtsbrüder. Im „Christlichen Botschafter" vom 28. September berichtet E. Nolte von einer „Lagerversammlung" (camp meeting), die er im Jahre 1877 unweit Council Bluffs in Iowa abhielt. Diese Lagerversammlung hatte sich schon ausgezeichnet durch „kräftige Bußpredigten und ernstliches Gebetsringen, das weithin in den Wald erschallte". Dann aber machte Nolte „eine etwas sonderbare Erfahrung". Er erzählt: „In einer anberaumten Jugendversammlung sollte ich zur Jugend reden, was auch mit Freuden geschah. Als ich über die Köpfe der zahlreichen Jugend blickte und die vielen künstlichen Blumen auf den Hüten der Mädchen sah, machte ich in meiner Rede die Bemerkung, daß es mir unwillkürlich in den Sinn gekommen sei, meine verehrte Versammlung gehöre zu dem Pflanzenreich, worauf ich dann mit allem Ernst anriet, alle Blumen samt den Federn abschneiden und mir überreichen zu wollen; ich wolle das dumme Zeug durch Begraben in die Erde zerstören. Beides geschah; denn zu meinem Erstaunen brachten mir die jungen Leute ihre Blumen und Federn (ganze Hände voll), die in der Caß County-Erde begraben wurden. Blumen, diese holden Kinder des Paradieses, gehören in den Garten, auf die Fluren, in die Wälder, in das Krankenzimmer und bilden oft eine schöne Hausdekoration; daß man aber mit künstlichen Blumen das Haupt schmücken will, ist meines Erachtens eine große Albernheit. Wer kann sich denn auch mit diesem nachgemachten Flitter behängen und dabei ein gutes Gewissen bewahren, eingedenk der Tatsache, daß Christus, unser Erlöser, eine Dornenkrone trug, und a l l e Sünden ihm den Schmerz seines unaussprechlichen Leidens vermehrten und vergrößerten? Wer wollte sich denn auch mit 'carpet-rags' schmücken? Haben sie einen wirklichen Wert, daß sie die wirkliche Schönheit des Menschen erhöhen? Mitnichten. Der schwirrende Kolibri ist viel klüger als unsere Damen und Dämchen; denn er kümmert sich durchaus nicht um künstliche, von Menschenhänden fabrizierte Blumen; auch summen die Bienen ihnen nicht nach. Ähnlich ist es mit Federn. Sie sind bestimmt für alles Geflügel, nicht aber zum Schmuck des Menschen. Wenn man eine Frau mit einem Vogel auf dem Kopfe sehen muß (ich sah einmal eine mit einem Präriehuhn auf dem Hut), so kommt einem ganz ungewollt der Gedanke: die hat einen Vogel im Kopf." Uns kommt ganz ungewollt der Gedanke: der hat Galater 4 noch nicht verstanden. G.

Eine treffende Kritik des religiösen Indifferentismus enthielt vor einiger Zeit der presbyterianische *Herald and Presbyter*. Er nahm Bezug auf einen Ausspruch folgenden Wortlauts in einer liberalen presbyterianischen Zeitschrift: „Es ist nicht möglich, schlechte Luft mit einem Knüppel zu vertreiben; diese kann jedoch nicht bei der guten Luft verbleiben. Durch Strenge kann Irrtum nicht aus der Kirche vertrieben werden; Irrtum ist jedoch in Gegenwart der Wahrheit stets unmöglich. Zudem wird ein strenges Verfahren früher oder später auf diejenigen persönlich, welche dasselbe anwenden, zurückwirken. Der christliche Glaube ist so vorwiegend Sache des Geistes, daß ein Geist der Unduldsamkeit in der Verteidigung desselben bereits eine Niederlage statt eine Verteidigung bedeutet." Man merkt, wo das hinaus will. Offenbar fürchtet man, es möchte hie und da ein Presbyterianer, der durch seine Irrlehren das Fundament des presbyterianischen Bekenntnisses untergräbt, Amt und Brot verlieren. Hinc illae lacrimae. Ja nicht zu streng sein gegen den Irrtum! Den Trugschluß, durch den man diese Behauptung zu stützen versucht, deckt der *Herald and Presbyter* fein

auf, indem er schreibt: „Obiges ist lauter Irrtum. Schlechte Luft kann bei guter Luft verbleiben und diese vergiften. Irrtum ist nicht ‚in Gegenwart der Wahrheit unmöglich‘. Wenn ein Mann, der gelobte, auf einer Kanzel oder auf dem Lehrstuhl die Wahrheit zu lehren, Irrtum lehrt, bleibt dies nicht ohne nachteilige Folgen, weil Männer auf andern Kanzeln oder auf andern Lehrstühlen die Wahrheit lehren. Auch kann es nicht als eine Hetzjagd auf Irrlehrer und als ‚ein Geist der Unduldsamkeit‘ bezeichnet werden, wenn solchem Menschen erklärt wird, er müsse solches unterlassen. Das wirklich Bedauernswerte besteht darin, daß, im Fall sich eine Kirche genötigt findet, irgend jemandem zu verbieten, in ihrem Namen Irrtum zu lehren, es solche gibt, die bereitstehen auszurufen: 'Heresy hunting!' und 'Spirit of Intolerance!' Es gibt Männer, die gerne besonders klug erscheinen und versuchen, andere davon zu überzeugen, daß sie weiser sind als der Heilige Geist. Diese bestehen darauf, daß selbst in Fällen der schlimmsten und oft wiederholten Angriffe auf Fundamentalwahrheiten keine Anwendung kirchlicher Disziplin vorkommen dürfe. Von gewissen Irrlehrern redend, spricht der Heilige Geist, wie folgt: ‚Wir gebieten euch aber, liebe Brüder, in dem Namen unsers HErrn JEsu Christi, daß ihr euch entzieht von jedem Bruder, der da unordentlich wandelt und nicht nach der Satzung, die er von uns empfangen hat‘ und: ‚Von solchen enthalte dich!‘ Von solchen, welche die Wahrheit bezüglich der Person Christi leugnen, sagt der inspirierte Apostel Johannes: ‚Wer übertritt und bleibt nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott. Wer in der Lehre Christi bleibt, der hat beide den Vater und den Sohn. So jemand zu euch kommt und bringt diese Lehre nicht, den nehmet nicht ins Haus und grüßet ihn auch nicht; denn wer ihn grüßt, der macht sich teilhaftig seiner bösen Werke.‘ Den Aposteln Paulus und Johannes, unter dem Einfluß des Heiligen Geistes redend, war die Leugnung christlicher Lehren einer nicht zu duldenden Übeltat gleich, und nach ihren Ermahnungen sollten hartnäckige Irrlehrer von der Gemeinschaft der Christen und der Kirche ausgeschieden werden.“ Wenn solches Zeugnis öfter und lauter erschallen würde, dann stünde es besser in den reformierten Gemeinschaften. Unter den Baptisten ist dieses Zeugnis fast ganz verstummt.

G.

D. **Francis Brown** vom Union Seminary in New York starb am 15. Oktober. Brown war ein Alumnus der Anstalt, der er seit 1879 diente. Er war ein Theolog der liberalen Richtung, und unter seiner Leitung ist das Union Seminary konfessionell stark zurückgegangen. Sein Alter brachte er auf etwas über sechsundsechzig Jahre. G.

Ein amerikanisches Urteil über die amerikanische Predigt. Ein angesehener Presbyterianer, der viel gereist ist, sprach kürzlich folgendes Urteil über den Stand der Predigt in den verschiedenen Gemeinden aus: „In und bei Chicago habe ich den ausgesprochenen Unglauben predigen hören. New York folgt zunächst. Presbyterianische und kongregationalistische Pastoren haben die Führung. Einen gewissen Liberalismus fand ich bei Methodisten, dagegen nichts davon bei Episkopalen, den Disciples oder Lutheranern. Von letzteren habe ich allerdings nur e i n e n gehört.“ Von Einzelheiten gibt er folgendes an: „In der einst so hoch stehenden Kirche zu New York hörten wir eines Morgens einen Prediger, der zugleich Präsident eines theologischen Seminars ist. Er erzählte uns von der Kanzel, daß menschliche Erfahrung sowohl Gegenstand wie Richtstern in der Religion sei, und daß die Bibel

weiter nichts gebe als eine unvollkommene Fassung solcher Erfahrung. Ich hatte dagegen immer geglaubt, daß, wie ich in der presbyterianischen Kirche gelernt habe, JEsus Christus Inhalt unserer Religion, und daß die Bibel Gottes Wort sei. Der Herr Direktor wußte viel von überseeischem Handel zu sagen, denn eben hatte das deutsche Unterseeboot Baltimore erreicht, und er prophezeite, daß in einem Zeitraum von 25 Jahren die Kirche und andere Einrichtungen in Amerika einen entsprechenden, völligen Wandel erfahren würden. Am Nachmittag hörten wir einen Prediger der südlichen Methodisten in der Halle des christlichen Jungmännervereins (auch diesen Namen lassen wir aus). Er bemerkte, daß die Bibel geradeso und nicht mehr inspiriert sei als das Lied ‚Näher, mein Gott, zu dir'. Die Bibel sei keineswegs unfehlbar. Dagegen stellte er das menschliche Urteil an die höchste Stelle. Der Jungmännerverein, so hörte ich, wies später die Ansichten des Predigers zurück. Allein der Vorgesetzte des jungen Hilfspredigers, P. D. K. von der presbyterianischen Kirche, hielt darauf eine besondere Predigt, in der er die Stellung seines jungen methodistischen Gehilfen in allen Punkten rechtfertigte. So allgemein waren derartige Predigten, und so gleichmäßig wiederholten sie sich, daß ich mich bei Pastoren nach der Ursache erkundigte; und da fand ich, daß es sich um ein umfassendes Programm handele, das während dieses Sommers in möglichst vielen der Hauptstädte zur Ausführung gelange. Die Lehre ist ganz und gar freidenkerisch und völlig abweichend von der früheren Predigtweise. Nahezu alle Prediger meinen, daß der Krieg und seine Folgeerscheinungen die Denkweise beeinflussen werden, so daß die Zeit für eine Vernunftreligion da sei. Auch zeigt sich eine Neigung zum Sozialismus, und der Schluß ist berechtigt, daß manche der Prediger Sozialisten sind. Ich möchte wissen, ob auch andere, welche in diesem Kriege an Amerika zuerst denken, in unsern Kirchen diese Richtung wahrnehmen." — Der Schreiber steht nicht allein. Je mehr Sensation und Prohibition, je weniger Religion. (Der Friedensbote.)

II. Ausland.

Den gegenwärtig im dritten Jahre rasenden Weltkrieg bezeichnet man nicht mit Unrecht als den furchtbarsten Waffengang, der in der Geschichte der Menschheit verzeichnet steht. Man denkt dabei an die Millionenheere, die sich einander gegenüberstehen, an die Zahl der Völker, die um ihre Existenz ringen, an die Massenhaftigkeit und mörderische Wirkung des Artilleriefeuers, an die Opfer, die alle beteiligten Nationen an Gut und Blut zu bringen haben. Und doch ist dieser Krieg in mehr als einer Hinsicht nicht der entsetzlichste aller Kriege. Es ist vor allem kein Religionskrieg. So tieftragisch das Gegenüberstehen von Glaubensbrüdern in den feindlichen Heeren ist — man denke an die lutherischen Franzosen, die mit „Ein' feste Burg ist unser Gott" ins Feld zogen —, so ist dem Kriege gerade dadurch, daß die konfessionellen Beziehungen fehlen, dasjenige Element genommen, das zum Beispiel den Dreißigjährigen Krieg so furchtbar machte. Und doch fehlen nicht religiöse Unterströmungen im jetzigen Weltkrieg. In der „Wartburg" machte jemand hierauf schon im ersten Kriegsjahr aufmerksam. Wir geben aus dem Eingesandt im nachfolgenden die Hauptgedanken wieder. Zuerst England. In der Ausdauer und „brutalen Energie" der englischen Politik — nicht der englischen Kampfesweise — erkennt der Schreiber eine „Einwirkung des Puritanertums".

„Englands Selbstbewußtsein erbaut sich auf jener alttestamentlichen Verheißung an das auserwählte Volk, einstmals die Erde zu besitzen. Nur unter dieser Beleuchtung sieht man die Eigenart und die Tiefe des Nationalgefühls der Engländer richtig. Es ruht immer auf der sicheren Vorstellung, daß ‚das britische Reich von der Vorsehung zum größten Werkzeug für das Gute bestimmt sei, das die Welt je gesehen hat' (Vizekönig Curzon 1894). Danach ist die Ausbreitung der Herrschaft Englands dasselbe wie die der Kultur selbst, um nicht zu sagen, wie die des Gottesreiches." (Bismarck hat bekanntlich geurteilt: der einzelne Engländer sei anständig, achtbar und zuverlässig, der Vorwurf der Lüge sei der schwerste, den man ihm machen könne; die englische Politik hingegen sei von allem das Gegenteil; ihre hervorstechendste Eigenschaft sei die Heuchelei, sie wende alle Mittel an, die der einzelne Engländer verabscheue, ein Übermaß von Heuchelei und Perfidie sei ihr häufig eigen [Poschinger, Tischgespräche, Mitte 1897]. Genau so urteilte schon Kant.) „In der englischen Politik vermögen sich die persönlich vielfach sehr achtbaren Eigenschaften der einzelnen Engländer nicht durchzusetzen, weil das englische Weltreich als Reich Gottes erscheint, in dessen Dienst der Zweck die Mittel heiligt. . . . Wenn wir das alles bedenken, so werden uns die abstoßenden Züge einer schändlichen Raubpolitik, welche sich noch in den Mantel reinster Tugend hüllt, menschlich begreiflicher." Auch bei R u ß l a n d wird ein ähnliches theokratisches Selbstbewußtsein festgestellt. Dem Altrussen ist sein Land „svätja Rossija", „das heilige Rußland"; auch bei ihm waltet ein Glaube an die Weltmission Rußlands zur eigenen Ehre Gottes. Wenn der heilige Synod den jetzigen Krieg als „heiligen" Krieg, als Religionskrieg, angekündigt hat, so wird das von dem Gesagten aus verständlicher. „Es handelt sich hier tatsächlich um einen Religionskampf der ‚einen, heiligen und apostolischen Kirche' wider die ‚zum seelenverderbenden und schädlichen katholischen Papsttum Abgefallenen' und die sonstigen westlichen ‚Ketzereien'. Rußland ist Erbe des alten Byzanz, dessen Doppeladler es ja im Wappen führt, der Hort der Rechtgläubigkeit. Denn in der Tiefe der russischen Volksseele lebt das Mittelalter und seine Kreuzzugsstimmung noch jetzt weiter." Seltsam genug freilich, daß dieser Staat das engste Bündnis mit der atheistischen Republik F r a n k r e i c h einging, weil hier — und nur hier — der nervus rerum, der Goldzufluß, zu finden war, dessen Rußland zu seiner Ausgestaltung dringend bedurfte. Bei Frankreich könnte man am ersten einen Mangel jeglichen mystischen Nationalgefühls voraussetzen. Doch ist eben das unsterbliche Frankreich, „L'immortelle France", für viele Franzosen „an die Stelle des alten Gottes getreten und wird mit ebenso gläubiger Inbrunst verehrt wie der ewige Gott". Mag sein, daß unter römisch-katholischen Franzosen auch der Gedanke, daß Frankreich „die älteste Tochter der Kirche", die „allerchristlichste Nation" gewesen ist, nachwirkt. J a p a n, als vierte feindliche Großmacht, besitzt ebenfalls ein religiös gefärbtes Nationalbewußtsein, „gestärkt durch die Macht einer geheimnisvollen Prophetie der Sonnengöttin selbst, der himmlischen Stammutter des Volkes im Urbeginn der Zeit, wie sie diesem Lande der aufgehenden Sonne mit der Fahne der aufgehenden Sonne naheliegt. Als natürlicher Sammler und Führer der asiatischen Kulturarbeit (‚Asien ist eins') fühlt sich diese jüngste Großmacht zu einer einzigartigen weltgeschichtlichen Aufgabe gleichfalls berufen". Wie sehr aber der Verfasser des Artikels, dem wir diese Ausführungen entnehmen, selber in dem

Gedanken an eine göttliche Sendung Deutschlands lebt, geht aus dem Schlußparagraphen hervor, der folgenden Wortlaut hat: „Wir sind in der Erregung des Kampfes oft geneigt, das Verhalten unserer Feinde aus reiner Bosheit zu erklären. Die angeführten Tatsachen können uns die Beweggründe, die auch ihrem Handeln zugrunde liegen, vielleicht verständlicher machen. Gerade wir Deutschen sind wohlberechtigt, auch unsererseits unserm Volkstum eine Bedeutung im göttlichen Weltplan zuzumessen, die nur dem religiösen Geiste sich voll erschließt. Erst eine solche religiöse Erfassung unsers Nationalbewußtseins rechtfertigt die ungeheuren Opfer von Gut und Blut, die jetzt Millionen auferlegt werden. Nirgends sonst ist die Religion so innerlich erfaßt worden wie im Volke der Reformation, nirgends sind so unvergängliche Schöpfungen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft entstanden wie im deutschen Volke, dem Herzen der Menschheit. Wenn das deutsche Volk im jetzigen Weltkriege unterläge, so würde die Seele der Welt erdrückt werden. Darauf gründet sich unsere feste Hoffnung auf schließlichen Sieg; der letzte Sieg muß unser sein, weil wir vertrauen, daß kein Volk so reinen Gebrauch von seinem Triumph machen wird wie das unsrige, das auf dem Grunde seiner neuen großen Erfolge eine neue Welt wahrer Ordnung aufrichten wird. Unsere Sache ist Gottes Sache, so bekennen wir in Demut, unser Sieg der Sieg wahrer Menschlichkeit, der auch den Feinden zugute kommen wird. Denn wenn irgendwann, soll sich jetzt erfüllen: ‚Und es soll am deutschen Wesen Noch einmal die Welt genesen.'" — Worin unterscheiden sich diese Wahnvorstellungen von denen der Engländer, Russen, Japaner, auch der Türken? Daß sich die an diesem kolossalen Ringen um die Beherrschung des Welthandels beteiligten Völker wirklich, jedes mit Ausschluß der andern, als Hüter der höchsten Ideale der Menschheit betrachten und eine göttliche Sendung zu erfüllen glauben, ist die eigentliche Tragik des großen Krieges. G.

An Vorschlägen zur Steuerung des Geburtenrückgangs fehlt es begreiflicherweise gerade jetzt in Deutschland nicht. Man erkennt die ungeheure Gefahr, die ein Stillstand in der Volksvermehrung zu bedeuten hätte. Und Stillstand war bei dem erschreckenden Geburtenrückgang der letzten Jahre, auch ohne die Erhöhung der Sterblichkeitsziffern während der Kriegszeit, schon in den Kreis der Berechnung gekommen. Noch im Jahre 1910 war die Zahl der von deutschen Müttern gebornen Kinder eine verhältnismäßig hohe, was sich aus folgender interessanten Zusammenstellung aus dem „Statistischen Jahrbuch für den preußischen Staat" ergibt: In Preußen gab es im Jahre 1910 7,223,841 Mütter unter den 7,800,000 verheirateten oder verheiratet gewesenen Frauen. Von jenen 7¼ Millionen Müttern hatten ein Kind geboren 686,141, zwei Kinder 1,111,724, drei Kinder 963,520, vier Kinder 804,460, fünf Kinder 634,731, sechs Kinder 521,278, sieben Kinder 395,333, acht Kinder 316,914, neun Kinder 227,244, zehn Kinder 173,595, elf Kinder 103,059, zwölf Kinder 82,921, dreizehn Kinder 42,629, vierzehn Kinder 27,064, fünfzehn Kinder 14,624, sechzehn und mehr Kinder 17,337 und über zwanzig Kinder 789 deutsche Frauen. Also diese 7¼ Millionen deutsche Mütter in Preußen hatten zusammen 28,312,898 Kindern das Leben geschenkt, das heißt, im Durchschnitt kamen im Jahr 1910 auf eine deutsche Mutter vier Kinder. Aber die Zahlen der folgenden fünf Jahre ergeben ein weit weniger günstiges Bild. In einer kleinen ländlichen Gemeinde war die Zahl der jährlichen Geburten innerhalb fünf Jahren von 150 auf 81 (1915)

zurückgegangen; und dieser Fall ist typisch. Man sucht nun eifrig nach Mitteln, dem fressenden Übel zu steuern. Dahin gehört z. B. das Verbot der Antikonzeptionspropaganda. Im Kreisamtsblatt von Unterfranken erschien letztes Jahr folgende Verfügung: „Unter Bezug auf Art. 4, Ziff. 2 des Kriegszustandsgesetzes wird verboten: . . . 2. Die öffentliche — wenn auch maskierte — Anpreisung und der Verkauf von Abtreibmitteln, insbesondere von stielförmigen Pessaren und Mutterspritzen mit langem Ansatz außer durch Apotheken und auf ärztliches Rezept. 3. Die Anwendung solcher Mittel durch Personen ohne staatliche Anerkennung. 4. Die öffentliche Ankündigung, Anpreisung oder Zurschaustellung von antikonzeptionellen Mitteln. 5. Der Vertrieb solcher Mittel durch hausierende Agenten." Ferner sucht man der Kindersterblichkeit durch eine erweiterte Säuglingsfürsorgearbeit zu begegnen. Man erhofft allerlei Gutes von der Einführung der Junggesellensteuer. Man will den großen Familien einen Teil der staatlichen Steuerabgaben erlassen. Prof. Paul Feucht schlägt vor, den Vätern solcher Familien ein „Pluralwahlrecht" zu verleihen, also das Recht, bei Wahlen eine doppelt oder dreifach usw. gezählte Stimme abgeben zu dürfen. Doch erscheint auch dieser Plan einem Mitarbeiter an der „Wartburg" als ein Mittel, das den Zweck nicht erreicht. Die Wurzel des Übels sei vielmehr „die falsche Stellung zum Kind überhaupt, wie sie etwa seit einem Menschenalter auch bei uns in Deutschland von immer weiteren Kreisen eingenommen wird — die Angst vor dem Kinde". Was hierüber gesagt wird, klingt zum Teil merkwürdig bekannt und ist es wert, wiedergegeben zu werden. Wir lesen: „Kinderreiche Familien werden in besseren Kreisen, soweit sie da überhaupt noch vorkommen, mit einem gewissen Mitleid betrachtet. Und in einfacheren Verhältnissen werden sie ausgelacht. So kam kürzlich die Frau eines Fabrikarbeiters zu mir, die ihr sechstes Kind erwartete, und klagte mir ganz verzweifelt, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfe; sie werde von allen verspottet. In der Fabrik, auch unter den Fabrikmädchen, gelte es als selbstverständlich, daß man nicht mehr als zwei Kinder haben dürfe, und vielfach werde es ganz offen ausgesprochen: sollte doch noch ein drittes in Aussicht stehen, so wisse eine vernünftige Frau ja, was sie zu tun habe. Überhaupt ist das vielleicht das schlimmste Zeichen der Zeit, mit welcher zynischen Offenheit in allen, auch den feinsten Kreisen von jung und alt, selbst von jungen Mädchen, über diese Sache gesprochen wird. Sie empfinden gar nicht mehr die Schamlosigkeit, die in solchen Redensarten liegt wie der: ‚Zwei oder drei Kinder sind genug! Mehr will ich nicht haben!' Es ist wie eine geistige Krankheit über unser Volk gekommen, die alles gesunde Empfinden und vernünftige Denken in Millionen Herzen und Köpfen zerstört hat. Reich und arm, vornehm und gering — alles wird förmlich beherrscht von der ‚Angst vor dem Kinde'. Geradezu erschütternd ist der Brief, den Traub kürzlich in seiner ‚Christlichen Freiheit' (Nr. 1) veröffentlichte. Da schreibt ein kranker Freund aus dem Sanatorium; sein Tischnachbar ist ein verwundeter Soldat, tüchtig im bürgerlichen Beruf, ausgezeichnet im Kriege, fürs Eiserne Kreuz erster Klasse vorgeschlagen; aber obwohl seit sechs Jahren verheiratet, ist er ohne Kinder. Auf meine Anspielung erklärt er rundheraus: Nein, damit gäbe er sich schon gar nicht ab; das überließe er andern Leuten; seine drei Brüder dächten ebenso, hätten auch keine Kinder. Wozu denn auch, dann könne man sich zeitlebens derentwegen abarbeiten und hätte keinen gemütlichen Lebensabend. Ich erwiderte,

das wäre Egoismus; er hätte keinen Anspruch auf ein sorgenloses Leben, ehe er nicht seine Pflicht gegen das Vaterland auch in dieser Beziehung erfüllt hätte, und das gälte gerade jetzt mehr als je, wo unsere Volksvermehrung eine Zukunftsfrage sei. Er: Das sei seine Privatangelegenheit. Was Vaterland! Das hülfe ihm ja doch nicht, sechs Kinder aufzuziehen; alleine könne er es nicht, so finge er's gar nicht an. Als letztes Geschütz fuhr er dann seine Frau auf: die habe er viel zu lieb, als daß er ihr all die Unbequemlichkeiten zumuten möchte usw. Wer wollte leugnen, daß heute Unzählige genau ebenso denken wie diese vier Brüder? Die Ansprüche, die die einzelnen ans Leben stellen, sind größer geworden, und der Hang zur Bequemlichkeit und zu behaglichem Lebensgenuß ist weithin gewachsen. Selbstverständlich haben es die einzelnen Glieder der Familie schwerer, wo viele Kinder sind. Die Eltern müssen sich's sauer werden lassen, sie alle durchzubringen. Sie müssen sich manches versagen, was andere unbekümmert genießen. Aber das war früher nicht anders. Nur übersah man damals über dem Unerfreulichen nicht das Erfreuliche, wie es heute fast systematisch geschieht. Kinder galten doch immer, ob sie auch noch so schwere Lasten auferlegten, als eine „Gabe des HErrn", und die Überzeugung der alten Israeliten fand auch bei uns meist noch Anklang: „Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat! Sie werden nicht zuschanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Tor." Darum wollen wir es nur offen heraussagen: Nicht die Zeiten sind schlechter geworden, sondern die Menschen. Sie wollen sich keine Entbehrungen mehr auferlegen um ihrer Kinder willen; sie wollen ihr Leben in vollen Zügen genießen, und dabei sind ihnen die Kinder im Wege. Die Selbstsucht und die Vergnügungssucht sind schlimmere Kindermörder, als es der alte Herodes gewesen ist. Und solange diese Gesinnung in unserm Volke die herrschende ist, solange jedes neue Kind als eine neue Last empfunden wird, und in den Häusern, selbst vor den Ohren der Kinder, davon geredet wird als von etwas ganz Natürlichem, so lange ist auf keine Besserung zu rechnen, so lange werden alle die vorgeschlagenen kleinen Mittel versagen." Statt dessen fordert die „Wartburg" zur Herbeiführung „eines gründlichen Umschwungs der Stimmung dem Kinde gegenüber" auf. Man müsse den Leuten das Gewissen schärfen für die Pflicht, die „vaterländische Pflicht, mehr Kinder zu haben, als bisher üblich war". Besonders auf die höheren Kreise müsse „nachdrücklich eingewirkt werden". „Es muß für ein gesundes Ehepaar, das mehr Kinder haben könnte, als Schande gelten, wenn es nur ein oder zwei Kinder hat, und alle die gewöhnlichen Ausflüchte und Einwendungen, selbst mit Berufung auf ärztliche Autoritäten, müssen gebrandmarkt werden als das, was sie sind, nämlich als Ausflüchte der krassesten Selbstsucht, die sich der heiligsten Pflicht gegen Volkstum und Vaterland unter nichtigen Vorwänden zu entziehen sucht. ... Es muß unermüdlich und immer wieder ‚die Religion des Kindersegens' verkündigt werden, bis der giftige Dunstkreis, der zurzeit über dem deutschen Familienleben lagert, zu weichen beginnt. Die zurzeit fast allgemein bestehende Auffassung des Kindersegens als einer schweren Last muß unter ein richtiges Trommelfeuer genommen werden, daß schließlich keiner mehr wagt, sie zu vertreten, selbst im vertrauten Kreise nicht." Hier gerät leider der Schreiber mit seinen Vorschlägen ins Oberflächliche. Statt der Gesinnung, auf die er seine Diagnose richtig gestellt hat, nun noch weiter nachzugehen und die Gottlosigkeit aufzudecken, die dem Gebrauch von

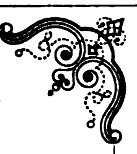
Präventivmitteln, dem Fruchtabtreiben usw. zugrunde liegt, und also in einer Rückkehr zum Christentum die Heilung dieses Volksschadens zu erkennen, redet er solchen Mitteln wie dem „Pluralstimmrecht" Feuchts das Wort, empfiehlt Bevorzugung der Familienväter bei Ämterbesetzung und macht auf die Bedeutung der Wohnungsfrage aufmerksam. Er gesteht am Schluß: „Zuletzt wird doch der Enderfolg davon abhängen, ob es gelingt, die Angst vor dem Kind, wie sie jetzt weite Kreise beherrscht, auszutreiben und an ihre Stelle zu setzen die Freude am Kind." Aus der theologisch liberalen Stellung des Schreibers erklärt sich sein Schöpfen aus löcherichten Brunnen. Keine Macht auf Erden, auch nicht die glühendste Vaterlandsliebe, wird Deutschland wieder auf eine gesunde Bevölkerungsbewegung bringen, wenn es sich nicht dem Christentum wieder zukehrt. Der Verfasser des Artikels sagt ja deutlich genug: „Nicht die Zeiten, sondern die Menschen sind schlechter geworden." Da gibt es nur ein Mittel — das Evangelium. G.

Der Aberglaube im Kriege. Unter dieser Aufschrift brachte das „Korresp.-Bl. f. d. ev.-luth. Geistl. in Bayern" vom 24. Aug. 1915 zwei Artikel, die von einem „Schutz- und Hausbrief für Soldaten" handeln. Schon im Kriege 1870 spielte der Brief eine Rolle, und manche schrieben ihm ihre glückliche Heimkehr zu. In den jüngsten Mobilmachungstagen, schreibt der eine Verfasser, Pfarrer Peter, machte der Brief in fliegender Eile im Dorfe die Runde und wurde eifrigst abgeschrieben und den Einrückenden als „Schutz" mitgegeben. Dem andern Verfasser, Pfarrer Hacker, wurde sogar der Brief ins Pfarrhaus gebracht, damit er ihn für den Mann der Überbringerin und ihre drei Brüder abschreibe. Der Schutzbrief lautet: „Haus- und Schutzbrief. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. So wie Christus im Ölgarten stille stand, sollen alle Geschütze stille stehen. Wer dies geschrieben bei sich trägt, dem wird nichts schaden. Es werden ihn nicht treffen des Feindes Geschütze und Waffen. Denselbigen wird Gott bekräftigen, daß er sich nicht fürchten darf vor Dieben, Mördern und desgleichen. Alle Gewehre, so man sie auf mich loshält, sichtbare oder unsichtbare, müssen stille stehen durch den Befehl des Heiligen Geistes. Amen. Gott sei mit mir über alle diese Zeichen. Wer diesen Segen bei sich hat, der wird nicht gefangen noch durch des Feindes Waffen verletzt werden. Amen. So wahr als das ist, daß Christus gestorben, auferstanden und gen Himmel gefahren ist, so wahr als er auf Erden gewandelt hat, kann ich nicht geschossen, gestochen noch auf dem Leibe verletzt werden. Amen. Mein Fleisch, Gebeine oder Gedärme, alles soll mir unverletzt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt bei dem lebendigen Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist. Amen. Ich bitte im Namen Jesu Christi Blut, daß mich keine Kugel treffen wird, sie sei von Gold, Silber oder Blei. Gott im Himmel macht mich vor allem sicher und frei. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Dieser Brief ist durch einen Engel vom Himmel gesandt worden und in Holstein im Jahre 1724, den 11. November, gefunden worden. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben, er schwebte über der Taufe, und wer ihn ergreifen wollte, vor dem wich er zurück, bis jemand im Jahre 1791 sich dem Gedanken näherte, ihn abzuschreiben. Zu diesem neigte sich der Brief. Ferner stand darin: Wer am Sonntag arbeitet, der ist verdammt. Der soll an diesem Tage keine

Arbeit tun, sondern fleißig in die Kirche gehen, andächtig beten, und von eurem Reichtum sollt ihr den Armen geben. Ihr sollt nicht wie unvernünftige Tiere sein. Sechs Tage gebe ich euch zur Arbeit, den siebenten Tag sollt ihr Gottes Wort hören; schwört nicht boshaftig bei meinem Namen; begehrt nicht Gold oder Silber; schreit auch nicht für Menschenlust (?); denn so geschwind, wie ich euch geschaffen habe, so bald kann ich euch auch zerschmettern. Seid mit der Zunge nicht scharf, ehrt Vater und Mutter und redet kein falsch Zeugnis wider euren Nächsten. Wer danach tut, dem gebe ich Gesundheit und Friede. Wer diesen Brief nicht glaubt oder nicht danach tut, der ist verdammet und wird weder Glück noch Segen noch keine Hilfe von dem Herrn haben. Wer diesen Brief hat und ihn nicht offenbart, der ist verflucht vor der christlichen Kirche und von meiner Allmacht verstoßen. Diesen Brief soll einer den andern abschreiben lassen, und wenn ihr soviel Sünde getan als Sand am Meere und Laub auf den Bäumen und Sterne am Himmel, so sollen sie euch vergeben werden. Glaubt gewißlich, daß ich diesen Brief ehre, und wer das nicht tut, der soll eines bösen Todes sterben. Bekehrt euch, sonst werdet ihr ärgerlichst bestraft werden. Ich werde am Jüngsten Tage fragen, wo ihr nicht ein Wort geben könnt von euren Sünden. Wer diesen Brief bei sich trägt oder danach tut, der soll vor Feuer und Wasser beschützt werden. Haltet meine Gebote, die ich euch durch meinen Engel gesendet habe. In dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen." — Armseliges, verworrenes Zeug, mit gläubigen Phrasen gespickt, das aber manchen als etwas Frommes erscheint und seine Mitnahme ein Akt des Gottvertrauens. Diese Stimmung wird auch kommerziell ausgenützt. „Kugelsegen" kann man in München für 50 Pfennige das Stück von einem „Heilkundigen" kaufen. Sie sollen auch wirksam sein, wenn die Frau des im Felde Stehenden sie kauft. Andere Krämerseelen erlauben sich, die Leichtgläubigkeit und Angst von Schwachköpfen auszunützen, indem sie Amulette zu 20 und 30 Mark brieflich anbieten, „in schwerer Zeit zum persönlichen Schutz zu tragen nach wissenschaftlicher astrologischer Berechnung" usw. Allerdings sind hie und da die Behörden eingeschritten, um dem Unfug ein Ende zu machen. G.

Innere Zerfahrenheit des Unglaubens. Das klassische Beispiel dafür ist der Monistenbund mit seinen zehn bis zwölf verschiedenen „Richtungen". Aber dieselbe Erscheinung tritt zutage, woimmer der Unglaube in kirchlichen Dingen ein Wort mitredet. In der Schweiz arbeitet man an einer neuen Liturgie. Eine Menge Wünsche und Empfehlungen laufen bei der mit der Rezension beauftragten Behörde ein, darunter auch solche, die alle Anrufungen Christi aus den Gebeten ausgemerzt haben möchten oder das Fallenlassen anderer wesentlicher Stücke des Christentums fordern. Daß auch in der reformierten Kirche der Schweiz die Liturgie längst nicht mehr das enthält, was in den Gemeinden allgemein gültig ist, geht aus den Angaben hervor, die über das geplante neue Kirchenbuch vorliegen. An welches der zwölf Formulare für das heilige Abendmahl, der sechs Formulare für die Konfirmation, der zehn Formulare für die Taufe, die darin enthalten sind, soll die Gemeinde glauben? Ein solcher Zustand der Kirche ist aber unausbleibliche Folge, wo man einmal das Prinzip fahren gelassen hat, daß Einigkeit des Glaubens die Grundlage äußerer Einigkeit bilden muß. G.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

Terms: $2.00 per Annum in Advance.
Address: CONCORDIA PUBLISHING HOUSE, Cor. Jefferson Ave. and Miami St., St. Louis, Mo.
In Deutschland zu beziehen durch den ev.-luth. Schriften-Verein, Zwickau, Sachsen.

Lehre und Wehre

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches Monatsblatt.

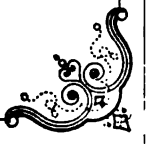
Herausgegeben
von der
deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom
Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie feist sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen."

62. Jahrgang. — Dezember.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1916.

Published monthly.

Inhalt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 62. Dezember 1916. Nr. 12.

Jephthahs Gelübde.

Im 11. und 12. Kapitel des Buches der Richter wird uns die Geschichte Jephthahs erzählt. Sein Vater hieß Gilead, und seine Mutter war ein Kebsweib desselben. Als die echten Söhne Gileads erwachsen waren, vertrieben sie ihn und brachten ihn um sein Erbe. Er floh in das Land Tob und fristete sein Leben, ähnlich wie später David tat, als ihn der König Saul vertrieben hatte. Er sammelte Leute um sich, die in ähnlicher Not waren wie er selbst, und mit diesen führte er einen Kleinkrieg wider die Feinde Israels. An seinen Brüdern, die es wohl um ihn verdient hatten, nahm er keine Rache; im Gegenteil, er wurde ihr Retter und Befreier. Israel hatte sich nämlich wieder versündigt und übel vor dem HErrn getan, und die Folge war, daß der HErr es von seinen Feinden bedrängen ließ. Von Westen bedrängten es die Philister und von Osten die Ammoniter. Acht Jahre hatte diese Not schon angehalten, und sie wurde immer unerträglicher. Da sahen sich die Kinder Israel nach einem Führer um, und ihre Wahl fiel auf Jephthah, dem sie so großes Unrecht getan hatten. Sie schickten eine Gesandtschaft an ihn und boten ihm die Führerschaft an. Jephthah hielt ihnen zunächst ihr Unrecht vor, und sie bekannten sich schuldig. Damit ihm nicht in Zukunft ein neues Unrecht zugefügt werden könnte, vereinbarte er, daß er nicht nur während des Krieges, sondern, falls der HErr ihm Sieg verleihe, auch nach dem Krieg ihr Regent sei. So zeigt sich Jephthah von Anfang als ein edler, verständiger, gottesfürchtiger Mensch.

Diese Gesinnung zeigte er auch den Feinden gegenüber. Er zog nicht sofort in den Krieg, sondern suchte sich mit den Feinden auf gütlichem Wege zu verständigen. Er ließ die Ammoniter fragen, weswegen sie Israel mit Krieg überziehen wollten. Der König von Ammon ließ ihm sagen, ursprünglich hätte das Land westlich vom Jordan ihnen gehört, und die Kinder Israel sollten es ihnen wieder abtreten. Jephthah ließ ihm sagen, daß dies nicht der Fall sei; nicht Ammoniter, sondern die Amoriter seien im Lande gewesen, und von diesen hätten es die Kinder Israel erobert ohne Mithilfe der Ammoniter, und ihnen hätte es der HErr darum gegeben, und der solle nun das Urteil fällen,

wenn Israel für sein Recht, für seine Heimat, kämpfe. Auch diese Gesandtschaft ließ der König der Ammoniter unbefriedigt abziehen, und nun kam der Geist des HErrn über Jephthah, so daß er sich entschloß, den Kampf aufzunehmen. — Vor der Schlacht aber machte Jephthah folgendes Gelübde: HErr, gibst du die Kinder Ammon in meine Hand: was zu meiner Haustür heraus mir entgegengeht, wenn ich mit Frieden wiederkomme von den Kindern Ammon, das soll des HErrn sein, und ich will's zum Brandopfer opfern. Der HErr erfüllte die Bitte Jephthahs und ließ ihn einen herrlichen Sieg über die Feinde erringen. Dankbar kehrt Jephthah zurück, und das Volk rüstet sich, ihm einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Mit Pauken und Reigen ziehen ihm die Jungfrauen entgegen, seine Tochter und sein einziges Kind an der Spitze. Als er sie sieht, will ihm das Herz brechen, denn er denkt an sein Gelübde. „Und da er sie sah, zerriß er seine Kleider und sprach: Ach, meine Tochter, wie beugest du mich und betrübest mich! Denn ich habe meinen Mund aufgetan gegen den HErrn und kann's nicht widerrufen."

Das ist nun die vielumstrittene Frage: Hat Jephthah sein Gelübde in der Weise gehalten, daß er seine Tochter geschlachtet und auf dem Brandopferaltar geopfert, oder so, daß er sie dem Dienste des HErrn geweiht hat? Gerade die neueren Exegeten vertreten die Meinung, daß Jephthah seine Tochter als blutiges Opfer dargebracht habe. Sie meinen, der unbefangene Eindruck, den der Text hervorrufe, die Zeit, in der Jephthah lebte, und die Stellung, die er einnahm, lasse eben keine andere Meinung aufkommen, als daß er seine Tochter geschlachtet und verbrannt habe. Es ist nur schade, daß diese Exegeten bloß bei dieser Erzählung mit einer unbefangenen Meinung den Text behandelt wissen wollen und eine vorgefaßte Meinung verabscheuen, während es doch sonst ihre Weise ist, mit vorgefaßten Meinungen die Schrift zu behandeln.

Die Gründe, welche diese Exegeten für ihre Meinung, daß Jephthah seine Tochter geschlachtet und verbrannt habe, anführen, sind folgende: 1. Die ganze Erzählung sei nur dann ungezwungen und natürlich, wenn man beim Wortlaut bleibe: Brandopfer. Dann habe es einen Sinn, daß er seine Kleider zerrissen habe, daß die Tochter ihre Jungfrauschaft beklagt habe, und die Töchter Israels sie jährlich vier Tage lang beklagten. Wenn man hingegen vom klaren Wortlaut abweiche und eine andere Erklärung suche, dann werde die Geschichte unnatürlich und unverständlich. 2. Jephthah habe gelobt: „Was zu meiner Haustür heraus mir entgegengeht, das soll des HErrn sein, und will's dem HErrn opfern." Das sei das gebräuchliche Gelübde gewesen, wie die Kinder Israel dem HErrn ihre Brandopfer dargebracht hätten, und Jephthah habe sein Gelübde auch erfüllt. 3. Jephthah sei ein halber Heide gewesen, und bei den Heiden seien Menschenopfer gebräuchlich gewesen. 4. Die Klage der Tochter Jephthahs sei nur verständlich im

Hinblick auf ihren gewaltsamen Tod. 5. Nur so sei es erklärlich, daß die Töchter Israels alljährlich die Tochter Jephthahs vier Tage lang beklagten; einen, der noch am Leben sei, beklage man nicht. 6. Die Juden hätten kein Gesetz gehabt, das Ehelosigkeit forderte. Es habe darum niemand ein Recht gehabt, einem andern ein so verhaßtes und schimpfliches Verhältnis aufzulegen. Auch sage das Gelübde Jephthahs nichts von Ehelosigkeit. 7. Es finde sich nirgends ein Zeugnis dafür, daß Gott das Verhalten Jephthahs gebilligt habe. 8. Die jüdischen Ausleger gäben der Mehrzahl nach zu, daß Jephthah dieses blutige Opfer dargebracht habe, und einige behaupteten, deshalb sei das Hohepriestertum dem Hause Eleazar genommen und dem Hause Ithamar übertragen worden, weil der Hohepriester aus dem Hause Eleazar dieses Opfer nicht verhindert habe. 9. Abraham habe Isaak opfern wollen. Darum habe Jephthah seine Tochter geopfert.

Die Exegeten, die meinen, Jephthah habe seine Tochter geopfert, sprechen einen richtigen Grundsatz aus, wenn sie darauf bestehen, daß man diese Erzählung und überhaupt alle Schrift ohne vorgefaßte Meinung betrachten müsse. Es ist nur zu befürchten, daß sie ihrem Prinzip selbst nicht gerecht werden, indem sie mit einer vorgefaßten Meinung an diese Geschichte herantreten und sich bewußt oder unbewußt von ihrer vorgefaßten Meinung leiten lassen. Ihre vorgefaßte Meinung ist nämlich die Evolution. Wie alles, so habe sich auch das Volk Israel entwickelt, sei nach und nach aus sich selbst zur Gottesidee fortgeschritten und habe nach und nach die Menschenopfer der Heiden abgeschafft und sie verabscheuen gelernt. Zur Zeit Jephthahs aber war nach ihrer Behauptung das Volk Israel noch in diesem Entwicklungsprozeß, und darum sei es selbstverständlich, daß Jephthah sich gebunden fühlte, sein Gelübde zu erfüllen, und daß das Volk seinen Standpunkt teilte und dagegen keinen Widerspruch erhob. Als eine unverzeihliche vorgefaßte Meinung verurteilen diese Exegeten es, wenn man die Männer des Alten Testaments nach den Aussprüchen des Neuen Testaments beurteilen will, und dementsprechend auf Grund des Hebräerbriefes (Hebr. 11, 32) mit der vorgefaßten Meinung an Jephthah herantritt, daß er ein Glaubensheld war, daß er darum das göttliche Gesetz wohl kannte, daß er sich auch von diesem leiten ließ und nicht von den Sitten und Gebräuchen der Heiden, und daß es darum unmöglich war, daß er selbst seine Tochter opferte, noch daß das Volk diesen Greuel geduldet haben würde. Diesen Standpunkt der neueren Exegeten aber teilen wir nicht. Wir halten vielmehr die ganze Heilige Schrift für das vom Heiligen Geiste eingegebene und darum untrügliche Wort Gottes. Gehen wir also getrost mit der vorgefaßten Meinung, die uns der Hebräerbrief von Jephthah gibt, und unbeeinflußt von der Evolutionstheorie an die Lösung der Frage: Hat Jephthah seine Tochter blutig geopfert?

Wenn Gott den Kindern Israel in seinem Gesetz überhaupt eine Wahrheit gründlich eingeschärft hat, so ist es eben die, daß ihm blutige

Menschenopfer ein Greuel sind: 3 Mos. 18, 21; 20, 2; 5 Mos. 12, 31. 32; 18, 10. Die Idee, daß Menschenopfer Gott ein Greuel sind, brauchte daher nicht erst entwickelt zu werden, die war ihnen schon jahrhundertelang eingeprägt, die saß auch fest, wie die Geschichte Israels beweist. Abraham hat seinen Sohn Isaak nicht geopfert, sondern sich nur dazu bereit erklärt, und Gott selbst hat ihn vom Opfer entbunden. Als König Saul seinen Sohn Jonathan töten wollte, weil er seinem Schwur zuwider Honig gegessen hatte, widersetzte sich das Volk und rettete Jonathan (1 Sam. 14, 44). Als der Moabiterkönig seinen Sohn vor den Augen des israelitischen Heeres opferte, da war ihnen das ein solcher Greuel, daß sie vom Kriege abließen (2 Kön. 3, 27). Als der König Joram hörte, daß eine Frau während der Teurung ihren Sohn geschlachtet und gegessen habe, zerriß er seine Kleider und legte einen Sack um (2 Kön. 6, 28—30). Es ist daher unglaublich, daß Jephthah sich verpflichtet fühlte, dem Gesetz des HErrn zuwider seine Tochter zu schlachten, oder daß das Volk es geduldet haben würde, sowenig es später duldete, daß Saul seine Hand an Jonathan legte. Jephthah richtete sich sonst streng nach dem Gesetz des HErrn in seiner Botschaft an die Ammoniter; es wäre merkwürdig, wenn er es außer acht gelassen hätte, wo es sich um sein eigen Fleisch und Blut handelte.

Der Wortlaut seines Gelübdes zwang Jephthah auch nicht, ein blutiges Opfer darzubrinen. Die Konjunktion vav heißt allerdings gewöhnlich „und“; sie hat aber auch andere Bedeutungen. Sie kann auch „oder“ heißen. Das Gelübde lautet dann: Was zu meiner Haustür heraus mir entgegengeht, das soll des HErrn sein, oder ich will es ihm zum Brandopfer opfern. Das Gelübde hätte in dieser Fassung zwei Teile. Ein Opfer wollte Jephthah dem HErrn unter allen Umständen bringen. Es käme aber darauf an, ob das Objekt eine Person oder ein Tier sei. Wäre es eine Person, so sollte sie dem HErrn geweiht sein, natürlich in einer dem HErrn gefälligen und nicht mißfälligen Weise; wäre es ein Tier, das sich zum Brandopfer eignete, dann in dieser Weise. Diese Fassung entspricht auch den gesetzlichen Bestimmungen die Gelübde betreffend, wie sie der HErr 3 Mos. 27 bestimmt hat. In diesem Kapitel ist die Rede von drei verschiedenen Objekten, die dem HErrn gelobt werden: 1. Menschen, 2. Tiere, die man opfern kann, 3. Tiere und Objekte, die man nicht opfern kann. Handelte es sich um ein einfaches Gelübde, da ein Mensch seinen Leib dem HErrn gelobt hatte, so konnte er sich mit Geld loskaufen. Handelte es sich um ein Tier, das geopfert werden konnte, so sollte es nicht losgekauft oder umgetauscht werden können. Es sollte dem HErrn heilig sein (V. 9. 10). Handelte es sich um ein Tier, das nicht geopfert werden konnte (Pferd, Esel usw.), oder um ein Haus oder Grundstück, so sollte es zum Schatz des HErrn getan werden, oder der Priester konnte es schätzen und verkaufen, und der Erlös wurde dann zum Schatz des HErrn getan. Personen, die dem HErrn geweiht wurden, z. B. die

Erstgeburt (2 Mos. 13, 1. 2), wurden als die Opfer des HErrn betrachtet. Der HErr sagte von ihnen: „Denn sie sind mein“ (4 Mos. 18, 15). Hiernach konnte Jephthah seine Tochter dem HErrn wohl weihen und als Opfer darbringen, ohne daß er sie deswegen töten mußte. Anders verhielt es sich mit dem Verbannten (3 Mos. 27, 28. 29). Das konnte nicht eingelöst werden, sondern mußte des Todes sterben. Was dem HErrn verbannt war, das hatten aber nicht Menschen zu bestimmen, sondern das bestimmte Gott selbst (1 Sam. 15, 3—9).

Auf welche Weise hat nun wohl Jephthah sein Gelübde gelöst? Die Bitte seiner Tochter deutet darauf hin: „Laß mich, daß ich von hinnen hinabgehe auf die Berge und meine Jungfrauschaft beweine.“ Da ging sie hin und beweinte ihre Jungfrauschaft. Hätte ihr Vater sie töten wollen, so hätte es keinen Sinn gehabt, daß sie ihre Jungfrauschaft beweint hätte, dann hätte sie doch wohl ihr Leben beweint. Das Opfer, das Jephthah von seiner Tochter forderte, war ohne Zweifel dies, daß sie eine Jungfrau bleiben sollte und dem HErrn dienen vor der Tür der Stiftshütte (2 Mos. 38, 8). Dort pflegten solche Jungfrauen zu sein, wenigstens wurden von der Beute aus den Midianitertöchtern 32 dazu bestimmt (4 Mos. 31, 35. 40). 1 Sam. 2, 22 wird uns berichtet, daß die Söhne Elis schliefen bei den Weibern, die da dienten vor der Tür der Stiftshütte. Obwohl Jephthah keine Macht hatte, ein solches Opfer seiner Tochter aufzulegen, so wurde sie doch dazu verpflichtet, indem sie das Gelübde ihres Vaters zu ihrem eigenen Gelübde machte.

Es wird von ihr noch bemerkt, daß sie keines Mannes schuldig wurde. Welchen Sinn hätte diese Bemerkung, wenn ihr Vater sie getötet hätte? Die Bemerkung hat aber einen Sinn, wenn ihr Vater sie nicht opferte, sondern wenn sie den Dienst an der Stiftshütte übernahm, und zwar nicht so wie die Weiber zur Zeit der Söhne Elis, noch auch wie die Hanna, die erst nach dem Tode ihres Mannes diesen Dienst übernommen hatte, sondern als eine, die zeit ihres Lebens eine keusche Jungfrau blieb und es mit ihrem Gelübde ebenso gewissenhaft nahm, wie es der Vater mit seinem Gelübde getan hatte.

Es entsteht noch eine Frage, die nämlich: Wenn Jephthah seine Tochter nicht zu töten gedachte, warum hat er seine Kleider zerrissen? Warum sagt er, die Tochter beuge ihn? Warum geht die Tochter auf die Berge und beweint ihre Jungfrauschaft? Warum klagten die Töchter Israels die Tochter Jephthahs? Die Frage beantwortet sich selbst, wenn wir uns das Opfer vergegenwärtigen, das hier gebracht wurde. Jephthah hatte dieses eine Kind. Wenn sie ehelos blieb, dann starb sein Geschlecht aus. Darauf zu verzichten, war für einen Israeliten wohl das größte Opfer. Zwischen Jephthah und seiner Tochter bestand das allerschönste Verhältnis; es war kein geringes Opfer, daß er sie fortan in seinem Hause missen mußte. Was den Vater zur Klage veranlaßte, das traf auch bei der Tochter in höherem Maße zu; denn sie war es,

die das Opfer bringen mußte. Daß dies auf ihre Gespielinnen und überhaupt auf die Töchter des Landes einen tiefen Eindruck machte, daß ihr General dem HErrn ein solches Opfer gelobt hatte, und daß seine Tochter bereit war, es zu bringen, daß sie sich gewissermaßen für ihr Land opferte, das ist doch leicht erklärlich und selbstverständlich; und wie in unsern Tagen movements entstehen, Mothers' Day, Fathers' Day usw., so entstand auch da ein movement. Die Töchter, die mit ihr in die Berge gegangen waren, feierten das nächste Jahr wieder, und ihnen schlossen sich andere an, und bald war es eine Sitte geworden.

Wenn man darum ohne vorgefaßte Meinung das Gelübde Jephthahs untersucht, dann kann man nur zu dem Urteil des Schreibers des Hebräerbriefes kommen: Ja, Jephthah und seine Tochter waren Glaubenshelden. Blutige Menschenopfer haben sie nicht dargebracht, aber etwas, was unendlich schwieriger ist — dem HErrn ihr Herz und Leben. M. J. Von der Au.

Predigt bei der von der Gemeinde angeordneten Bußfeier am Schlusse des Kirchenjahres, den 22. November 1840.*)

(Gehalten von Otto Hermann Walther, Pfarrer der Ev.-Luth. Dreieinigkeitsgemeinde zu St. Louis, Mo.)

Heiliger Gott, du gerechter Richter aller Welt, wir gedenken heute an unsere Sünde. Verbirg dein Angesicht nicht vor uns! Denn wir erkennen unsere Missetat, und unsere Sünde ist immer vor uns. Wir haben gesündigt im Himmel und vor dir und sind nicht wert, deine Kinder zu heißen. Unsere Sünden gehen über unser Haupt; wie eine schwere Last sind sie uns zu schwer geworden. Wo sollen wir hinfliehen und eine Freistatt suchen? Von einem Ende der Erde zum andern ruft uns die Stimme der Wahrheit zu: Ihr habt gesündigt! Himmel und Erde und auch das Meer ist Zeuge wider uns. Die Gläubigen und die Ungläubigen, die Christenheit und die Welt klagen uns an, daß wir eine Torheit begangen haben. Unser Gewissen bejaht es, und dein heiliges Gesetz bestätigt sein Urteil. Ach HErr, laß uns nicht in dieser

*) Diese bisher noch nicht gedruckte, von P. Liebe in San Francisco aus der Bibliothek seines Vaters uns übermittelte Predigt P. Otto Hermann Walthers, des älteren, schon 1841 gestorbenen Bruders von D. C. F. W. Walther und ersten Pastors der Sachsengemeinde in St. Louis, Mo., bringen wir hier zum Abdruck nicht sowohl im homiletischen als vielmehr im historischen Interesse, da von Otto Hermann Walther bisher wenig im Druck vorliegt (uns ist von seinen Predigten nur die im „Magazin“ 1914, 529 ff., veröffentlichte bekannt), und der Inhalt der Predigt die damaligen Zustände unter den Ausgewanderten berücksichtigt. Otto Hermann Walther gehörte bekanntlich zu denen, die Stephan ganz für sich und seine Pläne eingenommen hatte, was nicht der Fall war mit Bezug auf D. Walther. Auch die obige Überschrift ist dem in O. H. Walthers eigener Handschrift uns vorliegenden Manuskript entnommen. F. B.

Sünde verschmachten; denn wir wissen sonst keine Zuflucht als bei dir! Zu deiner Barmherzigkeit, zu deiner ewigen Gnade und Erbarmung in Christo JEsu bringen wir unsere ganze Gesamtschuld. Vertilge sie wie eine Wolke, wie einen Nebel durch das Licht deiner Gerechtigkeit! Erbarme dich unser und wirf alle unsere Sünde in die Tiefe des Meeres! Ach HErr, laß die Sünde nicht auf uns bleiben, damit wir närrisch getan und uns versündigt haben! Gedenke ihrer nicht in unserer Todesstunde, gedenke ihrer nicht am Tage des Gerichts, gedenke ihrer nicht in alle Ewigkeit! Laß sie uns nicht in das neue Kirchenjahr begleiten, sondern dein Angesicht gehe mit uns, dein Angesicht leuchte über uns; so wollen wir rühmen und sagen: Wo ist ein solcher Gott, wie du bist? Der die Sünde vergibt und erlässet die Missetat den übrigen seines Erbteils, der seinen Zorn nicht ewiglich behält; denn er ist barmherzig, und bei ihm ist viel Vergebung, daß man ihn fürchte. Amen.

Teure Gemeinde! Mitschuldige und miterlöste Brüder und Schwestern in Christo!

Das Leben der Gläubigen auf Erden soll ein Leben in steter Buße sein; darum haben Christen täglich Bußtag und täglich zu bitten: „Vergib uns unsere Schuld!" Aber das Volk Gottes hat zu allen Zeiten auch besondere Bußtage gehalten, wo es namentlich besondere, allgemeine und öffentliche Sünden in der Gemeinde als eine große Gesamtschuld des einzelnen und des Ganzen vor Gott demütig bekannte, wie Neh. 9, 34: „Unsere Könige, Fürsten und Priester, Propheten, Väter und dein ganzes Volk haben nicht nach deinem Gesetze getan und nicht achtgehabt auf deine Gebote und Zeugnisse." Obgleich Gott in seinem Worte sagt: „Ein jeglicher soll für seine Sünde sterben", so gibt es doch eine Zurechnung fremder Schuld durch die Gemeinschaft, in welcher man mit den Sündern steht, sei es nur durch Stillschweigen zur Sünde oder durch Teilnahme daran oder durch Mangel an Eifer dawider. So können Eltern durch schlechte Kinderzucht die Sünden ihrer Kinder, Seelsorger durch treulose Amtsführung die Sünden ihrer Gemeinde, Obrigkeiten durch Nachlässigkeit in Handhabung der Gesetze die Sünden ihrer Untergebenen tragen müssen. So kann sich ein einzelnes Glied in einer Gemeinde der Sünden der ganzen Gemeinde, so kann sich eine ganze Gemeinde der Sünden des einzelnen schuldig machen. So spricht Gott durch den Propheten Hesekiel (21, 3) zu dem jüdischen Volke: „Siehe, ich will an dich, ich will mein Schwert aus der Scheide ziehen; ich will in dir ausrotten beides Gerechte und Ungerechte." Wie? ist denn Gott ungerecht, daß er den Gottlosen und den Frommen mit gleicher Strafe belegen will? Das sei ferne! Darum [geschieht es vielmehr], weil der Gerechte durch Mangel an Eifer wider das gottlose Wesen oder sonst auf eine Weise sich fremder Sünden teilhaftig gemacht hat. So lag ein Bann auf ganz Israel, daß sie nicht siegen konnten wider ihre Feinde, um der einen Sünde willen, die Achan begangen hatte. Um der Sünde willen etlicher Bösewichter, die ein Weib schändeten, kam

Gottes Strafe über den ganzen Stamm Benjamin, den Gott bis auf 600 vertilgte. Um der Sünde Davids willen, daß er das Volk zählte und das Volk sich zählen ließ, fiel das ganze Volk in Gottes Strafe, daß der Engel des HErrn 70,000 daniederschlug. Petrus predigte zu dem gänzen jüdischen Volke: „Den Fürsten des Lebens habt ihr getötet." Um des einen Blutschänders willen mußte die ganze Gemeinde zu Korinth Buße tun. Der Apostel Paulus schreibt an die ganze Gemeinde der Galater wegen der durch falsche Apostel unter ihnen ausgebreiteten Irrlehren: „Ihr habt Christum verloren, Christus ist unter euch gekreuziget" — er macht keine Ausnahme und legt die Schuld auf alle.

Von diesem Standpunkte aus, meine Geliebten, müssen auch wir unsere Versündigungen durch unsere Auswanderung unter dem Verführer Stephan ansehen als eine gemeinsame Schuld. Was die persönlichen Versündigungen eines jeden einzelnen für sich betrifft, so sind verschiedene Abstufungen. Die Schuld der Verführer ist größer als die der Verführten, die Schuld der Hirten größer als die der Herde. Einzelne Seelen unter uns sind wohl dabei ganz vor persönlichen Versündigungen von Gott bewahrt worden und haben das Gift der unter uns herrschenden falschen Lehren nicht in ihr Herz und Leben eindringen lassen. Sie blieben im Gnadenstande und behielten Christum durch den Glauben wohnend in ihrem Herzen. Dennoch aber ist die Gesamtschuld der ganzen Gemeinde unser aller. Sie gehört mir wie dir, und niemand kann sich davon ausnehmen, der sich zu unserer Gemeinschaft gehalten hat. Da müssen wir alle bekennen: Wir sind allesamt abgewichen! Wo will man einen Reinen finden, da keiner rein ist? Wir müssen uns alle als ein Mann vor Gott demütigen und aus einem Munde bitten: „HErr, gehe nicht mit uns ins Gericht!" Wir wollen dies jetzt tun, indem wir, ehe wir in unserer Bußbetrachtung weiter fortfahren, auf unsere Knie niederfallen und miteinander singen: „Christe, du Lamm Gottes" usw.

Text: Hos. 14.

Das sind treuliche Bußvermahnungen an das ganze Volk Gottes, welches sich zu falschem Gottesdienste hatte verführen lassen. Durch ernste Drohungen und liebliche Verheißungen will er sie zur Buße bewegen. Auch du, geliebte Gemeinde, bist gefallen wie Israel und willst dich heute dieses deines durch Gottes Gnade erkannten Abfalls demütig vor Gott erinnern. Und ich will euch jetzt unter Gottes Beistand zeigen, eingedenk meiner eigenen großen Schuld,

Daß es gut sei, wenn sich unsere Gemeinde ihres geschehenen schweren Falles immer wieder erinnere

1. zu immer gründlicherer Erkenntnis unserer Schuld,
2. zu einer bleibenden Demütigung vor Gott und Menschen und
3. zu erneutem dankbaren Lobe Gottes für seine Hilfe.

1.

„Bekehre dich, Israel, zu dem HErrn, deinem Gott, denn du bist gefallen!" Dies Wort gilt auch unserer Gemeinde: „Du bist gefallen", nicht bloß gestrauchelt, nicht bloß ausgegleitet, sondern wirklich gefallen, wie das Volk Israel, welches Götzen anbetete, schwerer als die Gemeinde der Galater. Nicht ein wenig, sondern viel Sauerteig hatte den ganzen Teig versäuert in Lehre und Leben. Wir hatten einen Mann unter uns, der alle Kennzeichen des Antichrists an sich trug und gleichwohl ein Götze der Gemeinde war, dessen Ungunst und Bannstrahl man mehr fürchtete als Gottes Zorn, auf dessen Wort man mehr hörte als auf Gottes Wort. Was er ordnete, das mußte gelten, als wäre es vom Himmel herab geredet. Wir unterschrieben fast alle eine Urkunde, in welcher wir einem Menschen unbedingten Gehorsam zusagten, gegen den wir sogar alle mißtrauischen Gedanken verabscheuen wollten. War das nicht Götzendienst? Wir schwuren einen Eid a u f Gottes Wort und die Bekenntnisschriften unserer Kirche und doch unwissend w i d e r beide. Wir sagten uns dadurch in unserer Verblendung von der lutherischen Kirche los, mit deren Namen wir uns schmückten, und um derentwillen wir unser Vaterland verlassen wollten. „Assur sollte uns helfen"; wir verließen uns auf einen Menschen, auf einen ägyptischen Zauberer wider Gottes Befehl. „Verlasset euch nicht auf Menschen! Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt!" Wir verkauften unsere von Christo teuererkaufte Freiheit und wurden der Menschen Knechte. Wir ließen uns, unserm Christennamen zur Schmach, in ein knechtisches Joch fangen. Wir verleugneten unsere Taufe, in welcher wir zu Königen und Priestern gesalbt wurden, und erniedrigten uns zu elenden Sklaven und Priesterknechten. Uns galt das Wort: „Ihr vertraget, so euch jemand zu Knechten macht, so euch jemand schindet, so euch jemand nimmt, so euch jemand trotzet, so euch jemand ins Angesicht streichet." Wir verließen den rechten Gottesdienst, den uns Gott, einem jeden in seinem Berufe, angewiesen hatte. Wir machten es wie jene Verblendeten, die Vater und Mutter, Weib und Kind verließen, um in ein Kloster zu laufen. „Wohl dem, der den HErrn fürchtet und auf seinen Wegen geht!" — darauf achteten wir nicht in unserer Gewissensverwirrung; wir verließen Gottes Wege, um ihm auf eigenen Wegen zu dienen mit einem selbsterwählten Gottesdienste. Wenn Abraham auf Gottes Befehl seinen eigenen Sohn opferte, so war das Gottesdienst; wenn aber die Heiden es dem Abraham ohne Gottes Befehl nachmachten, so war es Teufelsdienst. Wenn die Salzburger auf Gottes Befehl, als Vertriebene, aus ihrem Vaterlande zogen, so war es Gottesdienst; taten wir es aber ohne Gottes Gebot, auf Menschenwort, so war es Gott ein Greuel.

Wir banden die Kirche an einen Menschen. Es wurden Reden gehört, die uns hätten mit Entsetzen erfüllen sollen, wie die: „Auf zwei Augen steht die Kirche"; und wir widersprachen nicht, sondern stimmten ein. Wenigstens gründeten viele die Kirche auf einen Stand in der

Kirche, auf die Diener der Kirche, als ob das Haus auf den Haushaltern stehe und nicht auf dem einigen Grundfels, JEsu Christo. Wir rühmten uns der lutherischen Kirche und ihrer Bekenntnisse und halfen ihren Grund umreißen, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, daß Christus unsere einige, vollgültige Gerechtigkeit sei; denn wir machten die Auswanderung zur Gewissenssache, als wenn die Seligkeit daran gebunden wäre. O du arme, betrogene Gemeinde! Du wolltest Gott recht dienen und wurdest eine Ehebrecherin, die des Bundes ihres Gottes vergessen hatte. O der großen Finsternis! O der großen Verkehrtheit des menschlichen Herzens, das immer den Irrweg will! — Groß ist das Ärgernis, das wir in zwei Weltteilen angerichtet haben. Wir haben nicht bloß den Namen Luthers und der lutherischen Kirche, sondern den Namen unsers HErrn JEsu Christi mit Schmach bedeckt. Wir haben die Feinde des HErrn lästern gemacht, manchem schwachen Anfänger im Christentum tödliche Wunden geschlagen und vielen Kindern Gottes große Betrübnis bereitet. Millionen Tränen und Seufzer stehen auf unserer Rechnung.

Ja, du kannst es nicht leugnen, du arme verführte, auch durch mich mitverführte Gemeinde, du bist gefallen wie Petrus. Du hast aber den HErrn mehr als dreimal verleugnet. Dein Bekenntnis war Verleugnung. Lasset uns alle hinausgehen aus dieser Lügen- und Mordgrube des Stephanismus und bitterlich weinen! Du bist gefallen um deiner Missetat willen. Warst du auch verführt, so ließ dich Gott doch gewiß nicht versuchen über dein Vermögen. „Meine Schafe hören meine Stimme, aber eines Fremden Stimme hören sie nicht.“ Hier steht unsere Schuld angeschrieben, die Schuld der ganzen Gemeinde. Leugne sie nicht! Suche nicht Feigenblätter, deine Sünde zu bedecken und zu beschönigen, sondern sprich mit Israel: „Vergib uns unsere Sünde!“ Die Wege des HErrn sind richtig, und die Gerechten wandeln darinnen, nämlich in seinem Wort und seiner Haushaltung; aber die Übertreter fallen darinnen. Die Welt wird uns verlachen und sagen: Seht da, so geht es, wenn man zu fromm ist und zu viel um Gottes Wort sich bekümmert! Sie müssen es selbst bekennen: man fällt in Torheit, Sünde und Schande. Nein, nein! Nicht Gottes Wort, nicht der Weg des Glaubens, sondern unsere Übertretung war schuld, daß wir darin fielen. Bei Gott ist kein Ansehen der Person. Wie du, o Welt, verloren gehst, wenn du auf dem Wege des Unglaubens bleibst, so sollen die Kinder Gottes auch verloren gehen, wenn sie auf dem schmalen Pfade der Wahrheit nicht beharren. Wenn der Gottlose sich bekehrt, so soll er leben; und wenn der Gerechte sich kehrt von seiner Gerechtigkeit, so muß er sterben.

Wie tief wir gefallen sind, weiß allein Gott, wir selbst können die Abgründe und Schlangenkrümmungen der Lüge und Sünde, in welche wir geführt worden sind, nicht ergründen. Wir wollen uns nicht um den Namen zanken, der unserer Gemeinschaft in diesem Zustande gebührte; wir wollen aber auch die Sünde mit dem rechten Namen nennen:

es war Abfall, Verleugnung. Jedenfalls hatten wir uns des Namens einer evangelisch-lutherischen christlichen Gemeinde unwürdig gemacht. Unsere Schuld wird eingetragen in die Jahrbücher der Kirchengeschichte; noch spätere Geschlechter werden unsere Verwirrungen als einen Schandfleck der lutherischen Kirche ansehen. Möge sie nur ausgetilgt sein im Schuldbuche Gottes mit dem Blute JEsu Christi, und möge die folgende Geschichte unserer Gemeinde in Amerika ein Tatzeugnis sein, daß wir Buße getan und Gott die Ehre gegeben haben! Die Welt wird es uns nie vergessen, und noch unsere Kinder und Kindeskinder werden unsere Schande tragen müssen. Wir aber wollen aller Schulden, die wir dabei einer dem andern zu erlassen haben, vergessen, so wir anders hoffen wollen, daß Gott unserer eigenen Schuld nicht gedenken soll in Ewigkeit. Nichtsdestoweniger aber wollen wir dieser unserer Gesamtschuld uns fleißig erinnern, sie immer gründlicher erkennen und nie vergessen. Wir wollen nicht untereinander afterreden und zanken und splitterrichten, auch nicht widereinander murren, sondern ein jeglicher wider seine Sünde murren. „Seufzet nicht widereinander, liebe Brüder; siehe, der Richter ist vor der Tür!" „Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der HErr kommt; er wird auch den Rat der Herzen offenbaren." So wir uns aber selber richten, so werden wir nicht gerichtet, und dazu wollen wir einander behilflich sein, aber auch ein jeder dankbar annehmen, was uns dazu führt. Nur wollen wir uns auch davor hüten, einem eine Schuld aufzuzwingen, die er noch nicht erkennen kann, nicht aufeinander einstürmen, sondern einander zurechthelfen mit sanftmütigem Geiste. Fern sei es von uns, einen gewissen Grad dieser Erkenntnis als Bedingung der Vergebung hinzustellen; es kommt nicht auf den Grad, sondern auf die Aufrichtigkeit der Erkenntnis an. Die einzige Bedingung der Vergebung ist der bußfertige Glaube an JEsum Christum, das Lamm Gottes, welches auch alle Sünden unserer Auswanderung getragen hat.

2.

So wird uns die Erinnerung an unsern Fall zu einer bleibenden Demütigung vor Gott und Menschen gereichen.

Wie demütig erinnert sich der Apostel Paulus immer wieder an seine alte Schuld, daß er in Unwissenheit die Gemeinde Gottes verfolgt hat! Er erklärt sich deshalb für den größten unter den Sündern, unwert, ein Apostel zu heißen. So soll auch uns, eure Lehrer, die Erinnerung an unsere schweren Sünden, die wir an unsern alten Gemeinden begingen, indem wir sie als Mietlinge verließen, und deren wir uns an euch schuldig machten, die wir als Verführte verführten und, auch nach der Entfernung des Hauptverführers, in Verblendung über unsere Sünden erhalten halfen — diese unsre ungeheure Schuld soll uns allezeit aufs tiefste vor Gott und Menschen demütigen und uns in den Schranken erhalten, „darinnen die Demut und Einfalt regieret und uns zu der Weisheit, die himmlisch ist, führet". Dieses Andenken,

so schmerzlich es auch für uns ist, wird uns am sichersten vor allem Mißbrauch unsers Amtes, vor Stolz und Herrschsucht bewahren. Sollten wir es ja zu vergessen anfangen, so erinnert uns daran, so werdet ihr uns vor Rückfall bewahren.

So möge aber auch allezeit die Gemeinde demütig sein vor dem HErrn als eine Gemeinde, die er aus großer Blindheit und großem Verderben errettet hat. Sollte es Gott gefallen, wie er — ohne all unser Verdienst und Würdigkeit — zu tun angefangen hat, uns leiblich und geistlich immer mehr emporzuhelfen und uns zunehmen zu lassen an Gnade bei Gott und den Menschen, so wollen wir es ja nicht uns zuschreiben, sondern Gott die Ehre geben. Wir wollen nicht sagen zu den Werken unserer Hände: Ihr seid unser Gott, sondern: Laß die Waisen vor dir Gnade finden! Eine arme Waisengemeinde wollen wir bleiben, die keine Hilfe, Trost, Hoffnung und Ehre hat als Gott. Ich sehe es auch für eine besondere Gnade an, daß ich durch ein wunderbares Zusammentreffen der Umstände, ohne mein Zutun, und anfangs auch ohne euer Zutun, in diese Gemeinde allhier als Lehrer gekommen bin. Ich glaube aber, Gott hat es auch darum getan, daß er mich, als den Allerschwächsten und Elendesten, hierher gestellt, damit wir alles, was Gott zur Verbesserung unsers Zustandes getan hat, als sein Werk und seine Gabe allein ansehen müssen und sagen: Das hat Gott getan! Ihm allein die Ehre!

Auf diesem Wege wird uns das Andenken an unsern Fall auch in der rechten Demut gegen Menschen erhalten. Die Demut ist das Fundament der rechten Gemeinschaft. Will sich nun unter uns einer über den andern erheben, der gedenke an unsere Gesamtschuld, wo wir alle in der Irre gingen, wo keiner vor dem Riß stehen konnte, wo es von uns kaum heißen konnte wie von der Gemeinde zu Sardes: „Es sind wenige Namen, die ihre Kleider nicht besudelt haben." Wenn wir daran gedenken, so sollten wir doch nicht stolz gegeneinander sein, möchte ich meinen. Auf diesem Grunde der Demut aber wächst die Liebe, die Hochachtung, die Ehrerbietung, daß einer den andern höher achtet als sich selbst, und ein jeder sich selbst für nichts achtet, daß einer dem andern mit Ehrerbietung zuvorkomme, daß die Jungen untertan sind den Ältesten, und daß wir allesamt untereinander untertan sind und festhalten an der Demut. Wodurch ist die wahre brüderliche Liebe und Gemeinschaft, die jetzt wieder unter uns anfängt, bei so vielen erkaltet oder zu einer nur bürgerlichen Freundschaft geworden? Unter anderm war wohl auch dies eine Ursache: die Liebe beruht auf Wertschätzung; was ich geringachte, kann ich nicht lieben. Nun sind wir durch den allgemeinen Fall in eine gewisse Geringschätzung und Verachtung gegeneinander geraten, daß auch solche, in denen Gott offenbar sein Gnadenwerk behielt oder aufs neue offenbarte, nicht recht geachtet wurden. Das erfahren ja namentlich auch diejenigen, welche Gott als die ersten Zeugen gegen unsere Irrwege erweckte. Ein jeder sah die Schande des andern

aufgedeckt. Wenn nun hier die Demut nicht ins Mittel trat, die durch die Gemeinschaft des Bruders Sünde als ihre Sünde ansieht, so mußte die Liebe ersterben und so das Band aller lebendigen Christengemeinschaft zerrissen werden.

Darum bitte ich euch nochmals, meine lieben Brüder, haltet fest an der Demut durch Erinnerung an unsere Gesamtschuld! „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." So werden wir auch mitleidig, barmherzig, gelinde werden gegen diejenigen, welche dabei persönlich in schwere Sünde gefallen sind, und uns vor dem verfluchten Pharisäismus hüten, der da spricht: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht so tief gefallen bin wie andere Leute. „Die Liebe decket auch der Sünden Menge." Die Menge deiner Sünden bedeckt Christus mit seinem Verdienste; nun sollst du gleich also tun durch die Liebe gegen deines Nächsten Sünde. 1 Kor. 12, 24: „Die Glieder, die uns dünken die unehrlichsten zu sein, denen legen wir die meiste Ehre an, und die uns übel anstehen, schmücken wir am meisten; denn die uns wohl anstehen, bedürfen es nicht."

In dieser demütigen Gestalt werden wir auch gegen andere, nichtlutherische Gemeinden und auch gegen die Welt die rechte Stellung einnehmen. Wir werden unser gutes Bekenntnis und uns schlechte Bekenner desselben nicht miteinander verwechseln. Wir werden nicht mehr auf Rossen reiten, hoch und stolz einherschreiten, auf andere herabsehen, sondern fein niedrig einhergehen. Wir werden nicht mehr in das Geschrei einstimmen: „Hier ist des HErrn Tempel! Hier ist des HErrn Tempel! Hier ist die lutherische Kirche, hier ist wahres Luthertum!" sondern mit Furcht und Beschämung unserer Vorväter uns rühmen — wie eine verarmte Familie, welche ihren Stammbaum verloren, reiche, berühmte Vorväter besitzt und ihre alten Familiendokumente aufweisen kann, dennoch ihre Abstammung lieber verschweigen möchte, weil der Abstand zwischen den hohen Stammvätern und den geringen Nachkommen zu groß ist. Gedenket an das Wort Christi zu den Juden, die sich auch ihrer Glaubensväter rühmten: „Wäret ihr Abrahams Kinder, so tätet ihr auch Abrahams Werke."

3.

Wir sollen aber gleichwohl bei der Erinnerung unsers Falles nicht stehenbleiben, sondern auch der herrlichen Hilfe Gottes gedenken.

Der barmherzige Samariter ging an uns nicht vorüber, da wir unter die Mörder gefallen waren. Er erbarmte sich unser wie eines ausgesetzten Kindleins und sprach: „Ich sah dich in deinem Blute liegen und sprach zu dir, da du so in deinem Blute lagest: Du sollst leben!" Ja, zu dir sprach er, da du so in deinem Blute lagst: Du sollst leben! Darum lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat, der dir alle deine Sünden vergibt und heilt alle deine Gebrechen! Wie das Gebet Manasses und alle Sündenbekenntnisse begnadigter Sünder mit einem Lobe Gottes schließen, so heißt es auch in

unserm Texte: „Vergib uns alle Sünde und tu uns wohl, so wollen wir dir opfern die Farren unserer Lippen.“ Zu solchem Lob- und Dankopfer haben auch wir Ursache. Preiset die Langmut Gottes, welche unsere Verkehrtheit und Blindheit so lange nachsah und mit der wohlverdienten Strafe verzog. Rühmet die Geduld Gottes, die uns mütterlich nachging und auf unsere Buße wartete. Erhebet die Weisheit Gottes, welche das Geheimnis der Bosheit unter uns enthüllte und doch dabei unserer blöden Augen so schonte, daß er uns durch Dämmerung zum Lichte führte, damit wir nicht geblendet würden. Prediget von seiner Treue, nach welcher er nicht müde wurde, an uns zu arbeiten und uns mit seinem Worte aus den verborgensten Schlupfwinkeln falscher Entschuldigungen und Vorwände herauszuholen, wohin wir uns mit unsern Vorurteilen flüchten und unser aufgewachtes Gewissen zur Ruhe bringen wollten. Danket ihm für seine Züchtigungen, mit denen er nicht abließ, bis wir nicht mehr mit losem Kalk tünchen, keinen neuen Lappen auf das alte Kleid flicken wollten, bis wir alles für Schaden hielten, was uns zuvor Gewinn war, bis wir uns schämten, dessen wir uns getröstet, bis wir mit den Klageliedern Jeremiä (1, 6) ausriefen: „Meine schweren Sünden sind durch seine Strafe erwachet und mit Haufen mir auf den Hals gekommen, daß mir alle meine Kraft vergehet. Der HErr hat mich also zugerichtet, daß ich nicht aufkommen kann.“ Darum lobsinget von seiner überschwenglichen Gnade, die sich dennoch unser erbarmte und sich finden ließ von allen, die ihn suchten, die auch großen Sündern in den Wunden Christi, die auch den größten Sündern unter euch — euren Hirten — noch offen stand und vor völliger Verblendung und Verstockung sie bewahrte. Erzählet euch von seiner großen Güte, die er uns auch im Leiblichen offenbarte, daß keiner unter uns Mangel litt, daß er uns mit schweren Krankheiten, mehreren Sterbefällen in diesem Jahre verschonte und viele unter uns mit reichem Segen überschüttete.

Ach, möchte doch dies die Sprache aus unser aller Herzen sein! Möchten wir alle ohne Ausnahme unsere Schuld bekennen und vor dem Gnadenthrone JEsu Christi Vergebung suchen, bis wir alle rühmen können und sagen: Uns ist Barmherzigkeit widerfahren! Ja, dann sollten wir ihn auch dadurch loben, daß wir fernerhin ein neues, volles Vertrauen auf unsern versöhnten himmlischen Vater setzen und uns alle Verheißungen aufs neue zueignen, die er seinen gläubigen Kindern gegeben hat. Ja, dann gilt das Wort auch dir, geliebte Gemeinde: Ich will dir, Israel, wie ein Tau sein in meinem Wort und Sakrament, daß du sollst blühen wie eine Rose, und deine Wurzeln sollen ausschlagen wie der Berg Libanon, prangend mit lieblichen Blumen und fruchtbaren Bäumen. Deine Zweige sollen sich ausbreiten, daß du seiest so schön als ein Ölbaum, und daß von dir ausgehe der Geruch der lebendigen Erkenntnis Christi. Und unter deiner Gemeinschaft am Evangelio sollen sich viele sammeln wie unter dem Schatten eines blühenden Weinstocks, und deine Glaubenssaaten sollen wohl geraten

und dreißig=, sechzig= und hundertfältige Früchte bringen. Dieser ganze Reichtum von herrlichen Verheißungen, den wir heute nicht ausführlicher betrachten können, wird auch dir gelten.

Ach, ist dies nicht zu viel? möchten wir sagen. Sind das nicht zu große Verheißungen, als daß eine Unwürdige und Abtrünnige daran teilnehmen sollte? Nein, nein! Gott will nicht bloß die Sünde vergeben, sondern den Bußfertigen auch krönen mit Gnade und Barmherzigkeit. „Wenn du dich dermaleinst bekehrest, so stärke deine Brüder“, spricht der HErr zu Petro. Er hat Gaben empfangen auch für die Abtrünnigen. Den im Ehebruch mit Bathseba gezeugten Sohn Davids tötete der HErr, aber nach seiner Buße zeugte David mit derselben Bathseba einen Sohn, den der HErr liebhatte. O daß wir weise wären und dies verständen! Daß wir klug wären und darauf merkten! Denn die Wege des HErrn sind richtig. Wir wollen hinfort nicht als Übertreter darin fallen, sondern als Gerechte darin wandeln. So wir solches tun, werden wir Gottes Herrlichkeit sehen hier in seinem Gnadenreich und dort ewiglich in seinem Ehrenreich durch JEsum Christum, unsern HErrn. Amen.

Der biblische Begriff „glauben“.

(Fortsetzung.)

Derivate von אמן. Das Partizip אֹמְנָה findet als aktives Substantiv in der Bedeutung „Pfeiler, Türpfosten“ (Ges.) 2 Reg. 18, 16 Verwendung. Hier ist die Grundbedeutung des „Festseins“ mit der aktiven des Haltens oder Tragens, also „einen festen Halt gewährend“, vereinigt. Das adj. verb. אָמֵן in der Bedeutung von „wahrlich, gewiß“ als Bestätigung und Zustimmung zu einem von Menschen oder von Gott gesprochenen Wort zeigt ebenfalls die Bedeutung der Festigkeit: „Das ist gewißlich wahr, das steht fest. Das will ich zu meinem festen Halt machen.“ Hier können wir auch אָמוֹן (Prov. 8, 30) erwähnen, das gewöhnlich mit „Werkmeister“ (nach assyrischer Ableitung) übersetzt wird. Jedoch dürfte diese Übersetzung schwerlich richtig sein. Schon Aquila (nebst andern) gibt es mit „Pflegling, Zögling“, anlehnend an das Pass. Kal von אמן. In dem 8. Kapitel der Sprüche Salomos wird die „persönliche Weisheit“ redend eingeführt und macht Aussagen über sich und ihr ewiges Verhältnis zum Vater. Wenn daher z. B. J. Cocceius in seinem „Lexicon et Commentarius“ (1669) אָמוּן = qui in sinu gestatur (Thren. 4, 5) und אָמוֹן = filius in sinu gestatus zusammenstellt, so können wir dem nur zustimmen. Dann haben wir hier (Prov. 8, 30) die alttestamentliche Parallele zu Joh. 1, 18: *ὁ μονογενὴς υἱός, ὁ ὢν εἰς τὸν κόλπον τοῦ Πατρός*, aus welcher der Evangelist seine Ausdrucksweise entlehnt hat. Durch dieses Wort ist die innige, feste Gemeinschaft

zwischen Vater und Sohn, ein Urbild unserer Gemeinschaft mit Gott (אֱמוּנָה), zum Ausdruck gebracht. Wenn Gesenius אֱמוּנִים (Ps. 12, 2; 31, 24) einfach als „Treue, Zuverlässige" wiedergibt, so geschieht dem Ausdruck damit schwerlich Genüge. Beidemal steht es in Parallele mit חָסִיד = חָסוּד, begnadigt, fromm, geheiligt. Demgemäß übersetzt Luther „die Heiligen — die Gläubigen". Ohne Zweifel hat אֱמוּנִים hier letztere Bedeutung; es sind die Gläubigen, die den HErrn zu ihrem festen Halt machen. Die an das Pass. Kal anlehnende Form desselben kann aber aus dem Grunde vom Heiligen Geist gewählt sein, um anzuzeigen, daß sie eigentlich vom HErrn gehalten werden, auch die Erhaltung des Glaubens des HErrn Werk ist, und daß der Mensch erst dann einen festen Halt hat, resp. gehalten wird, wenn er Gott zu seinem festen Halt macht. (Cf. 2 Chron. 20, 20; Jes. 7, 9.) Die adverbialen Ausdrücke אָמְנָה (Gen. 20, 12), אָמְנָם, אֻמְנָם, „in Wahrheit, gewiß, fürwahr", zeigen ebenfalls den Grundgedanken des Stammwortes; denn was wahr und gewiß ist, das steht fest und gewährt festen Halt. אֲמָנָה, Neh. 10, 1, bezeichnet ein „festes Bündnis" und Neh. 11, 23 einen „festgesetzten Lohn", stets etwas Festes. Jes. 25, 1 finden wir אֹמֶן = Wahrheit, Treue, von Gott ausgesagt, der fest zu seinem Worte hält und dies erweist.

Die Substantiva אֱמֶת (verkürzt aus אֱמֶנֶת) und אֱמוּנָה bringen ebenfalls den Grundgedanken des Festseins und des Festhaltens zum Ausdruck. Dabei ist אמת überwiegend, doch nicht rein passiv, indem es vornehmlich Eigenschaft oder Zustand bezeichnet; es steht als „Beständigkeit (Jes. 39, 8), Zuverlässigkeit (besonders in Verbindung mit andern Substantiven, Jos. 2, 12), Treue (Ps. 30, 10), Wahrheit". Besonders in der so oft von Gott prädizierten Verbindung חֶסֶד וֶאֱמֶת (Gnade und Wahrheit) ist bei אמת ebenso wie bei חסד die Aktivität stark hervortretend. Die „Wahrheit" Gottes ist nicht nur etwas, was „an sich fest steht", sondern sie erweist sich auch, wie alle relativen Eigenschaften Gottes, höchst tätig, indem sie auch den Menschen Halt gibt und sie — durch ihre Erkenntnis — dahin beeinflußt, diese Wahrheit zu ihrem festen Halt zu machen. (Hier vergleiche den so weitgehenden Gebrauch von ἀλήθεια bei Johannes, z. B. 1, 17; 14, 6; 18, 37: πᾶς ὁ ὢν ἐκ τῆς ἀληθείας κτλ.; 3, 21 et al.) So wird auch das Wort Gottes als Wahrheit bezeichnet (Joh. 17, 17), welches der Apostel (Röm. 1, 16) als eine mächtig wirkende Kraft darstellt. Während jedoch אמת den Begriff im allgemeinen darstellt, wird אֱמוּנָה auch speziell zur Bezeichnung der in dem Hiphil האמין angezeigten Tätigkeit des Menschen gegen Gott gebraucht. Die Grundbedeutung der „Festigkeit" tritt zutage, indem es im Sinne von „Sicherheit (Jes. 33, 6), Wahrhaftigkeit, Redlichkeit (Jer. 5, 3; 9, 2; Jes. 59, 4 et al.)" verwendet wird. Auch bei diesem bürgerlichen Sprachgebrauch zeigt sich dies Wort nicht immer als rein passiv; seine aktive Bedeutung wird aber im religiösen Gebrauch klar erkennbar. In der Weissagung Jes. 11, 1—5, wo der Messias als

„Reis aus dem Stumpf Isais und als Sproß aus dessen Wurzeln“, also nach seiner menschlichen Abstammung und Natur beschrieben wird, heißt es von ihm V. 5: „Gerechtigkeit wird sein der Gurt seiner Lenden und der Glaube der Gurt seiner Hüften.“ Wie V. 2—4 zeigen, ist in diesem ganzen Abschnitt das Verhalten des Messias sowohl gegen Gott den Vater als auch gegen die Menschen beschrieben. Dieser Umstand berechtigt uns, אֱמוּנָה hier im zweifachen Sinne, subjektiv und objektiv, zu verstehen; es soll damit, wie ja auch in andern messianischen Weissagungen, das treue Festhalten des Messias an seinem Vater, also „das Glauben“, wie auch seine Treue gegen die Angehörigen seines Reiches beschrieben werden (so auch mit „Gerechtigkeit“). Er macht Gott zu seinem festen Halt, und er ist selbst ein fester Halt für seine Reichsgenossen. Und als dieses letztere ist er auch nicht passiv, sondern aktiv, wie ja auch in dieser Beziehung „Gerechtigkeit“ aktiv ist. Diese Stelle gibt uns Aufklärung über den Gebrauch und das Verständnis von אמונה, wenn es von Gott und wenn es in bezug auf Gott von Menschen ausgesagt wird: Gott selbst bewahrt Treue und beweist sie gegen die Seinen (*πιστὸς ὁ θεός;* cf. 1 Kor. 1, 9; 2 Thess. 3, 3; 1 Thess. 5, 24 et al.); die Gläubigen wiederum machen Gott zu ihrem festen Halt. An dem Gottmenschen Christus haben wir hier für אמונה die beste Auslegung.

In der Stelle Hab. 2, 4: „Der Gerechte wird durch seinen Glauben leben“, von welcher der Apostel (Röm. 1, 17) ausgeht, um die Lehre von der Rechtfertigung darzulegen, tritt die Bedeutung und Folge der אמונה deutlich hervor. In den vorausgehenden Versen redet Gott von der Weissagung, daß sie „nicht täuschen werde, auch wenn sie verzögert wird; daß sie gewißlich kommen und nicht ausbleiben werde“. Der Kern der Weissagung aber ist die Erlösung durch den Messias, das Heil in Christo. Darauf richtet sich die אמונה; in dieser Weissagung hält sie sich an den Verheißenen und an den Verheißenden. Während der Vermessene, dessen Seele nicht rechtschaffen und aufrichtig (gerade) auf den HErrn und sein Wort gerichtet ist, dem Tode verfällt, wird der Gläubige durch seine אמונה Gerechtigkeit und Leben haben. Das Wesen derselben ist also dem Kontext zufolge das Festhalten an dem HErrn und seiner Verheißung, deren Kern der Erlöser ist; die Folge ist, wie ja schon Gen. 15, 6 zeigt, Gerechtigkeit und ewiges Leben. Hierher gehört auch Jes. 26, 2: „Wir haben eine feste Stadt: Heil [den Heiland, Luk. 2, 30] hat er gesetzt zu Mauern und Schutzwerk. Tut die Tore auf, daß hereingehe das gerechte Volk, das den Glauben bewahret.“ Hier ist statt אמונה אֱמֻנִים gebraucht, offenbar in demselben Sinn. Auch hier steht der Glaube in Relation zu dem von Gott gesetzten Heil (Heiland);[1] auch hier wird dem, der den Glauben bewahrt, Gerechtigkeit und Eingang in die Stadt Gottes (Himmelreich) zugesprochen. Zudem

1) Denn wer in eine feste Stadt geht, vertraut auf ihre Festigkeit. Messias und messianisches Heil und Reich sind untrennbare Begriffe.

wird hier das „Bewahren", die Beständigkeit, des Glaubens hervorgehoben: der Akt des Glaubens muß ein andauernder sein. — Wir werfen noch einen Blick auf Hos. 2, 21 f.: „Und ich will dich mir verloben auf ewig; denn ich will dich mir verloben durch [Gabe der] Gerechtigkeit und Gericht und durch Gnade und Barmherzigkeit. Ja, ich will dich mir verloben durch den Glauben, und du wirst den HErrn erkennen." Wie ein Vergleich mit 2 Sam. 3, 14 beweist, heißt ארש mit folgendem ב: „durch Erlegung der erforderten Gabe sich ein Weib als Ehegemahl sichern, durch die Gabe die Verlobung rechtsgültig machen". Dabei wird die Gabe selbst mit ב eingeführt. Der ganze Kontext wie auch die Parallelen des Neuen Testaments zeigen, daß hier von der aus Juden und Heiden zu sammelnden Kirche der Auserwählten die Rede ist. Der HErr verheißt ihr eine ewige Verbindung mit ihm. Er selbst legt die dazu erforderlichen Gaben dar. Diese Gaben sind: „Gerechtigkeit" (dargelegt durch die Versöhnung in Christo), „Gericht, Recht" (durch die Gabe des göttlichen Wortes), „Gnade" (ist sowohl Beweggrund als auch in dieser Verbindung besonders Gnadengabe: „er hat uns angenehm gemacht", Eph. 1, 6), „Barmherzigkeit" (ebenso wie „Gnade": er erweist Barmherzigkeit, wendet sie uns zu, schenkt sie uns; auch gibt er den Geist der Barmherzigkeit, Luk. 6, 36), „Glaube" (er reicht den Glauben dar, wirkt ihn, so daß die Braut selbst den HErrn als ihren festen Halt ergreift; beachte das Bild der Ehe, auch Eph. 5, 32), „Erkenntnis" (durch solches Erkennen im Glauben wird die Verbindung vollzogen; ידע ist hier cognoscere cum affectu). Wir haben hier eine vollständige Beschreibung über Entstehung und Wesen des Glaubens, wie eine genauere Erwägung dieses herrlichen Textes leicht ergibt. Auch finden wir hier als erklärende Parallele zu „Glauben" die Erkenntnis des HErrn: nur wer den HErrn erkennt, kann ihn zum festen Halt seines Herzens machen. Das Erkennen cum affectu ist Wesen des Glaubens selbst, Jes. 43, 10.

Aus diesem Überblick ergeben sich folgende Tatsachen: 1. Alle Derivate bezeugen die Grundidee von אמן als „fest sein, halten". Dadurch wird die bereits dargelegte Bedeutung des Hiphil: etwas zu seinem festen Halt machen, bestätigt. 2. Die Gläubigen werden als die in Gemeinschaft mit dem HErrn stehenden „Heiligen", als Gottes Volk und Auserwählte bezeichnet. (Ps. 12, 2; 1 Petr. 2, 9; Hos. 2, 22; Jes. 43, 10.) 3. Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Treue usw. sind verwandte Begriffe von „Glauben". Da sie von derselben Wurzel gebildet werden, zeigen sie die Eigenschaften wahren Glaubens. (Joh. 3, 21; 18, 37; Jes. 26, 2; Hos. 2, 21: „auf ewig"; Ps. 78; Jes. 11, 5.) 4. Das Urbild wahren Glaubens ist die innige und untrennbare Gemeinschaft des Sohnes mit dem Vater. (Jes. 11, 5; Prov. 8, 30; Joh. 1, 18; 10, 14. 15: „erkennen" und „erkannt werden".) 5. Das Heil Gottes (der Heiland, Luk. 3, 6), welches der Mensch zu seinem festen Halt macht, ist der Erlöser. (Jes. 11, 5; 43, 10. 11.) 6. Die beständigen Gläu-

digen gehen ein ins Reich Gottes. (Jes. 26, 2.) 7. Die Folge des Glaubens ist Gerechtigkeit und Leben. (Hab. 2, 4.) 8. Gott selbst hat den Glauben möglich gemacht durch Erstattung der fehlenden Gerechtigkeit (Versöhnung, Röm. 3, 23 ff.); er selbst gibt oder wirkt auch den Glauben seiner erwählten Braut und stellt dadurch die Verbindung, Gemeinschaft, zwischen sich und ihr her. (Hos. 2, 21 f.) 9. Die das האמין direkt nach Wesen und Tätigkeit erklärenden Parallelwörter beschreiben es als vertrauen und erkennen. (Ps. 78, 22; Jes. 53, 1; Hos. 2, 22; Jes. 43, 10.) 10. Erkenntnis, Vertrauen und Wille zu dem im Wort geoffenbarten Gott und Heiland sind Bezeichnungen für das Wesen des Glaubens. Dadurch wird das „Gott-zu-seinem-Halt-Machen", האמין, vom Heiligen Geist selbst näher erklärt. („Wille": Num. 14, 11; Mark. 23, 37.) L. A. Heerboth.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Die Zeitschriften unserer Synode. Neben vielen Büchern läßt unsere Synode nun schon seit Dezennien eine große Zahl von Zeitschriften erscheinen: „Lutheraner", „Lehre und Wehre", „Magazin für ev.-luth. Homiletik", *Theological Quarterly, The Lutheran Witness,* „Ev.-Luth. Schulblatt", „Lutherisches Kinder- und Jugendblatt", *Young Lutherans' Magazine,* „Für die Kleinen", *The Lutheran Guide,* „Concordia-Sonntagsschulserie", *Concordia Sunday-school Series.* Ein großer, breiter Strom von Literatur fließt somit ununterbrochen aus unserm Publishing House und ergießt sich über unser ganzes Land und weit über seine Grenzen hinaus. Und wir können mit gutem Gewissen sagen, daß es eine gediegene, kernige, gesunde, lehrhafte Lektüre ist, die hier geboten wird. Sie ist getragen von dem alten urchristlichen Glauben und durchdrungen von wahrhaft lutherischem Geiste. Das haben auch Pastoren und Laien bekannt, die nicht zu unserer Synode gehören. So schrieb z. B. am 16. November 1916 ein Pastor, der nicht zur Synodalkonferenz gehört, ein Leser von „Lehre und Wehre": „Habe seit drei Jahren die Hauptschriften der fünf großen lutherischen Kirchenkörper Amerikas in der Hand gehabt. Ich kann's nicht helfen einzugestehen: Die Schriften der Missourisynode sagen mir am meisten zu. Was mir so ansprechend ist, ist der ungeschminkte Ton, in dem sie gehalten sind; in der Tat erbauend, belehrend, aufklärend auf dem ganzen kirchlichen Gebiet! Ihr fortwährender Hinweis auf die Heilige Schrift. . . . Gott segne die Redaktionen! Wir brauchen heute Männer, die unerschrocken scheiden und warnen." Unsere Pastoren, Lehrer und Gemeindeglieder sollten es sich darum auch beständig lassen angelegen sein, unsere Zeitschriften zu verbreiten. Nur kernige, gesunde Kost kann das Luthertum in unserm lutherischen Volk gesund und

kräftig erhalten. Sehen wir uns um in der Welt, so genügt ein Blick, um uns davon zu überzeugen, daß nur ein beständiges, entschlossenes Schwimmen wider den Strom uns von den alles überschwemmenden Fluten des Indifferentismus und Unglaubens zu retten vermag. Nirgends so sehr wie in unserm Lande bedeutet der Indifferentismus für das Luthertum Verseuchung und Knochenerweichung. Und vor diesem Indifferentismus sind auch nicht bloß unsere Prediger und Lehrer zu warnen und zu bewahren, sondern ebenso ernst und eifrig unser Volk. Unsere Kirche wird nur so lange ein Hort der Wahrheit und eine feste Burg des reinen Evangeliums bleiben, als ihre Führer auch ein gleichgesinntes Heer und ihre treuen, gewissenhaften Prediger auch ein erkenntnisreiches, ernstes Christenvolk hinter sich haben. Um aber ihre Gemeindeglieder zu einsichtsvollen, entschlossenen Lutheranern heranzuziehen, dazu werden unsere Pastoren und Gemeinden kaum eine bessere Hilfe finden als eben unsere Zeitschriften, von den Blättchen für die Kleinen an bis herauf zum *Witness*, „Lutheraner" und den theologischen Zeitschriften. Pastoren, Lehrer und Gemeindeglieder, die fleißig sind in der Verbreitung gesund lutherischer Lektüre, fördern damit nicht bloß die Arbeit der Synode, sondern handeln auch im wohlverstandenen Interesse der eigenen Gemeinde. F. B.

„Allein durch den Glauben." Diese Übersetzung von Röm. 3, 28 ist bekanntlich von Anfang an von papistischen Polemikern wider Luther maßlos ausgeschlachtet worden, als habe er damit die Schrift verfälscht, und zwar absichtlich. Auch der Jesuit Grisar behauptet: durch diese Übersetzung habe Luther den „Bibelworten eine seiner Lehre günstige und ganz unstatthafte Färbung" gegeben. Durch die willkürliche Einfügung des Wörtchens „allein" habe Luther aus Röm. 3, 28 eine Art Palladium seiner neuen Lehre gemacht. Der Zusatz „allein" bedeute „eine ganz unberechtigte Inanspruchnahme des berühmten paulinischen Satzes für die eigene religiöse Partei". Schließlich gelangt aber auch Grisar zu dem Urteil: „Man muß denselben [den „Zusatz ‚allein'"] zum wenigsten eine subjektive Fälschung [sic!] nennen, wenngleich in Betracht des Obigen die Fälschung keine objektive ist." Auch nach Grisar hat somit Luther, genau und objektiv angesehen, Röm. 3, 28 ganz richtig übersetzt. Warum bekämpft dann aber Grisar Luther? Offenbar, weil er als Jesuit solches dem Papst geschworen hat. Wie unmotiviert die Aufregung der Papisten über Luthers Übersetzung von Röm. 3, 28 ist, zeigen auch folgende im letzten Synodalbericht des Wisconsin-Distrikts (S. 20) aus Heßhusius' „Zehn Predigten über die Rechtfertigung" zitierten Aussprachen von Kirchenvätern, die bekanntlich den Papisten eine Autorität neben und über der Bibel sind: „Irenäus, einer von den ältesten Lehrern der Kirche, schreibt also: ‚Auf keine andere Weise wird den Menschen von dem alten Schaden, so wir von der Schlange empfangen, zur Seligkeit geholfen, es sei denn, daß sie glauben an den, der in der Gestalt des sündlichen Fleisches am

Holz des Kreuzes erhöht worden ist von der Erde, alles zu sich zeucht und die Toten auferwecket.' Origenes ist fast tief in dem Irrtum, daß wir durch die Werke gerecht werden, gesteckt, darum er oftmals ganz widerwärtige Dinge redet; aber der Text des Apostels Pauli zwinget ihn, daß er mit den Gläubigen bekennen muß, daß allein der Glaube gerecht mache, und sind dies seine Worte zu Röm. 3: ,Und spricht, daß allein des Glaubens Rechtfertigung genug sei, also daß der, so allein glaubet, gerecht werde, obgleich von ihm kein Werk überall vollbracht wäre.' Gregor Nazianzenus: ,Bekenne JEsum und glaube, daß er von den Toten auferwecket sei, so wirst du selig werden; denn allein der Glaube ist auch Gerechtigkeit.' Hieronymus redet auch also zu Röm. 4: ,Gott machet den Gottlosen, der sich bekehrt, allein durch den Glauben gerecht, nicht durch die guten Werke, deren er keines gehabt hat.' Ambrosius: ,Dies ist von Gott also beschlossen, daß, wer an Christum glaubt, selig sei ohne Werke, allein durch den Glauben, empfahend Vergebung der Sünde.' Augustinus: ,Wie hoch du auch rühmest die Tugend der alten Gerechten, so hat sie doch nichts selig gemacht denn allein der Glaube an den Mittler, welcher zur Vergebung unserer Sünden sein Blut vergossen hat; denn also lautet ihre Stimme: Ich glaube, darum rede ich auch.'" — Bekannt ist auch, daß z. B. in der 1483 zu Nürnberg von Anton Koburger in Folio mit Holzschnitten veranstalteten deutschen Übersetzung der Bibel Gal. 2, 16 also verdeutscht ist: „Wann wir wissen, daß der Mensch nit gerechtvertigt wird aus den Werken der Ee [des Gesetzes], nur durch den Glauben Jhesu Christi." F. B.

Stiftungsfonds für die Evangelische Synode. Der „Nationalkonvent der Ev. Brüderschaft" hielt seine zweite Versammlung in St. Louis ab. In einem Berichte lesen wir: „Begeistert verpflichteten sich die Delegaten nicht nur, im Jahre 1917 $250,000 für den Stiftfonds der Evangelischen Synode, der auf eine Höhe von $1,000,000 gebracht werden soll, aufzubringen, sondern es wurden obendrein über $2500 zur Ausbildung armer Studierender im Eden-Seminar gezeichnet. Auf der nächsten Allgemeinen Synode in Pittsburgh im September 1917 soll ein besonderer Gottesdienst für die Delegaten der Brüderschaftsvereine abgehalten werden, um die Zwecke und Ziele der Körperschaft zu erklären. Prof. Baur vom Eden-Seminar hielt einen Vortrag über das Thema ,Das Jahr 1917 und seine Bedeutung für die Angehörigen unserer Kirche'. Er führte aus, daß in diesem Jahre nicht nur das vierhundertjährige Jubiläum der Reformation, sondern auch die Hundertjahrfeier der Vereinigung der protestantischen Kirche unter dem Namen Preußische Landeskirche durch eine Proklamation des Königs Friedrich Wilhelm III. begangen werden wird." Den Widerspruch, der in dieser Doppelfeier liegt, fühlen die Evangelischen nicht. Wir Missourier können das vierhundertjährige Reformationsjubiläum in dem Bewußtsein und mit dem guten Gewissen feiern, daß wir von den Wahrheiten, wie sie Luther wieder ans Licht gebracht und vertreten hat, auch

nicht eine einzige preisgegeben haben. Gewaltig sputen aber müssen wir uns, wenn wir in unserer Jubelkollekte nicht weit überholt sein wollen von vielen andern, bei denen man nicht das Interesse für die Reformation erwarten darf, das man billig und von Rechts wegen bei uns vor andern sucht. F. B.

„Vereinigung deutschamerikanischer Geistlicher und Gemeinden der Vereinigten Staaten von Amerika.“ Der uns zugesandten Konstitution zufolge ist der Standpunkt dieser in Chicago gegründeten „Vereinigung“ folgender: „Wir deutschamerikanischen Geistlichen haben uns im allgemeinen von jeher wenig oder gar nicht um Politik gekümmert, leider oft zu unserm eigenen Schaden. Aber in dieser großen, ernsten Zeit haben wir uns mit unsern Gemeinden endlich ermannt gegen ungerechte Behandlung und Anschuldigung, um für Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit zu kämpfen und die Stellung zu erringen, die uns gerechterweise zukommt. Wir kennen als treue amerikanische Bürger unsere Pflichten, die wir zu erfüllen haben und gerne erfüllen, so gut wie irgendein anderer Volksstamm. Wir kennen aber auch unsere Rechte, die man uns vorenthalten will, indem man unsere gerechten Wünsche und Gefühle mit Füßen tritt und uns als Verräter brandmarkt, weil wir das geliebte Land unserer Väter nicht vergessen und verleugnen können. Das soll anders werden. Darum haben wir uns vereinigt. Wir wollen keine Parteipolitik treiben. Mit niedrigen und gemeinen Politikern haben wir nichts gemein. Diese wollen wir bekämpfen. Religiöse und andere Fragen, in denen wir verschiedener Ansicht sind, wollen wir durchaus nicht berühren. Wir verlangen von unserer Regierung eine absolute und gerechte Neutralität. Unsere Losung als treue Bürger der Vereinigten Staaten ist: Unter allen Umständen Amerika zuerst! Daher ist es unsere Pflicht als treue Patrioten, der verderblichen und schmählichen Englandtümelei und der Gefahr der Verenglischung dieses Landes mit aller Macht entgegenzuarbeiten. Wir müssen die Vereinigten Staaten von dem selbstsüchtigen und dominierenden Einfluß Englands befreien helfen, welcher unser Land jetzt und nach dem Kriege noch viel mehr in politischer und sozialer Hinsicht sich gefügig und untertänig machen will. Wirkliche Freiheit und Entbritannisierung der Vereinigten Staaten muß eins unserer Hauptziele sein. Wir bewillkommnen alle deutschamerikanischen Geistlichen und ihre Gemeinden, ob katholisch, protestantisch oder israelitisch, und alle deutschamerikanischen Vereinigungen und Einzelpersonen, die mit unsern Grundsätzen übereinstimmen und keine religionsfeindlichen Ziele verfechten. Während wir eine selbständige und unabhängige Vereinigung sind, wollen wir keine andern deutschamerikanischen Vereine verdrängen oder unmöglich machen. Wir wollen vielmehr harmonisch mit andern deutschamerikanischen Vereinigungen zusammenwirken, soweit unsere Bestrebungen zusammengehen, um zu unterstützen und zu ergänzen, indem wir besonders die Geistlichen unserer verschiedenen Denominationen,

unsere Gemeinden und einzelne Deutschamerikaner erreichen wollen, die sich keiner andern Vereinigung von Deutschamerikanern anschließen würden. Wir wollen das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bevölkerung deutschen Ursprungs fördern nach dem Grundsatz ‚Einigkeit macht stark‘, damit wir als Deutschamerikaner nicht wie bisher im politischen Leben zurückgesetzt und mißachtet werden, während andere Volksstämme, die uns an Zahl weit nachstehen, einen großen Einfluß ausüben. Es zeigt sich ein weitgehendes Interesse für diese Bewegung unter den Deutschamerikanern der ganzen Vereinigten Staaten. Möge es die Morgenröte eines neuen, besseren Tages für die Deutschamerikaner sein zum Besten unserer Kirchen und unsers geliebten Landes Amerika!" Die ersten 8 Paragraphen lauten, wie folgt: „1. Der Zweck dieser Vereinigung ist: das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Deutschamerikanern zu wecken und zu stärken, als treue Bürger zum Wohl dieses unsers geliebten Landes Amerika beizutragen und allen schädlichen Einflüssen von andern Nationen entgegenzuarbeiten; 2. die gerechten Wünsche und Interessen der deutschamerikanischen Bürger zu schützen und zu fördern; 3. nativistische Übergriffe zu bekämpfen; 4. gute Beziehungen zwischen Amerika und dem alten deutschen Vaterlande zu fördern und zu pflegen; 5. bei gleichen Pflichten auch gleiche Rechte mit andern Volksstämmen unsers Landes zu erstreben; 6. ein Bündnis unsers Landes mit irgendeiner andern europäischen Nation zu bekämpfen; 7. nebst der amerikanischen Landessprache auch die deutsche Sprache zu pflegen, da letztere neben unserer Landessprache die Weltsprache bildet; 8. das deutschvölkische Bewußtsein durch gerechte geschichtliche Beleuchtung der Errungenschaften des deutschen Volkstums hüben und drüben zu heben und dem deutschamerikanischen Element, das über ein Viertel der Gesamtbevölkerung unsers Landes ausmacht, die gerechte ihm zukommende Anerkennung seiner Bedeutung für die Entwicklung der Vereinigten Staaten zu verschaffen, welche ihm von dominierenden und unwissenden britischen und nativistischen Elementen vorenthalten wird." Die Zwecke dieser Vereinigung sind also sozialer und politischer Natur. Pastoren und Gemeinden haben darum auch als solche sich mit diesen Zwecken nicht zu befassen. Politische Zwecke sind in unserm Lande nicht anzustreben auf der Grundlage des Christentums und Kirchentums, sondern on the basis of American citizenship. Die obige „Vereinigung" ist darum, wie gleich der Name und der Artikel über die „Mitgliedschaft" ausführlicher zeigt, eine Vermengung von Staat und Kirche. F. B.

Zwangsfriedensliga. An der Spitze dieser Liga, die durch ein Weltforum mit einer dahinterstehenden Polizeimacht den Frieden in der Welt erzwingen will, steht Taft, der jetzt in den Großstädten unsers Landes Reden hält, um für diese neueste Utopie Propaganda zu machen. Taft, der bisher seine probritische Gesinnung nicht verheimlicht hat, gibt sich dabei vielleicht der Hoffnung hin, mit der geplanten Zwangsfriedens-

liga England einen Dienst erweisen zu können. Das wäre ja auch der Fall, wenn England in diesem Weltforum den Vorsitz führen und das entscheidende Wort sprechen könnte. Ein derartiges Weltforum würde dann aber wohl zu einer Weltunterjochung, aber zu keinem Weltfrieden führen. Soll es doch auch ein Zwangsfriede sein, den die Liga befürwortet! Daß darin ein Widerspruch liegt, scheint Taft aber nicht zu merken. Ein Zwangsfriede ist latenter Krieg, der bei erster bester Gelegenheit in offenen Krieg ausbricht. Auch scheint Taft ganz naiv zu glauben, daß die Vertreter auf dem Weltforum alle selbstlos ihre eigenen Interessen zurückdrängen und nur nach Recht und Gerechtigkeit entscheiden werden. Denn geschieht das nicht, so sät das Weltzwangsfriedensforum selber nicht etwa Frieden, sondern den Krieg. Doch Taft ist, wie alle Unitarier, ein Pelagianer und glaubt als solcher an die immanente Güte und Selbstlosigkeit der menschlichen Natur. Mit diesem seinem Glauben an die Menschheit steht freilich seine Propaganda für einen zu erzwingeden Frieden im Widerspruch. Wäre doch solch ein Zwang ganz überflüssig, wenn die Menschheit wirklich das wäre, wofür die Unitarier sie ausgeben. Tafts Zwangsfriedensliga ist tatsächlich ein unfreiwilliges Zugeständnis an die uralte Lehre der Heiligen Schrift vom erbsündlichen Verderben. Müssen die Menschen zum Frieden gezwungen werden, so ist es mit ihrer natürlichen immanenten Herzensgüte nichts. Selbstverständlich lag es im Interesse Greys und Briands, sich zugunsten der Taftschen Zwangsfriedensliga auszusprechen. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Und was Briand von dem geplanten Friedensforum erwartet, zeigt die folgende Aussprache: „Die Bemühungen der Liga für die Schaffung fundamentaler Grundsätze für die Achtung der Rechte und Wünsche der Völker der Welt stehen mit denen der Alliiertenländer auf gemeinsamem Boden, die gegenwärtig ihr Blut vergießen und ihre Mittel hingeben, ohne die Kosten zu berücksichtigen, lediglich um die Unabhängigkeit der Nationen zu schützen.“ Objektiver urteilt Bethmann-Hollweg: „Wenn nach Beendigung des Krieges die Welt sich des schrecklichen Werkes der Zerstörung von Leben und Eigentum voll bewußt werden wird, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach friedlichen Vorbereitungen und Verständigungen dringen, der, soweit das in menschlicher Macht liegt, die Wiederkehr einer solchen ungeheuren Katastrophe ausschließen wird. Dieser Schrei wird so mächtig und so gerechtfertigt sein, daß er zu einem Ergebnis führen wird. Deutschland wird bei der Prüfung aller Bemühungen zum Finden einer praktischen Lösung für diese Frage ehrlich mitarbeiten und wird daran teilnehmen, um ihre Verwirklichung möglich zu machen. Das um so mehr, wenn der Krieg, wie wir erwarten und hoffen, politische Verhältnisse schaffen wird, die der freien Entwicklung aller Nationen, der kleinen wie der großen, volle Gerechtigkeit geben werden. Dann wird es möglich sein, die Grundsätze der Gerechtigkeit und der freien Entwicklung zu Land und die Freiheit der Meere

zu verwirklichen. Die erste Bedingung für die Schaffung internationaler Beziehungen mittels Schiedsgerichts und friedlicher Kompromisse für in Gegensatz stehende Interessen sollte die sein, daß künftig keine Koalitionen mehr zu Angriffszwecken gebildet werden dürfen. Deutschland wird jederzeit bereit sein, einer Liga zu dem Zwecke, Störer des Friedens zurückzuhalten, beizutreten." Wie glaubt aber auch Hollweg, künftige Koalitionen verhindern zu können? Etwa durch Beschlüsse des Zwangsfriedensforums? Kann man auch durch Beschlüsse Intrigen, Lüge und Verstellung aus der Welt schaffen? Nach der Schrift wird es einen ewigen Frieden auf Erden nicht geben. Und das Urteil der gesunden, nüchternen Vernunft hierüber bringt Friedrich der Große also zum Ausdruck: „Wenn man einen ewigen Frieden stiften will, muß man sich in eine ideale Welt begeben, wo das Mein und Dein nichts gelten, wo Fürsten, Minister und Untertanen von keinen Leidenschaften beherrscht werden und nur nach Vernunft gehandelt wird." Wenn wir Christen aber auf Grund der Heiligen Schrift und der Wahrheit vom Verderben der menschlichen Natur die Friedensschwärmerei der Pazifisten zurückweisen, so folgt daraus nicht, daß es sündlich und ganz zwecklos ist, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie man Kriege möglichst verhüten, mildern und verkürzen kann. Wenn manche Ärzte davon fabeln, wie es der Wissenschaft noch gelingen werde, alle Krankheiten auszurotten, so halten wir das für widerliche, unchristliche Prahlerei. Daraus folgern wir aber nicht, daß es verwerflich und zwecklos ist, wenn Ärzte sich bemühen, die Leiden der Menschheit etwas zu lindern. Und obwohl wir wissen, daß die von Gott verfluchte Erde Dornen tragen wird, solange sie steht, so machen wir doch dem Landmann keinen Vorwurf, wenn er darauf aus ist, das Unkraut möglichst auszurotten. Ähnlich urteilen wir auch über alle nüchternen Bestrebungen und aufrichtigen Arbitrations- und alle andern Pläne, um den Kriegen im eigenen Lande und unter den Nationen so viel als möglich zu steuern. F. B.

Das christliche Amerika soll nach Bryan die europäischen Nationen Nächstenliebe lehren! Auf dem Federal Council in St. Louis hielt Bryan eine Rede, in der er u. a. sagte: „Wenn bis jetzt in der Lehre der Völker der Grundsatz geherrscht hat, daß Gewalt vor Recht geht, so hat derselbe sich gerade in den letzten beiden Jahren als ein verhängnisvoller Fehlschlag erwiesen. Die Völker, die nicht in den Krieg selbst mit hineingezogen worden sind, leiden unter den europäischen Wirrnissen in einer Weise, daß sie das größte Interesse daran haben, den Krieg zu Ende zu bringen. Irgendeine Nation muß den Versuch machen, der Welt den ersehnten Frieden zu schaffen. Warum soll das nicht das christliche Amerika sein, das einzige große Volk, das nicht an dem furchtbaren Blutvergießen teilnimmt? Unsere Regierung sollte endlich die Initiative ergreifen; wenn sie es aber nicht tun will, so müssen die Kirchen an ihrer Stelle handeln." Bryan behält den Kopf im Sande und sieht und sagt nichts davon, daß gerade Amerikaner es sind, die nun

schon seit zwei Jahren Öl in die europäischen Flammen gießen und den Krieg im Gang halten. Hat denn Bryan das Gleichnis vom Splitter und Balken nie gelesen? — Seinen Pazifismus brachte Bryan auf derselben Versammlung also zum Ausdruck: „Die Welt hat zurzeit ihre Politik auf Furcht aufgebaut, und die Nationen terrorisieren einander. Sie scheinen die Hoffnung zu hegen, daß sie den Frieden erzwingen können. Der Welt kann aber niemals ein Friede mit Gewalt aufgezwungen werden, sondern einzig und allein durch die christliche Liebe. Es ist jetzt Zeit für die Christen Amerikas, den Christen in Europa zuzurufen: ‚Lest eure Bibel und eignet euch eine neue, gerechte Philosophie an!‘ Auch wir sind viel zu lange dem Beispiele der europäischen Nationen gefolgt, indem wir Schlachtschiffe bauten und Heere aufstellten. Laßt uns jetzt unsere Haltung ändern, laßt uns jetzt den andern Nationen eine neue Philosophie, die der Liebe, beibringen. Wenn die Welt sich weiter entwickeln soll, so darf ein Volk die Kriegserklärung einer andern Nation ebensowenig annehmen, wie eine Einzelperson die Herausforderung eines andern zum Zweikampf annehmen darf." Bryan gehört zu den Leuten, die die Welt fromm, friedfertig und christlich machen wollen durch die Predigt von der Nächstenliebe. „Lest eure Bibel!" ruft er den Europäern zu. Nach der Bibel aber kann der Welt nur geholfen werden durch die Predigt von der Buße und Vergebung der Sünden. Und wollte Bryan ohne eigene Gedanken an die Bibel herantreten, so würde er auch bald von seinem Pazifismus kuriert sein. Bryan geht es wie den Sadduzäern: er irrt, weil er die Schrift nicht kennt. F. B.

Um Gaben für die Notleidenden in Europa bittet das in St. Louis versammelte Federal Council of the Churches of Christ in America. In dem Zirkular heißt es: "The Christmas sun this year shines only upon our half of the world. May we not, without lessening the joy of our homes, deepen it, and make it radiant with the spiritual light of a sweet unselfishness by remembering the little children who lead their blinded fathers by the hand in Italy, Russia, Great Britain, France, Austria, Germany, and other lands; the starving and unsheltered infants in stricken Serbia and her many neighbors; the million children in Belgium, worse off than they were last Christmas, dying of the white plague because they cannot get the 'extra meal a day' which the Commission is trying to secure for them; that long-suffering Poland, without early and generous help, will soon have a childless Christmas; that little Hebrew boys and girls in all lands are having an already full cup of suffering run over, — and that Jesus was a Hebrew boy; that a million Sunday-school children in Belgium and thousands of Huguenot boys and girls will have no joyous Christmas tree; that the 'Christmas ship' to Armenia and Syria will be the only Christmas joy in those Eastern lands of pitiless persecution; that there are numberless other children of other races whose faces

wear no smile of happiness? Our homes would not be any happier if we should forget these 'little ones.' We would persuasively suggest: That at some time during the hours of public worship on Christmas Sunday, December 24, prayer be made to God, and entreaty to the souls of men, for an enlarged compassion in our own hearts, and for peace and justice and good will among men; that in the Sunday-school on that day there be a Christmas service in behalf of the children across the sea; that at these services offerings from young and old be received, which shall not be a mere interchange of gifts between ourselves, but a great expression of Christlike unselfishness; that to every Christmas-tree gathering such gifts be brought; that at the family altar of every Christian home, on Christmas Day, gifts be made equal in value to those given in the family circle, for some home in the Near East or the Far East — a home for a home; that each church, in appropriating expenditures for its own Sunday-school Christmas, set apart also an equal gift for a school of children across the sea; that for every Christmas dinner a gift of equal value be made for the starving children of Europe and Asia." — Das Federal Council ist bekanntlich seiner Mehrheit nach nichts weniger als deutschfreundlich gesinnt, wie man das auch aus obigen Sätzen herausfühlen kann. Selbstverständlich wirkt aber jede Aufforderung zur Linderung der Not der europäischen Schlachtopfer, einerlei was ihre Schuld sein mag, wohltuend. Den Gedanken vermögen wir dabei aber nicht zu unterdrücken: Warum schweigen die Männer des Federal Council zu der mörderischen amerikanischen Waffenausfuhr, die das große Elend in Europa angerichtet hat und immer noch steigert? Ja, wie vermögen Männer wie z. B. Bischof Tuttle nicht bloß den Munitionshandel zu befürworten, sondern sogar unser eigenes Land zum Eintritt in den Krieg wider Deutschland zu drängen? Die American Rights League, welche sich offen dahin erklärt und dafür agitiert, daß Amerika nicht länger neutral bleiben dürfe, sondern Deutschland den Krieg erklären müsse, hat auch im Federal Council ihre Vertreter.

„Die Liga ausländischer Nationen" hat im November an Asquith folgenden Appell gerichtet: „Die Sympathie, die Sie in Ihrer letzten Rede für die notleidenden Armenier gezeigt haben, hat in unsern Herzen ein lebhaftes Echo gefunden als ein weiterer Beweis, daß die Rechte und Freiheiten kleiner Nationen anerkannt werden. Wir bitten Sie indessen, nicht zu vergessen, daß die ausländischen Nationen Rußlands unvergleichlich schwerere Lasten getragen haben und noch tragen müssen. Viele Millionen Finnländer, Litauer, Weißrussen, Juden, Ukrainer, Georgier, Kaukasier, Tataren und Völker von Mittelasien sind auf Befehl der russischen Regierung ausgewiesen, Hungers gestorben, ausgeplündert und gemordet worden. Unsere nationale Zivilisation und unsere Religion werden verfolgt und unterdrückt, seit wir uns unter russischer Knute befinden. Ihr Gerechtigkeitssinn kann nicht zugeben,

daß Leiden, welche viel größer sind als die der Armenier, vergessen und unbeachtet bleiben sollen. Nachrichten über diese Verhältnisse gelangen selten in die Öffentlichkeit. Nur wenig ist über unsere Leiden bekannt geworden, sonst könnten Sie es nicht unterlassen haben, auch uns zu erwähnen. Wir erinnern Sie an die 97 Millionen Angehörigen ausländischer Nationen in Rußland, die schreckliche Leiden zu ertragen haben und sich brennend nach der Wiederherstellung menschlicher Rechte sehnen." — Auch in Amerika hört man zwar viel von der Trübsal der Armenier und Belgier, aber so gut wie nichts von den Unglücklichen in Rußland und auch so gut wie gar nichts von den entsetzlichen Leiden der deutschen Gefangenen in Sibirien, wovon doch unser Gesandter in Rußland D. R. Francis wissen muß. Blindes Vorurteil und selbstsüchtiges Interesse spielen nur zu oft selbst bei den sogenannten Werken der Barmherzigkeit die Hauptrolle. Es fehlt die Einfalt, die nur die Not ansieht. F. B.

Stahlkönig Schwab erklärte auf der in St. Louis tagenden Konvention des "American Iron and Steel Institute": „Der europäische Krieg ist ein Segen für unser Land geworden. Die Belohnung der Prosperität, die über das ganze Volk gekommen ist, ist aber eine wohlverdiente in Anbetracht der so würdigen Haltung der Vereinigten Staaten und der Beobachtung peinlichster Neutralität, die wir der Regierung zu danken haben." Diese Phrasen kehrten in allen Reden in allen möglichen Variationen wieder; und aus dem Munde aller, bemerkt eine hiesige Tageszeitung, klang, wenngleich nicht mit ebenso vielen Worten, der Wunsch, daß es noch lange, lange so bleiben möge. Richter Gary sagte: „Dem Ausland haben wir Eisen und Stahl in unglaublichen Mengen, Munition und Kriegsmaterial für mehrere Milliarden geliefert. Nur der Krieg hat die Prosperität Amerikas geschaffen. (Belief sich doch in den ersten acht Monaten dieses Jahres unsere Ausfuhr allein nach den alliierten Ländern auf $2,651,743,000, während sie in der entsprechenden Zeit des Jahres 1915 auf $1,568,750,000 kam.) Und wird ein Schutztarif geschaffen, so vermögen wir auch das Unheil abzuwenden, das sonst dem Lande droht, wenn der Friede uns unserer Einnahmequellen beraubt." — Wie Schwab kann nur jemand reden, dem das höchste Gut und das Maß aller Dinge weder die Religion noch die Moral noch die Humanität noch der Patriotismus ist, sondern einzig und allein der in die eigenen Taschen fließende Dollar. Und dies ist leider die herrschende Gesinnung nicht bloß in Wall Street und im New Yorker Upper Tendom, sondern überall in den breiten Massen unsers Volkes. Daraus erklärt es sich auch, daß Schwab mit seiner zynischen Denkungsart in St. Louis schier von allen Seiten förmlich vergöttert werden konnte. Zieht er doch jährlich einen Gehalt von einer Million Dollars! Bei solch einem Gedanken sinkt Volk und Presse unsers Landes auf die Knie vor dem großen Götzen Mammon. F. B.

Die „Kriegsstimmung" in England betreffend schreibt ein Richter aus Oak Park, Jll., der kürzlich von einem längeren Aufenthalt in England zurückkehrte: „Das Volk sehnt sich nach Frieden, es will den Frieden. Man hört dies in Stadt und Land und in den Kirchen. Neben den Hospitälern machen die Kirchen in England einen geradezu niederdrückenden Eindruck. Ich wohnte mehreren Gottesdiensten in verschiedenen Kirchen bei und fand immer große Mengen schmerzgebeugter Mütter, Witwen, Schwestern und Kinder, die schluchzend um Frieden flehten: ein herzzerreißender Anblick! Im ganzen Lande herrscht große Nachfrage nach amerikanischen Komikern, um das Publikum mit ihren Späßen aufzuheitern. Diese Schauspieler werden gut bezahlt und erhalten einen mindestens sechsmonatigen Kontrakt. Aber diese Künstler sind, wie sie mir mitteilten, zumeist gar nicht imstande, sechs Monate auszuhalten, wenn sie all das viele Elend sehen, das der Krieg geschaffen hat, zumal dann, wenn sie in Hospitäler gehen müssen, um dort die Schwerverwundeten und die Sterbenden mit ihrer Kunst in hoffnungsvolle Stimmung zu bringen. Sie sind außerstande, dort Possen zu treiben, wo sich Männer in gräßlichen Schmerzen auf ihren Lagern wälzen, und der Schnitter Tod mit geschärfter Sense auf seine Opfer lauert!" „Das Volk erklärt, daß die Kosten für die Handelsvorherrschaft zu groß sind. Das Endziel, für dessen Erreichung Großbritannien kämpft, ist des schweren Tributs, den das Land dafür zu bezahlen hat, nicht wert. Es ist die ungeteilte Ansicht des Volkes, daß der Friede so rasch als möglich herbeigeführt werden sollte, und zwar so viel wie möglich mit der Wiederherstellung des vor dem Kriege bestandenen Status. Die Leute erklären, daß England auf jeden Fall verliere, ganz gleich, welches Ende der Krieg nehme. Auch Offiziere und Beamte, mit denen ich sprach, teilen diese Ansicht. Sie sind sich darüber klar, daß, falls die Alliierten gewinnen, Rußland die Kontrolle über den Balkan verlangen und außerdem auf völlig freien Verkehr im Mittelmeer bestehen wird. Dieselbe Situation tritt ein, wenn Deutschland siegt, das dann alles nehmen wird, wofür Rußland jetzt kämpft, und was England Rußland nicht zugestehen will. Deshalb wird England auf jeden Fall verlieren, und das Volk weiß dies." „In England grassiert eine schreckliche Angst vor einer Invasion. Ich bin durchs ganze Land gefahren und sah längs der Küste Tausende von Soldaten konzentriert, viel mehr, als England daheim nötig hat. Sie werden dort zum Schutze festgehalten. Die Angst vor der Invasion war auf dem Höhepunkt, als deutsche Zerstörer und andere Kriegsschiffe im Kanal ihr Erscheinen machten." Gerade auch England hätte Amerika einen unbezahlbaren Dienst geleistet, wenn wir ihm die begehrten Geld- und Munitionslieferungen versagt hätten. Die Dienste, die ihm amerikanische Freunde wie Morgan und Schwab geleistet, haben England nur um so tiefere Wunden geschlagen. Es bedeutet nicht alles Unglück und Unsegen, was

wir dafürhalten; und umgekehrt bedeutet noch längst nicht alles Glück und Gewinn, was wir als solches ansehen und rühmen. F. B.

In Deutschlands Note an den Vatikan lesen wir: „Die Gründe, welche Deutschland und seinen Verbündeten Anlaß geben, diesen Schritt zu tun [der Entente ein Angebot zu Friedensverhandlungen zu machen], liegen offen dar. Seit zweieinhalb Jahren hat ein schrecklicher Krieg den Kontinent verwüstet. Riesige Gebiete sind mit Blut getränkt, Millionen tapferer Soldaten sind in der Schlacht gefallen, und Millionen sind als Invaliden heimgekehrt. Kummer und Sorge erfüllen fast jedes Haus. Nicht allein die kriegführenden Nationen, sondern auch die Neutralen fühlen die zerstörenden Folgen des gigantischen Kampfes schwer. Handel und Gewerbe, in den Friedensjahren sorglich aufgebaut, sind im Niedergange. Die besten Kräfte der Nationen sind von der Produktion der Gebrauchsgegenstände zurückgezogen worden. Europa, das sich vorher der Ausbreitung der Religion und der Zivilisation gewidmet hatte, das dabei war, Lösungen für soziale Probleme zu finden, und das die Heimat der Wissenschaft, Kunst und aller friedfertigen Arbeit war, gleicht nunmehr einem ungeheuren Kriegslager, in welchem die Errungenschaften und Arbeiten vieler Jahrzehnte der Vernichtung preisgegeben sind. Deutschland führt einen Verteidigungskrieg gegen seine Feinde, deren Ziel seine Vernichtung ist. Es kämpft, um die Integrität seiner Grenzen und die Freiheit der deutschen Nation zu sichern, für das von ihm beanspruchte Recht, seine wirtschaftlichen und geistigen Kräfte in friedlichem Wettbewerb und auf gleichem Fuße mit den andern Nationen zu entfalten. Alle Bemühungen seiner Feinde vermochten nicht, die heldenmütigen Armeen seiner Verbündeten zu erschüttern, welche die Grenzen ihrer Länder schützen, gestärkt durch die Gewißheit, daß der Feind den Eisenwall niemals zerschmettern kann. Diejenigen, welche an der Front kämpfen, wissen, daß sie von der gesamten Nation unterstützt werden, die sich von der Liebe für ihr Land leiten läßt, bereit ist, die größten Opfer zu bringen, und entschlossen ist, den ererbten Schatz geistiger und wirtschaftlicher Arbeit und die wirtschaftliche Organisation und den geheiligten Boden des Landes bis zum Äußersten zu verteidigen. Unserer eigenen Stärke bewußt, aber in dem Bewußtsein von Europas trauriger Zukunft, wenn der Krieg fortdauert, angesichts des unaussprechlichen Elends der Menschheit von Mitleid erfüllt, wiederholt das Deutsche Reich in Übereinstimmung mit seinen Verbündeten hiermit feierlich, was der Kanzler bereits vor einem Jahre erklärte, daß Deutschland bereit ist, der Welt den Frieden zu geben, dadurch daß der ganzen Welt die Frage vorgelegt wird, ob es möglich ist oder nicht, eine Grundlage für eine Verständigung zu finden. Seit dem ersten Tage der Regierung des Pontifex hat Seine Heiligkeit der Papst unentwegt in der edelmütigsten Weise seiner Betrübnis über die unzähligen Opfer dieses Krieges Ausdruck gegeben. Er hat die Leiden gelindert und das Schicksal von Tausenden von Menschen, die durch diese Katastrophe ver-

letzt wurden. Geleitet von den erhabenen Gedanken seiner Mission, hat Seine Heiligkeit jede Gelegenheit wahrgenommen, im Interesse der Menschlichkeit zu wirken und diesen so blutigen Krieg zu beenden. Die kaiserliche Regierung vertraut fest darauf, daß die Initiative der vier Mächte seitens Seiner Heiligkeit freundliches Entgegenkommen findet, und daß das Wirken für den Frieden auf die wertvolle Unterstützung des Heiligen Stuhles zählen kann.“ Wir verdenken es einer weltlichen Macht nicht, wenn sie in einer entsetzlichen Lage wie der des gegenwärtigen Weltkrieges alles in die Schranken ruft, was tatsächlich Macht und Einfluß repräsentiert, um den namenlosen Schrecken des Krieges ein Ende zu setzen. Hoffentlich verhehlt sich die deutsche Regierung dabei aber nicht, daß nun dem Papst noch ganz anders der Kamm schwellen wird als seinerzeit, da Bismarck ihn zum Schiedsrichter anrief, und daß es für die obendrein recht fragliche Hilfe des Papstes wird einen teuren Preis zahlen müssen. Der Staat aber ist nicht dazu da, um religiöse oder sittliche Ideale zu realisieren, wie viele deutsche Gelehrte wähnen und insonderheit in dieser Kriegszeit uns vorzudemonstrieren bemüht waren, sondern um Ruhe, Ordnung und Frieden zu bewahren, resp. wiederherzustellen. Und um dieses Ziel zu erreichen, ist der Staat auch berechtigt, von zwei übeln das Geringere zu wählen. Verspricht sich also Deutschland von dem Einfluß des Papstes etwas für den Frieden, so ist es an sich auch nicht verwerflich, wenn es den Papst um seine Beihilfe angeht. Doppelt gilt zugleich dann aber die Mahnung: Videant consules etc. Ja, doppelt, denn die Lobhudeleien in der Note sowie auch viele andere Tatsachen aus der Gegenwart und Vergangenheit lassen darauf schließen, daß die Männer, welche die Geschicke Deutschlands leiten, die Gefahren kaum gebührend würdigen, die das Papsttum gerade auch für den Staat bedeutet. F. B.

Der auch in Amerika vielgerühmte Viscount Bryce, der frühere englische Botschafter in Washington, hielt kürzlich in Birmingham eine Rede, in der er eintrat für einen dauerhaften Frieden und vor dem Geist des Hasses gegen Deutschland warnte. „Den Geist des Hasses“, sagte er, „müssen wir unterdrücken. Wenn wir uns Rachegedanken hingeben, säen wir die Saat künftiger Kriege. Ein Handelskrieg, nachdem der Krieg vorüber ist, würde den Haß von neuem schüren. Es ist unmöglich, ein ganzes Volk wie die Deutschen auf immer in den Bann zu tun.“ Im weiteren Verlauf seiner Rede empfahl er die Gründung einer Völkerliga, welche Angriffskriege verhüten und schiedsgerichtliche Entscheidung von Streitigkeiten erzwingen solle. So weit der Bericht in den Tagesblättern. Gewiß ist es christlich, recht und weise und darum auch erfreulich, wenn Bryce sein Volk warnt vor dem Haß wider Deutschland, der nicht bloß in Frankreich, sondern auch vielfach in England schier zur Manie geworden ist. Eine solche Mahnung ist überall am Platze, auch in Deutschland, wo ebenfalls von manchen Geistern der Haß geschürt wurde wider die Briten, welche sie als die eigentlichen

Urheber des Weltkrieges ansehen. Aber sollte Bryce nicht mit der Buße bei sich selber anfangen? War er es doch, der sich trotz seines gefeierten Namens nicht schämte, diesen unter einen ganzen Wust von anonymen Verleumdungen gegen die Deutschen zu setzen! Verleumdungen aber sind wahrlich nicht danach angetan, den Haß zu dämpfen. Verleumdung und Haß, Lüge und Mord gehen vielmehr Arm in Arm. Verleumdungen waren es zum großen Teil, die den Haß gegen die Deutschen in Frankreich, England, Australien, Italien und auch in Amerika zeitweilig bis zur Weißglut trieben und in Europa an vielen Orten, wie in Mailand, Moskau und London, zu schmachvollen Angriffen und Wutausbrüchen gegen Unschuldige führten. Und schon der Heide Horaz hat die Beobachtung gemacht, daß in der Regel der am längsten und unversöhnlichsten haßt, der dem andern unrecht getan hat. Und was die Deutschen betrifft, so waren es vornehmlich die Verleumdungen ihres Charakters, die jenen Haß entzündeten, der sich in den bekannten Hymnen des Hasses Luft machte. In Staat und Kirche richtet nichts so viel Unheil an als die Lüge. Will Satan morden, die Leiber oder die Seelen, so greift er zur Lüge. Er ist ein Mörder von Anfang, weil er ein Lügner von Anfang ist. F. B.

Gibbons gegen Frauenstimmrecht. Auf der Versammlung der „Nationalen Vereinigung der Gegner des Frauenstimmrechts" in Washington wurde neben einem Brief Elihu Roots, in welchem er behauptet, daß ein Frauenstimmrechts-Amendement der Bundeskonstitution zuwider sei, auch folgendes Schreiben Gibbons' verlesen: "I regard 'woman's rights' women and the leaders of the new school of female progress as the worst enemies of the female sex. The most precious, undeveloped asset of any nation is its children. An all-wise God, through the law of nature, has committed this precious treasure in a special manner to the mother. Women cannot vote intelligently unless they give time to an intelligent study of political questions, and all such time taken from the household will be injurious to the future generation, without giving to the present generation any appreciable benefit in the purifying of the ballot." Gibbons appelliert an die Vernunft. Aber was ist mit der Vernunft auszurichten, wo man den Patriotismus vielfach zusammenfaßt in die drei Maximen: 1. I did not raise my boy to become a soldier. 2. I did not raise my daughter to become a mother. 3. Everybody for himself, etc. F. B.

Münsterbergs „psychologische Zeichen" ewigen Friedens. Der Psycholog Münsterberg von Harvard, der sich seit Ausbruch des Weltkrieges nicht ohne allen Erfolg bemühte, mit Bezug auf das vielverleumdete Deutschland aufklärend zu wirken, und unter Amerikanern auch vielfach, wenngleich mit Unrecht, den Eindruck erweckte, als ob er der Mund und leitende Geist der Deutschamerikaner sei, schrieb kurz vor seinem am 16. Dezember plötzlich erfolgten Tode: „Nach dem Kriege wird keine Spur zurückbleiben. Die, welche den brennendsten Haß ge-

hegt haben, werden am schnellsten vergessen. Männer werden sich einander erstaunt ins Auge sehen. Sie werden es einfach nicht glauben, daß sie sich so falsch beurteilen konnten, und daß sie ihre Freunde so maltrātiert haben. Sowie der Friede gesichert ist, werden wir den Frieden halten nicht durch die barschen Methoden des Zwangs, sondern durch die hundertmal bessere Methode, ihn natürlich zu machen. Und er kann natürlich werden, weil aller Zorn von heute abfallen wird wie der Schorf von einer heilenden Wunde. Wenn uns nicht alle psychologischen Zeichen täuschen, wird der Friede nach dem Schluß dieses Krieges ein bleibender sein. Ich glaube ganz sicher, daß das Ende des Krieges nahe ist; der Weihnachtsbaum der Welt wird morgen im Lichterglanz erstrahlen. Der Duft seiner Kerzen hat die Welt bereits erfüllt." Den Glauben, daß wir jetzt unmittelbar vor dem Frieden stehen, verdenken wir niemandem, auch nicht Münsterberg. Bietet doch auch nach langem Hoffen und Harren endlich das deutsche Friedensangebot diesem Glauben so etwas wie eine Grundlage. Wenn aber Münsterberg diesen Glauben auf von ihm beobachtete „psychologische Zeichen" gründet und insonderheit auch den Glauben, daß der kommende Friede ein bleibender Friede sein werde, so ist das sensationelle, der Wissenschaft unwürdige Kluguerei. Münsterberg gibt den Laien mehr, als er selber als Mann der Wissenschaft hat. Zugleich verrät damit auch Münsterberg, daß er trotz aller fachmännischen Technik, die auch wir anerkennen, von der menschlichen Psyche, im Grunde genommen, so gut wie nichts, nichts Rechtes versteht. Das Verderben der menschlichen Seele wird nach dem Kriege wesentlich ganz dasselbe bleiben, was es jetzt im Kriege ist und je und je vor dem Kriege war. Die Selbstsucht und Blindheit, welche in der Vergangenheit Feindschaften und Kriege angefacht hat, wird auch nach dem Friedensschluß die Welt weiter beherrschen. Wer das leugnet, hat nicht bloß die Bibel wider sich, sondern auch die ganze Geschichte und Erfahrung des menschlichen Geschlechts. Freilich mag Münsterberg, wie viele vor ihm, geträumt haben von „psychologischen Zeichen", die der Schrift und Geschichte zuwider den ewigen Frieden garantieren; beobachtet hat er sie jedenfalls nicht. Allen Respekt vor der Psychologie, solange sie sich an Tatsachen hält und sich in ihren Grenzen hält. Wer sie aber mißbraucht zur Begründung von schwärmerischen Zukunftsträumen, der drückt sie herab auf die Stufe der Astrologie. Das Blatt, dem wir die oben angeführte Aussprache Münsterbergs entnommen haben, bezeichnet sie als „eine Vision von Frieden und gutem Willen". Solche Visionen mag ja Münsterberg gehabt haben; wogegen wir aber protestieren, ist dies, daß man Visionen und Träume ausstaffiert mit den Federn der Wissenschaft. „Wann immer Münsterberg irrte", urteilt eine St. Louiser Tageszeitung, „geschah es nicht, weil er das Licht der Wahrheit nicht etwa suchte, sondern weil er in seinem Streben nach Wahrheit zu wenig mit Tatsachen, zu viel mit Theorien rechnete."

Munitionslieferungen. Aus Washington wurde im Dezember berichtet: Daß der europäische Krieg durch Anleihen amerikanischen Kapitals an die Kriegführenden und die Verschiffung von amerikanischen Produkten nach dem Ausland aufrechterhalten wird, wurde in einer Resolution geltend gemacht, welche Lindbergh von Minnesota im Repräsentantenhause einbrachte. „Als die mächtigste der großen Nationen", heißt es in der Resolution, „schulden es die Vereinigten Staaten dem amerikanischen Volke und der Welt, sich entweder selbst auf eine wirtschaftliche Grundlage zu stellen, wodurch wir in Wirklichkeit nicht, wie wir es jetzt sind, unfreiwillig eine Partei zur Verlängerung des Krieges sein werden, oder, was vorzuziehen wäre, uns mit andern Nationen zu verbinden, um die guten Dienste aller Neutralen anzubieten, damit der Krieg aufhört und permanenter Friede gesichert wird." Energischer trat Prof. Harry F. Ward, ein Vertreter der Bischöflichen Methodisten auf dem in St. Louis tagenden Federal Council, wider den Munitionshandel auf. Dem Berichte einer St. Louiser Tageszeitung zufolge erklärte er: „Das Verbrechen Kains sei die Sünde des Totschlags, die gegenwärtig in einer Weise geradezu organisiert sei wie nie zuvor in der Geschichte des Menschengeschlechtes. Zu dieser Sünde des Totschlags zähle in erster Linie das Morden auf den Schlachtfeldern Europas, das von Amerika dadurch gefördert werde, daß für Millionen und aber Millionen gleißenden Goldes den Alliierten Munition und Kriegsmaterial geliefert werde, um damit Morde zu begehen. Dadurch habe das amerikanische Volk eine Blutschuld auf sich geladen, die zum Himmel um Rache schreie. Das Strafgericht über das amerikanische Volk werde kommen, und die Heuchler, die immer das Wort ‚Menschlichkeit' im Munde geführt hätten, dabei aber in schnöder' Gier dem blutbefleckten Dollar nachgejagt seien, würden ihre Strafe finden. Das amerikanische Volk habe gezeigt, daß es kein Recht darauf habe, eine Kulturnation genannt zu werden. Sein Verhalten während des Weltkrieges sei ein schimpfliches und über alle Maßen erbärmliches, und alle gleißenden Worte würden daran nichts ändern. Die Stimme des Gewissens habe längst das Urteil gesprochen, und diese Schuld würde sich auf Kinder und Kindeskinder vererben, bis die Strafe hereinbreche." F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Wisconsin-Distrikts mit einem vortrefflichen Referat von P. F. H. Eggers über die zweite Hälfte des ersten Teils des Themas: „Das Wesen der Reformation, behandelt nach seinen drei Grundprinzipien: Heilsprinzip, Schriftprinzip, Kirchenprinzip." 13 Cts.

2. Verhandlungen der Ev.-Luth. Synodalkonferenz. 44 Cts. — Dieser Bericht enthält u. a. ein klares, zeitgemäßes Referat von Prof. G. Mezger über „Unsern Kampf gegen Rom", einen ausführlichen Bericht über „Unser Verhältnis zur Ev.-Luth. Norwegischen Synode" und über die Negermission.

3. Katalog des Concordia Publishing House 1916/17. 536 Seiten. — Was den Ankauf von Büchern usw. betrifft, so versteht es sich von selbst, daß unsere Synode und unser Verlag auf den „Patriotismus" unserer Synodalglieder und Gemeinden rechnet. Dabei werden sie auch geschäftlich am besten fahren, wie mir neulich wieder ein Freund aus seiner eigenen Erfahrung versicherte und an etlichen Beispielen demonstrierte. F. B.

Sängerbote. Lyrical Quarterly. Herausgegeben von der Sängerbote-Gesellschaft. Nr. 16. 15 Cts.

Dieses Heft von 30 Seiten zeichnet sich aus durch seine Advents-, Weihnachts- und Reformationslieder in deutscher und englischer Sprache sowie auch durch kürzere und längere Abhandlungen über Poesie, Musik und andere Künste. Besonderes Interesse wird der kommende Jahrgang in Anspruch nehmen, da alle vier Nummern vornehmlich Lieder und Aufsätze in deutscher und englischer Sprache bringen sollen, die das Reformationswerk zum Thema haben. Diesen Jahrgang, der leider auch der letzte sein soll, möchten wir darum unsern Lesern hiermit besonders empfohlen haben. F. B.

CONCORDIA PICTURE ROLL. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. $1.00 per quarter, $4.00 per annum, postpaid. Complete with iron tripod stand, $5.00.

Diese großen, schönen Farbenbilder zeugen von neuem von der Leistungsfähigkeit und dem Unternehmungsgeist unsers Verlags. Hoffentlich wird er nun aber auch mit diesem löblichen, aber kostspieligen Unternehmen nicht im Stich gelassen von den Gemeinden, insonderheit den ganz oder teilweise englischen, für die diese neue Bilderrolle zunächst berechnet ist. Im Interesse der guten Sache lassen wir im folgenden unsern Verlag selber zu Worte kommen über die ganze Serie für die Kleinen: "The *Concordia Sunday-school Leaflets* is a quarterly publication, consisting of a suitable folder, in which is contained one lesson-card for each Sunday. On the front of these lesson-cards the prominent feature is a handsomely colored illustration of the subject of the lesson. To this is added a brief legend describing the picture. On the reverse of the card the story of the picture is told in simple language, and a few questions are added to draw out the story. Usually the lesson ends with a short Scriptural quotation that fits the lesson. These Leaflets are mailed quarterly, in ample time for the first Sunday of the quarter, and cost 25 cts. per annum. Special quantity prices are quoted to Sunday-schools on request. The Leaflets are also published in German under the title, *Concordia-Blaettchen fuer die Kleinen.* To go with these Primary Leaflets, both German and English, we furnish the *Concordia Picture Roll,* which, however, is printed in one language only, English. The Lesson Roll consists chiefly of a large picture, the text-matter being only the legend and a line or two of memorization. The Picture Rolls, like the *Leaflets* and the *Blaettchen,* appear quarterly, each quarter containing a sheet for each Sunday in the quarter, 23×26 inches, the whole being held together by a wood ferule. The colored cover bears, besides the title, a suitable map. The picture for each Sunday is an enlarged copy in colors of exactly the same subject as printed on the *Leaflets* and *Blaettchen* for that Sunday. As we are applying to the post-office for admission to second-class mails for this new publication, it is especially important for us to have subscriptions. The post-office will refuse our petition unless we can show a bona-fide subscription list. If we fail to get this privilege, we shall sustain a ruinous loss on the undertaking. Send us a postal, saying that you order the 1917 *Concordia Picture Roll,* and how many copies. You need not send your money until about January 1, 1917." F. B.

THE FORMULA OF CONCORD. Its Origin and Contents. By *George J. Fritschel, Ph. D., D. D.* The Lutheran Publication Society, Philadelphia, Pa.

Wir besitzen eine stattliche Reihe von Arbeiten über die Konkordienformel und die Streitigkeiten, die ihr voraufgingen. Zu diesen gehören Schriften von

Walch, Plank, Heppe, Frank, Preger, Kolde, Tschackert, Richard, Schmauk und zahlreiche andere größere und kleinere Schriften und Artikel. Fritschels Buch (228 Seiten) zerfällt in zwei Teile, von denen der erste sich mit der Entstehung der Konkordienformel beschäftigt und der zweite mit dem Inhalt und den Streitigkeiten, die zur Verabfassung der Konkordienformel führten. Angesichts des vorhandenen reichen Materials ist insonderheit der zweite Teil recht dürftig ausgefallen, was zum Teil auch von den historischen Erörterungen gilt, z. B. über Melanchthons Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl. Wir wüßten keinen einzigen Lehrpunkt zu nennen, auf den Fritschel irgendwie neues Licht hätte fallen lassen. Die eigentlichen Fragen, die insonderheit den zweiten und elften Artikel betreffend seit Jahren im Fokus des Interesses und im Mittelpunkt der Diskussion gestanden haben, werden teils umgangen, teils nur obiter berührt.

F. B.

Paul and His Epistles. By *D. A. Hayes.* The Methodist Book Concern, New York and Cincinnati. 508 Seiten $5\frac{1}{2}\times 8$, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: $2.00.

D. Hayes ist Professor der neutestamentlichen Exegese am Garrett Biblical Institute und vertritt durchweg den konservativen Standpunkt, der in den uns umgebenden englischen Kirchengemeinschaften immer seltener wird, aber glücklicherweise noch nicht ausgestorben ist. Er hat schon mehrere kürzere Werke veröffentlicht, z. B. *The Most Beautiful Book Ever Written* (Lukas-Evangelium) und *The Synoptic Problem*, die wir mit Interesse und Nutzen gelesen und bei passender Gelegenheit empfohlen haben. Jetzt ist er mit diesem größeren Werke hervorgetreten, dem wir dasselbe Zeugnis ausstellen, und das wir für eins der besten neueren Werke über diesen Gegenstand halten. Ohne viel Gelehrsamkeit zu zeigen, ruht es doch auf soliden Studien und verwendet in geschickter Weise auch die neuesten Forschungen von Ramsay, Zahn und andern. Es ist so glatt und lebendig geschrieben, daß wir die ersten 186 Seiten in einem Zuge mit dem Bleistift in der Hand durchgelesen haben, ohne auch nur haltzumachen. Der Gegenstand ist allerdings auch ein so wichtiger und interessanter, daß selbst der ganz anders gerichtete Professor Peabody von der Harvard University einmal gesagt hat: "If I had my life to live over again, I would be willing to devote the solid portion of my days to the study of the Pauline Epistles. I should feel that in these alone there is work enough and joy enough for a lifelong scholarship" (S. 485). Hayes geht auf die kritischen Fragen ein, was ja in unserer Zeit auch nötig ist; aber er verwendet nicht zu viel Zeit darauf und hat immer ein praktisches Ziel. Das Buch ist so gestaltet: Auf eine Einleitung (S. 9—15) folgt "The Apostle" (S. 19—66), eine Schilderung der Persönlichkeit und des äußeren Lebensganges Pauli bis zu seiner großen, weltumfassenden Wirksamkeit unter den Heiden, sodann "The Epistles" (S. 69—136), eine allgemeine Charakterisierung der paulinischen Briefe. Darauf folgt als Hauptteil des Werkes die Behandlung der dreizehn einzelnen Briefe (S. 139—482). An ein kurzes Schlußwort (S. 485—487) schließt sich eine Bibliographie (S. 491 bis 499) und ein dreifaches Register (S. 503—508). Wir greifen einige Einzelheiten heraus. Bei der Besprechung der Unregelmäßigkeiten in Pauli Stil sagt Hayes: "It may seem surprising to some people that there should be any bad grammar . . . in the New Testament, and for the most part it is concealed in our English translations, so that English readers never may suspect it; but to us it is an added evidence of the genuineness of these Pauline Epistles that the impetuosity of the fiery . . . apostle is apparent in their intensity of tone and their disjointed structure" (S. 82). Über die in neuerer Zeit vielverhandelte Frage das Verhältnis der Lehre Pauli zu der Lehre JEsu betreffend und über den Ruf: Zurück zu JEsu! äußert sich Hayes so: "The assumption of a difference in the essentials of the teaching of Jesus and of Paul is unfounded and unproven and untrue. We have not two discordant gospels in our New Testament. We have but one Gospel. The Gospel of Jesus is the Gospel of Paul. With minor differences there is essential and fundamental unity in all the writings in our New Testament canon" (S. 128). Und dies wird dann gut begründet und ausgeführt. Bei der sorgfältigen Verteidigung der Echtheit der drei Pastoralbriefe kommt Hayes natürlich auch auf den von den andern Briefen vielfach verschiedenen Wortschatz

des Apostels. Da sagt er, einen „höheren Kritiker“ zitierend: “It may be true that the Pastoral Epistles ‘have twice as many unusual words as any other of St. Paul’s, and three times as many as most,’ but what of it? ... In different writings of the same author the variation in the number of unusual words is sometimes as great as three to one. In the Irving edition of Shakespeare a list of the peculiar words is given at the end of each play, and the proportion of these words to the page varies from 3.4 to 10.4, a variation of more than three to one. In Professor Wasson’s edition of Milton he shows that Milton in *L’Allegro* uses only ten per cent. of non-Saxon words, while in the sixth book of *Paradise Lost* he uses twenty per cent., and in other places even thirty per cent., another variation of more than three to one. Paul is in good company, then, as far as the proportion of variation in his vocabulary in the Pastoral Epistles is concerned. It is no greater than that found in other great authors” (S. 456 f.). Bei weitgehender Zustimmung im allgemeinen sind wir in Einzelheiten freilich oft anderer Meinung und halten die dargebotene Auslegung öfters für unzutreffend. *Ἀποκόψονται*, Gal. 5, 12, versteht Hayes mit Meyer, Hofmann, Philippi, Zöckler und andern Exegeten von einer schneidenden, bitteren Ironie in dem Sinne von „sich entmannen“ („möchten sie sich auch verstümmeln, sich verschneiden lassen, die euch in Aufruhr bringen“) und bringt diese Stelle als Beleg dafür, that “there are a few expressions in these epistles which never were intended for polite ears” (S. 82), während doch Luthers Übersetzung: „Wollte Gott, daß sie auch ausgerottet würden, die euch verstören!“ sprachlich in jeder Hinsicht korrekt ist und sachlich die einzig richtige. (So auch Calov, Bengel, Winer, Wieseler.) Die Auslegung vom Menschen der Sünde und dem Geheimnis der Bosheit, 2 Thess. 2 (S. 171 ff.), können wir auch nicht als richtig anerkennen. Und so haben wir noch andere Fragezeichen gemacht. Das Buch verlangt eben auch prüfende Leser. Aber dabei bleibt bestehen, daß in unserer Zeit des Abfalls von Gottes Wort und der liberalen Kritik an der Heiligen Schrift auch in unserm Lande dieses Werk eine sehr erfreuliche Erscheinung bildet, und wir wiederholen unsere Empfehlung. L. F.

Above the Battle. By *Romani Rolland.* Translated by *C. K. Ogden, M. A.* The Open Court Publishing Co., Chicago. $1.00.

Der Verfasser ist ein Franzose, der sich darüber beschwert, daß man ihn seiner Stellung wegen in Frankreich scheel angesehen und seine Schriften, den Krieg betreffend, unterdrückt habe. Wer aber daraus folgert, daß er in Rolland einen wirklich nüchternen, gerechten und vorurteilsfreien Beurteiler der europäischen Situation habe, der braucht nicht lange zu lesen, um sich völlig enttäuscht zu finden. Freilich rechnet sich Rolland selber zu den wenigen „Intellektuellen“, die sich ein ruhiges und objektives Urteil bewahrt hätten. Aber auch er sitzt gestopft voll von Vorurteilen und antideutschen Lügenmärchen; und aus dieser Fülle heraus fließen seine Karikaturen. Auch bedient Rolland sich des bekannten Tricks, daß man unterscheiden müsse zwischen dem edlen deutschen Volke und der gottlosen deutschen Regierung! Von andern ähnlichen Schriften unterscheidet sich die vorliegende jedoch vorteilhaft dadurch, daß Rolland den Krieg selber bitter beklagt, der Humanität gegen den Feind das Wort redet und die Maßlosigkeiten der Kriegsschriftsteller verurteilt, sowie auch durch ihre relative Freiheit von Haß und Schmähsucht und durch ihre zumeist vornehme Sprache. F. B.

American Lutheran Publicity Bureau, 901 Summit Ave., Jersey City, N. J., hat uns zugesandt:

1. “A Golden Opportunity. Will You Grasp It, or Will You Lose It?” A few hints as to effective methods of publicity in connection with the Quadricentenary of the Reformation in 1917, offered for serious consideration to our fellow-Lutherans by the American Lutheran Publicity Bureau.

2. “The Augsburg Confession.” The First Protestant Confession of Faith. By F. C. G. Schumm. 35 cts. a hundred.

3. “The Reformation and the Open Bible.” By H. P. Eckhardt. 35 cts. a hundred.

4. "Was the Reformation Needed?" By Prof. R. W. Heintze. 35 cts. a hundred.

5. Quadricentennial Reformation Stamp. 35 cts. a hundred. — Das American Lutheran Publicity Bureau entwickelt einen regen Eifer, um dem nichtlutherischen Publikum unsers Landes zu Gemüte zu führen, nicht bloß, daß 1917 das vierhundertjährige Reformationsjubiläum fällig ist, sondern auch, was die Reformation für Staat und Kirche bedeutet. Zugleich bittet die Gesellschaft um Anschluß neuer Glieder durch Einsendung eines Dollars zur Förderung des Unternehmens. — Wie wäre übrigens der Plan, wenn jede Gemeinde ein kleines Lutherbuch in Frage und Antwort, etwa in Format und Ausstattung von "A Golden Opportunity", durch ihre jungen Leute den Fremden oder Kirchlosen in ihrem Gebiet ins Haus bringen und mit einem freundlichen Wort und Hinweis auf Gottesdienste usw. in die Hand geben würde? F. B.

AUGUSTANA BOOK CONCERN, ROCK ISLAND, ILL., hat uns zugehen lassen:

1. "My Church." An illustrated Lutheran manual pertaining to the history, work, and spirit of the Augustana Synod. Vol II. Edited by Rev. Ira O. Nothstein, A. M. Art cover, 25 cts., net; silk cloth, 60 cts., net.

2. "Around-the-hearth Stories." Tales told for little folks. With 31 illustrations. Lithographed cover in colors and gold. 32 pages. Single copies, 20 cts.; per dozen, $1.92, net; 100 copies, $14.00, net.

3. "On Earth Peace." Stories from the Bible, with 31 illustrations. Covers printed in gold and colors. Single copies, 15 cts.; per dozen, $1.44; 100 copies, $10.50, net.

4. "The Cotter's Son." From the German by Margarete Lenk. With colored illustrations. Boards. Single copies, 30 cts.; in dozen lots, @ 25 cts., net; 100 copies, @ 21 cts., net. — Obige für den Weihnachtsmarkt berechnete Schriften sind zur eingehenderen Beurteilung in dieser Nummer uns leider zu spät in die Hände gelangt. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Eine Vereinigung der Tennesseesynode mit der North Carolina-Synode wird gegenwärtig angebahnt. Vor mehr als hundert Jahren bestand im Staate North Carolina nur ein lutherischer Körper, die Evangelisch-Lutherische Synode von North Carolina, im Jahre 1803 organisiert. Im Jahre 1820 kam es über der Frage der licensure oder Ordination zum Predigtamt zu einer Trennung. Die aus der North Carolina Synod Ausgetretenen bildeten die Tennesseesynode. Im Jahre 1914 faßte die North Carolina-Synode einen Beschluß, der die Hoffnung aussprach, es möchten die Lutheraner North Carolinas als wiedervereinigter Körper die Vierhundertjahrfeier der Reformation begehen. Der Präsident der North Carolina-Synode wurde beauftragt, ein Komitee einzusetzen, bestehend aus drei Pastoren und zwei Laien, das mit einem ähnlich konstituierten Komitee der Tennesseesynode über die Möglichkeit der Vereinigung in Verhandlung zu treten hätte. Das Komitee wurde auf diesen Beschluß hin ernannt, und in der darauffolgenden Versammlung der Tennesseesynode wählte auch dieser Körper ein Vereinigungskomitee. Im Dezember desselben Jahres sind diese Kommissionen zusammengetreten, und man einigte sich ohne besondere Schwierigkeiten auf eine Lehrbasis. Der Bericht der Kommissionen lautete: "It was found that the doctrinal basis of the two synods was

identical, and the interpretation generally conservative." Doch fanden sich, wie das "generally" schon erwarten läßt, in der Praxis erhebliche Abweichungen, die das gemeinsame Komitee in weiteren Versammlungen auszugleichen versucht hat. Die „praktischen" Fragen, welche Schwierigkeit machten, waren die vier Punkte: Altargemeinschaft, Kanzelgemeinschaft, die Logenfrage und der Chiliasmus. (Wie man den Chiliasmus als rein praktische Differenz zu behandeln imstande war, geht aus dem Bericht nicht hervor.) Man einigte sich nun auf einen Komiteebericht, dessen Inhalt summiert wird als "disapproval of all ecclesiastical union and cooperation not based on the pure Lutheran teaching and faith, such as promiscuous exchange of pulpits, promiscuous Communion, Deistic society worship, and Chiliasm". Auch "disapproval of membership in oath-bound secret societies on the part of the ministers of the synod" sollte in der Unionsbasis zum Ausdruck kommen. Dieser Bericht wurde den Sitzungen beider Synoden im Jahre 1915 zur Behandlung unterbreitet, doch kam es zu keinen zustimmenden Beschlüssen, und die Kommissionen wurden instruiert, weiter zu beraten, "to remove, if possible, remaining differences". Am 5. April dieses Jahres kamen die Kommissionen wieder zusammen und einigten sich nun auf einige Formeln, die dem lutherischen Gewissen der Tennesseesynode genügen sollen, ohne daß man die North Carolina=Synode zu streng an lutherische Praxis hält. Es ist also geschehen, was immer zu erwarten steht, wenn man darauf ausgeht, bestehende Gegensätze durch eine Formel zu überbrücken, statt sie aus dem Wege zu räumen: die schriftgemäße Stellung hat Einbuße erlitten. Es wird zwar der fromme Wunsch ausgesprochen, daß Pastoren sich nicht der Loge anschließen möchten, und dieses wird damit begründet, "that the ministry may set an example of high consecration to those who may become so absorbed in human organizations, as to be neglectful to their duties and obligations to the Church". Man macht gegen Logengliedschaft also ungefähr die Gründe geltend, die gegen Anschluß eines Pastors an einen Schach= oder Kegelklub vorgebracht werden könnten. Von einem Zeugnis gegen den deistischen Gottesdienst der Loge, wie es sich in der zuerst vorgelegten Vereinigungsbasis fand, ist hier keine Rede mehr; der vorliegende Bericht sagt ausdrücklich, es werde kein "ban on secret societies" in dieser Formel ausgesprochen. Am 12. Mai nahm die North Carolina=Synode fast einstimmig diese Unionsbasis an. In der Versammlung der Tennesseesynode im November gab es eine ziemlich lebhafte Diskussion der Unionsparagraphen, doch wurden sie auch hier schließlich mit bedeutender Mehrheit unverändert angenommen.

G.

In dieser Handlung der Tennesseesynode können wir nichts anderes als einen Rückschritt in der Entwicklung auf echtes Luthertum hin erkennen. P. B. D. Wessinger, der jetzt auf einem Komitee dient, das eine Konstitution für den neuen Synodalkörper auszuarbeiten hat, schrieb vor zwei Jahren einen Artikel im *Lutheran Church Visitor*, der Besseres hätte erhoffen lassen. P. Wessinger schrieb damals über eine "Basis for Lutheran Unity" folgendes (*Lutheran Church Visitor*, 28. Januar 1915): Die Tennesseesynode habe von jeher auf treues Festhalten am lutherischen Bekenntnis großes Gewicht gelegt. Zwar wolle sie nicht das Bekenntnis als gleichwertig neben die Schrift setzen, doch biete es allerdings eine unveränderliche Darstellung christlicher Wahrheit, weil es in jedem Punkte

durch Gottes untrügliches Wort normiert sei. Abstriche könnten deshalb nicht gemacht werden; "if they", nämlich die lutherischen Symbole, "set forth the truth revealed in Scripture, then we can in no way change them nor make concessions concerning them to suit the constantly changing opinions of men. . . . Until there is unity, there cannot be true and real union. If others are not willing to unite with us in confessing the truth for which we stand, we cannot unite with them in confessing the errors which they maintain. . . ." Dann kommt Wessinger auf die vier Punkte zu sprechen. Was die Loge betreffe, so halte die lutherische Kirche dafür, daß der Logeneid ein sündlicher Eid sei, daß ihre Gebete, weil sie geflissentlich den Namen JEsu vermeiden, unchristliche Gebete seien, und daß schon aus diesen Gründen die Loge vom Standpunkt des lutherischen Bekenntnisses aus verurteilt werden müsse. Der Chiliasmus streite wider das klare Wort Joh. 18, 36 — Christi Reich ist ein geistliches und kommt nicht mit äußeren Gebärden; gegen Matth. 13, 39 (Unkraut unter dem Weizen) und werde im lutherischen Bekenntnis als Irrlehre verworfen (A. C., Art. XVII). Gegen Kanzelgemeinschaft mit den Reformierten wendet sich Wessinger mit einem Hinweis auf die bestehenden Lehrdifferenzen besonders in der Lehre vom Abendmahl. "To act consistently, they cannot ask us, nor can we ask them, to exchange pulpits; for they know they are not going to preach our doctrine, and we know we are not going to preach theirs. Nor could we agree to maintain silence regarding the differences. If we really believe the truth of God's Word has been rightly interpreted in our Confessions, this faith is not such a trifling affair that we can dispense with it to suit the occasion." Schließlich in bezug auf Altargemeinschaft: "People say it is the Lord's table, and so it is. For the very reason that it is *the Lord's table* we have absolutely no right to do as we please with it. Since it is *His*, and *not ours*, we must stay within the limitations which He Himself has placed around it. When Jesus instituted the Sacrament, He did not call in the Pharisees, nor Herodians, nor Scribes, nor Sadducees, nor even many who loved Him and had heard Him gladly, but only the little band of *confessed disciples*." Nach einem Hinweis auf Luthers felsenfeste Stellung gegen die Reformierten zu Marburg schloß dann P. Wessinger seine Behandlung dieser Fragen mit folgender klarer und bündiger Erklärung: "This, then, is where we stand. If we are wrong, we must change; if we are right, then we cannot change, or even modify, this position without violence to conscience. If these things are not fundamental to others, they are to us, and, so far as we are concerned, would of necessity enter into the consideration of the basis for a true union of Lutherans." Wir geben hier die Ausführungen P. Wessingers im Auszug wieder, weil sie mit einer Schärfe, wie wir sie sonst selten in einem lutherischen Synodalorgan außerhalb der Synodalkonferenz zu Gesichte bekommen haben, die lutherische Stellung in den behandelten Punkten zum Ausdruck bringen. Wie P. Wessinger und seine Gesinnungsgenossen in der Tennesseesynode — er trägt das hier Angeführte alles als Stellung der Tennesseesynode vor — eine Unionsbasis annehmen konnten, die in allen genannten Punkten das bekenntnistreue Luthertum zu kurz kommen läßt, ist uns unbegreiflich. Wir müssen dem Urteil unserer Brüder in North Carolina beistimmen, die im *Conover Record* darauf aufmerksam machen, daß in den vorliegenden Doku-

menten fortwährend von einer Vereinigung aller Lutheraner North Carolinas die Rede ist, während man doch von den missourischen Lutheranern in diesem Staate ganz absieht, und dazu die Anmerkung machen: "The efforts of the Committee, we regret to say, seem at least to bear more the stamp of compromise upon them than that of the Lutheran 'Here I stand, I cannot do otherwise; God help me, Amen.' Under such circumstances, if indeed such they be, we are properly overlooked in efforts to Union. We do hope, though, and, we may truthfully say, we pray, that the actual facts may be different from what they seem in this report. What celebration of the four-hundredth anniversary of the Reformation could be more appropriate and more God-pleasing than a union on an honest Scriptural basis of all those 'Lutherans' in North Carolina and elsewhere who accept as their only guide and source in doctrine the Word of God; who, when the Lord has spoken, are actually silent and submit, both in theory and in practise? In efforts at such a union we Missourians would insist on being counted among the Lutherans of North Carolina, and would stand back of no hindrance that might seem insurmountable. Whatever is right in the eyes of God can always be accomplished, if we only will. May God guide and prosper all proper efforts in behalf of His kingdom here on earth!" G.

„Keine Polemik zum Reformationsjubiläum!" Wir haben schon auf diese Parole Bezug genommen. Man hofft, für die Feier mehr "recognition" in der Tagespresse zu erlangen, wenn man fein leise tritt und ja nicht verlauten läßt, daß Luthers Werk hie und da sozusagen auf Widerstand stieß, er auch gegen andere Evangelische sich leider veranlaßt sah, einige Millionen Wörter zu schreiben, und er zu gewissen Zeiten — man darf ihm das aber nicht zu sehr anrechnen, denn es hingen ihm eben die Eierschalen seiner Zeit noch an — gewisse Leute in der römischen Kirche als Verführer der Christenheit und das Papsttum gegen Ende seines Lebens — alte Leute werden eben irritabel — einmal gar als vom Teufel gestiftet bezeichnete. Aber das ist alles schon dagewesen. Zur Zeit der Aufklärung hat man vielfach Anstoß genommen an Luthers brüsker Weise, falsche Lehre auf den Teufel zurückzuführen, den es bekanntlich ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts gar nicht mehr gab außer als Schimpfwort, und der auch als solches um der christlichen Liebe willen gemieden werden sollte. Man glaubte, die Zeit sei schon ganz nahe gerückt, da sich Evangelische und Römische miteinander vergleichen würden und die „traurige Spaltung" beseitigen. Vor allem fand man das Lied „Ein' feste Burg" höchst anstößig. Was stand nicht da alles von „grausamer Rüstung" eines „alt' bösen Feindes", von Leuten, die uns Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib nehmen wollen! Alles das reflektierte doch höchst unangenehm auf die katholische Kirche, die jetzt so honett geworden war. Ums Jahr 1780 schrieb ein preußischer Rationalist: „Ich verehre gewiß so sehr als einer Luthers edlen Heldenmut, der ihm das feurige Lied eingegeben. Zu seiner Zeit konnte er das starke Vertrauen auf die gute Sache Gottes nicht stärker ausdrücken als in der Strophe: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn'; aber dies noch itze singen, hieße die Spaltung zwischen uns Protestanten und Katholiken verewigen wollen. Die Katholiken denken jetzt zum Teil viel billiger und toleranter als zur Zeit der Reformation. Wir wollen hoffen, daß in Zukunft von beiden Seiten mehr Schritte zur Vereinigung, wenn nicht im Glauben, doch in der Liebe werden getan

werden." *) Man strich also „Ein' feste Burg". Vom Jahre 1787 bis zum Jahre 1843 hat z. B. das protestantische Volk der Stadt Hamburg des großen lutherischen Kampfliedes gänzlich entbehren müssen. Es war keine Zeit für Polemik. Auch bei der Jubelfeier in der Stadt New York im Jahre 1817 wurde „Ein' feste Burg" nicht gesungen. Man feierte damals gemeinschaftlich mit Reformierten und Episkopalen. Wo der religiöse Indifferentismus in die Feier des Jubiläums hineinredet, wird ganz naturgemäß das Verlangen laut, daß man die Polemik schweigen lasse. Nach ähnlichem Muster hätte der Dichter des 136. Psalms nicht den schrecklichen Untergang des pharaonischen Heeres, sondern die so viel hübschere Beschenkung der Israeliten mit den ägyptischen Gold- und Silbergefäßen besingen sollen; wozu den alten Streit ins Gedächtnis zurückrufen? — Man übersieht, daß gewisse Gegensätze bestehen werden bis an den Jüngsten Tag. Man übersieht ferner, daß diese Gegensätze uns überwinden werden, wenn wir ihnen einen Waffenstillstand gewähren. Man übersieht schließlich, daß der Kampf gegen die Lüge nie ruhen darf, wo das Amt evangelischer Predigt verrichtet wird, selbst nicht auf die Gefahr hin, daß die recognition von seiten der Zeitungswelt ausbleibt. G.

Neue Kirchenbauten der Episkopalen. Mit großartigen Bauplänen ist die Episkopalkirche in New York City beschäftigt. An dem Nordende von Manhattan wird eine neue Kathedrale, St. Johannes der Evangelist, errichtet. An der Fünften Avenue ist die neue Thomaskirche eingeweiht worden. Die Bartholomäusgemeinde baut ein Gotteshaus an der Park-Avenue, nördlich vom Zentral-Bahnhof. Es sind alles Bauten, die in die Millionen gehen. (Wbl.)

Trauungen können in der römischen Kirche nach jetzt bestehendem kanonischen Recht nur unter folgenden Bedingungen vollzogen werden: Ein gültiges Verlöbnis muß der Eheschließung vorausgehen. Ein Verlöbnis ist nur dann gültig, wenn es in Gegenwart eines Pfarrherrn oder des Bischofs durch die Unterschrift beider Kontrahenten geschlossen worden ist. Ein dreimaliges Aufgebot, an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen, muß der Trauung vorausgehen; doch kann der Bischof vom Aufgebot dispensieren. Nach eingegangenem Verlöbnis haben beide Personen, wenn sie der römischen Kirche angehören, ein Sündenbekenntnis und, wenn vom Priester gefordert, auch eine Generalbeichte abzulegen. Am Abend vor dem Hochzeitstag muß noch ein Beichtgang erfolgen. Der Hochzeitstag ist gemeinschaftlich mit dem Priester zu bestimmen. Der Pfarrer der Gemeinde, welcher die Braut angehört, hat die Trauung zu vollziehen; der Pfarrer des Bräutigams nur im Falle einer Mischehe. Der Regel nach muß eine Messe (bridal oder nuptial mass) bei der Trauung gelesen werden. Daher ordentlicherweise keine Trauungen des Abends, da nur am Tage Messe gelesen wird. Der hochzeitliche Segen (nuptial blessing) kann nur in Verbindung mit einer Messe erteilt werden. Dieser Segen wird einem Katholiken nur einmal im Leben erteilt, wird also bei der Verehelichung einer Witwe nicht wiederholt. Trauungen können nach einer Bestimmung Papst Pius' X. (1908) der Regel nach nur von einem Gemeindepfarrer oder von einem

*) Bernhard Pick, Das Lutherlied „Ein' feste Burg" usw. und seine Geschichte. Reading, Pa., 1916. Preis: 15 Cts. Zu beziehen vom Verfasser, 140 Count St., Newark, N. J.



Priester, der vom Bischof dazu besonders ermächtigt worden ist, vollzogen werden, und nur in Gegenwart wenigstens zweier Zeugen, und zwar ist diese Bestimmung auch im Falle einer Mischehe zu befolgen. Nur nach Erlangung eines bischöflichen Dispenses können Personen in die Ehe treten, bei denen sich eins der Hindernisse findet, die nach kirchlichem Recht entweder eine schon eingegangene Ehe ungültig machen (impedimenta dirimentia) oder wenigstens gewisse Nachteile für die Eheschließenden nach sich ziehen, obwohl die trotz solcher Hindernisse eingegangene Ehe unanfechtbar ist (impedimenta impedientia tantum). Über diese Ehehindernisse finden sich ausführliche Bestimmungen bei Busenbaum, Gury und in andern Kompendien der katholischen Moraltheologie, wie sie durch den Jesuitenorden ausgestaltet worden ist. G.

Amerikanische Wohltätigkeitsgesellschaften klagen über einen starken Rückgang in den Einnahmen für das Jahr 1916. Auch viele Missionsvereine und solche Organisationen wie die Y. M. C. A., die Heilsarmee usw. haben ein mageres Jahr gehabt. Man schreibt diesen Rückgang hauptsächlich auf Rechnung der Unterstützung, die von amerikanischer Seite den Notleidenden in Europa zuteil geworden ist. Das genügt aber nicht. Man darf wohl in diesem Rückgang im Geben ein Zeichen des Lauwerdens breiter kirchlicher Schichten erkennen. Auch halten wir uns gegenwärtig, mit was für raffiniert plan- und geschäftsmäßigen Verfahren in letzten Jahren bei dem Aufbringen großer Summen für Wohltätigkeit, für Y. M. C. A.-Gebäude und ähnliche Zwecke zu Werke gegangen worden ist; offenbar hat man sich so daran gewöhnt, in einem großartigen „Wirbelsturm-Feldzug", mit einer Riesensumme als Ziel, tätig zu sein, daß das regelmäßige Geben der weniger Bemittelten, die aber das Rückgrat der Geberschaft bilden, einen Ausfall erfahren hat. Endlich ist bei dem Gleichmut, mit dem unser Volk die Bereicherung aller Bevölkerungsschichten auf Kosten des jahrelangen europäischen Massenmordes aufnimmt, nicht zu erwarten, daß es seine aus Elend, Tränen und Blut gewonnenen Reichtümer in nennenswertem Maße zur Mildtätigkeit verwendet. Man braucht also nicht den Dienst an den Notleidenden Europas verantwortlich zu machen für den gemeldeten Ausfall in den Beiträgen für Werke der einheimischen Wohltätigkeit. G.

Eine Bibelweihe fand kürzlich in der Chicago Y. M. C. A. statt. Der Weihgottesdienst galt 1821 Exemplaren der Bibel und wurde geleitet von Herrn J. C. Bennett, einem Beamten der "Gideons", jenes Vereins Handelsreisender, der den Zweck verfolgt, in jedem Hotelzimmer in den Vereinigten Staaten eine Bibel niederzulegen. Im ganzen hat dieser Verein jetzt 321,145 Bibeln in den Hotels unsers Landes und Canadas untergebracht. Die 1821 Bibeln, die in der erwähnten Versammlung „geweiht" (dedicated) wurden, sind im Y. M. C. A. Hotel in Chicago aufgelegt worden, die größte Zahl, die in irgendeinem Hotel der Welt zu finden sein soll. G.

Statistisches. Der Wert des Kircheneigentums in den Vereinigten Staaten wird auf $1,575,000,000 eingeschätzt. Für kirchliche Zwecke werden nach neuester Schätzung jährlich $450,000,000 aufgebracht. Für den Bau neuer Kirchen, Schulen usw. werden jährlich $60,000,000 bis $70,000,000 verwendet. Für Heidenmission bringen die verschiedenen Kirchengemeinschaften jährlich $18,000,000 auf. G.

Durch die Erwählung zweier Mormonenältester in den Bundessenat ist die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf diese der Kirche und dem

Staate gleich gefährliche Sekte gelenkt worden. Außer dem Republikaner Smoot hat jetzt die Mormonenkirche einen Demokraten, William H. King, als Vertreter in dem höchsten gesetzgebenden Körper unsers Landes. King steht hoch in der Sekte. Er ist der Schwiegersohn des „Thronfolgers“ in der mormonischen Hierarchie. Sechs Staaten — Utah, Idaho, Wyoming, Nevada, Arizona und New Mexico — sind jetzt politisch unter Kontrolle der Polygamisten. In Colorado, Montana, Washington, Oregon und California üben sie einen stetig wachsenden Einfluß aus. Die Missionstätigkeit der Mormonen erstreckt sich aber weit über das Gebiet unserer westlichen Staaten hinaus. In unserm Lande sind zurzeit etwa 2000 Missionare an der Arbeit, die sämtlich auf eigene Kosten (der Regel nach jeder einen Termin von zwei Jahren) missionieren. In Arkansas sind sie jetzt gerade besonders rührig. Auch aus Pennsylvania bringen die Zeitschriften der Sekte „ermutigende“ Berichte. In Providence, R. I., fand im Oktober 1916 eine große Konferenz statt. Aber auch im Ausland ist diese unheimliche Sekte sehr geschäftig. Australien wird zurzeit von vielen Missionaren bereist. Auf Samoa bestehen sechs Vereine. Aus Neuseeland kommt die Nachricht, das Werk „gehe gut voran“. In Südafrika bestehen neun Konferenzen. In Holland wird besonders eifrig missioniert. Die ökonomische Machtstellung der Sekte geht aus folgender Zusammenstellung der finanziellen Unternehmungen hervor, in denen sie durch ihren Propheten Smith repräsentiert ist: Smith ist ein Direktor der Union Pacific-Bahn, Präsident der Beneficial Life Insurance Company, Präsident der Consolidated Wagon and Machine Company, Präsident der Utah Hotel Company, Präsident des Monopols, welches die auf vierzehn Billionen Tonnen geschätzten Salzmengen des großen Salzsees kontrolliert, Präsident der Utah State National Bank, der Zion Savings and Trust Company, der *Deseret News*, der Zion Cooperative Mercantile Institution, die einen kolossalen department store betreibt, und der Utah-Idaho Sugar Company, die den westlichen Rübenzuckermarkt kontrolliert. Smith ist außerdem ein Direktor oder sonst Beteiligter in einem Dutzend anderer großer geschäftlicher Unternehmungen. Außerdem verfügt er über die Riesensummen, die jährlich durch die Erhebung des Zehnten von allen Gliedern dieser Sekte in die Kasse der Church of Latter-day Saints of Jesus Christ fließen. Daß die Gefahr, die dem Gemeinwesen von diesem „Staate im Staate“ droht, vom amerikanischen Publikum nicht erkannt wird, braucht bei der Gleichgültigkeit, mit der es die viel gefährlichere Macht jener andern politiko-religiösen Sekte, der Papstkirche, anwachsen sieht, nicht zu befremden. G.

II. Ausland.

Was dem deutschen Christenvolk jetzt vielfach in Predigten geboten wird, davon bringt die „Ev.-Luth. Freikirche“ vom 30. Juli 1916 ein Beispiel, der Pfingstpredigt in der Sammlung „Gottes Wort in unserer Zeit“ entnommen: Die Vorgänge am ersten Pfingsttag werden da, wie folgt, geschildert: „Was war denn damals [am ersten Pfingstfest] geschehen? Jesus war gestorben, und damit war alle Hoffnung und alles Zukunftsleuchten ins Grab gesunken.*) Sie hatten so viel von ihm erwartet. Sie hatten an ihm Halt und Stütze gehabt. Nun war alles mit einem Male aus. Zuerst gab es ein wirres Durcheinander,

*) Sperrungen von der „Ev.-Luth. Freikirche“.



sie wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, und dann ein irres Auseinander. Sie zerstreuten sich, jeder ging seinen alten Geschäften in der Heimat nach. Die einen saßen am See Genezareth und warfen ihre Netze aus, andere in ihrer Werkstatt und arbeiteten, wie sie es vor Jahresfrist getan, die dritten saßen in ihrem Zollhäuschen und forderten die Gelder ein. Aber nur die Hände waren bei der Arbeit. Das Herz träumte immer wieder zurück in die große Zeit hinein und hängte sich an den großen Mann und las aus seinen Augen das innere Gottesleuchten und von seinem Munde die Worte des Ewigen. Das sollte der ganze Erfolg dieser mehrmonatigen Wirksamkeit sein, daß sie ohne Wirkung spurlos an ihnen vorüberging? Erst trafen sich zwei, dann drei: ‚Sag', du, kannst du dich wieder zurechtfinden in deinen Verhältnissen?' Ein stummes Kopfschütteln. ‚Hast du Ihn schon vergessen, kannst du ohne Ihn leben?' Ein stummes Kopfschütteln. ‚Sag' mal, sind wir es Ihm nicht eigentlich schuldig, daß wir seine Arbeit aufnehmen? Er hat doch sein Werk nicht zu Ende führen können, wir sind doch seine Erben; wir wollen doch nicht nur nehmen, sondern auch Gebende sein. Gott, wie machen wir das denn?' Ein stummes, fragendes Kopfschütteln. ‚Weißt du, ich habe einen Plan. Pfingsten, da wollen wir nach Jerusalem gehen zum Fest; glaubst du nicht auch, daß Petrus dahin kommt und die andern alle? Dann wollen wir mit denen sprechen. Weißt du, ich bin so zerrissen, ich mag mich selber nicht mehr sehen. Ob's den andern viel anders geht? Wir müssen doch eigentlich dem Mann die Ehre tun, daß wir es zeigen, seine Lebenskraft ist auf uns übergegangen, sein stilles Leuchten soll ein Feuer werden, das durch die Welt geht. Aber nicht so laut; warte, bis Pfingsten kommt! Kommst du mit?' ‚Ja, ich gehe mit nach Jerusalem.' Und sie gingen hin. Ein großer, bunter Pilgerzug zog hinauf zum Wochenfest. Alle wollten dem Ewigen danken für die Blumen und Schätze, die er ausgestreut hat über seine Erde, ihre Erde. Ein Singen und Jubeln. Nur einige gingen abseits; die sangen nicht mit. In ihnen war es viel zu unruhig, als daß sie Worte finden konnten; sie mochten auch nicht diese abgesungenen Lieder. Du, schweig lieber still, wir wollen beten, beten um Kraft und Gewißheit und Zielsicherheit. Wir müssen vielleicht den andern auch noch raten und helfen. Oder ob die Besseres zu sagen wissen über unsere Zukunft als wir? Sie kamen in Jerusalem an. Richtig, als ob es wie ein großes Heimweh durch die ganze Jüngerschaft gegangen wäre: alle waren sie wieder zusammen. Erst mochten sie sich kaum ansehen, dann kaum ansprechen, und dann reichten sie sich die Hände. ‚Du, du schämst dich auch. Grad' wie ich. Ich sehe es. Ich habe in den ganzen Wochen zu Hause gesessen, als wäre nichts in meinem Leben erfolgt von einer inneren Neuschöpfung. Ich fürchtete mich. Sie spotteten so viel und verletzerten so viel. Jetzt aber wollen wir ganz ehrlich und offen gestehen: Er allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben. Von jetzt an sind wir Er und treten ein für ihn. Wir wollen nichts mehr zu tun haben mit all dem Tempeldienst der Form, wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr. Lieber den Tod, als in dieser Knechtschaft der Form noch weiterleben. Wir wollen fromm sein, aber so ganz von ehrlichem Herzen. Die Wurzelkräfte unsers Seins

liegen in ihm und seinem Leben.' Da ging's wie ein Rauschen durch die Reihen hindurch, eine innere Erschütterung, die zugleich eine innere Erhebung war. Was träge dahinschlich, raffte sich auf zu einem Wollen, und sie wurden ein sieghaft Volk der Kraft." — Hierzu bemerkt das „Theol. Zeitblatt": „Wie platt, wie trivial, wie armselig ist dieses Gerede! Man meint, die alten Rationalisten seien wieder lebendig geworden. Woher weiß der Mann denn das alles so genau? Wir denken, die liberale Theologie hält sich genau an die Quellen. Was die einzigen Quellen, die wir haben, erzählen von jener Zeit, wird mit Stillschweigen übergangen. Von Christi Auferstehung und Himmelfahrt, von der Jünger Glauben an den Auferstandenen und ihrem stillen Warten in Jerusalem auf die Erfüllung der Verheißung des Vaters kein Wort. Der Prediger weiß es jetzt, nach fast 1900 Jahren, viel besser und genauer, wie es zugegangen ist. Und aus der Tat des lebendigen Gottes, der seinen Geist ausgoß über alles Fleisch, deren die Kirche am Pfingstfest sich freut, wird eine innere Erschütterung, die zugleich eine innere Erhebung ist, ein starkes Erlebnis von Menschen, die dem Manne, dem verstorbenen JEsus, die Ehre tun, daß sie zeigen, seine Lebenskraft sei auf sie übergegangen. Doch genug! Was St. Paulus 2 Tim. 4, 3. 4 schreibt, tritt uns hier vor Augen; es sind die, die heilsame Lehre nicht leiden wollen, die sich zu den Fabeln kehren. Und die Kirche läßt sie ruhig gewähren!"

G.

Das Theater unserer Zeit ist in einem Grade verderbenbringend, wie es sich kaum denken läßt. Wie es dabei zugeht, zeigen die folgenden Ausführungen, die wir den „Frauenblättern" entnehmen: „Die Soubrette [Sängerin] steht auf der Bühne und singt ein Schelmenlied. Sie macht ihre Sache sehr gut, und das Publikum lacht und freut sich und kann des Jubels kein Ende finden. Als die Vorstellung aus ist, liegt auf aller Lippen der Brettlsang. Die Männer pfeifen ihn, die Frauen summen ihn nach, selbst die jungen Mädchen trällern ihn vor sich hin. Das Lied ist zum Schlager geworden und wandert in die Welt hinaus. Man begegnet ihm in der Großstadt und im kleinen Städtchen; selbst im entlegensten Nest klingt es vom Grammophon entgegen: ,Wo steht denn das geschrieben, man soll nur *eine* lieben?' Vielleicht ist es auch irgendein anderer Singsang ähnlicher Art, es gibt dergleichen heute ja mehr als genug. — Im Theater gibt man ein modernes Lustspiel, eine Posse, einen Schwank. Es ist ,gesteckt' voll im Haus, und alt und jung amüsiert sich ,gottvoll'. Man hat die Geschichte, die sich da abspielt, zwar schon hundertmal gesehen, sie bildet ja den Gegenstand der meisten neueren Lustspiele, Schwänke und Possen; aber das tut nichts. Es wirkt doch immer wieder ,furchtbar komisch', wenn ein Ehemann seine Frau betrügt, wenn das Weibchen seinen Mann hintergeht, wenn Schwiegervater und Schwiegersohn einander helfen bei allerhand galanten Abenteuern. Und auch dieses Stück wandert in die Welt hinaus. Von der Großstadt kommt es in die Provinz, zuletzt spielt es die Wanderbühne im Nest. Man will doch überall ,moderne' Sachen sehen, und gerade solches Stück ist zum Totlachen! Wirklich? Die Ehebruchstragödie ist zum seichtesten Spaß geworden. Man findet es ,furchtbar lustig', wenn Mann und Frau auf der Bühne einander belügen und betrügen und sich nachher, als wäre nichts geschehen, von neuem in die Arme sinken. Man singt und pfeift und trällert lustig mit: ,Wo steht es denn geschrieben.

man soll nur eine lieben?' ,Laßt uns eine Sünde tun, eine Sünde ist so schön', lockt ein anderes Brettllied. Eine Liedersammlung dieser Art, die neuerdings in den Handel kam, trägt seinen Anfang sogar als Titel: ,Laßt uns eine Sünde tun!' " — So die Schilderung. Ist es nicht grauenhaft? Wie tief ist unser Volksleben gesunken! Die Sünde ist der Leute Verderben. Wie kann man dazu auffordern mit lachendem Munde! Ach, ein ehebrecherisches und sündiges Geschlecht! Gottes Gerichte gehen über die Welt. Aber die Welt bleibt Welt, bis sie ihr Maß voll gemacht hat und in die strafende Hand Gottes fällt. Du aber, o Christ, errette deine Seele und nimm zu Herzen das Wort vom Ärgernis Mark. 9, 43—48!

(Ev.-Luth. Freikirche, 13. Aug. 1916.)

Christliche Madagassen auf dem Kriegsschauplatz. Seit einigen Monaten sind zahlreiche Madagassen in Frankreich in der Kriegsarbeit und im Kampfe. Einige dienen in den Munitionsfabriken, die meisten als Schützen. Unter ihnen ist eine große Zahl eingeborner Christen, die Frucht der protestantischen Mission auf Madagaskar. Die Pariser Evangelische Mission hat nun für einen ihrer Missionare, Parisot, der als Lazarettgehilfe tätig war, die Erlaubnis erwirken können, in gleicher Eigenschaft einem madagassischen Bataillon überwiesen zu werden. Er hat zuerst einige Wochen in einem Lager eingeborner Schützen in St. Raphael zugebracht und ist dann mit ihnen zur Front gezogen. In verschiedenen Städten haben die Madagassen den öffentlichen Gottesdiensten beigewohnt. Auch in der Etappe und an der Front waren die Feldgeistlichen bisweilen überrascht, ihre evangelische Zuhörerschaft durch die unerwartete Ankunft madagassischer Schützen vergrößert zu sehen. Rührend ist, daß der eingeborne madagassische Prediger Rajafetra als „Infirmier-Aumonier", das heißt, als Lazarettgehilfe und Feldgeistlicher, seine Landsleute nach Frankreich zu begleiten wünschte. Trotz seiner 53 Jahre und seines weißen Bartes wurde er angenommen, erhielt aber keinerlei Vergünstigungen, sondern mußte wie ein einfacher Soldat reisen. Auch unter den französischen Truppen in Saloniki befinden sich Madagassen. Man versteht das geistliche Bedürfnis dieser schwarzen christlichen Soldaten; denn welche Gedanken mögen durch ihre Seele ziehen! Uns freilich muß es wie ein Frevel erscheinen, diese Leute auf die europäischen Kriegsschauplätze zu schleppen. (Brof.)

Kriegsgefangene gibt es in Deutschland weit über anderthalb Millionen. Diese sind in etwa 150 Lagern untergebracht. Die deutschen Kirchengemeinschaften üben unter diesen Gefangenen auch Seelsorge. Diese bereitet freilich große Schwierigkeiten. Zunächst in sprachlicher Beziehung. Da sind Engländer, Franzosen, Belgier, Russen; unter den Russen wieder Letten, Esten, Polen, Finnen und Litauer. Die Engländer und Franzosen haben aus ihren Kolonien die verschiedenen Vertreter der schwarzen und braunen Rasse in die Gefangenenlager geliefert. Aber dieser Schwierigkeit konnte überall begegnet werden. Eine andere Schwierigkeit bereitete die Buntscheckigkeit der Konfessionen. Hier sind zu versorgen Evangelische, Römisch-Katholische, Griechisch-Katholische, Israeliten und Mohammedaner. Aber auch dies Hindernis ist überwunden. Die Seelsorge unter den Evangelischen wird entweder von besonderen Gefangenenseelsorgern oder von den Ortspfarrern betätigt. Ihrer waren tätig an Engländern 31, an Franzosen 37, an Russen 73. In den Lagern werden regelmäßig Gottesdienste gehalten, auch Abendmahlsfeiern, Bibelteile, gedruckte Predigten und sonstige

religiöse Schriften verteilt. Hierzu bemerkt die „Ev.-Luth. Freikirche" vom 10. September 1916: „Von der Verbreitung gedruckter Predigten usw. versprechen wir uns keine besondere Frucht; ihr Inhalt müßte denn ein anderer sein als der der meisten religiösen Kriegsblätter, mit denen unser Land überschwemmt wurde." Aber auch den „religiösen Bedürfnissen" der gefangenen Mohammedaner, die meistens im „Halbmondlager" bei Wünsdorf (Brandenburg) untergebracht sind, ist die preußische Heeresverwaltung entgegengekommen. Sie hat eine Moschee erbauen lassen, die bis in die kleinsten Einzelheiten den orientalischen Gotteshäusern gleicht. Das „Halbmondlager" in Wünsdorf, das, von dem Russen-, Franzosen- und Belgierlager streng getrennt, fünfzehn Minuten vom Bahnhof entfernt liegt, enthält etwa 3800 bis 4000 Mohammedaner, Araber, Gurkhas, Marokkaner, Sudan- und Senegalneger, die als Bundesgenossen der Franzosen und Engländer an der Westfront von unsern Truppen gefangengenommen worden sind. Der Gottesdienst im „Halbmondlager" wird durch einen Hodscha geleitet, einen Priester, der sich unter den Gefangenen befindet, während das Amt des Rufers, der von der Zinne des Minaretts den Gläubigen die Stunde des Gebets anzeigt, von einem gleichfalls gefangenen Mollah bekleidet wird. Die Einweihung der Moschee hat unter Beisein des türkischen Botschafters und der Militärbehörden stattgefunden. — P. Correvon von der französisch-reformierten Gemeinde in Frankfurt a. M. beschreibt in der „Nordd. Allg. Zeitung" seine Erfahrungen in der ihm übertragenen Seelsorge an den evangelischen Kriegsgefangenen französischer Zunge in Deutschland. In dem Gefangenenlager bei Kassel durfte er auch evangelischen Deutschrussen predigen. Er schreibt darüber: „Auf meine Frage an die Deutschrussen, ob sie auch etwas singen könnten, antworteten die prächtigen frommen Leute mit einem einstimmigen „Ja"! So sangen sie aus dem Gedächtnis eine Strophe nach der andern von unsern schönen Kirchenliedern, z. B. ‚So nimm denn meine Hände' und ‚JEsu, geh voran'. Andächtig lauschten sie meiner Rede; viele unter ihnen hatten Tränen in den Augen, als ich von ihren Müttern und Frauen daheim sprach. Waren sie doch alle echte deutsche Männer, die Nachkommen ausgewanderter Württemberger, die in der Nähe Odessas jene schönen und fruchtbaren Kolonien gründeten, die bis heute in Schule und Haus die deutsche Sprache erhalten haben. Hier hat die Macht der religiösen Idee die Sprache gerettet. Man merkte es den Leuten an, wie schmerzlich ihnen ein Krieg ist, den sie gegen ihre Brüder führen müssen."

G.

Interessanter Keilschriftfund. Dr. Stephen H. Langdon, Hilfskurator des Museums der Universität von Pennsylvania, hat auf einer der vielbesprochenen Nippurtafeln ein Epos in der Sprache der Sumerier, der ältesten Bewohner von Babylonien, entdeckt. In dem Epos wird eine Geschichte der Zivilisation gegeben, beginnend mit dem Sündenfall und der Sintflut. Die das Epos enthaltende Tafel ist 44 Zoll lang, einen halben Zoll dick und enthält 300 Zeilen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die Tafel aus dem Jahre 2250 vor Christi Geburt stammt. Nach den Angaben Dr. Langdons wird in dem Epos auch der Arche Erwähnung getan. Lahama, der Gott, der die Sintflut geschickt, verspricht den Sumeriern, daß ihr Land das Zentrum der Zivilisation werden soll, und sie die Welt beherrschen werden.

G.

Pastor: Staat: Synodaldistrikt: ....

Parochialbericht vom 1. Januar 1916 bis zum 31. Dezember 1916.

Ort	Gemeinden		Predigtplätze	Gemeindeglieder			Gemeindeschulen					Sonntagsschulkinder	Getaufte	Konfirmierte	Kommunizierte	Kopul. Paare	Begrabene	Bemerkungen.
	zur Synode gehörend	nicht zur Synode gehörend		Seelen	Kommunizierende	Stimmberechtigte	Schulen	Pastor*	Lehrer	Lehrerin	Schulkinder							

Pastoren, die mehrere Gemeinden oder Predigtplätze bedienen, wollen diese gesondert angeben. Wenn dies allgemein geschieht, so bietet das „Jahrbuch" einen Ersatz für das von vielen sehr vermißte Verzeichnis aller Orte, an denen von Pastoren unserer Synode gepredigt wird.

Pastoren, die um die Zeit des Jahreswechsels einem andern Beruf folgen, sollten dafür sorgen, daß Berichte über ihre alte und neue Gemeinde eingehen.

Pastoren, welche im Laufe des Jahres Gemeinden abgeben, sollten diese nicht mehr aufführen, sondern ihre Nachfolger.

Ort — nicht die Postoffice, sondern der Ort der Gemeinde. Besteht die Parochie aus mehreren Gemeinden oder Predigtplätzen, so sollte an erster Stelle die Gemeinde genannt werden, in deren Mitte der Pastor wohnt.

Predigtplätze — solche Stationen außerhalb der Gemeinde, an denen noch keine Gemeindeorganisation stattgefunden hat. Bei neuen Predigtplätzen, von denen noch keine Seelenzahl angegeben werden kann, sollte wenigstens die Durchschnittszahl der Zuhörer genannt werden.

Seelen — alle Getauften, Stimmfähige und nicht Stimmfähige, Große und Kleine.

Kommunizierende — alle konfirmierten Glieder der Gemeinde und alle zur Gemeinde sich haltenden Konfirmierten, junge und alte, welche berechtigt sind, an der Kommunion teilzunehmen.

Stimmberechtigte — alle, die zur Stimmenabgabe berechtigt sind (einschließlich des Pastors und Lehrers der Gemeinde).

Schulen — nicht die einzelnen Klassen, sondern die einzelnen Schulen. Wenn weniger als 4 Tage in der Woche und 6 Monate im Jahr Schule gehalten wird, sollte unter den Bemerkungen angegeben werden, wieviel Schule gehalten wird.

* **Pastoren,** welche Schule halten (allein oder neben einem Lehrer), wollen dies durch „P" angeben.

Lehrer — ordentlich berufene Gemeindeschullehrer. Studenten und Seminaristen, die zeitweilig in der Schule aushelfen, sind unter den „Bemerkungen" zu nennen.

Schulkinder — alle, die am Jahresschluß die Schule besuchen (einschließlich derjenigen, die etwa zeitweilig im Winter am Schulbesuch verhindert sind).

Sonntagsschulkinder — alle Kinder und jüngeren Leute, die am Jahresschluß die Sonntagsschule, wo eine solche eingerichtet ist, besuchen. Mit Sonntagsschule ist nicht die sogenannte „Christenlehre" gemeint.

Kommunizierte — die Gesamtsumme derer, die im Laufe des Jahres am heiligen Abendmahl teilgenommen haben (einschließlich der Pastoren, die zur Zeit einer innerhalb der Gemeinde gehaltenen Konferenz- oder Synodalsitzung kommunizierten).

Bemerkungen, wenn überhaupt nötig, müssen kurz gefaßt werden.

Sie werden dringend ersucht, Ihren Parochialbericht zu Anfang des neuen Jahres **vollständig** einzusenden an

Prof. Th. Graebner, 3618 Texas Ave., St. Louis, Mo.

Wieviel hat jede Ihrer Gemeinden bis zum 31. Dezember 1916 für den Jubiläumsfonds einbezahlt? ....

